

Kleine Beiträge

zur

deutschen Mythologie, Sitten- und Heimathskunde

in

Sagen und Gebräuchen aus Thüringen.

Gesammelt und herausgegeben

von

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Dr. August Wischel.

Erster Theil:

Sagen aus Thüringen.

Wien 1866.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Sagen aus Thüringen.

Gesammelt und herausgegeben



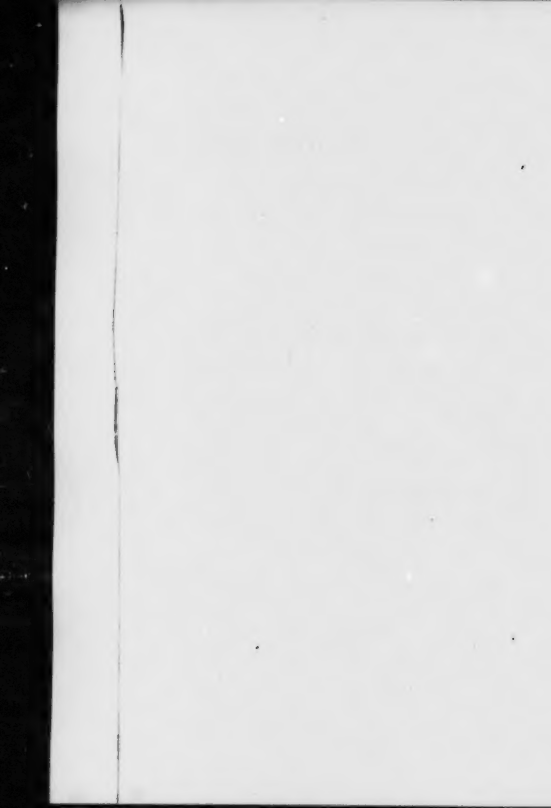
von

Dr. August Wislizenus.

Wien 1866.

Wilhelm Braumüller

L. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.



Gr. Excellenz

Herrn Philipp Freiherrn von Winkingerode,

Großherzoglichen G. wirts. Geheimrath, Chef des Departements der Justiz und des
Cultus des Großherzoglichen Staatsministeriums, Rath der des Großherzogl. Land-
ordens der Wasserkunst eben vom weissen Halse mit dem Stern u. s. w.

in dankbarer Verehrung

gewidmet.



Vorrede.

Eine Sammlung thüringischer Sagen, Sitten und Gebräuche bedarf wohl kaum einer Entschuldigung oder Rechtfertigung, da diesen alten Volksüberlieferungen, deren Ansammlung die neuere Zeit fast überall besondern Fleiß und Eifer zugewendet hat, gerade in Thüringen theils nur geringe, theils nicht die rechte und für weitere Zwecke brauchbare Beachtung und Aufzeichnung zu Theil geworden ist. Denn abgesehen von einer kürzlich erschienenen Sammlung der „Sitten und Gebräuche bei Hochzeiten, Tausen und Begräbnissen von Franz Schmidt (Weimar 1863)“, so ist des Volkes alter Brauch und Glaube, dessen Umfang so groß und weitverzweigt, dessen Wurzeln so tief in die Vorzeit zurückgehen, noch gar nicht gesammelt und zusammengestellt, wie dringend auch die Zeit und ihre Verhältnisse mahnen, die noch übrige Aehrenlese auf diesem Gebiete der deutschen Mythologie, Culturgeschichte und Heimathskunde nicht länger aufzuschieben. Von jenen alten Volksfitten und Festen und dem daran hängenden Brauch und Glauben ist schon so vieles durch die unaufhaltsamen Fortschritte und Bestrebungen der Zeit unserer Kenntniß für immer entrückt und entzogen und jede noch vorhandene Spur wird bald völlig verlitzt sein. Die Wichtigkeit dieser Ueberreste und Bruchstücke aus der Geschichte des Glaubens und Denkens unserer Urväter, freilich nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt, Reinheit und Unmittelbarkeit erhalten, sondern theils abgeändert und umgebildet, theils aus ihrem Zusammenhange gerissen und zerbrockelt unter den Einflüssen der Neuzeit und ihrer Bildung, aber auch selbst in dieser verjüngten, getrübbten, trümmerhaften Gestalt, in ihrer Abgerissenheit und Zerbrockelung noch auffällig genug, um von schär-

ser blickenden Augen erkannt und in ihrer wahren Bedeutung erfaßt zu werden — den Werth und die Bedeutung dieser Urkunden und Zeugnisse für andere und höhere Zwecke der Wissenschaft hier ausführlich darzulegen, ist durchaus unnöthig und überflüssig. Dieser Nachweis liegt in J. Grimm's deutscher Mythologie Jedermann vor Augen.

Thüringische Sagen dagegen sind schon zweimal von V. Wechstein gesammelt und herausgegeben worden, zuerst im „Sagenschatz des Thüringerlandes“ (Hildburghausen 1835 ff. 4 Bde.) und später nochmals im „Thüringer Sagenbuch“ (Wien und Leipzig 1858. 2 Bde.). Wer mit diesen Publicationen die gegenwärtige Sammlung näher vergleicht, dem wird hoffentlich ihre Verschiedenheit von Wechstein's Sagenschatz und Sagenbuch nicht unbemerkt bleiben, ein Unterschied, der die nochmalige Revision dieses Sagengebiets wohl rechtfertigen dürfte, hier aber unerörtert bleiben mag. Ich verkenne keineswegs Wechstein's Verdienst, Sinn und Liebe für die heimathliche Sage in Thüringen geweckt und gepflegt zu haben. Dieses Verdienst soll ihm ungeschmälert bleiben.

Meine Absicht war und ist darauf gerichtet, alles was von alten Sagen, Gebräuchen und Glauben, geschichtlichen, lokalen und volksthümlichen Inhalts, in Thüringen unter dem Volke einst heimisch war oder in seiner Erinnerung noch lebt und in Uebung ist, möglichst vollständig und treu der Ueberslieferung in dieser Sammlung nieder zu legen.

Ich habe mit den Sagen den Anfang gemacht und bringe in diesem ersten Theile zuerst die geschichtlichen Sagen des Thüringer Landes, dann Orts- und Volksagen. Da nun der größte Theil derselben schriftlichen Quellen entnommen ist, so will ich kurz angeben, wie ich diese Quellen für meinen Zweck gebraucht und benutzt habe.

Bei den geschichtlichen Sagen bin ich selbstverständlich immer zur ältesten Quelle zurückgegangen und habe ihr, weil sie am einfachsten, noch ohne alle Zusätze und Einflüsse einer spätern Zeit den Inhalt der Sage giebt, denselben treu und wörtlich entnommen, ohne jegliche Zuthat, Ausschmückung und Ergänzung. Nur dann bin ich von diesem Verfahren abgegangen, wenn der ältern Quelle absonderliche Geschmacklosigkeit und Ungelegenheit

dazu aufforderte, was bei der breiten und formelhaft-geprägten Erzählungsart der Reinhardsbrunner Klosterannalen zuweilen geboten war. In solchem Falle bin ich einer jüngern Uebersetzung unbedenklich gefolgt, zumal wenn dieselbe dem Inhalte nach von der ältern Aufzeichnung nicht verschieden war. So habe ich diesen Annalen das „Leben des heil. Ludwig“ als Sagenquelle fast überall vorgezogen und aus ihr, deren innige Auffassung und herzliche, lebenswarme Sprache noch ganz besonders anmuthet, die Sagen von der heil. Elisabeth und Ludwig, ihrem Gemahl, geschöpft. Der spätere Johannes Rothe hat in seiner thüringischen Chronik schon versucht bald durch eigene Abänderungen, bald durch Zuthaten aus dem Munde des Volks der ältern Uebersetzung eine besondere Bedeutung und lokale Beziehung zu geben. Von diesen Interpolationen wird in den Anmerkungen zu den Sagen weiter zu reden sein.

Unter den spätern Chronisten schien Joh. Vange die meiste Berücksichtigung zu verdienen, dessen schlichte und einfache Erzählungsweise der Sage Ursprünglichkeit und Volkethümlichkeit noch in späterer Zeit wohl bewahrt und erhalten hat. Ihm ist auch J. Grimm als einem zuverlässigen Gewährsmann in denselben Sagen, welche dem thüringischen Boden angehören, gewöhnlich gefolgt. Aber auch Gerstenberger's thür. hess. Chronik und noch die eine oder die andere boten Eigenthümliches und waren hier und da in den Vordergrund zu stellen. Außer den ältern und jüngern thüringischen Chroniken habe ich Casarius von Heisterbach, die gereimten Lebensbeschreibungen der heil. Elisabeth, die handschriftlichen Chroniken von Schlorf und Hugel, Rebhan's *historia ecclesiastica Isenacensis*, gleichfalls Mißt., benutzt und aus denselben theils neue Sagen, theils bekannte in besonders ansprechender Form aufgenommen.

Wollte ich auf diese Weise den geschichtlichen Sagenstoff nach Inhalt und Form möglichst rein und volkethümlich herstellen und wiedergeben, so glaubte ich auch aus demselben auscheiden und entfernen zu müssen, was mit Verkenntnis des echten Sagengehalts ganz ohne Zug und Recht in denselben eingeführt worden war. Nachstein hat in beiden Sammlungen allerlei Erzählungen auf

dem Gebiet der Sage unterzubringen gesucht, die ihm für fern bleiben müssen.

Den Volks- und Ortesagen bin ich auf demselben Wege gegangen und habe sie gleichfalls stets nach den ältesten Zeichnungen mitgetheilt. Glücklicher Weise gehört ein Theil derselben noch jener Zeit an, in welcher die Sage unter dem Volke lebendig war, treu dem Volksmunde erzählt wurde und man nicht daran dachte, aus Büchern Schriften Sagen fremder Gegenden in die Heimath zu verpflanzen. In einem hübschen Plätzchen in der Umgegend, einem Berge Walde, der seltsamen Bildung eines Felsen oder sonst einer merkwürdigkeit eine Sage anzudichten und eine historische Bedeutung, einen romantischen Glanz und Schimmer zu verleihen. Diese Untreue und moderne Industrie, der ich auf meinen Wanderungen und Nachforschungen an mehr als einer Stelle begegnet bin, ist Paullini, Präterius und andern Sagensammlern in früherer Zeit durchaus fern und unbekannt; darum habe ich Angaben und Mittheilungen stets zur Grundlage der meinigen gemacht und selbst den mündlichen Mittheilungen der Gegenden vorgezogen.

Doch nicht für alle hier gesammelten Sagen waren alte Niederschriften vorhanden; viele Sagen haben auch in Thüringen ihr Dasein und Leben bis in die neueste Zeit herab nur unter dem Volke geistert und sind in verschiedenen, der Heimath und Volksgegeschichte gewidmeten Werken und Zeitschriften aus dem Munde und jener Gegend mitgetheilt worden. Diesen Quellen glaube ich ebenfalls vertrauen zu dürfen. Auch einige neuere Sammlungen sind benutzt worden, namentlich Börner's Volksagen aus dem Orlagau, deren Echtheit mir verbürgt, deren Form aber hin und wieder von einer unnötigen Stilverzierung zu leiden war.

Noch habe ich ein altes Manuscript benutzt, welches aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammt und Sagen aus der Umgegend von Stadt-Ilm und Saalfeld breit und weitläufig ausspinnend enthält. Den ungenießbaren Erzählungen mag wohl ein guter, volkstümlicher Kern zu Grunde liegen; ich habe ihn einigemal aus seiner dichten Umhüllung herauszufinden versucht. Es ist dieselbe Nie-

schrift, welche auch V. Weichstein gehabt und seinen in der Thuringia 1841 mitgetheilten Sagen aus der Umgegend von Rudelsdorf und Blankenburg zu Grunde gelegt hat.

Einzelne Sagen sind nach mündlichen Mittheilungen, die ich selbst erhalten hatte, niedergeschrieben; andere, gleichfalls den Erzählungen des Volks nachgeschrieben, verdanke ich der Theilnahme und Beihilfe lieber Freunde. So hat Herr Archivsecretär Karl Aue in Weimar eine schon vor Jahren angelegte Sammlung von Sagen mir für meine Zwecke überlassen, mich auch sonst mit guten Nachweisungen unterstützt.

Für diese freundliche Unterstützung sei ihm und allen andern, die meine Arbeit durch Rath und That gefördert haben, namentlich Herrn Bibliothekar Dr. Reinhold Köhler in Weimar und Herrn Karl Hermann, Mitglied der thüringischen Eisenbahn-Direction in Erfurt, welcher Hogels handschriftliche Chronik und andere Schriften aus seinem reichen Bücherschatze mir mitzutheilen die Güte gehabt hat, hier öffentlich herzlichster Dank ausgesprochen.

In dieser Weise war ich bemüht, dem thüringischen Sagenschatz theils durch sorgfältige Revision der schon vorhandenen und bekannten, theils durch Ansammlung vergessener und unbekannter Sagen die nothwendige Ursprünglichkeit des Inhalts und der Form, dazu auch eine gewisse Vollständigkeit zu geben und so diese Sammlung vielleicht auch andern höhern Zwecken dienlich und brauchbar zu machen.

Ich gedenke den einzelnen Sagen auch erklärende Anmerkungen folgen zu lassen, welche Ursprung, Bedeutung und Zusammenhang derselben mit andern Sagen, volksthümlichen Gebräuchen und Vorstellungen erläutern sollen. Sie stehen aber wohl zweckmäßiger am Ende der ganzen Sammlung, da erst dort eine Menge von Beziehungen klar und deutlich hervortreten können und das Verständniß wesentlich erleichtern.

Wohl weiß ich, daß diese Sammlung thüringischer Sagen keineswegs die nöthige Vollständigkeit und Abrundung erhalten hat, indem selbst auf dem durchgezogenen Gebiete hier und da noch manche hübsche, bedeutsame Sage in stiller Verborgenheit ihr unbekanntes Dasein fristen mag, überdies auch nur ein Theil des Thüringerlandes darin Berücksichtigung gefunden hat, andere Gegenden

noch ganz unvertreten sind. Dennoch habe ich mit der Herausgabe dieses ersten Theils nicht länger zögern wollen, hoffend und wünschend, daß dessen Veröffentlichung dem Unternehmen freundliche Unterstützung, Beihilfe und Ergänzung zuwenden möge. Denn selbst die Aehrenlese, welche auf dem betretenen Felde allein noch übrig vollständig zu vollbringen, dürfte dem Einzelnen bei allem Fleiß bei aller Liebe und Ausdauer kaum möglich sein, dagegen kann liebevoller Theilnahme Anderer an diesem Sammelwerke auch entlegene, verborgene und schon in den Boden getretene Aehren leicht aufgefunden und heimgebracht werden.

Deshalb richte ich schließlich an alle diejenigen, welche Stande sind, mich bei der beabsichtigten Fortsetzung dieser Sammlung thüringischer Volksüberlieferungen zu unterstützen, die gelegentliche und vertrauensvolle Bitte, mir alles, was meine Zwecke förderlich sein kann, freundlichst mittheilen zu wollen. Ich werde jeden Beitrag von Sagen, Gebräuchen und Aberglauben aus Thüringen, mag er den Sammlern selbst unbedeutend, ja verächtlich erscheinen, sowie jeden Nachweis derselben in ältern und neueren Schriften mit dem herzlichsten Danke annehmen und gewissenhaft benutzen. „Das Geschäft des Sammelns“, sagt J. Grimm in der Vorrede zum ersten Bande seiner deutschen Sagen, „sobald es ein ernstlich thun will, verlohnt sich bald der Mühe und das Hinderniß reicht noch am nächsten an jene unschuldige Lust der Kinder, wenn sie in Moos und Gebüsch ein brütendes Vöglein auf seinem Nest überrascht; es ist auch hier bei den Sagen ein leichtes Aufheben der Blätter und behutsames Wegbiegen der Zweige, um das Volk nicht zu stören und um verstoßen in die seltsam, aber bescheiden in sich geschmiegte, nach Laub, Wiesengras und frischgefallenem Regen riechende Natur blicken zu können.“ Für jede Mittheilung in diesem Sinn werde ich dankbar sein.

Eisenach, am 1. Februar 1866.

Dr. August Wihshel.

Inhalt.

Geschichtliche Sagen.

	Seite
1. Der Krieg um den Salzfluß	3
2. Die Sachsen und die Thüringer	3
3. Kampf der Thüringer mit den Sachsen	4
4. Attila in Thüringen	6
5. Attila's Schwert	7
6. Chitlerich und Basina	7
7. Germinfred findet den Fels nur halb gedeckt	8
8. Der König der Franken überzieht die Thüringer mit Krieg	9
9. Germinfred's Tod	10
10. Andere Sagen von den Kämpfen der Thüringer mit den Franken von Iring und Irminfred's Tod	10
11. Die Burg Kyffhausen und die Grafen von Weichlingen	17
12. Das Schloß Mühlberg	17
13. Von andern thüringischen Burgen	18
14. Wie Bonifazius die Thüringer zum christlichen Glauben bekehrt	19
15. Die Johanniskirche bei Altenberge	22
16. Bonifazius erbaut zu Odruf die St. Michaeliskirche	23
17. Der Bonifaziusfelsen bei Altenstein	24
18. Bonifazius zerßört auf d. Wagneide bei Erfurt einen heidn. Abgott	24
19. Die Ulmen im Pfarrgarten zu Vargula	25
20. Bonifazius hant bei Mühlhausen eine Donnerscheibe um	25
21. Bonifazius erbaut ein Kloster bei Kreuzburg an der Werra	25
22. Das Hufeisen an der Kirche zu Heilsberg	26
23. Von einer Hungernoth in Thüringen	27
24. Herzog Burkhard fällt in einer Schlacht geg. d. Ungarn bei Eisenach	28
25. Ludwig mit dem Barte	28
26. Wie Graf Ludwig seinen ersten Sohn taufen ließ	29
27. Das Jagen im fremden Walde	30
28. Die Frau zur Weichenburg	31
29. Ludwig der Springer	34
30. Ein Wunder zeigt dem Grafen Ludwig die Stelle, wo er dem heil. Ulrich die Kirche erbauen soll	35
31. Wie Graf Ludwig die Wartburg erbaut hat	36
32. Derselbe Sage aus späterer Zeit	36
33. Von der Erbauung der Stadt Eisenach	37

	Seite
34. Das Kiekerlein Reinhardtsbrunn	38
35. Der eiserne Landgraf	40
36. Ludwig baut eine Mauer um die Heinenburg	42
37. Ursprung der Stadt Weissenlee	43
38. Der eiserne Landgraf und sein Arzt	43
39. Ludwig der Eiserne versucht seine Ritter und Vasallen	45
40. Ludwig's Leichnam wird von seinen Rittern zu Grabe getragen	45
41. Wie es der Seele des Landgrafen Ludwig erging	46
42. Eine andere Sage von Ludwig's Seelenpein	47
43. Das St. Georgenbanner	48
44. Von den sechs Weistern im Gesange am Feste des Landgrafen Hermann	49
45. Landgraf Hermann erbaut das Katharinenkloster in Eisenach	52
46. Gespräch eines Priest. über d. Landgrafen Hermann	53
47. Der Landgraf Hermann im Hagedener	53
48. Elisabeth kommt als vierjährige Braut auf die Wartburg	55
49. Elisabeth als Kind	56
50. Elisabeth erwählt sich einen Apffel als ihren Heiligen und be- sondern Beschützer	57.
51. Von der treuen und innigen Liebe des jungen Landgrafen Ludwig zu seiner Braut Elisabeth	58
52. Landgraf Ludwig und der Löwe	59
53. Landgraf Ludwig und der Krämer	59
54. Elisabeth's Mantel	61
55. Von Elisabeth's tiefer Demuth und inniger Andacht	62
56. Elisabeth's Kermel	64
57. Die heil. Elisabeth und der Ausfäfige	64
58. Elisabeth's Kirchgang	65
59. Gespräche d. heil. Elisabeth mit ihrem Gemahl, dem Landgr. Ludwig	65
60. Elisabeth speist die Armen	66
61. Elisabeth's Gottvertrauen	67
62. Die heil. Elisabeth schöpft Fische aus einem Brunnen	67
63. Elisabeth's Rosen	68
64. Wie der heil. Elisabeth ihre Barmherzigkeit gegen die Armen von Gott wunderbar vergolten wird	69
65. Verklärung der heil. Elisabeth	70
66. Tod des Landgrafen Ludwig	70
67. Die heil. Elisabeth wird von der Wartburg vertrieben	71
68. Von einem Gesichte der heil. Elisabeth	72
69. Kaiser Friedrich II. und die heil. Elisabeth	73
70. Wie Landgraf Konrad ein deutscher Ordensritter geworden ist	74
71. Der Prior des Dominikanerklosters in Eisenach	75
72. Der Streit um das Erbe von Eßlingen	76
73. Friedrich mit der gebissenen Wange	80
74. Das Landgrafenlosh	81
75. Friedrich's des Freudigen Austritt	82

	Seite
76. Markgraf Friedrich der Freundige von einem Pöten gefangen	83
77. Vom Hagefener Friedrich's des Freundigen	83
78. Der Ritter Hermann von Treßfurt	84
79. D. Luther auf der Wartburg	85
80. Die Gräfin von Oranienlande	85
81. Neun Kinder auf einmal geboren	87
82. St. Bruno's lebender Oel	89
83. Der Reich mit der Scharte im Dom zu Merckburg	90
84. König Rudolf's Hund	92
85. Der Merckburger Kabe	92
86. Der Knechtlaufslehnig	93
87. Graf Heyer	93
88. Von der Schlacht am Wipphesheize und der Büchse Jodite	94
89. Die Burg Henneberg	95
90. Die Jungfrau mit dem Hops	95
91. So viel Kinder als Tage im Jahre	97

Orts- und Volksagen.

92. Die Henningshöbte auf dem Gellerstein	101
93. Die Nonnenprozessen bei Kreuzburg	102
94. Die Lebten besuchen ihre entwendeten Grafsteine	102
95. Das Storchengericht bei Kreuzburg	103
96. Wie Kreuzburger Bürger einmal nach Rodburg zum Bier geggan. sind	103
97. Der Brautfrudel bei Ebenau	104
98. Wichtelmänner im Ertanberge bei Kreuzburg	105
99. Die Nonne und der Wichtelmann	105
100. Der Wichtelmann in der Kinderstube	106
101. Der Wichteln Abzug	107
102. Der lahme Fleischbote von der Brandenburg und der Limperstein in Gefangen	109
103. Das weiße Fräulein auf der Brandenburg	110
104. Wichtel können die Pferde nicht leiden	111
105. Die Kirche in Herda	111
106. Das Lindigofräulein	111
107. Der Wichtel wird aus dem Hause verbannt	112
108. Der Pantsee bei Dingen	113
109. Der Wagen der Fran Holle	114
110. Die feurige Kuh im Moseberge bei Eisenach	115
111. Von einem Steinbilde an der Georgentirche zu Eisenach	115
112. Mönch und Nonne	116
113. Von der verführten Jungfer bei Eisenach	116
114. Der Silberbrunnen	119

115. Von allerlei Spul beim hohen Kreuze zu Eisenach u. Wilhelmsb.
116. Der spukende Harter
117. Der Bierkel im Kuchla
118. Der Tolljunkerstein im Kuchla
119. Die Elisen am Breitenberge
120. Der Schatz im Kloster Weißenborn
121. Die Prinzessin im Wittgenstein
122. Rusakanten bringen der Prinzessin eine Nachtmusik
123. Die Harterder Neujahrsfänger
124. Die Kuh aus dem Wittgenstein
125. Der Bergmann am Markberge
126. Die Königin Reinschweig
127. Der Hörfelberg bei Eisenach
128. Vom treuen Eckart, der am Eingange in den Hörfelberg sitzt
129. Von einem Kantenissen, der im Hörfelberge aufspielen mußte
130. Die Schäfer im Hörfelberge
131. Die weiße Frau im Hörfelberge
132. Von der Frau Holle
133. Der getreue Eckart und das wüthende Peer
134. Vom Tannhäuser
135. Das Lied vom Tannhäuser
136. Das Jesuobrünnchen
137. Waltmann von Sättelfardt
138. Vom Rächterfledter Hirten
139. Der Sammtärmel bei Waltershausen
140. Die Mönchskutte in Waltershausen
141. Bruder Bollmar in Reinhardtsbrunn
142. Der fromme Pöder Bollhart in Reinhardtsbrunn
143. Das Mönchsgrab
144. Wo der Hund begraben liegt
145. Die weiße Jungfer im Burgberge bei Broderode
146. Der tolle Schulmeister
147. Hausgreifer in Broderode
148. Die Junn von Karles quintes
149. Die Wassermenschen
150. Das Geschenk der Heze
151. Die verwünschten Burgen
152. Der Rost-Wärten in Schmalkalden
153. Die niesende Jungfrau
154. Jörte Kniz
155. Der Lutherstern
156. Der Gallenstein
157. Georgenthaler Klostersagen
158. Der Freischützenschuß am Waldbere in Exdrus
159. Die Jungfer auf dem Schloßberge bei Exdrus

Seite		Seite
119	160. Die drei Gleichen	160
120	161. Der Graf von Gleichen	161
121	162. Das Bischofsfestum bei Gleichen	164
121	163. Die Rige im Sätzenbücker Teiche	164
121	164. Weiser und Gelelle	165
122	165. Die Weisermette in der Viehfrauenkirche	166
122	166. Die Wichtel oder Böhlermännchen im Jensonshale bei Arnstadt	166
124	167. Der Spul im Walperholz bei Arnstadt	168
125	168. Der Jungfernsprung bei Arnstadt	169
126	169. Von allerlei Erscheinungen in der Umgegend von Arnstadt	169
126	170. Die Aewerge in den Kammerlöchern bei Angstedda	169
127	171. Der Hirsch mit dem goldenen Geweih in den Kammerlöchern	170
129	172. Der goldene Kaiserkratz	171
131	173. Der Schatz im Reinsberge	171
132	174. Das Steinbild an der Kirche in Stadt Jim	172
134	175. Das verwünschte Schloß auf dem Singerberge. Erste Sage	174
135	176. Dasselbe. Zweite Sage	175
135	177. Dasselbe. Dritte Sage	178
136	178. Der Kernfuhrmann im Singerberge	180
137	179. Der bethödete Hörner	182
138	180. Der glückliche Schäfer	182
141	181. Aeltere Spul und Hauber am Singerberge	184
142	182. Vom Quertlichtsch bei Künigssee	185
143	183. Wie Paulingelle erbaut wurde	186
144	184. Das wilde Heer	188
145	185. Vom Hinkelloch und Rutenader	190
146	186. Die glühende Kirche bei Glasbach	190
146	187. Das Mooskind	191
147	188. Die Quertliche bei Meura	192
149	189. Aewerge als Bergleute	192
149	190. Warum die Blankenburger sonst Heilsreher genannt werden sind	193
150	191. Die sieben Schwern	196
151	192. Wein im alten Schlosse bei Blankenburg	197
152	193. Die Musfanten aus Kleingätzig	198
153	194. Erscheinung in d. Gegend v. Schwarzja zw. Rudolfsdt u. Saalfeld	199
153	195. Das Dorf Langenschade	199
154	196. Das Mäustein	200
154	197. Die Riesentochter	200
155	198. Die drei Kreuze bei Pfanzwirtsbach	201
155	199. Der Wagermann	201
156	200. Der hebe Schwarm bei Saalfeld	202
156	201. Der Aehel bei Saalfeld	203
157	202. Die Jungfrau mit dem Bart	203
158	203. Von Schänen in der Barsbüxerlkirche zu Saalfeld	204
160	204. Von den Rizen bei Saalfeld	206

	Seite
205. Das Schloß auf dem Steisch bei Obernig	207
206. Der wilde Jäger jagt die Mooskente	207
207. Die Regenmutter	208
208. Der Liebhaber zum Ehen eingeladen	209
209. Der Wechselbalg zu Gehwiz	210
210. Perchtha's Ueberfahrt	211
211. Der verschmähte Kuchen	213
212. Das Waldweibchen im Bauerhause zu Wilhelmstorf	213
213. Das Waldweibchen mit dem zerbrochenen Schublatten	215
214. Das Waldweibchen klagt um sein Männchen	216
215. Die goldene Wiege des Waldkinds	216
216. Das verwünschte Bergwerk bei Wilhelmstorf	217
217. Der erschrockene Wichtel	219
218. Das Kind mit dem Thränenkrug	220
219. Perchtha läßt sich den Wagen verkaufen	221
220. Das geächtigte Waldweibchen	221
221. Das Waldweibchen auf der Wagenbeichsel	222
222. Das Futtermännchen	223
223. Das Brod mit harten Thälern gefüllt	225
224. Das versunkene Schloß	226
225. Vom Henneberge bei Heberndorf	227
226. In Giba kommt der letzte Lärle um	228
227. Die Teufelslanze bei Kanis	229
228. Perchtha untersucht die Rodenstuben	230
229. Von Perchtha's Unzügen	232
230. Das goldene Krallenspiel auf der Burg Schauenfort	232
231. Der feurige Mann	232
232. Die weiße Frau auf dem Rittergute Lemnig	233
233. Die Holzbilder in der Kirche zu Neustadt	233
234. Die Kröte auf dem Brotsaib	234
235. Der Hirt und das Moosweibchen	234
236. Die verwünschte Frau mit dem Kartoffelsteller	235
237. Thalmann von Lunderstedt sprengt den Rothenstein hinab	236
238. Von der Saalnixe I—II	239
239. Der Kopf an der Brücke in Jena	239
240. Der Kobold in Jena	240
241. Das Dorf der Geister	240
242. Der Riesenfinger	241
243. Der ungeheure Baum	241
244. Wein aus der Kuniburg	242
245. Die goldene Gans zu Tümppling	243
246. Der Galgenhügel bei Kleinprießnitz	243
247. Die Laterne bei Ramburg	243
248. Der Strudel bei der Radeleburg	244
249. Die lachende Braut und der weinende Bräutigam	244

	Seite
250. Das Kellermännchen	245
251. Tod des Demherrn zu Wertheburg	246
252. Des Nizes Weine	246
253. Der Schellenmorog	246
254. Gegen Nizen schützt Deßen und Dorant	247
255. Laß die Todten ruhen	249
256. Wösch und Nonne zu Schloß Mansfeld	249
257. Der Ritter St. Georg in Mansfeld	250
258. Ursprung der Grafen von Mansfeld	250
259. Die Steinkreuz bei Nischütz	251
260. Das Kobermännchen im neuen Schloße zu Sangerhausen	251
261. Das Zimmer des Geheanten	252
262. Der Huch	253
263. Das beschroene Feuer	253
264. Das Klammchen vor dem Hasenthore in Sangerhausen	254
265. Der Wösch im Helmeothale	254
266. Die Butterkloppe	255
267. Die Laterne	255
268. Der verlorne Kaiser Friedrich	256
269. Wie Kaiser Friedrich auf der Burg Kyffhäuser wandert	257
270. Der im Berge schlafende Kaiser	258
271. Der Hirt auf dem Kyffhäuser	258
272. Der Schäfer und der Kaiser	259
273. Die goldenen Haare aus des Kaisers Bart	260
274. Hahelknoten auf dem Kyffhäuser 1—2	261
275. Der Ritterkeller auf dem Kyffhäuser	263
276. Der Zwerg und die Wunderölume	264
277. Das Brautpaar im Kyffhäuser	265
278. Der Ziegenhirt	266
279. Der Bergmann und der Wösch	269
280. Der Kornfuhrmann aus Rehlingen	270
281. Ruslanten bringen dem Kaiser eine Nachtmahl	271
282. Venetianer auf dem Kyffhäuser	272
283. Der Müller und der Zwerg	273
284. Von zwei Schatzgräbern auf dem Kyffhäuser	274
285. Der Kyffhäuser als Wetterprophet	275
286. Die Giesrau von Jachst	275
287. Das Nonnengespinn zu Gehofen	276
288. Die letzte Abtißin im Kloster Donndorf	276
289. Die Nize der Unsrut 1—5	279
290. Ein Wösch verschafft der Unsrut einen Durchbruch	282
291. Die Lindwürmer bei Apolda	283
292. Das schweigende Bild in der Kirche zu Oberroßla	285
293. Die Nize der Ilm 1—6	285
294. Die Kirche der Geißer	286

	Seite
285. Nachrede hört der Lebten Kuhe	288
286. Der Schatz bei der Schanze	289
287. Der Reiter ohne Kopf im Weich	290
288. Der Wihbrunnen bei Tiefsurt	290
289. Das gebannte Weib	292
290. Der Niele auf dem Eiterberge	293
291. Die Schlacht auf dem Wasser Felde	293
292. Das Loch in der Kirche zu Eiterburg	294
293. Die Kohlaterne	294
294. Die drei Leihjungfern	294
295. Ein Kind wiegt schwerer als der Teufel	295
296. Warum die Raben im Brachmonat Durst haben	295
297. Vom Anfang der Stadt Erfurt	296
298. Der Schatz unter der Kirche des heil. Dionysius	297
299. Die zwölf deutschen Schüler	298
300. Die Grabsteine ohne Köpfe	298
301. Kinder tanzen von Erfurt nach Arnstadt	299
302. Die Kirche zum heil. Brunnen	299
303. Das Schloß Dinsberg bei Erfurt	301
304. Von einer Erfurter Feste	302
305. Die große Armbrust in Erfurt	303
306. Der eiserne Dösch am Rathhause in Erfurt	304
307. D. Faust's Gäschen in Erfurt	304
308. Von einer Vorlesung des D. Faust in Erfurt	305
309. Wie Faust die verlorenen Comédien des Terenz und Plautus wieder zur Stelle schaffen will	306
310. Faust kommt plötzlich von Prag nach Erfurt zu einem Abendessen	306
311. Wie Faust seine Gäste bewirthe	308
312. D. Faust muß die Stadt Erfurt verlassen	309
313. Faust's Entfahrt	310
314. Wie Faust Fische und Wein verbeischaft	311
315. Faust kauft einem Bauer ein Fuder Heu mit Wagen und Pferden	311
316. Faust macht einem Wirthe einen Voltergeist in sein Haus	312
317. St. Johannisblüthe macht fest	313
318. Zauberkräuter kochen	313
319. Das stille Kind bei Erfurt	314
320. Geheimnißvoller Trost	315
321. Der Schatz im Hause zur Georgenbursche in Erfurt	315
322. Sagen von Rödbisburg 1—7	316
323. Der Zauberer	321
324. Das Steinbild am Oberschloß zu Kranichfeld	321
325. Der Schatz bei Gotha	322
326. Der Drache als Hase	323
327. Lut-Ursel	324

Geschichtliche Sagen.

1871

1.

Der Krieg um den Salzfluß.

Tacit. annal. XIII, 57.

Zwischen den Hermunduren und Chatten brach ein heftiger Krieg aus über den Besitz eines salzreichen Flusses, der zwischen beiden Völkern dahinströmte. Denn die Germanen hatten den Glauben, daß eine solche Gegend dem Himmel nahe liege und die Gebete der Menschen von den Göttern nirgend besser gehört würden. Durch die Gnade der Götter komme in diesem Flusse und in diesen Wäldern das Salz hervor, nicht wie bei anderen Völkern, daß durch Austreten des Meeres das Salzwasser trockne, sondern daß es auf eine Schicht brennender Baumstämme gegossen werde. So gehe aus der Vermischung zweier entgegengesetzter Urstoffe, des Wassers und Feuers, das Salz hervor.

Den Hermunduren schlug der Krieg günstig aus, den Chatten aber war er verderblich, und die Sieger opferten nach einem Gelübde alle gefangenen Männer und erbeuteten Pferde dem Kriegsgotte und dem Wuotan.

2.

Die Sachsen und die Thüringer.

Codexregiog III, 41 und dazu die Worte.

Ehe die Sachsen her in das Land kamen und die Thüringer vertrieben, waren sie in Alexanders Heer gewesen, der auch mit ihrer Hilfe ganz Asien bezwang. Nach Alexanders Tode mochten sie sich nicht niederlassen in dem Lande, um des Landes Haß willen und schifften von dannen mit dreihundert Rufen, die verdurben alle, bis auf vier und fünfzig. Davon kamen achtzehn gen Preußen und besaßen das Land, zwölfe

befahren Rugien und vier und zwanzig kamen hierher zu Lande. Und da ihrer so viel nicht waren, daß sie den Ader bauen mochten, und da sie die thüringischen Herren schlugen und vertrieben, ließen sie die Bauern ungeschlagen sitzen und bestätigten ihnen den Ader zu solchem Rechte, als noch die Väter haben. Und davon kommen die Väter, und von den Vätern, die sich verwickeln an ihrem Rechte, sind gekommen die Tagewerker.

Unter den Thüringern sind aber nicht die, welche aus der Landgrafschaft von Thüringen bürgerlich sind, gemeint, denn diese sind Sachsen, sondern die Notthüringer, die waren Wenden. Die heißen die Sachsen fortan Nottdöringe, das ist so viel gesprochen als nottdörchte oder thördichte. Denn sie waren streitkoll und thördicht.

3.

Kampf der Thüringer mit den Sachsen.

Widukind annal. I, 2-7.

Ekkehard chron. univ. p. 170.

Als die Thüringer noch in dem Lande Hadeln wohnten, kamen dahin auch die Sachsen auf ihren Schiffen, wollten dort landen und wohnen. Den Thüringern war aber ihre Ankunft zuwider und sie erhoben die Waffen gegen die Sachsen, um sie zur Rückkehr zu zwingen, aber jene leisteten Widerstand und behaupteten den Hafen. Als man nun lange gegen einander gekämpft hatte und auf beiden Seiten viele gefallen waren, kam man überein Frieden zu machen und einen Vertrag zu schließen. Den Sachsen sollte gestattet sein Lebensmittel zu kaufen und zu verkaufen, des Landes aber sollten sie sich enthalten, auch nicht rauben und plündern. Diesen Vertrag wollten die Sachsen halten und der Friede bestand unverletzt viele Tage. Als den Sachsen aber das Geld ausging und sie nichts mehr kaufen und verkaufen konnten, erschien ihnen der Friede nutzlos und drückend und sie hätten sich desselben gern wieder entledigt.

Da geschah es, daß ein Sachse mit vielem Golde beladen und mit goldenen Ketten und Spangen geschmückt ans Land ging. Ihm begegnete ein Thüringer und frug: „wozu eine solche Menge Goldes um deinen abgeehrten Leib?“ „Ich suche einen Käufer,“ sprach jener; „nur in

dieser Absicht trage ich dieses Gold mit mir. Denn wie kann ich mich am Golde erfreuen, da ich vor Hunger verstimme?" Der Thüringer frug nach dem Preise. „Der Preis kümmert mich nicht,“ antwortete der Sachse, „ich mache keine Schwierigkeit und nehme gern, was du mir geben wirst.“ Darüber lachte der Thüringer und höhend sprach er: „nun so will ich dir dein Kleid mit Erde füllen;“ es lag nämlich an jener Stelle ein großer Erdhaufen aufgeschüttet. Der Sachse öffnete alsbald sein Gewand, empfing für sein Gold die Erde und beide gingen froh des Handels zu den Ihrigen zurück. Die Thüringer lobten ihren Landmann und priesen ihn glücklich, daß er den Sachsen so fein angeführt und so leicht einen so großen Reichtum erworben habe.

Als nun der Sachse seines Goldes ledig aber schwer mit Erde beladen zu den Schiffen kam, fragten ihn verwundert seine Genossen, was er treibe, und als sie die Erde sahen und von dem Handel hörten, verlachten ihn seine Freunde, andere aber schüttelten den Kopf, alle aber waren bei sich einig, daß er unverständlich gehandelt habe und nicht wohl bei Sinnen sei. Er aber hieß sie schweigen und sprach: „folget mir und ihr werdet bald sehen, wie nützlich euch meine Thorheit ist.“ Als sie ihm nun nachfolgten, wiewohl zweifelhaft und unglaublich, nahm er die Erde und streute sie so dünn als möglich über die benachbarten Felder und gewann einen großen Raum zu einem Lagerplatz, den die Sachsen auch sogleich in Besitz nehmen und besetzen.

Als die Thüringer das Lager der Sachsen sahen, schickten sie Gesandte und klagten über Friedensbruch, die Sachsen aber entgegneten: „den Vertrag haben wir jederzeit unverbrüchlich gehalten, das Land aber, das wir mit unserm Gold erworben haben, gedenken wir in Frieden zu behalten oder mit den Waffen zu vertheidigen.“ Nun verwünschten die Einwohner das sächsische Gold und den sie kürzlich gelobt und gepriesen hatten, hielten sie für ihres Unheils Urheber. Hornentbraunt und in blinder Wuth stürzten sie ohne Ordnung und Plan gegen das Lager der Sachsen, aber diese empfingen sie wohl vorbereitet mit den Waffen, kämpften tapfer und behaupteten durch das Glück und Recht des Krieges das umliegende Land. Als man auf beiden Seiten lange und heftig gestritten hatte, unterlagen die Thüringer und waren genöthigt, wegen des Friedens Gesandte zu den Sachsen zu schicken. Es wurde verabredet, daß beide Völker an einem bestimmten Orte zusammenkommen sollten, jedoch ohne Wehr und Waffen, um sich wegen des Friedens zu besprechen.

Die Sachsen gebrauchten damals lange Messer, wie sie auch die Angeln zu führen pflegten. Mit dieser Waffe unter ihren Röden verbergen zogen sie aus dem Lager und trafen mit den Thüringern zusammen. Sie sahen, daß ihre Feinde unbewaffnet und alle Häuptlinge derselben zu- gegen waren; sogleich fielen sie über die arglosen und unbewehrten Thüringer her und stießen alle nieder, daß nicht einer davon kam.

So bemächtigten sich die Sachsen der Gegend und erhielten einen Namen und waren der Schrecken für alle umwohnenden Völker.

Andere erzählen auch, daß die Sachsen von der That ihren Volksnamen erhalten haben. Denn ein langes Messer hieß bei ihnen Sabs und von dieser That und Bewaffnung, sagt man, sind sie nachher Sachsen genannt worden.

4.

Attila in Thüringen.

Sagittarius nach einer holländ. Chronik bei Hallensheim
Thür. Chron. I, 27 f.

Chriacus Spangenberg Quersfurtische Chronik 1590, S. 27.
Ders. Mansfeldische Chronik Bl. 52.

Wie Attila nun mit seinem Kriegsvolke in Thüringen angekommen war und sich zu Eisenach zu König Günthern, der daselbst Hof hielt, versetzt hatte, nahm er, um ihn zum Freund und Bundesgenossen zu haben, seine Tochter Chrimhilde zur Ehe, hielt daselbst mit ihr Weilager und schrieb einen fürstlichen Landtag aus samt einer Zusammenkunft aller benachbarten Fürsten durch ganz Deutschland, hielt da einen sonderlichen Triumph, Rennen, Turniren und allerlei Ritterspiel. Da nun alle deutschen Fürsten und Herrn, so seine Günst zu haben begehrten, gen Eisenach kamen oder ihre Gesandten dahin schickten, geschah eine gute Aufrichtung, sie bekamen Geschenke, wurden frei gehalten und er ließ sie in gutem Frieden wieder von sich reisen. Darnach rüstet er sich aufs beste, das römische Kaiserthum zu überziehen. Er ist in Thüringen eine Weile stille gelegen und die alten Thüringer wissen noch von ihm zu sagen, wie mild und kostfrei er gewesen, wie er die alten Münz- und Decemspennige gemünzet, so man bisweilen noch heutiges Tages in Aedern und Weingärten ausgräbt. Bei Tundorf hart an der Enzyreder Flur hat er am See gelegen und allda geweidwerket und gefischt, wie noch ein Ort daselbst der Königsstuhl heißet.

Attila's Schwert.

Lambert Schafnab. ad ann. 1071.
Grimm Mythol. 1. 6.

Ein Hirt weidete seine Heerde und bemerkte von ohngefähr, daß ein Ochse am Weine blutete. Er ging hin und sah etwas aus der Erde hervorragen, grub es vollends aus und fand ein großes Schwert, welches er dem Attila verehrte, denn männiglich meinte, der Kriegsgott Mars müsse es ehemals an der Seite gehabt haben.

Dieses Schwert des Attila soll hernach Ludolf oder Lupold von Werseburg bekommen und getragen haben. Wie er aber einst vom Pferde und in dieses Eisen fiel, mußte er bald nachher seinen Geist aufgeben. Kaiser Heinrich IV. ließ diesen seinen lieben Getreuen zu Hersfeld mitten in der Klosterkirche prächtig beisetzen und schenkte zur Ruhe seiner Seele den Brüdern dreißig Hufen Landes zu Mertensfeld. Das Schwert soll er also bekommen haben. Des Königs Salomon in Ungarn Mutter hatte es Herzog Otto von Baiern verehrt, weil Kaiser Heinrich durch seine Vermittelung ihren Sohn wieder ins Reich gesetzt hatte. Herzog Otto schenkte es aber hernach Markgraf Eder dem jüngern aus sonderbarer Liebe. Von dem bekam es Kaiser Heinrich, der schenkte es dem genannten Ludolf.

Childerich und Basina.

Gregor. Turon. histor. Franc. 11. 12.
Gesta Francor. epitom. c. 7.

Als Childerich, Merowig's Sohn, König der Franken war, ergab er sich einem schwelgerischen und unzuchtigen Leben und fing an die Töchter der Edeln zu mißbrauchen. Dared ergrimten die Franken gegen ihn und nahmen ihm die Herrschaft. Und als er erfuhr, daß sie ihn tödten wollten, wurde er lauthätig und ging nach Thüringen. Daheim ließ er aber einen vertrauten Freund, der sollte versuchen mit Schmeicheln ihm die ausgebrachten Gemüther wieder zu versöhnen und seinen übeln Ruf zu mindern. Auch theilten sie ein Goldstück; die eine Hälfte nahm Childerich mit sich, die andere aber behielt sein vertrauter Freund.

„Wenn ich dir diese Hälfte schide,“ sprach er, „und sie mit deiner Hälfte verbunden ein Goldstück ausmacht, dann lehre ohne Furcht zurück in deine Heimath.“ In Thüringen hielt sich Childerich beim König Bislund und seiner Gemahlin Basina verborgen. Die Franken aber wählten zu ihrem Könige den Regidius, einen Römer. Und als dieser im achten Jahre über sie herrschte, da schickte jener vertraute Dienstmann, nachdem er die Franken heimlich für Childerich gewonnen hatte, Boten zu ihm und gab denselben die Hälfte des Goldstückes mit, das er behalten hatte. Da Childerich den Beweis vor Augen hatte, daß die Franken wieder nach ihm verlangten und ihn zur Rückkehr aufforderten, lehrte er von Thüringen heim und wurde wieder in sein Königreich eingesetzt.

Wie er nun wieder in Ruhe sein Reich beherrschte, verließ Basina ihren Gemahl, den König in Thüringen, und ging zu Childerich. Und als dieser besorgt sie fragte, weshalb sie aus so weiter Ferne zu ihm käme, gab sie zur Antwort: „ich kenne deine Tüchtigkeit und weiß, daß du sehr tapfer bist, deshalb bin ich gekommen und will bei dir wohnen. Denn wiße, hätte ich jenseit des Meeres einen Mann gekannt, der tüchtiger wäre als du, ich würde gewiß darnach getrachtet haben, bei ihm zu wohnen.“ Ueber diese Rede freute sich der König und nahm sie zur Ehe. Sie gebahr ihm einen Sohn und nannte ihn Chlodoweg. Der wurde gewaltig und ein tapferer Streiter.

7.

Herminesfred findet den Tisch nur halb gedeckt.

Gregor. Turon. histor. Franc. III. 4.

Ueber die Thüringer herrschten drei Brüder: Vaderich, Herminesfred und Berthar. Herminesfred bezwang seinen Bruder Berthar und tödtete ihn. Es hatte aber Herminesfred eine Nichte Theoderichs, des Königs der Franken, Amalberga, zur Gemahlin, eine grausame und herrschsüchtige Frau. Diese erregte unter den beiden Brüdern einen neuen Krieg. Denn als Herminesfred eines Tages zum Mahle kam, fand er den Tisch nur halb gedeckt und da er frag, was das zu bedeuten hätte, erhielt er zur Antwort: „wer nur das halbe Reich sein nennt, darf auch den Tisch nur halb gedeckt haben.“ Durch solche und andere Reden aufgereizt erhob sich Herminesfred auch gegen den zweiten Bruder Vaderich und ließ durch

Veten den König Theoderich zur Theilnahme an diesem Kampfe und zum Bündniß mit ihm einladen. „Wenn du ihn tödest,“ so ließ er ihm sagen, „wollen wir sein Reich unter uns theilen.“ Theoderich war über diese Meldung sehr erfreut und kam mit seinem Heere zu Herminefred und zog mit ihm in den Kampf. Vaderich und sein Heer unterlagen, er selbst verlor das Leben. Nach diesem Siege zog Theoderich wieder in sein Reich, Herminefred aber vergaß sein Versprechen und dachte nicht daran dasselbe zu erfüllen.

8.

Der König der Franken überzieht die Thüringer mit Krieg.

Gregor. Turon. histor. Franc. III, 7.

Uta Franc. opticon. c. 22.

Herminefred's Treubruch vergaß aber der König der Franken nicht. Er verband sich mit seinem Bruder Clotar und zog gegen Herminefred, ihn wegen seiner Untreue zu strafen. Als er das Heer seiner Franken versammelt hatte, redete er also zu ihnen: „Gedenket mit Ingrimm der Schmach, die mir angethan worden ist, und an den Mord eurer Väter. Erinnert euch daran, wie einst über unsere Väter die Thüringer mit Gewalt hereinbrachen und ihnen großes Leid zufügten, obgleich diese Geiseln stellten und Frieden schließen wollten. Aber die Thüringer tödteten die Geiseln, überfielen eure Väter, nahmen ihnen alle Habe weg, hingen die Knaben an die Bäume auf und ließen die Mädchen eines grausamen Todes sterben. Denn sie banden ihre Arme auf den Raden der Pferde, trieben diese mit Peitschen auseinander, so daß die Mädchen jämmerlich zerrissen wurden. Andere legten sie auf die Wagenleise der Landstraßen, befestigten sie mit Pfählen am Boden und ließen schwere Lastwagen darüber gehen, die ihnen die Beine zerbrachen und zuletzt warfen sie ihre Leiber den Hunden und Vögeln zur Speise vor. Und nun hält mir Herminefred nicht sein Versprechen und will es in keiner Weise erfüllen. Seht unsere Sache ist gerecht; laßt uns unter Gottes Beistand gegen sie ziehen.“

Als die Franken diese Worte hörten, wurden sie erbittert und voll Ingrimm über diesen Schimpf und zogen einmüthig gegen die Thüringer ins Feld. Diese stellten ihnen aber eine Falle. Auf dem Felde, wo der Kampf entschieden werden sollte, gruben sie Löcher und bedeckten sie wieder

mit Rasen, daß der Boden als eine gleiche Fläche erschien. In diese Gruben stürzten viele fränkische Reiter und das Heer konnte nicht von der Stelle. Als aber die Franken hinter diese List gekommen waren, wurden sie achtsamer und brachten den Thüringern eine große Niederlage bei, daß sie bis zur Unstrut flohen. Herminefred hatte aber schon vorher die Flucht ergriffen. An der Unstrut wurden noch viele Thüringer getödtet und das Flußbett mit Leichen so angefüllt, daß die Franken darüber wie über eine Brücke an das andere Ufer zogen.

Nach diesem Siege nahmen die Franken das Land sofort in Besitz und brachten es unter ihre Botmäßigkeit.

9.

Herminefred's Tod.

Gregor. Turon. histor. Francor. III, 8.

Gesta Franc. epitom. c. 22.

Almoia. gesta Franc. II, 6.

Als Theoderich nach der Niederlage der Thüringer wieder in sein Land zurückgekehrt war, ließ er Herminefred zu sich kommen und gab ihm sein Wort zum Pfande, daß ihm nichts Böses zugesügt werden sollte, dazu auch viele Ehrengeschenke. Als sie aber eines Tages zusammen auf der Mauer der Stadt Jülpich standen und mit einander sprachen, erhielt Herminefred von einem Unbekannten plötzlich einen Stoß, daß er von der Mauer herabstürzte und sogleich seinen Geist aufgab. Man weiß nicht, wer ihn von dort herabgestürzt hat, doch sagt man allgemein, daß Theoderich's Hinterlist dabei im Spiele gewesen sei.

Diese Unthat hat die Franken und ihre Treue bei anderen Völkern in einen üblen Ruf gebracht. Das Königreich Thüringen ist nun an die fränkische Herrschaft gekommen.

10.

Andere Sagen von den Kämpfen der Thüringer mit den Franken, von Iring und Irminfried's Tod.

Widukind annal. I, 9 sqq.

Ekkehard chron. univ. p. 176—179.

Der König der Franken war gestorben und hatte außer seiner Tochter Amalberga, die mit Irminfried, dem Könige der Thüringer vermählt

war, einen rechtmäßigen Erben nicht hinterlassen. Das Volk der Franken aber erwählte aus Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen den gestorbenen König, der gütig und mild gewesen war, seinen unehelichen Sohn Theodrich oder Dietrich, den Halbbruder der Amalberga, zum König, der nach den Gesetzen kein Recht auf den Thron hatte. Die Franken wollten aber gern bei dem Stamme ihres vorigen Königs verbleiben. Dietrich schickte sogleich eine Gesandtschaft an Irminfried, um Frieden und Eintracht zu sichern. Der Gesandte sprach zu Irminfried: „Mein Herr und König hat mich zu dir gesandt und wünscht dir Gesundheit und lange Herrschaft über dein weites und großes Reich. Er will nicht dein Herr sondern dein Freund, nicht dein Gebieter sondern dein Verwandter sein und das Recht und die Treue der Verwandtschaft bis an sein Ende unverbrüchlich bewahren, nur bittet er dich, die Freundschaft mit dem Volke der Franken nicht aufzuheben und in ihre Eintracht nicht Zwietracht zu bringen, weil sie sich einen König nach ihrer Wahl erkoren haben.“

Irminfried erwiderte gnädig und freundlich, er sei mit dem Beschlusse der Franken einverstanden, auch er wolle nicht die Zwietracht, sondern den Frieden; über die Sache der Thronfolge aber müsse er den Rath seiner Freunde hören und darum die Antwort noch verschieben. Die Gesandten blieben noch eine Zeit lang am Hofe des Königs und wurden gar ehrenvoll gehalten.

Die Königin Amalberga aber meinte, daß ihr das Frankenreich mit Recht gehöre und zugestorben sei, denn sie sei eine Tochter des Königs und der Königin, Dietrich hingegen ein geborner Knecht, da er eine Sklavin zur Mutter gehabt habe. Nun lebte auch am Hofe des Königs ein kühner und tapferer Mann, Iring genannt, kräftigen Geistes, scharfsinnig, klug und geschickt in allem Rathgeben und deshalb stand er auch in großem Ansehn beim Könige und hatte sein Vertrauen. Diesen rief die Königin zu sich und bat ihn, dem Könige einzureden, daß es sich für ihn nicht gezieme einem Sklaven die Hand zu reichen und ihm zu huldigen.

In der Berathung, welche der König zusammentief, brachte ihn Iring um der Königin willen von dem Frieden mit Dietrich ab, wozu die anderen Rätke sehr gerathen hatten. Irminfried's Sache sei gerechter, sein Reich weit und groß, und in der Zahl der Krieger, in den Waffen und anderem Kriegsbedarf sei zwischen ihm und Dietrich eben kein Unterschied.

Seine Worte gefielen dem Könige und er erwiderte den Gesandten, er wolle zwar Dietrich seine Freundschaft und Vetterchaft nicht verweigern, doch müsse er sich wundern, wie Dietrich eher ein Reich als die Freiheit zu gewinnen trachte, da er ein geborner Sklave königliches Recht und Eigenthum billigerweise nicht verlangen könne. Bestümmert und tief bewegt sprach der Gesandte: „lieber wollte ich mein eigenes Haupt dir zu Füßen legen, als solche Worte hören, denn ich weiß, daß sie mit vielem Blute der Franken und Thüringer geführt werden müssen.“

Als Dietrich diese Worte vernahm, verbarg er seinen übergroßen Jern hinter einer heitern Miene. „Es thut noth,“ sprach er, „daß wir eiligst unsern Dienst bei Irminfried antreten, damit wir der Freiheit beraubt wenigstens das nackte Leben erhalten.“ Er sammelte aber alsbald ein gewaltiges Heer und zog mit demselben an die Grenzmarke der Thüringer, wo ihn sein Schwager bei Runibergun bereits erwartete. Zwei Tage währte der heiße Kampf ohne Entscheidung, am dritten wurde Irminfried besetzt und stoch mit seinem Heere in seine Burg Seithingi, welche an dem Flusse Unstrode gelegen war.

Nach der Flucht der Thüringer rief Dietrich seine Feldherren und Hauptleute und fragte sie um ihre Meinung, ob er Irminfried weiter verfolgen oder ins Vaterland zurückkehren sollte. Unter diesen war Einer, Namens Waldrich, der sprach: „ich bin der Meinung, daß wir heimkehren, die Todten begraben, die Verwundeten pflegen und ein größeres Heer zusammenziehen, da wir nach so großem Verluste nicht mehr stark genug sind, den gegenwärtigen Krieg zu beendigen. Denn wenn die umwohnenden Völkerschaften sich mit Irminfried verbinden und ihm beistehn, mit welcher Macht willst du dann siegen?“ Es hatte aber Dietrich noch einen andern gewandten Diener, dessen Rath er schon oft als tüchtig und nützlich erfunden hatte. Auch diesen fragte der König um seine Meinung. „Ich halte dafür,“ sprach er, „daß in ehrenvollen Dingen Beharrlichkeit sich ziemt, welche auch unsere Vorfahren so hoch hielten, daß sie begonnene Unternehmungen selten oder nie aufgaben. Unsere Mühen sind aber den andern nicht zu vergleichen, denn sie haben mit geringer Mannschaft die ungeheuern Heere anderer Völker überwunden. Jetzt ist das Land in unserer Gewalt; wollen wir durch unsern Abzug den Besetzten Gelegenheit geben sich zu kräftigen und zu siegen? Es ziemt den Siegern nicht den Besiegten den Kampfplatz zu überlassen. Und sind wir zahlreich

genug, um jeder Burg eine Besatzung zu geben? Auch diese würden wir alle verlieren, wenn wir abziehen und zurückkehren.“

Diese Rede gefiel dem Könige und allen, die nach Siegesruhm begierig waren. Man blieb im Lager und eine Botschaft ging sogleich zu den Sachsen mit dem Erbieten, wenn sie dem Könige Dietrich Hilfe brächten wider Irminfried und die Thüringer, ihre alten Feinde, sie besiegten und die Burg nähmen, wolle er ihnen dann Land und Reich als ein ewiges Besitztum überlassen. Die Sachsen säumten nicht und schickten sogleich neun Heerführer mit je tausend Mann. Diese Führer traten in das Lager der Franken jeder mit hundert Mann, während die übrigen draußen vor dem Lager blieben, entboten dem König Dietrich Gruß und Frieden und sprachen also: „Das Volk der Sachsen, dir ergeben und deinem Befehle gehorsam, hat uns zu dir gesendet und wir sind bereit auszuführen, was dein Wille von uns fordert, entweder deine Feinde zu besiegen oder für dich zu sterben, denn die Sachsen haben keinen andern Wunsch als den Sieg zu gewinnen oder das Leben zu lassen. Wir können unsern Freunden keinen größern Dienst erweisen, als daß wir für sie den Tod verachten und daß, du dieses erfahren magest, ist unser Wunsch.“

Während die Führer so sprachen, bewunderten die Franken diese an Geist und Leib gleich ausgezeichneten Männer, ihre neue Tracht, ihre Bewaffnung, das die Schultern umwallende Haupthaar, besonders aber die Festigkeit ihres Muthes. Sie waren bekleidet mit langen Kriegsröden, bewehrt mit langen Lanzen, standen gestützt auf kleine Schilde und trugen an der Seite lange Messer. Einige der Franken aber meinten, solche Freunde seien ihnen wenig nützlich, es sei ein unbändiges Volk und wenn sie das Land erst inne hätten, würden sie das Reich der Franken bald vernichten. Der König Dietrich dachte aber nur an den augenblicklichen Nutzen, deshalb nahm er die Männer als Bundesgenossen auf und gebot ihnen sich zum Sturme gegen die Stadt vorzubereiten.

Die Sachsen steckten nun ein Lager ab südlich von der Stadt auf Wiesen, die an den Fluß stießen und am folgenden Tage griffen sie mit dem ersten Morgenstrahle zu den Waffen, stürmten die Vorstadt und steckten sie in Brand. Dann stellten sie dem östlichen Thor gegenüber eine Schlachtreihe auf. Die Thüringer machten einen verzweifelten Ausfall, stürmten in blinder Wuth auf ihre Gegner los und eine grimmige Schlacht begann. Auf beiden Seiten wurden viele zu Boden gestreckt,

denn die Thüringer kämpften für ihr Vaterland, für ihre Weiber und Kinder und für das eigene Leben, die Sachsen aber für ihren Ruhm und den Erwerb des Landes. Erst die einbrechende Nacht trennte den Kampf.

In dieser Noth wurde Iring von Irminfried mit einer unterworf-
figen Botschaft und allen Schätzen an Dietrich gesendet, Frieden zu er-
bitten und freiwillige Unterwerfung zu geloben. Iring trat vor den
König der Franken und richtete unter Thränen seinen Auftrag aus. Als
er gesprochen hatte, traten Dietrich's Räthe, die zuvor mit Gold bestochen
waren, mahnend herzu und riefen das Gesuch nicht abzuweisen; der
König möge auch ihrer Verwandtschaften nicht ganz vergessen, und es sei
nützlicher denjenigen als Bundesgenossen anzunehmen, der geschwächt und
besiegt sei, als jenes unbezähmbare und jeder Anstrengung gewachsene
Volk der Sachsen, welches dem Frankenreiche nur gefährlich werden
könne. Darum sei es rathsam, die Thüringer wieder anzunehmen
und jene mit vereinten Kräften zu vertreiben. Durch diese Rede ließ sich
Dietrich obwohl mit Widerstreben bestimmen seinen Schwager am folgen-
den Tage wieder zu Gnaden anzunehmen und den Bund mit den Sachsen
zu brechen. Als Iring diese Zusage erhalten hatte, fiel er dem Könige
zu Füßen, lobte seine königliche Milde und schickte an seinen Herrn so-
gleich eine Botschaft, um ihn und die Thüringer zu erfreuen und zu
beruhigen. Er selbst aber blieb im Lager der Franken, damit nicht die
Nacht die Gesinnungen ändern möchte.

Da durch diese Meldung die belagerte Stadt ruhig und des Frie-
dens sicher geworden war, ging ein Thüringer mit seinem Falken vor das
Thor, um am Ufer der Unstrut zu heizen. Der Vogel flog an das jen-
seitige Ufer und wurde von einem Sachsen gefangen. Der Thüringer
forderte den Falken zurück, der Sachse aber verweigerte beharrlich dessen
Rückgabe. „Laß ihn zurückfliegen,“ sprach endlich der Thüringer, „und
ich will dir ein Geheimniß offenbaren, das dir und deinen Leuten von
großem Nutzen sein wird.“ „Sprich,“ entgegnete der Sachse, „und du
solst deinen Vogel erhalten.“ „Die Könige,“ fuhr jener fort, „haben mit
einander Frieden gemacht und verabredet, daß ihr morgen im Lager ge-
fangen oder, wenn ihr Widerstand leistet, niedergehauen werden sollt.“
„Sagst du das im Ernste oder im Scherz?“ frug der Sachse. „Die
zweite Stunde,“ erhielt er zur Antwort, „wird dir morgen kundthun, daß
es euch gilt Ernst zu zeigen. Deshalb sorgt für euch und sucht die

Flucht.“ Der Sachse ließ sogleich den Falken los und brachte seinen Gefolgten diese Nachricht.

Die Sachsen darüber ganz aufgebracht und tief erschüttert wußten Anfangs nicht, was sie in dieser Sache thun sollten. Es war aber im Lager der Sachsen ein Krieger, zwar hochbetagt, doch ungeschwächt an Körperkraft. Er wurde aber gewöhnlich Vater der Väter genannt. Dieser ergriff der Sachsen heiliges Feldzeichen, das Bild eines Löwen und Trachen mit einem darüber fliegenden Adler und sprach in stattlicher Haltung und festem Sinnes also: „Bis jetzt habe ich unter den Sachsen gelebt, bin unter ihnen alt und grau geworden, habe sie aber niemals fliehen sehen. Wie kann ich nun jetzt thun, was ich nicht gelernt habe? Ich verstehe zu kämpfen aber nicht zu fliehen, will es auch nicht lernen. Gestattet mir das Schicksal nicht länger zu leben, so will ich mit meinen Freunden fallen. Beispiele väterlicher Tapferkeit sind mir die hingestreckten Leichname unserer Freunde, welche lieber sterben als besiegt werden, lieber die ungebeugte Seele aushauchen, als dem Feinde das Feld räumen, wollten. Doch wozu viele Worte über die Verachtung des Todes? Haben wir es doch nur mit Sorglosen zu thun und ziehen nicht zum Kampfe, sondern nur zum Morden aus. Denn wegen des verheißenen Friedens und unseres schweren Verlustes ahnen sie kein Unheil, auch bleiben sie vom heutigen Kampfe ermüdet ohne Wachen. Darum laßt uns heute in der Nacht über die sichere Stadt herfallen und sie überwältigen. Folgt mir als euerm Führer und ich gebe euch mein Haupt zum Pfande, daß geschehen wird, was ich behauptet habe.“

Ermutigt durch diese Worte verwendeten die Sachsen den übrigen Tag darauf sich zu stärken und zu erfrischen und mitten in der Nacht griffen sie zu den Waffen, stürmten die Mauern und drangen mit gewaltigem Geschrei in die unbewachte Stadt. Die Thüringer suchten ihr Heil in der Flucht, andere irrten wie Trunksene in den Straßen und Festungswerken umher, andere fielen den Sachsen in die Hände, indem sie dieselben verkannten und für die Ihrigen hielten. Die Sachsen aber tödteten alle erwachsenen Männer, die jüngern sparten sie zur Beute und Knechtschaft auf. Es war eine Nacht voll Geschrei, Mord und Plünderung und kein Ort ruhig in der ganzen Stadt, bis die Morgenröthe den blutlosen Sieg der Sachsen beleuchtete. Durch Irminfried's Tod oder Gefangenschaft wäre der Sieg vollendet gewesen,

aber man fand, daß er mit Frau und Kindern durch die Flucht sich gerettet hatte.

Früh Morgens stellten die Sachsen am östlichen Thore einen Adler auf, errichteten einen Siegestaltar und verehrten ihre Götter nach der Väter Weise. Drei Tage feierten sie dieses Siegesfest, theilten die Waffenbeute, erwiesen den Gefallenen die kriegerischen Ehren und priesen ihren Führer über alle Massen. Darauf zehrten sie in das Lager der Franken zu Dietrich zurück und wurden von ihm freundlich aufgenommen, um ihrer Tapferkeit willen höchlich belobt, Freunde und Buntgenossen der Franken genannt und mit dem ganzen Laude der Thüringer begabt. Sie bewohnten zunächst die Stadt, welche sie mit Feuer verschont hatten.

Als aber Dietrich Irminfried's Flucht vernommen hatte, erfaun er eine List ihn zu tödten. Er ließ ihn zu sich rufen und ging zu Iring, der noch als Gast im Lager der Franken verweilte, und suchte ihn durch trügerische Verheißungen zu bereben, daß er seinen Herrn und König so um's Leben brächte, daß Niemand merken könnte, Dietrich habe dabei seine Hand im Spiele gehabt. Iring weigerte sich Anfangs lange, endlich gab er nach und versprach den Auftrag auszuführen. Irminfried kam ins Lager der Franken und warf sich dem Könige zu Füßen, Iring aber, der als Dietrich's Waffenträger mit entblößtem Schwerte danebenstand, tödtete seinen Herrn, den König Irminfried, als er knieend am Boden lag. Sobald dieses geschehen war, rief ihm der König Dietrich zu: „da du durch solche Greuelthat ein Abscheu aller Menschen geworden bist, so weiche von uns, der Weg steht dir offen, wir wollen an deiner Frevelthat weder Theil noch Schuld haben.“ „Mit Recht bin ich allen Menschen ein Abscheu geworden“, entgegnete Iring, „weil ich deinen Ränken gedient habe; bevor ich jedoch von dannen gehe, will ich mein Verbrechen damit sühnen, daß ich meinen Herrn räche.“ Und mit demselben Schwerte, das er noch in seiner Hand hielt, stieß er dem König Dietrich nieder, nahm den Leichnam seines Herrn und legte ihn über die Leiche des Königs der Franken, damit der im Leben Besiegte wenigstens im Tode die Oberhand hätte, bahnte sich den Weg mit dem Schwerte und ging von dannen.

Diese That hat aber solche Verühmttheit erhalten, daß die Wildstraße am Himmel noch heutiges Tages mit Iring's Namen bezeichnet und Iringsweg oder Iringstraße genannt wird.

11.

Die Burg Kyffhausen und die Grafen von Bichlingen.

Joh. Rothe ddr. Chronik herausgegeb. von R. v. Liliencron. Jan. 1859. S. 51.
Wange thür. Chronik. Kyffhausen 1309. Bl. 11b.

Als Julius Cäsar von Rom nach Deutschland gekommen war, um die Länder unter der Römischen Herrschaft zu bringen, zog er auch nach Thüringen, bezwang den König dieses Landes und setzte ihn ab. Und das that er auch in den andern Ländern umher und damit diese Länder fortan in der Römischen Gewalt blieben, baute er in jedem Lande ein Schloß und bemannte dasselbe. In Thüringen baute er eine Burg und nannte sie Confusio (das bedeutet eine Verwirrung), die wir jetzt Kyffhausen nennen, und meinte, damit sollte das Königreich in Thüringen zerstört sein.

Auch setzte er die Grafen von Bichlingen zu Amtleuten und Beigten auf Kyffhausen ein und Etliebe meinen, daß um diese Zeit auch die Grafschaft zu Bichlingen ihren Anfang gehabt habe und Bichlingen gebauet worden sei. Diese Grafen trugen lange Zeit hernach einen Hirsch mit einem goldenen oder silbernen Halsbände, darauf stand geschrieben:

Niemand soll mein Schade sein,

Denn Julius, der gab mich frei.

12.

Das Schloß Mühlberg.

Einhard neue vollkommene thüring. Chronika. Leipzig 1613. I. 10.

Im Jahre 319 ist das Schloß Mühlberg von einem Ritter erbaut worden, der vom Geblüt eines Königs der Thüringer, Hegerle oder Heierlin, war. Nachdem dieser Ritter mit den Schwaben und Thüringern eine reiche Beute in Frankreich bekommen hatte, sind sie in Auftheilung der Beute uneins worden, so daß es schier wiederum zu einem Streite und Kärnen unter ihnen gekommen wäre, wenn solches genannter König nicht verhütet hätte.

Nach solchem Handel zog dieser Ritter über den Thüringer Wald und baute das Schloß, weil damals sicher und gut war auf Bergen zu wohnen. Er hieß das Schloß Mühlberg von einer Mühle, die samt

Wiesel, Thüringer Sagen.

andern kleinen Hütten unten am Berge stand. Als aber die Einwohner, welche in den Wäldern herum und anderswo in der Gegend zerstreut wohnten, nachmals sahen, daß der Ort wegen des Schloßes eine gute Gelegenheit hätte, verließen sie ihre Wohnungen und bauten unter das Schloß gegen Abend zu, so daß sie nach etlicher Zeit einen freien Flecken machten. Auch bauten sie hinter das Schloß gegen Morgen ein Compottell oder Brustwehr, das man die Neuburg nannte, die weil in einem Ring auf ein paar Meilen solcher Befestigungen noch acht waren und sie täglich zu streiten und zu kämpfen hatten.

13.

Von andern thüringischen Burgen.

Joh. Rotho ddr. Chron. S. 121 f.

Ursinus chron. thur. bei Meuschen Scriptores ryr. Germ. III, 1200 ff.

Wivander thüring. Chronica. 1507. C. 27 ff.

Schwarzburg hat sich erhoben, als die Thüringer von der See aus der Sachsen Lande von den Sachsen vertrieben wurden. Von da kamen sie an den schwarzen Wald und darum nannten dieselben Herrn das Schloß, das sie bauten, Schwarzburg. Etliche sprechen, daß ein Köhler gesehen hätte an dem Berge, wo man die Burg aufschlug, und deshalb sei sie Schwarzburg genannt worden; Andere dagegen erzählen, daß ihre Eltern Köhler gewesen und so die Burg ihren Namen erhalten habe. Doch das ist nicht zu glauben, weil alle die Grafen und Herren, welche Löwen mit verkehrten Hälsen in ihren Wappen führen, aus dem Lande der Sachsen vertrieben worden sind. So auch die von Käfernberg, die ihren Namen von den Käfern, die noch gerne dort sind, genommen und ihr Schloß Käfernberg genannt haben. Auch die von Gleichen, welche zuerst die Gleichen bei Göttingen bauten, weil die zwei Schlösser bei einander lagen auf einem Berge gleich hoch. Und als sie in das Thüringer Land kamen, da nannten sie ihr Schloß auch Gleichen um ihres Namens willen, den sie bereits hatten von ihren ersten Schlössern.

Die Herrn von Frankenstein nannten ihr Schloß nach dem Lande, das noch Franken heißet. Denn in der Zeit, da sie es bauten, hatten dasselbe Land die Könige von Frankreich inne, dazu auch Thüringen, Hessen und Wetterau, auch Welschland und die Niederlande. Später bauten die Verwandten desselben Herrn von Frankenstein ein Schloß

bei Eisenach gelegen und nannten es den Mittelstein, weil der Berg mitten zwischen fünf Länden gelegen ist: zwischen Thüringen, Franken, Sachsen, Hessen und Sachsen oder dem Eichsfelde, welche alle bei einer Meile oder bei einer halben daraustoßen. Da war weder Eisenach noch die Wartburg.

Die Grafen von Brandenburg baueten Brandenburg. Als sie mit den Thüringern vertrieben wurden und an den Ort ihrer Niederlassung kamen, hatten die Schäfer der Weide wegen den Wald daselbst verbrannt. Da ihnen nun die Gelegenheit gefiel, baueten sie und nannten es Brandenburg.

Die von Treffurt kamen bei Nieder-Kreuzburg an die Werra und hießen zuerst die Nortmannen. Sie baueten in einem Loch, da der Stein überhänget, eine Wohnung und davor eine Wehre, gleich wie ein Thürmlein, und nannten es den Nortmannstein. Darunter lag ein schöner fließender Born, den nannten sie den Nortmannsborn. Aber nachher wurden sie mächtig, daß sie das Haus und die Stadt Treffurt baueten, und nannten sie Treffurt, darum daß drei Hirt daselbst durch die Werra gingen.

14.

Wie Bonifazius die Thüringer zum christlichen Glauben bekehrt.

*Legenda Bonifacii bei Renten Scriptores rer. Germ. I. 542 ff. 552 ff.
Einhard Hist. Chron. 1012. I. 33 ff.*

Im Jahre 724 ist die große Schlacht zwischen den Thüringern und Ungarn, davon die Unstrut in Blut gefärbet war, auf dem Rietz vor Nüßelsdorf gehalten worden und es haben die Thüringer das Feld behalten und den Sieg gewonnen. Davon wird der Ort noch heutigen Tags auf der Fahr genannt. Mit dieser Schlacht hat es folgende Ursache und Bewandniß gehabt.

Als Bonifazius vernahm, daß das Land zu Thüringen noch in der Heidenchaft stehe, nahm er sich vor dasselbige zum christlichen Glauben zu bekehren und fragte einen alten Ritter daselbst, was es um das Land zu Thüringen für eine Gelegenheit hätte. Der Ritter antwortete ihm also.

„Das Land zu Thüringen ist zwölf Meilen Weges lang und breit und ist beschloßen mit zwei mächtigen Wäldern, nämlich dem Thüringer

und Harz-Walde, auch mit zwei schönen fischreichen Wässern, als der Werra und Saale, und käme es zu dem christlichen Glauben, so wäre es das beste Land zu der Nahrung, als man wohl in solcher Größe in der ganzen Welt finden möchte.“

Als nun Bonifazius solches hörte, versammelte er eine große Menge Volke und zog mit Heereskraft nach Thüringen. Als aber die Thüringer solches vernahmen, erschrafen sie sehr und verzagten an ihrem Leben, flohen deshalb alle zugleich, Mann und Weib, auf einen Bruch bei der Unstrut, das heißet die Trettenburg, und beschloßen allda todt oder lebendig zu bleiben. Denn damals waren nicht viel mächtige und feste Städte in Lande, daß sie sich darin hätten schützen können.

Der Bischof aber zog bescheidenlich zu ihnen in das Land und begehrt, daß die Thüringer zu ihm kämen. Darauf schickten sie die Vornehmsten, so sie im Lande hatten, zu ihm, was er von ihnen begehrt anzuhören. Er sprach: „lieben Leute, ihr sollt nunmehr das Heidenthum verlassen und den christlichen Glauben annehmen, das ist, an Christum glauben und euch taufen lassen. Thut ihr's, nun wohl an, so kommt es euch zu Ruh und Frommen und soll euch nimmermehr gereuen, wo aber nicht, so will ich ein ander Liedlein mit euch singen.“ Darauf antworteten die Thüringer: „was für Ruh und Frommen kann uns daraus entstehen?“ Der Bischof sagte ihnen: „Gottes Sohn ist auf dieser Welt und Erde um des menschlichen Geschlechts willen geboren, hat menschliche Natur angenommen und mit sich bracht Gerechtigkeit und Friede. Das ist gleich gewogen den Armen und den Reichen, darum sollt ihr gerne an ihn glauben, und wenn solches geschieht und ihr euch taufen laßt, so sollt ihr von aller unredten Gewalt an Leib und Gut hier auf Erden und hernach an der Seele von Sünde, Tod, Hölle und Teufels Gewalt entlediget werden.“

Als die Thüringer solches hörten, antworteten sie: „lieber Herr, sintemal der geborne Gott solches vermag, so richtet er es auch dahin, daß wir des Zehnten, den wir dem Könige in Ungarn geben müssen, ledig werden. Denn wir müssen verzehnten unsern Leib und Gut, unser Weib und Kind und alles, was wir haben. Werden wir nun solches Zehnten los gemacht und eine glaubwürdige Versicherung darüber empfangen, so wollen wir getreulich glauben, uns taufen lassen und gerne folgen. Geschieht solches aber nicht, so wollen wir den Christenglauben nimmermehr annehmen, sondern bei unserm Glauben stehet und lebendig

bleiben. Bitten deswegen, der Herr wolle uns eine Antwort geben, zu oder ab, darnach wir uns zu richten haben.“

Der Bischof ging ab und zu seinen Räten und sprach: „ich bedürfte wohl gutes Rathes wegen der Thüringer Hätigkeit. Soll ich sie des Zehnten entledigen, so ist der König in Ungarn so mächtig, daß solches nicht wohl geschehen kann; soll ich sie aber erschlagen und ihr Blut auf mich nehmen, das fällt mir schwer; soll ich sie in ihrem Glauben und Blindheit sitzen lassen, so möchten sich andere Leute daran ärgern. Bitte deshalb euch lieben Räte um einen guten Rath, wie ich mit Stimpf von diesen verstockten Leuten scheide, daß Niemand sagen dürfte, die Thüringer wären mit Gewalt vor dem Bonifazius geblieben.“

Die Räte antworteten ihm: „Herr, eure Meinung und Absicht dünket uns fürs Beste, daß ihr den Thüringern ein Verdicten gebet, darinnen sie sich wohl besinnen mögen und solches euch auf eine benannte Zeit wieder zu versprechen geben. Indessen könnt ihr des Kaisers oder des Papsts Hilfe erlangen.“ Der Bischof willigt ein und war mit solchem Rath zufrieden.

Als aber der Bischof dieselbige Nacht in seiner Ruhe lag, kam eine Stimme von Gott und sprach: „Bonifazius, du zweifelst, wie die Thüringer an mich glauben sollen? Hast du nicht gelesen, daß ich bin auf diese Welt und Erde gekommen und habe menschliche Natur angenommen um des Menschen willen und bin der Armen Förderer sowohl als der Reichen und habe mit mir gebracht Friede und Gerechtigkeit? Darum will ich nicht, daß ein Mensch Zins oder Zehnten geben soll einem andern Menschen von seinem selbst eigenen Leibe. Ich will sein auch selber nicht und will die, so an mich glauben, beschützen und gegen alle unrechte Gewalt vertheidigen. Darum zeige den Thüringern meine Gnade, Treue und Barmherzigkeit an und sage ihnen daneben, daß der König in Ungarn ihnen den Zehnten nimmermehr abgewinnen soll. Und das soll die Urkunde sein: du sollst nicht von ihnen kommen, sondern bei ihnen im Lande bleiben.“

Der Bischof ward über diese Stimme erfreuet und verkündete sie den Thüringern. „Damit ihr aber versichert und dessen gewiß sein möget,“ sprach er weiter, „daß euch der König in Ungarn den Zehnten nimmermehr angewinnen soll, so will ich selbst bei euch so lange im Lande bleiben, bis ihr solches selbst sehen werdet.“ Darüber wurden denn die Thüringer herzlich froh.

Es hatte aber damals Bonifazius sein Lager in einem Bruch bei der Unstrut, da nun ein deutsches Kloster liegt und heisset Nägelstädt.

Als aber die Ungarn vernahmen, daß ihnen die Thüringer den Zehnten zu geben verweigerten, auch erfuhren, daß solches auf Befehl des Bonifazius geschehe, zogen sie mit großer Heeredkraft nach Thüringen und trafen des Bonifazius Heer an auf dem Bruch und eilten so stark auf sie, daß sie die Vorderen in die Unstrut trieben. Bonifazius aber rief den lieben Gott um Hülfe und Beistand an, so daß sie die Ungarn erlegten und die Unstrut in Blut verfärbet ward. Denn die Ungarn konnten weder zurückweichen noch vordringen und wurden also alle erschlagen.

So gewann Bonifazius den Streit auf dem Rieth zu Neißstädt, daher die Wahlstadt noch auf den heutigen Tag auf der Fahrt heisset. Von des Bischofs Hauptleuten blieben auch zwei todt, die wurden überseits des Rieths begraben und stehen daselbst noch zwei steinerne Kreuze am Wege, wenn man von Tonna nach Salza geht.

Da die Thüringer das sahen, nahmen sie den Glauben an und ließen sich taufen.

15.

Die Johanniskirche bei Altenberge.

J. B. Feller's Merkwürdigkeiten aus der Landgrafschaft Thüringen 1731. S. 59, 160.
Haltenslein thür. Chronik. II, 273.

Als man zählte nach Christi Geburt 724 Jahre, kam der heilige Bonifazius zum erstenmal nach Thüringen und wohnte in dem Walde auf dem alten Berge bei Georgenthal. Dort baute er ein Kirchlein in St. Johannis des Täufers Ehre und daneben ein Haus. Ehe aber noch die Kirche fertig war, wollte der fromme Mann einmal auf dem Berge unter freiem Himmel predigen. Dabei thaten ihm die Krähen, Raben und Dohlen, welche auf dem Berge umherflogen, durch ihr Schreien so viel Ungemach, daß seine Worte vom Volke nicht gehört werden konnten und er deshalb Gott bat, er möchte die Vögel zerstreuen und von der Stelle weichen lassen. Zur Stunde zogen sie von dannen und sind nie wieder auf diesem Berge gesehen worden.

Die St. Johanniskirche lag anmuthig über dem Dorfe Altenberge und war die erste und edelste Pfarrkirche im ganzen Thüringer Lande. Im Winter aber war der Weg gar beschwerlich dahin, nament-

sich bei Glatteis und wenn Kinder zur Taufe oder Leichen zur Beerdigung hinaus zu tragen waren. Deshalb wollten die Altenberger die Kirche einmal abbrennen und unten im Dorfe aufrichten. Aber sie waren nicht im Stande das Vorhaben auszuführen. Denn was sie an dem einen Tage abgetragen und ins Thal geschafft hatten, das fanden sie am andern Morgen stets wieder in gehöriger Ordnung oben an seiner Stelle, so daß sie endlich ihre Arbeit aufgaben und die Kirche auf dem Berge stehen ließen.

16.

Bonifazius erbaut zu Ordruf die St. Michaelskirche.

Oithoni vii. Bonifacii lib. I. c. 79.

Seller's Werthwürdigkeiten der Landgrafschaft Thüringen. S. 664.

Als Bonifazius das Thüringer Land durchzog, lehrte und taufte, ist er auch an den Fluß Ora oder Oraba gekommen, woran jetzt die Stadt Ordruf liegt, und übernachtete daselbst unter einem Zelte. Da sah er plötzlich eine überirdische Helle, der Himmel that sich auf, ein wunderbarer Lichtstrom floss herab und erleuchtete alles ringsum. In diesem Glanze erschien der Erzengel Michael dem heiligen Bonifazius und stärkte ihn in dem Herrn. Als es Tag geworden war, hat Bonifazius Gott gedankt und eine Messe gehalten. Darauf befahl er seinem Diener das Essen zuzurichten. Aber dieser mußte bekennen, daß nichts vorhanden sei eine Mahlzeit zu bereiten. „Meinst du,“ erwiderte der fromme Mann, „daß Gott, der vierzig Jahre ein großes Volk in der Wüste mit Himmelsbrod gespeist hat, nicht auch mir, seinem unwürdigen Diener, für einen Tag Nahrung und Speise geben könne?“ Und er gebet nochmals dem Diener den Tisch für ihn zu decken. Dieser that wie ihm geheißen war, und sogleich kam ein Vogel in der Luft herbei und führte einen großen Fisch mit sich im Schnabel, den er auf den Tisch niederfallen ließ. Als solches Bonifazius sah, dankte er Gott, ließ den Fisch zubereiten und sättigte sich mit seinem Diener. Die Reste der Mahlzeit ließ er in die Ora werfen.

Bonifazius erkundigte sich darauf, wem die Stelle und das Land gehöre, wo ihm der Erzengel Michael im himmlischen Glanze erschienen und die wunderbare Speisung zu Theil geworden war. Und als er erfahren hatte, daß Herrn Hugo dem ältern das Land zustehe, ging er hin

zu diesem und erzählte, was ihm allda begegnet war; zugleich bat er ihn, daß er den Platz ihm schenken möchte, um darauf eine Kirche zu erbauen. Diese Bitte wurde gewährt und so entstand dort eine Kirche, welche Bonifazius dem Erzengel Michael weihte.

17.

Der Bonifaziusfelsen bei Altenstein.

*Magittarius antiquitates regni thur. p. 275.
Munken Scriptoren rer. German. III, 443.*

Man erzählt auch, der heilige Bonifazius habe sich in dem Walde bei dem Altenstein zwischen Eisenach und Salzungen, nicht so gar weit vom Werrafluß einen Ort ausersehen und daselbst eine kleine Kapelle nebst einem Hättchen für den Priester erbaut. Nachdem er in dem Kirchlein zum Altenstein einen Priester und seinen Mitgesellen gelassen, sei er nach Weimar in Hessen gereist.

Noch heute heißt ein Felsen beim Schloße Altenstein der Bonifaziusfelsen.

18.

Bonifazius zerstört auf der Wagweide bei Erfurt einen heidnischen Abgott.

Hogel's Chronik von Erfurt. Hist. S. 29.

Zu selbiger Zeit kam Bonifazius auch gen Erfurt, da auch noch manch ungläubiges Volk und Heiden waren, die der Stadt gegenüber auf der Wagweide oder Wagede ihrem Gott sollen gedienet haben. Als nun Bonifazius auf dem Petersberge sich aufhielt und anhub Christum zu predigen, ermahnte er die Heiden, daß sie ihm hinauf in den Wald folgen sollten, droben unter den Eichen den Abgott umzuhauen. Die Heiden folgten ihm, als sie aber an den Ort kamen, da jetzt das Löberrthor ist, soll sich, wie die alte Sage geht, vom Walde her gegen die Stadt ein gewaltiger Sturmwind erhoben haben, daß die Leute erschrocken sich Gedanken machten, es wäre solcher Wind des Abgotts Zorn, der sie ihres Vornehmens wegen strafen wolle, und stunden stille. Aber Bonifazius redete ihnen zu mit ihm nur fort zu gehen und den Teufel, der

sie bis jetzt verführt hätte, mit keinem Wogen nicht zu achten. Sie thaten solches und sahen darauf ihres alten Abgotts Fall und zerhaueue Stücke.

19.

Die Ulmen im Pfarrgarten zu Vargula.

129r. Volkssage. Mündlich.

Bonifazius ging eines Tages in die neue Kirche zu Vargula, um sie einzunweihen, und steckte seinen dürren Stab außerhalb der Kirche in die Erde. Während er am Altare die Messe las, sang außen der Stab an zu grünen und einige junge, frische Schößlinge zu treiben. Als Bonifazius nachher aus der Kirche wieder heraustrat und dieses Wunder erblickte, rief er dem versammelten Volke zu: „sehet diesen offenbaren Beweis für die Göttlichkeit und Wahrheit meiner Lehre! Solches Wunder kann nur Gott wirken.“

Derselbe Stab aber ist zu einem Baum emporgewachsen und von ihm stammen alle Ulmen, welche in der Hede des Pfarrgartens nach der Bonifaziuskirche zu stehen. Nur ungern wird noch heute im Pfarrgarten ein Ulmenbaum gefällt.

20.

Bonifazius hant bei Mülthausen eine Donnerreide um.

Thuringia. Zeitschrift zur Kunde des Vaterlands. Arnstadt 1842. S. 572.

Anno 724 ist Bonifazius in die Gegend von Mülthausen gekommen, hat die Donnerreide beim Dorfe Eichen, so fast groß und geheiligt gewesen, umhauen und einen Kasten daraus fertigen lassen, der noch in der Kirche von Eigentröden aufbewahrt wird.

21.

Bonifazius erbant ein Kloster bei Kreuzburg an der Werra.

Chronicon monasterii S. Petri in Paullini synagoga p. 202 ff.

Der heil. Bonifazius lustwandelte einmal mit seinen Schülern am Ufer der Werra, wo jetzt die Stadt Kreuzburg liegt, da geschah ihm diese

Gegend ganz besonders; die Berge und Thäler umher, die Ackerfelder und Weiden, der große Strom und die kleinen Wiesenbäche erschienen ihm anmuthig und fruchtbar. Er fiel nieder zur Erde und auf sein Gesicht, that Gott und dem heiligen Petrus das Gelübde zu ihrem Ruhme und in ihre Ehre mit allem Fleiße und Eifer ein Mönchs-kloster Benedictiner Ordens auf dem Berge, der nachher Kreuzberg genannt wurde, zu errichten und sollte dasselbe Petersberg heißen.

Die ersten Mönche wurden vom Petersberge zu Erfurt geholt, auch soll den Prälaten dieses Klosters die neue Pflanzung zum Schutz und zur Aufsicht besonders übergeben worden sein. Andere dagegen meinen, die ersten Klosterbrüder seien aus der Bruderschaft zu Friglar gekommen.

Der Name Petersberg an der Werra verblieb dem Kloster so lange bis die Kreuzfahrten aller Orten feierlich eingeführt wurden und das Volk aus besonderer Andacht weit und breit am Montage in der Kreuzwoche zu diesem Berge mit ihren Kreuzen schaarenweise herbeikamen. Oben auf der breiten Fläche des Berges stand ein kleines, enges Kirchlein, die Kreuzkirche. Während darin zur bestimmten Zeit Messe gehalten wurde, lag das ganze Volk jedes Alters und Geschlechts auf der weiten und breiten Bergfläche auf den Knien und hielt seine Andacht; darauf gingen sie paarweise mit entblößten Häuptern durch die Acker und Felder, über die Höhen und die Thäler entlang und lobten Gott mit Gesang, Gebet und lautem Jubel.

So verlor sich der alte Name und das Kloster wurde nachher insgesamt Kreuzberg genannt.

22.

Das Hufeisen an der Kirche zu Heilsberg.

Von Illini gestiftete u. erbaut. Pust. II, 190.

An die Kirchthür zu Heilsberg in Thüringen ist ein großes Hufeisen angenagelt und es geht die Sage unter den Leuten, daß es vom Pferde des Venisazius herstamme. Denn als dieser Apostel mit seinen Gefährten unter andern Dörtern des Thüringer Landes auch hierher kam, um zu reformiren und die damaligen Heiden zum Christenthum zu bekehren, mag er den Berg von Hausfeld herab ins Thal unter den sogenannten Fiechberg auf einen grünen Rasenplatz gekommen sein und um ein wenig auszuruhen sein Pferd allda auf der Weide haben gehen lassen. Weil es aber einen bösen Schenkel gehabt hat, soll es mit demselben Fuße

auf der Erde gescharrt haben und zwar so lange, bis endlich allda ein Quellbrunnen entsprungen, von dessen Wasser des Pferdes böser Fuß alsbald heil wurde. Und weil durch dieses Quellwasser, das noch heutiges Tages quillt und fließt, auch die Menschen von Krankheiten geheilt wurden, so gab man nachher nicht bloß dem Brunnen den Namen Heilborn, sondern nannte auch das Dorf selbst Heilsberg und nagelte das Hufeisen, welches von des Pferdes Fuß abgefallen war, zum ewigen Gedächtniß an die Kirchthür. Noch bei Menschen Vedenken sind alle heilsbergische Bauern des heiligen Bonifazius halber in Erfurt jollfrei gewesen.

Ein anderer Chronist erzählt, die Heilsberger erwiesen durch das Hufeisen das Recht einen eigenen Hufschmied zu haben, welches ihnen eine Gräfin von Schwarzburg gegeben habe.

23.

Von einer Hungernoth in Thüringen.

Annaloe fuldenses ad ann. 859.

Am das Jahr 859 war eine große Theuerung in ganz Deutschland. In dieser betrübten Zeit wollte ein Mann mit seiner Frau und seinem kleinen Sohne aus dem Fuldischen und zwar aus dem Grabsfeld nach Thüringen wandern und sehen, ob er sich dort des Hungers erwehren könnte. Als sie nun in einen Wald kamen, sprach der Mann also zu seiner Frau: „ist es nicht besser, daß wir diesen unsern Sohn schlachten, als daß wir alle Hungers sterben?“ Die Mutter wollte zwar solches nicht zugeben und ihm die grausame That austreden, als aber der Hunger gar zu sehr drückte, riß er das Kind aus den Mutterarmen und wollte es schlachten; damit aber die Mutter den Jammer nicht ansehen, noch des Kindes Geschrei hören möchte, ging er ein wenig abseits. Indem er aber das Schwert zieht, wird er zweier Wölfe gewahr, die eine Hündin zerreißen; alsbald läuft er hinzu, verschucht die Wölfe und bringt das Wildpret der Mutter. Wie diese von fern das blutige Fleisch, aber ihr Söhnlein nicht so bald gewahr wurde, erschraf sie dermaßen, daß sie in eine Ohnmacht fiel. Er aber ging zu ihr, richtete sie auf, tröstete sie und erzählte, wie Gott das Kind so wunderbar vom Tode errettet und ihnen Fleisch zu essen bescheert habe. Diese Begebenheit haben sie nachher vielen Leuten in Thüringen erzählt.

Herzog Burkhard fällt in einer Schlacht gegen die Ungarn bei Eifenach.

Wange Hdr. Chronik. Nüßhausen 1508, Bl. 32.
Joh. Reike döring. Chronik S. 174.

Im Jahre 919 zogen die Ungarn nach Thüringen und verwüsteten die Länder. Der Herzog Burkhard rief die Herzöge von Sachsen, Oesterreich, Baiern, Schwaben und Franken um Hilfe und Beistand an. Sie kamen mit aller Macht und als die Ungarn in Hessen und Buxen zickten wollten, kam Herzog Burkhard mit seinem Anhang gegen sie mit acht Tannern, nahe bei der Stadt Eifenach, und stritt mit ihnen. Da waren ihrer eine große Anzahl erschlagen und es blieb damals der Herzog Burkhard von Thüringen, mit dem Herzog von Oesterreich und viele Grafen und Edelleute. Auch der Deutschen starben viele Tausende. Dennoch aber verloren die Ungarn den Streit, daß ihrer kaum der vierte Theil davon kam. Und weil der Herzog von Thüringen keine Leibeserben hinterließ, fielen seine Lande dem Reiche und dem Kaiser heim.

Ludwig mit dem Barte.

Annales Rheinhardbrunnensis p. 109.

Am Hofe des Kaisers Konrad lebten zwei Brüder, welche aus dem Geschlechte der fränkischen Könige Karl und Ludwig waren und nahe Verwandte der Kaiserin Gisela. Der eine hieß Graf Hugo, war reich und begütert und wollte seinem Herrn als Dienstmann angehören außer den Bischöfen von Fulda und Mainz. Sein Bruder wurde genannt Ludwig mit dem Barte.

Als der Graf Hugo gestorben war, erbte sein Sohn Wichmann das väterliche Verthum, weil er aber etwas schwachsinzig war, so wurden ihm die Lehen, die sein Vater vom bischöflichen Stuhle in Mainz inne gehabt hatte, entzogen und einem andern gegeben. Als dieses Wichmann vernahm, ging er mit einigen Begleitern nach Mainz und drang, sei es im Wahnsinn oder aus übergroßem Zorn, weil seine Lehen auf einen andern übertragen waren, in das Gemach des Bischofs, der eben mit den andern geistlichen Herren einen Rath hielt, und erschlug sofort den-

jenigen, welcher seine Lehen erhalten und inne hatte. Obwohl er schnell nach der Thüre eilte und zu entkommen suchte, ward er doch ergriffen und für seine Freveltthat mit dem Tode bestraft.

Sein Gut und Erbe fiel nun dem Grafen Ludwig mit dem Barte zu. Dieser war am kaiserlichen Hofe groß, gewaltig und angesehen, denn er zeigte in allen Geschäften besondere Geschicklichkeit, gute Einsicht und Treue. Darum sandte ihn auch der Kaiser mit Empfehlungsbriefen an den Erzbischof Bardo nach Mainz, daß dieser ihn mit Land und Leuten belehnen möchte. Da aber der Bischof in seinem Gebiet am Rheine eben keine Lehen zu vergeben hatte, machte er ihn zu einem Bischof in Thüringen und ertheilte ihm dort noch andere Lehen und Einkünfte.

So kam Ludwig mit dem Barte in das Thüringer Land mit zwölf Rittern und nahm seinen Wohnsitz in der Nähe des Waldes, welcher die Leibe genannt wird, zwischen dem Raterberg, Aldenberg und Kornberg. Von den Grafen Bussio von Gleichen und Wüthter von Räsberg und andern freien und ehrbaren Leuten erwarb er durch Kauf noch viel Gut dazu, das Dorf Aldenberge und noch anderes bebautes und unbebautes Land, das in der Nähe gelegen war, ließ den Wald roden, das Land ebenen und baute darauf Dörfer, Friedrichrode, Reinherkshorn, Dünslersberg, Engelsbach, Schenfeld und andere mit anderen Namen. Für sich selbst aber baute er ein Haus auf einem Hügel bei Aldenberge und begann sein Besitzthum in jener Gegend zu mehren und zu hehern, daß er bei allen benachbarten Grafen und Herren in hoher Ehre und großem Ansehen stand.

Auch erbaute er mit des Kaisers Erlaubniß auf einem Berge neben der genannten Leibe eine feste Burg, genannt die Schauenburg, und durch kaiserliche Schenkung erhielt er dazu noch einen großen Theil desselben Waldes zu seinem Eigenthum.

26.

Wie Graf Ludwig mit dem Barte seinen ersten Sohn taufen ließ.

Joh. Rotho dhring. Chron. B. 25 f.

Es geschah nach Christus Geburt 1040 Jahr, daß der Graf Ludwig von Thüringen, den man auch nannte Herrn Ludwig mit dem Barte,

Frau Cäcilie von Sangerhausen, eine Herzogin von Braunschweig, eine stolze, schöne Frau von 30 Jahren und von Tugenden und guten Sitten, zu Ehe nahm und führte sie auf sein Schloß Schauenburg mit großer Herrschaft und mit großem Gute. In dem andern Jahre darnach banete er die Pfarrkirche zu dem Aldenberge, die der heilige Venisazius, da er das Thüringer Land bekehrte, zuerst gestiftet und geweiht hatte, und machte sie weiter und größer. Und als ihm von Frau Cäcilie sein erster Sohn geboren wurde im Jahre 1042, da schrieb der Graf Ludwig einen Brief an seinen Lehnherrn, den Erzbischof Bardo zu Mainz, und bat ihn mit großem Fleiße, zu ihm auf seine neue Burg zu kommen, er wollte das allezeit um ihn verdienen. Der Bischof kam und weihte ihn die St. Johanniskirche zu dem Aldenberge, die er größer gemacht hatte, und taufte ihm alsbald seinen Sohn Ludwig in Gegenwart des Herzogs von Braunschweig, der Grafen Günther von Schwarzburg, Heinrich von Wühlberg, Günther von Käfernburg, Basso von Gleichen und vieler andern Herren aus Thüringen, Hessen und Franken und es wurde da Hauswärme, Feinsfahrt, Kirmesse und Kindtaufe mit einander in großer Pracht und Herrlichkeit gehalten.

27.

Das Jagen im fremden Walde.

*Annales Reinhardobrunn. p. 8.
Joh. Rothe dñr. Chron. R. 201.
Wagge dñr. Chron. Bl. 17.*

Ritterliche Abenteuer suchte der junge Graf Ludwig II. von Thüringen, wo er konnte. Nun wohnte zu seiner Zeit ein Graf Friedrich, Pfalzgraf zu Sachsen, in dem Osterlande bei Thüringen auf seiner Burg Scheipflig, der hatte ein gar schönes, säubertliches Weib, Tochter des Markgrafen von Stade, genannt Adelsheid. Dieser machte der Graf Ludwig den Hof, gewann sie sehr lieb und litt große Noth um dieser Liebe willen. Auch die Frau ward da von seiner Liebe also betrogen, daß sie ihn heimlich zu sich beschied und freundliche Gespräche mit ihm pflog. Dabei rieth sie ihm, daß er ihren Herrn, den Pfalzgrafen, tödten und sie zu Ehe nehmen sollte, und sie rathschlugte also mit ihm, daß er auf einen Tag, den sie ihm benannte, jagen sollte bei dem Schlosse Scheipflig, sie wollte dann ihren Mann dazu anhalten, ihm das zu wehren.

Der Graf nahm den Vorschlag an, ließ sich den Teufel und der Frauen Schöne blenden und kam auf den bestimmten Tag, ließ in dem Walde seine Hörner erschallen und ermunterte durch Ruf die Hunde. Inzwischen saß der Pfalzgraf in einem Bade, wie das so bestimmt und verabredet war. Als bald lief Frau Adelheid stürmisch über ihren Mann und sprach höhnisch zu ihm: „dieweil du hier sitzt und pflegst deines Leibes Gemüthlichkeit, verlierst du dein Recht und deiner Herrschaft Freiheit und läßt dir jagen bis vor die Nase.“

Bei diesen Worten fuhr der Pfalzgraf aus dem Bade, warf einen Mantel über sein Badegewand, fiel auf einen Hengst und jagte dem Grafen Ludwig nach mit Geschrei und strafte ihn mit Worten, dieser aber wandte sich gegen ihn und stach ihn nieder mit seinem Jagdspieß.

Als so der Pfalzgraf Friedrich erstochen war, wurde große Klage erhoben von seinen Freunden und von seinem Weibe, wiewohl ihr das nicht sehr leid war, und man begrub ihn zu Gesele in dem Münster, das an der Saale liegt neben der Neuenburg und von demselben Pfalzgrafen gestiftet war; an die Stätte aber, wo er ermordet wurde, hat man zum ewigen Gedächtniß ein steinernes Kreuz gesetzt, daran auf der einen Seite ein Jagdspieß, auf der andern aber diese Worte eingehauen stehen:

Anno Domini MLXV.

Hic expiravit Palatinus Fridericus

Hasta prostravit comes illum dum Ludovicus.

Als aber das Jahr zu Ende ging, da gelobte dieselbe Wittwe Frau Adelheid dem Grafen Ludwig von Thüringen, der ihren Herrn erstochen hatte, die Ehe und er führte sie mit sich heim auf die Schauenburg und hielt da mit großer Pracht die Hochzeit.

28.

Die Frau zur Weissenburg.

Hilfand Hoffmeister Nr. 127, B. 167.

H. Brotstall Chronica der Stadt Weissenburg. 1933. 1507. Bl. 71 b.

Was wohn wir aber singen,
was wohn wir heben an?
ein lied von der frauen zur Weissenburg
wie sie leen herten verriet.

Sie ließ ein brüvleîn schreiben
 gar fern ins Tüßinger land
 zu Ludewig, irem kintem,
 daß er kün zuhant.

Er sprach zu seinem knechte:
 „Jatel du mir mein pferd!
 wir woln sein der Weissenburg reiten,
 es ist nu reitens zit.“ —

„Gott grüß euch, Edelheid schone!
 wünsch euch ein guten tag;
 wo ist ewe edler herre
 mit dem ich kempfen mag?“

Die frau kintent iren herren
 im schein falsches gemüts:
 „er reit nechten ganz spate
 mit hunden auf die jagt.“

Do Ludewig under die linde kam,
 ja under die lind so grün,
 do kam der herr von der Weissenburg
 mit seinen winden so kün.

„Willkommen, herr von der Weissenburg,
 gett geb euch guten mut!
 ir sott nicht lenger leben
 denn hent disen halben tag.“

„Zet ich nicht lenger leben
 denn disen halben tag,
 so slag ichs Chriß von himel
 der all ding wenden mag.“

Sie kamen dort zusammen
 mit werten, zorn so groß,
 daß einer zu dem andern
 sein armdren abeldeß.

Er sprach zu seinem knechte:
 'nu spann dein armbreß ein
 und scheuß den herrn von der Weissenburg
 zur linken seiten ein!'

'Worumb sol ich in schiessen
 und morden auf dem plan?
 hat er mir doch sein lebenslang
 noch nie kein leid getan.'

Do nam Ludwig sein jegerspieß
 selber in seine hand,
 durchtrant den pfalzgraf Friederich
 under der linden zuphand.

Er sprach zu seinem knechte:
 'reit mit zur Weissenburg!
 da seint wir wol gehalten
 noch unserm herz und muot.'

Do er nu legen der Weissenburg sam,
 wol under das hohe haus,
 da sach die falsche frawe
 mit freuden zum fenster auß.

'Gott grüß euch, edle frawe,
 beschet euch glück und heil!
 ewer will der ist ergangen,
 tot habt ir ewern gemal.'

'In mein will ergangen,
 mein ehler herre tot,
 so wil ichs nicht eher glauben
 ich seh denn sein blut so roth.'

Er zog auß seiner scheiden
 ein schwert von blut so rot:
 'siß da, du edle frawe,
 ein zeichen deins betten tot!'

Sie ranf ir weiße hende,
ranft auß ir gelweiß har:
'hilf, reicher Christ von himel,
was hab ich nu getan!'

Sie zog von irem finger
ein ringlein von gold so rot:
'nim hin, du Ludewig kule,
meiner darbei gedenk!'

'Was sel mir doch das fingerlein,
das unrecht gewonnen gold?
wenn ich daran gedente
mein hertz wirt nimmer fro.'

Des erschrad die frau von der Weissenburg,
sah ein traurigen munt:
'verlass mich, bester fürst, nicht!
mein etler herr ist tot.'

29.

Ludwig der Springer.

Annales Reinhardbrunnenses ed. Wegele. Jen. 1854. p. 12 sq.

Die Freunde und Verwandten des Pfalzgrafen Friedrich von
Sachsen konnten dessen Tod nicht vergehen und sie klagten den Graf
Ludwig zu Thüringen vor dem Kaiser an wegen der Frevelthat, die
um des schönen Weibes willen an dem Pfalzgrafen begangen hatte. A
Befehl des Kaisers wurde der Graf Ludwig gefangen genommen und a
das Schloß Viebichenstein gebracht und zwei Jahre in einem Gefängni
fest gehalten, doch ohne Fessel. Der Kaiser hatte ihm den Tod zuerkann
Kurz vor dem Tage, an welchem die Todesstrafe ihn treffen sollte, spiel
er mit einigen Männern im Brett und als er von denselben ve
nahm, daß er nicht wohl mit dem Leben davon kommen möchte, stand
alsbald vom Spiele auf, ging zur Seite und that ein Gelübde
St. Ulrich, ihm eine Kirche zu erbauen, wenn ihm durch seinen Schu
aus der Noth und vom Tode geholfen würde.

Darauf verstellte er sich, klagte über großen Frost und that deswegen viele und weite Kleider an und ging saust und gemach in seinem Gefängniß auf und ab, während die Männer, die bei ihm waren, im Brett spielten und seiner nicht sonderlich achteten. Unterdessen sah er durch das Fenster und gewahrte unten über der Saale, welche am Fuße des Berges hart vorbeischießt, einen seiner Diener, der mit seinem weißen Hengste, welcher der Schwan hieß, dem Ufer des Flusses zuritt, und erkannte, daß dieses durch Gottes und des heil. Ulrichs Eingabe und Hülfe so geschehe. Sogleich stürzte er sich mit seinen Kleidern, die vom Winde mit ausgebreitet wurden, hinab in das Wasser und als er daselbst eben berührt hatte, erfaßte ihn der Diener, setzte ihn auf das Pferd und befreite ihn von der Gefahr des Todes.

Als der Graf Ludwig heim in seine Stadt Sangerhausen kam, dankte er Gott für seine Rettung und erbaute eine schöne Kirche in St. Ulrichs Ehre und ließ an ihren Eingang diese Worte in Stein hauen:

Suscipe sancte domum quam vincens compede vovi.
Von diesem Sprunge aber heißt er Ludwig der Springer.

30.

Ein Wunder zeigt dem Grafen Ludwig die Stelle, wo er dem heil. Ulrich die Kirche erbauen soll.

Vollst sagt.

Thuringia. Jähr. zur Kunde des Vaterlandes. Annalt. 1842. S. 770.

Als Ludwig der Springer sein Gelübde, daß er dem heil. Ulrich gethan, lösen und demselben eine Kirche erbauen wollte, suchte er lange vergebens nach einem passenden Orte für diesen Kirchenbau. An einem schönen, heitern Frühlingsmorgen öffnete der Graf Ludwig, der sich damals in Sangerhausen aufhielt, das Fenster seines Zimmers und wollte die reine, frische Morgenluft einathmen. Vor ihm lag die Pfaffenrei mit ihrem weiten Hofe. Die Dächer der Häuser, die Bäume und die nicht fernern Vorberge des Harzes strahlten seinen Augen blendend weiß entgegen von dem Reife, der in der Nacht gefallen war, und alles stritte und stimmte um ihn her im Glanze der aufgehenden Sonne. Auch der Pfaffenhof war von dem Reife bedeckt, bis auf eine Stelle, die in Kreuzes Form ganz unbedeckt geblieben war. Der Graf Ludwig sah

staunend dieses Wunderzeichen und erkannte daran, daß er gerade an dieser Stelle dem heil. Ulrich die Kirche erbauen sollte.

31.

Wie Graf Ludwig die Wartburg erbaut hat.

Annalen Reinhardsbrenn. p. 9.

Als der Graf Ludwig eines Tages jagte und viele Berge und Wälder durchschweifte, kam er auch an den Berg, welcher Wartberg genannt wird. Dieser gefiel ihm über die Maßen wohl, da er zur Erbauung einer Burg passend und gut gelegen schien. Er ließ also, da der genannte Berg nicht zu seinem Gebiete gehörte, Erde von seinem Grund und Boden auf den Gipfel desselben tragen. Dann gewann er noch zwölf Ritter und steckte zwölf bloße Schwerter bis an das Heft in die Erde auf der Spitze des Berges und schwur mit den genannten Rittern, daß diese Erde zu seinem Eigenthum gehöre und so erbaute er, wie man sieht, die feste, unüberwindliche Burg.

32.

Dieselbe Sage aus späterer Zeit.

Einhard neue vollständene thür. Chronik I. 96 f.

Wie Graf Ludwig von Thüringen die Wartburg bei Eisenach erbaut habe, erzählt eine alte geschriebene Chronik auch auf folgende Weise. Der Graf jagte einmal am Inselberge und traf da ein Stüd Wild an, dem ritt er nach bis an die Hürfel bei Eisenach und von da bis auf den Berg, wo jetzt die Wartburg liegt, zu warten, wo das Wild aus dem Walde ließe. Da gefiel ihm die Gelegenheit des Berges also wohl, daß er eine Lust darauf zu bauen bekam, trachtete deshalb auf Mittel und Wege, wie er's süßlich anfinde und den Berg, welcher denen von Mittelstein und Frankenstein zuständig war, an sich brächte. Bald schidte er des Nachts aus und ließ heimlich Erde in Körben von seinem Lande auf den Berg tragen, darnach auch einen Bergfried machen und schlug ihn mit Gewalt auf. Da ward er von denen von Mittelstein und Frankenstein bei dem Reich verklagt, daß er sich des Ihrigen mit Gewalt frevent-

lich unterstände. Als er nun darum zur Rede gesetzt ward, gab er zur Antwort, er hätte die Burg auf das Seine gebaut und wolle das mit Urtheil und Recht seines Verhoffens wohl erhalten. Da wurde zu Recht erkannt, wenn er mit zwölf rechtlichen Männern aus der Ritterschaft beweisen könnte oder selbst einen leiblichen Eid schwören wollte, daß das Land, darauf er gebaut und da jetzt Wartburg liegt, sein wäre, sollte es behalten. Daran hat er bald zwölf Ritter, welche ihm zuvor die Erde auf den Berg zu tragen Rath und That gegeben und behilflich gewesen, erkeren und trat mit denselben auf den Berg und sie steckten ihre Schwerter in die Erde, die er hatte darauf tragen lassen, und schwuren, daß ihr Herr, der Graf Ludwig, da auf dem Seinen stünde und vor Alters der Boden zum Lande und zur Herrschaft von Thüringen gehört habe. Damit befiel er den Berg und fing also an das Schloß und die Burg zu bauen.

Er ließ nun Steine vom Seeberg bei Gotha führen und baute das Muthaus und andere Kennnaten und Thürme darauf, ließ auch aus Reich gelangen, daß es möchte mit Kupfer übergüldet deden. Das Reich aber wollte selches nicht nachgeben, da wurde es mit Blei gedeckt. Nach der Zeit aber ist das abgebrannt und nunmehr mit Ziegeln bedeckt.

In der Zeit aber, als die Wartburg gebaut wurde, war Hunger und Sterben überall und die armen Leute haben an der Burg um das liebe Brod gearbeitet und Gott gedanket, daß sie dasselbe noch haben konnten.

33.

Von der Erbauung der Stadt Eisenach.

Erasmus Hist. Chron. 6. Menden Scriptores rer. German. III, 1257.

Als Ludwig der Springer die Wartburg festlich erbaut hatte und die theuern Jahre ein Ende nahmen, begriff er auch den Wall und den Ring mit den Gräben und Mauern, da jetzt die Stadt Eisenach liegt. Jede Dorfschaft im Lande zu Thüringen mußte da ein Stück der Mauern machen lassen, dazu arbeiten und Fuhrten thun, wie man es noch jetzt merket an der Bauart der Mauern.

Vorher aber war die Stadt Eisenach gelegen auf St. Petersberg zwischen der Hösfel und Nesse, und zwei Kirchen an St. Petersberg, die beide zerbrochen sind, und ein Kloster, das nun in der Stadt liegt zu

St. Nicolaus. Die andere Kirche lag an dem Berge, wo man nach Aischbach geht, der noch der Katharinenberg heißt. Da wo das Kloster St. Nicolaus liegt, saßen ehrbare Leute und hatten einen schönen steinernen Hof, der war zu der Zeit vor der alten Stadt Eisenach, und wo unserer lieben Frauen Kirche und der Thurm ist, da saßen deutsche Herren und hatten ein Dörfchen unter sich. Wo St. Georgen Kirche erbaut ist, das war geheissen Krümmelbach. Da saßen ehrbare Leute in einem steinernen Hofe, die hießen die Hellgrafen und hatten ein Berwerk, wo jetzt der neue Spittel liegt. Da ward die Stadtmauer geführt zu den dreien und so liegen sie noch alle drei ohne Unterschied innerhalb der Stadtmauer. Die Hofstätten, darauf man die Klöster der Prediger und Varsüßer erbaute, waren ehrbaren Leuten, von denen sie nachher den Klöstern gegeben wurden. Diese Stadt ward zu bauen angefangen nach Gottes Geburt 1073 Jahr.

Die Dörfer, die den Herrn von Mittelstein gehörten, als Obern-Stedtsfeld, das Theil hinter St. Katharinen und Ammeren, das in dem Ammeren Felde liegt, und Mongried wurden alle wüste, denn die Leute zogen in die neue Stadt Eisenach und bearbeiteten von da ihre Acker, so daß sie verarmten, ihr Recht verkaufen mußten und sehr herunter kamen. Um Wartbergs willen ward die Stadt an den Wald gebaut. Die alte Stadt hieß auch Eisenach, denn man machte da Eisen, wie man jetzt in der Kuhla thut.

34.

Das Kloster Reinhardtsbrunn.

Annal. Reinhardtsbrunn. p. 11 seq.

Joh. Reiche d. Chron. II. 250—273.

Gottes Gnade und Barmherzigkeit, der alle Menschen will selig haben und Niemanden gern lassen verderben, rührte das Herz der Frau Adelheid und durch diese wiederum das Herz ihres Herrn und Ehegemahls, daß sie gedachten an ihrer Seelen Seligkeit und ihr Leben zu bessern begehrt.

Am stillen Freitage bat Frau Adelheid den Grafen Ludwig, daß er mit ihr ehen möchte. Als nun beide mit einander zu Tische saßen, ließ sie viele Gerichte auftragen von allerlei Fleisch, zahmen und wilden, gesotten und gebraten. Da das der Graf sah, erschrad er und fragte, was das zu bedeuten habe, da ja solche Speisen zu genießen unziemlich

sei an dem Tage, an welchem unser Schöpfer und Erlöser für das Heil des Menschengeschlechts gelitten hätte am Holze des Kreuzes. „Ist es uns nun unziemlich,“ sprach Frau Adelheid, „diese Speisen zu genießen, wie vielmehr ist es thöricht und unziemlich, daß wir in den Heßeln des ewigen Todes gehen und Gottes große Barmherzigkeit nicht sehen und unsere Sünden, die gewachsen sind bis in den Himmel, in Reue und Leid nicht tilgen?“

Der Graf Ludwig schlug bei diesen Worten das Haupt nieder, ging in sich und begann sehr zu weinen. Er gelobte Gott sein Leben zu bessern und gedachte seine Sünden mit Almosen und frommen Werken zu büßen. Und als er seines Hauses Angelegenheiten wohl geordnet, seine Söhne und Töchter verheirathet hatte, ließ er seinen besondern guten Freund, den frommen und gerechten Herand, der ein Mönch in Hysenburg, nachher ein Bischof in Halberstadt war, zu sich kommen und den Abt Ohselbert, bekannte diesen aufrichtig seinen Willen und seine Gedanken, beehrte ihren Rath und versprach in allen Dingen treuen Gehorsam. Diese Männer, welche die Reue seines Herzens wohl erkannten, gaben den guten und verständigen Rath, daß er ein Kloster in unserer lieben Frauen und St. Johannes des Evangelisten Ehre bauen und sich selbst der Welt begeben und ein Mönch in dem Kloster werden möchte.

Diesem Rathe willfahrte der Graf Ludwig und suchte von dieser Zeit an eine bequeme Stätte, ein Kloster dahin zu bauen.

Nun wohnte nahe bei dem Schlosse Schauenburg in dem Walde ein Töpfer, der hieß Reinher, bei einem großen tiefen Borne, der stark ausfloß. Dieser sah alle Nächte zwei schöne Kerzen nicht fern von seinem Hause brennen. Das verwunderte ihn sehr und wenn er dann zu den Kerzen kam, so fand er nichts an der Stelle. Dieses Wunder zeigte er auch den anderen Leuten, die in dem Walde wohnten, und bald erfuhr es auch der Graf Ludwig; der ritt hin zu dem Töpfer Reinher und fragte ihn selbst davon. Als er von diesem die Wahrheit gehört und das Wunder selbst geschaut hatte, gedachte er an sein Gelübde, und daß Gott durch Offenbarung der Richter die Stelle selbst erwählt hätte und ein Kloster dahin haben wollte.

Als bald ließ er die Stätte räumen, die Bäume abhauen, hörte den Rath seines guten Freundes, des Bischofs Herand von Halberstadt, den er zu sich berief, und baute an die Stätte ein Kloster, das er Reinherstern nannte nach dem Borne, der dort floß, und dem Töpfer, der dabei

wehnte. Da wo das eine Licht gebrannt hatte, lag das Kloster mit dem
Münster, und wo das andere, eine Kapelle der heiligen Jungfrau.

35.

Der eiserne Landgraf.

Historia de Landgravin Thut. ap. Eernod. p. 373.

Reihe döring. Chron. 8. 780.

Nicolas de Siegen chron. ecclesiast. ed. Wegula. p. 321.

Senge thür. Chron. Bl. 101.

Landgraf Ludwig, der eiserne genannt, war in seiner Jugend ein
milder und gütiger Herr, demüthig und nachsichtig gegen Jedermann.
Wegen dieser Milde wurden seine Junker und Edelleute hochmüthig und
stolz, vergaßen seine Güte und Nachsicht, schmäheten ihn, nannten ihn
einen Thoren, der zur Regierung nicht tauge, und achteten seine Gebete
nicht hoch. Auch beschwerten sie seine Unterthanen an allen Enden,
schagten und trückten sie sehr und thaten ihnen großen Verdruß.

Es trug sich aber einmal zu, daß der Landgraf zur Jagd austritt
auf den Wald und ein Wild antraf, dem folgte er eifrig nach, verirrete sich
und ward benächtigt. Da gewahrte er eines Heuers, richtete sich darnach
und kam in die Kuhl zu einem Waldschmiede. Der Landgraf war mit
schlechten Kleidern angethan und hatte ein Jagdhorn umhängen. Der
Schmied fragte, wer er wäre. „Des Landgrafen Jäger,“ war die Ant-
wort. Da sprach der Schmied: „pfui des Landgrafen! Wer ihn nennet,
sollte allemal das Maul wischen, des barinherzigen Herrn!“

Der Landgraf schwieg. „Ich will dich herbergen,“ sprach zuletzt der
Schmied, „dort in dem Schuppen findest du Hen, da magst du dich mit
deinem Pferde behelfen; aber um deines Herrn willen will ich dich nicht
beherbergen.“

Der Schmied arbeitete die ganze Nacht hindurch. Wenn er mit
dem großen Hammer das Eisen zusammenschlug, so schalt er seinen Herrn
den Landgrafen und hieß ihn hart werden wie das Eisen und sprach:
„nun werde hart du böser, unseliger Herr! Was sollst du den armen
Leuten leben? Siehst du nicht, wie deine Rätze die Leute plagen und
mähren dir im Munde?“ Und er erzählte die ganze lange Nacht, was
die Beamten des Landgrafen für Untugend mit den armen Unterthanen
übten. Wenn dann die Unterthanen sagten, so wäre Niemand da, der

ihnen Hülfe thäte, denn der Herr nehme es nicht an, die Ritterschaft spötte seiner hinterwärts, hieß ihn Landgraf Rhey und hielten ihn gar unwerth.

Also hieß der Schmied den Herrn mit Kluchen und Schellen hart werden wie das Eisen und trieb solches die ganze Nacht an.

Der Landgraf konnte nicht schlafen, hörte alles gar wohl, nahm es zu Herzen und ward von Stund an scharf und ernsthaft in seinem Gemüth. Auch sing er an die Widerspenstigen zu zwingen und zum Gehorsam zu bringen.

Das wollten nun etliche Ritter und Beamten nicht leiden, sondern verbanden sich unter einander und gedachten sich gegen ihren Herrn zu wehren. Als daher der Landgraf einen seiner Ritter, der sich wider ihn verbrochen hatte, überzog und strafen wollte, versammelten sich die andern und wollten solches nicht leiden. Da kam es zu einem Streit mit ihnen bei der Raumburg an der Saale und der Landgraf bezwang und fing sie und führte sie mit sich auf seine Burg. Da strafte er sie zuerst nach Nothdurft und Gebühr mit harten Worten, daß sie den Eid, welchen sie geschworen und gelobet, so schlecht und bößlich gehalten hätten, und unter andern sprach er zu ihnen: „nun wollte ich zwar eure Untreue wohl bestrafen, wenn ich's aber thäte, spräche man vielleicht, ich lödte meine eigenen Diener; sollte ich euch aber schaden, so spräche man auch übel von mir, und ließe ich euch los und ungestraft von mir kommen, so achtet ihr meines Borneß ferner nicht.“

Und der Landgraf führte sie zu Felde, fand dort auf einem Ader einen Pflug, spannte in denselben die ungehorsamen Edelleute je vier in ihren Penden und aderte mit ihnen eine Furche, während die Diener den Pflug hielten und er selber mit einer Geißel auf die vorg gespannten Edelleute hieb und sie antrieb, daß sie sich beugten und oft auf die Erde fielen. So pflügte er den ganzen Ader mit je vierten eine Furche.

Darnach ließ er den Ader mit großen Steinen bezeichnen zu einem ewigen Gedächtniß und freiete ihn, so daß ein jeder Uebelthäter, wie groß er auch wäre, wenn er darauf läme, daselbst sollte frei sein. Wer die Freiheit brechen würde, der sollte den Hals verloren haben, und den Ader nannte er den Edclader. Die gedemüthigten Ritter führte er wieder mit sich auf die Raumburg, wo sie ihm aufs neue schwören und huldigen mußten.

Der Landgraf wurde nun im ganzen Lande sehr gefürchtet und wo

die, welche am Pfluge gezogen hatten, seinen Namen nennen hörten, kusszten sie und schämten sich sehr.

Diese Geschichte erscholl an allen Enden im deutschen Lande. Etlliche schalteten den Herrn und wurden ihm gram; Manche tadelten die Untreue der Beamten, Andere meinten sie wollten sich eher tödten lassen, als in den Pflug spannen; Einige demüthigten sich auch gegen ihren Herrn, denen that er Gutes und hatte sie lieb, Andere dagegen wollten ihren Schimpf gar nicht vergessen, sondern stunden ihm heimlich und öffentlich nach Leib und Leben. Wenn er solche mit Wahrheit hinterkam, ließ er sie hängen, enthaupten, ertränken und in den Stöcken sterben. Darum gewann er viele heimliche Reider und Feinde unter ihren Kindern und Freunden und ging deshalb mit seinen Dienern stets in einem eisernen Panzer. Darum hieß man ihn den eisernen Landgrafen.

Von einem strengen, unbiegsamen Manne pflegte man seitdem noch lange im Sprichwort zu sagen: „Der ist hart geworden zu Kuhl in der Landgrafenschmiede.“

36.

Ludwig baut eine Mauer um die Neuenburg.

Annal. Reinh. p. 36.
Joh. Rothe döring. Chron. S. 214.

Als der Kaiser Friedrich Rothbart von einem Kriegezuge aus Polen heimkehrte, herbergte er mit seinem Schwager Landgraf Ludwig dem eisernen auf der Neuenburg an der Unstrut. Dasselbst blieb er etliche Tage seinem Schwager und seiner Schwester zu Liebe und sie waren mit einander fröhlich. Nun behagte ihm das Schloß an seinem herrlichen Gebäude und seiner Gelegenheit gar wohl und er sprach: „das ist ein rechtes Fürstenschloß und ich sehe nicht, daß ihm etwas gedrehe, denn daß es keine Mauer um sich hat.“ Das hörte der Landgraf und sprach: „Herr, es sollen nimmer zwei Nächte vergehen, ich will eine so gute und köstliche Mauer um diese Burg lassen machen, daß in Thüringen ihres gleichen nirgends gefunden wird.“ Dieser Rede verwunderte sich der Kaiser.

Am andern Tage sandte der Landgraf nach allen seinen Grafen und Mannen, die er um sich erlangen mochte, daß sie in der Nacht zu ihm kämen wohl gewappnet und aufs beste geschmückt. Und er stellte sie um die Burg, daß einer an dem andern stand, mit ihren gekrönten Helmen

und ihre Knechte davor mit ihren Schilden. Des Morgens, als der Kaiser aufgestanden war, führte ihn sein Schwager um die Burg und ließ ihn die Mauer beschauen. Da bekannte der Kaiser, daß er nicht fester noch fester eine Mauer gesehen habe.

37.

Ursprung der Stadt Weißenfer.

*Annalen Reinh. p. 25 sq.
Joh. Rothe dhr. Chron. S. 293.*

Der Landgraf Ludwig der eiserne war mit dem Kaiser zu Regensburg. Unterdessen begann die Landgräfin Jutte bei dem weißen See in Thüringen einen Baugarten und eine Burg zu bauen, damit sie eine Herberge dort hätte zwischen der Neuenburg und Wartburg. Diesem Unternehmen widersprach der Graf von Weichlingen, zu dessen Herrschaft der Flaz gehörte, aber sie wollte es nicht lassen. Da schickte der Graf eine Botschaft an den Kaiser und klagte über dessen Schwester, die ihm das Seine nehme und verbaute. Der Kaiser redete darüber mit dem Landgrafen Ludwig und dieser sprach, es wäre ihm leid, und schrieb einen ersten Brief an Frau Jutten, daß sie von dem Baue ablassen sollte. Des andern Tags aber schickte er eine heimliche Botschaft und ließ ihr sagen, daß sie nicht aufhören sondern fortbauen sollte und so wurde zuletzt der Bau vollendet.

38.

Der eiserne Landgraf und sein Arzt.

*Caesarinus heisterb. dial. miracul. l. 27.
Nicolaï de Sigen chron. ecclesiast. ed. Wagn. p. 331.*

Der eiserne Landgraf wurde bei seinem Leben von Jedermann gefürchtet, er selbst aber hatte vor Niemand Furcht. Auch war er um das Heil seiner Seele wenig besümmert, drückte und schlugte seine Untergebenen hart und brachte viele Besitzungen der Kirchen und Klöster an sich. Wenn ihn nun fromme und ehrbare Männer deshalb tadelten und ihn in der Beichte an die künftige Vergeltung erinnerten, ihm die Strafe der Gottlosen und die himmlische Seligkeit der Auserwählten vor Augen stellten, antwortete er: „bin ich zur Seligkeit bestimmt, so werden keine

Sünden mir das Himmelreich entreißen können; bin ich aber verurtheilt, so werden auch gute Werke mir den Himmel nicht bringen.“ Und weil er gelehrt war, verhärtete und verstockte er noch mehr und mehrte seine Verderbniß damit, daß er gegen die, welche ihm Vorwürfe machten, das Wort des Psalmisten im Munde führte: „er gab den Himmel dem Herrn des Himmels, die Erde aber den Söhnen der Menschen.“ Sprachten nun gottesfürchtige Männer: „Herr, schonet eurer Seele, höret auf zu sündigen, damit nicht Gottes Gerechtigkeit durch eure Sünden gereizt den Sünder in seinen Sünden tödte und zuletzt in die Tiefen der Hölle werfe,“ so entgegnete er: „ist mein Todestag gekommen, so werde ich sterben; ich werde ihn weder durch frommes Leben hinausschieben können, noch durch Sündigen zuvorkommen.“

Gott wollte ihn aber nach seiner Barmherzigkeit von so großem Wahn bekehren und zur Erkenntniß führen, darum schlug er ihn mit einer gefährlichen Krankheit, wenn auch nicht ihm selber, so doch Andern zur guten Lehre. Man rief seinen Arzt, einen rechtschaffenen und ausgewählten Mann, der nicht allein in der Kenntniß der Natur, sondern auch in der Theologie mehr als gewöhnlich erfahren war. Zu diesem sprach der Fürst: „ich bin sehr schwach, wie du siehest, darum wende deine Kunst an, daß ich genesen mag.“ Der Arzt antwortete: „Herr, wenn der Tag eures Todes kommt, so wird meine Kunst euch nicht dem Tode entreißen können; wenn ihr aber an dieser Krankheit nicht sterben sollt, so wird meine Arznei überflüssig sein.“ Erstaunt über diese Worte sprach der Landgraf: „wie magst du so reden? Wenn mir die Sorgfalt deiner Behandlung nicht zu Theil wird und nicht angewendet die vorgeschriebene Lebensweise, so werde ich von mir selbst und von Andern aus Unkenntniß vernachlässigt werden und vor der Zeit sterben können.“ Als der Arzt dieses gehört hatte, wurde er heiter und froh und antwortete also: „Herr, wenn ihr meint, daß durch die Kraft der Arzneimittel euer Leben verlängert werden könne, warum wollt ihr nicht glauben an die Buße und an die Werke der Gerechtigkeit, welche Heilmittel der Seele sind? Ohne diese stirbt die Seele, und man gelangt nicht zur Gesundheit des künftigen Lebens.“

Der Landgraf überdachte den Werth und Ernst dieser Worte und weil jener gut und verständig geredet hatte, sprach er zum Arzte: „fortan sollst du der Arzt meiner Seele sein, da mich Gott durch deine Zunge von einem großen Wahn und Irrthum befreit hat.“

39.

Ludwig der Eiserne versucht seine Ritter und Vasallen.

Caesarius historb. dial. I. 27.

Nicolai de Sigen chron. oest. p. 232.

Man erzählt, der eiserne Landgraf habe lange vor dem Tode von seinen Rittern und Vasallen das Versprechen genommen und durch ihre Eide bekräftigen lassen, daß sie ihn nach seinem Tode auf ihren eigenen Schultern zu Grabe tragen wollten.

Eines Tages stellte sich der Landgraf krank und that, als ob er sterben wollte, beichtete und empfing die heiligen Sakramente. Nachher legten die Vasallen den Landgrafen, den sie für todt hielten, auf einen Wagen und sprachen unter einander: „es genügt, daß wir ihn mit einiger Ehre begraben, denn da er nun gestorben ist, was kann er uns noch thun?“ Und so folgten sie dem Leichenwagen zu Pferde. Als aber der Wagen allerlei Bewegung und Geräusch machte, brach der Landgraf mit gewaltigem Geschrei den Sarg auf und rief: „o ihr schändlichen Vagner und Betrüger, was habt ihr thun wollen?“

So jagte der Landgraf seinen Rittern und Grafen, die er schon früher gedemüthigt und sich unterworfen hatte, einen nicht geringen Schrecken ein.

40.

Ludwigs Leichnam wird von seinen Rittern zu Grabe getragen.

Honge thür. Chron. Bl. 64 f.

Joh. Neithe dör. Chron. S. 285 f.

Historia de Landgrav. ap. Record. p. 390, 12—34. ap. Pistor. c. 21.

Eine andere Sage berichtet folgendes:

Als dem eisernen Landgrafen die Zeit seines Todes nabete und er krank auf der Neuenburg zu Bette lag, entbot er zu sich seine Ritterschaft, die ihm widerspänstig gewesen, und sprach zu ihnen: „ich weiß, daß ich sterben muß und mag dieser Krankheit nicht genesen. Darum gebiete ich euch, so lieb euch euer Leben ist, daß ihr mich, wenn ich gestorben bin, mit aller Ehrwürdigkeit begrabet und mich auf euern Schultern von hinnen bis gen Reinhardtsbrunn traget.“ Solches mußten sie ihm

geloben bei ihrem Eide und ihrer Treue, denn sie fürchteten ihn mehr als den Teufel.

Und sie leisteten, was sie gelobt und versprochen hatten. Denn als der Landgraf gestorben war, trugen sie ihn weiter als zehn Meilen Wegs auf ihren Schultern nach Reinhardtsbrunn, denn sie waren in Angst und Furcht, daß er noch lebend wäre und sie nur versuchen wollte oder daß seine Söhne es an ihnen rächen würden, wenn sie ihr Gelübde nicht hielten. Das Begräbniß aber wurde von dem Erzbischof Wichmann in Magdeburg herrlich und schön vollzogen in Gegenwart vieler Fürsten und Herrn und unzähligen Volkes, das herbeigekommen war, Pfaffen und Laien. Der Landgraf wurde begraben beim Altare des heil. Kreuzes in der Kirche zu Reinhardtsbrunn.

41.

Wie es der Seele des Landgrafen Ludwig erging.

Caesar. heisterb. dial. mir. XII, 2.

Landgraf Ludwig war ein überaus großer Tyrann. Als er am Tode lag, sprach er zu seinen Freunden: „wenn ich todt sein werde, dann ziehet mir eine Cisterzienser Mönchskutte an, nehmt euch aber in Acht, daß ihr es nicht eher thut.“ Wie er gewollt, so geschah es. Als nun ein Ritter ihn in der Mönchskutte liegen sah, spottete er sein und sprach zu den andern Rittern: „wahrlich er gleicht meinem Herrn in seiner Tugend. Als er noch Ritter war, da hatte er nicht seines Gleichen in ritterlichen Dingen, nun er Mönch geworden ist, folgt er seinen Regeln so genau. Seht nur, wie er ein so tiefes Schweigen beobachtet; er spricht ja nicht ein einziges Wort.“

Als Ludwigs Seele aber ihren Körper verlassen hatte, wurde sie dem Fürsten der Teufel übergeben. Der saß über einem tiefen Brunnen, hielt einen Becher in der Hand und begrüßte den Landgrafen mit diesen Worten: „willkommen sei unser vielgeliebter Freund! Zeiget ihm doch unsere Speisekammern, unsere Vorrathskammern und unsere Keller, dann bringet ihn wieder hierher.“ Da wurde Herr Ludwig an die Orte der Strafe geführt, wo nichts war als Heulen, Weinen und Zähnelnirischen; und als man ihn zurückbrachte, redete der Höllenfürst ihn also an: „nun trinke Freund aus meinem Becher!“ Der Landgraf sträubte sich, aber

daß half ihm nichts, er mußte trinken und zugleich schlugen ihm helle Schwefelstammen aus den Augen und der Nase. Darnach sprach der Fürst der Teufel: „auch mußt du dir meinen Bäg einmal anschauen, dessen Tiefe bedenklos ist.“ Da stürzte man ihn in den Brunnen und schloß den Dedel wieder darauf. Später hat ihn ein Geistlicher in diesem Bäg gesehen.

42.

Eine andere Sage von Ludwigs Seelenpein.

Caesar. hoisterb. dial. mir. I. 31.
Nicolai de Biogen chron. eccl. p. 333.
Joh. Rothe dör. Chron. B. 288.
Hister. Landgr. ap. Ercard. p. 308.
Bange dör. Chron. Bl. 65.

Dem Landgrafen Ludwig dem eisernen folgte in der Herrschaft sein ältester Sohn, den man den milden Ludwig nannte. Dieser hätte gern gewußt, wie es um seines Vaters Seele bestellt wäre, ob gut oder übel. Das hörte ein Ritter an seinem Hofe, der war arm und hatte einen Bruder, welcher ein Pfaffe und Schwarzkünstler war. Diesen bat der Ritter, daß er doch von dem Teufel erfahren wolle, wie es um des eisernen Landgrafen Seele stehe. Jener sprach: „ich will es gerne thun, auf daß dich der junge Fürst desto besser halte.“

Darauf lud er den bösen Geist und sprach zu ihm: „ich beschwöre dich, daß du mir sagest, wo des Landgrafen, den man den eisernen nannte, Seele hinkommen ist.“ Der Teufel antwortete: „wirst du mit mir fahren, so will ich dir zeigen, wo er ist.“ „Ich möchte ihn gern sehen,“ erwiderte der Pfaff, „wenn ohne Schaden geschehen könnte.“ „Ich schwöre dir,“ sprach der Teufel, „bei dem höchsten und lebendigen Gott und seinem schrecklichen Gerichte, wenn du mir glaubst und vertraest, daß ich dich gesund hin und wieder heim bringen will.“ Als er das gesagt hatte, saß der Pfaff auf des Teufels Hals, der ihn in kurzer Zeit an die Pforten der Hölle brachte, wo er gar grausame Pein auf mancherlei Weise sah und hörte. Davon erschrad er sehr, zitterte und bebte.

Da rief ein anderer Teufel und sprach zu dem ersten: „wer ist der, den du auf dem Halse hast? Bring ihn her!“ „Es ist unser Freund,“

antwortete jener, „dem habe ich geschworen, daß ich ihn nicht vertreiben wolle, sondern daß ich ihm des eisernen Landgrafen Seele zeige.“

Darauf hub der andere Teufel von einer Grube einen glühenden Dedel, darauf er saß, steckte eine eiserne Besaune in die Grube und blieb so sehr und schrecklich hinein, daß dem Pfaffen dachte, die ganze Welt erbebe und erschalle davon. Und nach einer Stunde fuhr eine große Flamme aus der Grube hervor mit Rauch, Funken und Schwefelgestank und darin des Landgrafen Seele und gab sich dem Pfaffen zu erkennen und sprach: „hier bin ich armer Landgraf, dein gewesener Herr, und wollte Gott, daß ich es nie gewesen wäre. Ich muß hier stetig große und schwere Pein leiden.“

Der Pfaff sprach: „Herr, ich bin zu euch von euerm Sohne gesandt, daß ich erfahren sollte, wie es um euch gethan sei, ob er euch mit etwas helfen möchte.“ Der Landgraf antwortet: „wie es mir gehet, das hast du gesehen, doch sollst du wissen, wenn meine Kinder den Gotteshäusern, Stiftern und Klöstern ihr Erbe und ihre Güter wiedergeben, die ich zu meiner Herrschaft mit Unrecht gebracht habe, so wäre dieß meiner Seele eine große Hilfe.“ „Herr, sie glauben mir diese Rede nicht,“ entgegnete der Pfaff. Da sagte ihm der Landgraf ein Wahrzeichen, das Niemand wußte als seine Kinder.

Alsdann wurde der Landgraf wieder in die Grube gethan, und der Teufel führte den Pfaffen heim. Und obwohl er am Leben blieb, verlor er doch seine natürliche Farbe, denn er war alle Zeit gelb und bleich, daß man ihn kaum erkannte. Die Worte des Landgrafen und das Wahrzeichen erzählte er seinen Kindern, aber es war wenig nütze, denn sie wollten die Güter nicht zurückgeben.

Der Pfaff aber begab sein Leben und seine Güter und wurde ein grauer Mönch zu Volsfelderode.

43.

Das St. Georgenbanner.

Annal. Reinhardste. p. 50 sq.
 Histor. de Landgrav. Thuring. ap. Pistor. I. 1316.
 Dange 1487. Chron. Bl. 69.

Ludwig, der dritte Landgraf von Thüringen und Hessen, unternahm mit seinem Oheim, dem Kaiser Friedrich, genannt der Rothbart, eine

Kreuzfahrt in das heilige Land und verrichtete dort viele tapfere Thaten als ein rechter Christenheld unter dem Beistande Gottes und des heiligen Georg, den er als seinen besondern Schutzpatron hoch verehrte und zu dessen Ehre er auch daheim auf dem Markte zu Eisenach eine Kirche erbauen ließ. Dieser ritterliche Heilige half ihm bald allein, bald auch mit seiner himmlischen Heerschaar im Streite gegen die Heiden siegen und eignete ihm das seinem Schilde gleiche Kreuzbanner als ein rechtes Siegeszeichen und Siegespfand. Denn als sich das Christenheer einmal in großer Noth und Gefahr befand, rief der fromme Landgraf Gott um seine Hilfe und seinen Beistand an und alsbald gewahrt er in der Ferne einen stattlichen Ritter auf einem weißen Rosse nahen, dessen Rüstung und Fahne mit einem rothen Kreuze gezeichnet war. Der Ritter steck seine Fahne in die Erde und spricht zu dem Landgrafen: „mit diesem Banner wirst du siegen,“ und verschwand. Der Landgraf aber und alle Andern erkannten in ihm den heiligen Georg. Und als nun viele Kreuzritter die Fahne mit ihren Händen erfaßten und aus der Erde ziehen wollten, vermochte es keiner von ihnen, nur der Landgraf zog sie mit großer Behendigkeit heraus.

Mit diesem Banner, welches Siegeshart, das ist Siegesfahne, genannt wurde, schlug der Landgraf die Feinde alsbald in die Flucht und trieb sie bis zum Zelte Saladins in ihr Lager zurück. Unter diesem Banner führte Ludwig der Fromme vor dem Kaiser den Vorstreit und siegte noch oft gegen die Ungläubigen. Und als er dann in dem gelobten Lande erkrankt und auf seiner Heimfahrt, die er angetreten hatte, auf der Insel Cypern gestorben war, wurde das Banner von den Seinen auf die Wartburg gebracht, nach langer Zeit aber kam es auf das Schloß Tharandt in Meissen. Später verbrannte das Schloß, da haben viele Leute diese Georgensfahne zu dem Fenster hinaus in die Luft fliegen gesehen, Niemand aber wußte zu sagen, wo sie hingelommen ist.

44.

Von den sechs Meistern im Gesange am Hofe des Landgrafen Hermann.

Das Leben des heil. Ludwig, herausgeg. von H. Rückert. 2. 9 H.
Annalen Reinhardsbrunn. p. 168 sqq.

Als man schrieb nach Christi Geburt 1207 Jahr, hatte der Landgraf Hermann unter seinem Hofgesinde auf der Wartburg sechs ehrsame,
Wißel, Thüringer Wogen.

wohlgeborne Männer, hohe Meister im Gesange und in der Dichtkunst, die gegenseitig wider einander dichteten auf höfische Weise. Der eine war genannt Heinrich der tugendsame Schreiber, der andere Walther von der Vogelweide, der dritte Reinhart von Zwegen, der vierte Wolfram von Eschenbach, der fünfte hieß Bitterolf, der sechste und der geschickteste hieß Heinrich Asterding. Dieser stritt allein wider die andern alle und pries und erhob in seinem Lobe den Herzog von Oesterreich über den edeln Landgrafen Hermann in solcher Weise, daß er in seinem Gedichte den genannten Herzog der klaren Sonne verglich. Dagegen lobten die andern fünf den hochgebornen, erlauchten Fürsten, Landgrafen Hermann, und verglichen ihn dem lichten Tage und kamen darüber so ernstlich an einander, daß sie sich williglich verpflichteten, wer da verliere, den sollte man hängen. Da kam auch herbei der Hemenmeister und hielt Stränge bereit in seinen Händen.

Nun war Daz und Erbitterung so groß unter ihnen, daß die fünf in falscher Eifrigkeit auferlegten, daß sie um die Meisterschaft zu gewinnen und zu verlieren mit Würfeln spielen wollten. Dabei gewannen die fünf mit falschen Würfeln Heinrich Asterdingen die Meisterschaft ab in Gegenwart des Hemen. Da nun Asterding sah, wie es ausging, flog er unter den Mantel der edeln Landgräfin, Frau Sophien, um des Schutzes willen, den er da fand, und legte Berufung ein an den Meister Elingesor. Dem stimmten auch die andern bei, daß die Partei, zu welcher er stünde, den Sieg habe, über die andern aber sollte man richten mit dem Strange. Und zu dieser Berufung ward ihm ein Jahr Frist gegeben.

Heinrich Asterding zog nun nach Oesterreich und ward da von dem edeln Herzog, dessen Lob er gepriesen hatte, herrlich empfangen und reich begabt. Insbesondere gab er ihm gute behülftliche Briefe an den Meister Elingesor, der zu der Zeit in Ungarn wohnte zu Siebenbürgen. Dieser Meister war edel und wohlgebornen und sehr reich, denn er hatte dreitausend Mark jährlich als Zins; auch war er ein gewandter Philosophus und gelehrter Mann in weltlichen Künsten, besonders wohl erfahren in der Astronomie und schwarzen Kunst. Zu dem kam Asterding mit des Herzogs Briefen und unterrichtete ihn in der Sache, warum er zu ihm gekommen wäre. Darüber gab ihm Meister Elingesor guten Trost, aber er verzog ihm die Zeit, daß er nicht mit ihm ging zur Wartburg bis auf den Abend vor dem bestimmten Tage, an welchem Meister Elingesor das Urtheil sprechen sollte. Darüber war Heinrich Asterding nicht wenig be-

sergt. In dieser Nacht kamen sie beide mit Hilfe der schwarzen Kunst von Ungarn nach Eisenach in eines Bürgers Hof, der Pellegrede hieß.

So kam Elingebor in das Thüringer Land dort nach der Fürsten Wunsch und Willen den Streit der Dichter zu entscheiden.

Ehe aber Meister Elingebor auf die Wartburg zum Landgrafen Hermann ging, saß er eines Abends vor seiner Herberge und hatte fleißig Acht auf die Gestirne des Himmels. Da fragten ihn die Leute, welche zugegen waren, ob er nicht etwas Seltsames und Sonderliches merkte an den Gestirnen des Himmels. Er antwortete: „ihr sollet wissen für wahr, daß meinem Herrn, dem Könige von Ungarn, eine Tochter geboren wird in dieser Nacht, die wird genannt Elisabeth und wird eines heiligen Lebens sein. Sie soll auch diesem jungen Fürsten, Landgrafen Hermanns Sohne, zur Ehe gegeben werden und von ihrem löblichen, heiligen Leben soll die ganze Erde, sonderlich aber dieses Land erfreuet und geträufet werden.“

Bald darauf ging Meister Elingebor auf die Wartburg und begann dort in dem Rittersaale eifrig mit Wolfram von Eschenbach zu ringen um die Meisterschaft im Dichten und Singen. Er vermochte ihn aber nicht zu überwinden, sondern versprach einen andern statt seiner zu stellen, der ihm in Weisheit und Geschicklichkeit wohl begegnen sollte, und beschwor den Teufel, daß er in menschi-cher Gestalt erschien und an das Thor klopfte. Der Landgraf befahl ihn einzulassen und gab ihm die Erlaubniß mit Wolfram zu disputiren. Die erste Rede war auch fein. Er hab nun an mit List und Geschicklichkeit zu reden von allen den Geschichten, die sich zugetragen hatten vom Anbeginn der Welt bis zur Zeit des neuen Bundes. Dagegen begann Wolfram von Eschenbach lieblich zu reden von der Süßigkeit des göttlichen Wortes, wie es um unserer Seligkeit willen Fleisch geworden und sonderlich kam er auf das Amt der heiligen Messe, und begann über die Massen schön und geistlich auszulegen alle Stücke derselben und ihre Feierlichkeit an Messgewand, Gelächte, Gesang und Vorlesung bis daß er kam an die hohen und kräftigen Worte, die Christus, des ewigen Vaters Weisheit, selbst gesprochen hat, mit denen auch das Brod und der Wein wahrhaftig in Fleisch und Blut verwandelt werden, und daß Christus, wie er einmal sich geopfert hat seinem himmlischen Vater als ein unbeflecktes Opfer an dem Galgen des Kreuzes für der ganzen Welt Sünde, ebenso in der heiligen Messe täglich für

einen jeden sündigen Menschen besonders geopfert wird als ein Zeichen seiner unaussprechlichen Liebe, die er zu uns hat.

Diese liebliche Rede und hohe Materie mochte der Teufel seiner Bosheit wegen nicht hören, sondern verschwand. Da das Meister Elingesor sah und alle seine List ihm nicht half, ging er mit großer Schande von dannen. Also ward er von Wolfram von Eschenbach weislich überwunden.

Noch ließ Meister Elingesor nicht ab, sondern ging anderweit den Teufel an, daß er erfahren möchte an Wolfram, ob er gelehrt wäre oder nicht. Deshalb kam der Teufel des Nachts einmal zu Wolfram, als er entschlummert war, in das Haus seines Wirths zu Eisenach, der Wetschall genannt war, und legte ihm gar listige Fragen vor von der Natur der himmlischen Sphären und der Sterne und sieben Planeten, aber Wolfram gab ihm keine Antwort. Da schrie der Teufel mit einem großen Lachen: „er ist ein Laie, er ist ein Laie!“ und schrieb es auch an die Mauer des Gemaches.

Der Landgraf Hermann bat den Meister Elingesor angelegentlich, daß er bei ihm bliebe, und wollte ihm reiche und große Gaben geben, aber er schämte sich sehr, daß er von einem ungelehrten Manne also überwunden worden war und wollte nicht bleiben. Darum zog er wieder heim nach Siebenbürgen.

45.

Landgraf Hermann erbaut das Katharinenkloster in Eisenach.

Joh. Rotho 48r. Chron. 8. 339f.

Hist. Landgrav. ap. Ecard p. 409, 64.

Gereintes Leben der heil. Elisabeth bei Wenzl. II. f. 10.

Paullini anall. Louv. p. 34.

Kurze Zeit vor seinem Tode träumte dem Landgrafen Hermann, daß an der Hemerstadt vor Eisenach, wo das Gericht stand, alle die versemten Todten zu Jungfrauen wurden und daß unsere liebe Frau und die heilige Katharina, die er besonders lieb hatte und verehrte, zu ihm kämen und sprächen: „hier sollst du uns ein Haus bauen, daß wir diese Jungfrauen darin behalten, so wollen wir dich auch in Kürze zu uns nehmen.“ Von diesem Traume kam ihm in den Sinn, daß er das Gericht von der Wegscheide vor der Stadt Eisenach wegnahm, an eine andere Stätte vor St. Nicolasthor legte und an seine Stelle ein Jungfrauen-

Kloster und eine Kirche in Ehre der Jungfrau Maria und der heiligen Katharina erbaute.

Als die Herzogin Imagina von Brabant, eine junge Wittwe, erfuhr, daß dieses also dem Landgrafen Hermann von Gott, unserer lieben Frau und der heiligen Katharina geoffenbaret war, entsagte sie der Welt, gab all' ihr Gut der Kirche, kam nach Eisenach, half das Kloster bauen und vollenden und wurde darin die erste Aebtissin. Die war aber eine Wittwe und nicht eine Jungfrau, wurde deshalb nicht gekrönt, wie man sonst den Klosterjungfrauen zu thun pflegt, und so blieben auch die andern mit ihr ungekrönt.

Anderer erzählen, der Landgraf habe ein Gelübde gethan gehabt St. Katharinen Grab auf dem Berge Eisenach zu besuchen; weil er es aber nicht bewerkstelligen konnte, habe er diesen Klosterbau ausgerichtet.

46.

Gespräch eines Priesters mit einem Heiligen über den Landgrafen Hermann.

Caesarius helsterb. dial. miracul. XII. 3.

Als nach dem Tode des Landgrafen Hermann ein Priester, der von ihm viel Gutes empfangen hatte, Tag und Nacht unter Thränen und Seufzen zu Gott für das Heil seiner Seele Gebete sprach, stand einer der Heiligen ihm zur Seite und sprach: „wie sorgest du dich so sehr um diesen Mann, der doch verdammt ist? Nichts nützt ihm dein Gebet, ja es schadet noch mehr, darum weil seine Seele in die Tiefe der Hölle geworfen ist.“ Der Priester antwortete: „Herr, er hat mir viel Gutes gethan und ich bin ihm sehr verpflichtet;“ dagegen der Heilige: „höre auf für ihn zu beten, da er schon ein ganzes Jahr, ehe er begraben wurde, todt war, denn seinen Körper belebte anstatt der Seele ein böser Geist.“

47.

Der Landgraf Hermann im Fegfeuer.

Annal. Reinhardbrunn. p. 161 sqq.

Nach dem Tode des Landgrafen Hermann hätte sein Sohn, der fromme Landgraf Ludwig, gern erfahren, ob die Seele seines Vaters,

dem er bei seinem Leben vor allen andern Kindern besonders sich gewesen war, den Tag des ewigen Gerichts getrost und mit Zuversicht erwartete oder denselben zu fürchten habe. Zuerst hatte er darüber mit einigen seiner vertrauten Freunde eine geheime Unterredung, konnte aber durch ihren Rath nicht getröstet werden. Weil ihn aber diese Sache fort und fort ängstigte und quälte, versammelte er nach einiger Zeit nochmals alle seine Getreuen und beehrte ihre Meinung zu hören. Da wurde ihm von einem seiner Ritter der Rath gegeben, daß er einen Schüler, welcher in der schwarzen Kunst wohl erfahren sei, sollte holen lassen und von ihm dieses erfragen. Als man nun einen solchen gefunden und ihm die Sache vorgelegt hatte, sprach dieser, er wolle nicht, daß der Landgraf selber, weil er zu furchtsam sei, seine Beschwörung beizöhne, sondern ein ihm getreuer Diener, der die Wahrheit mit seinen Augen sehen und bezeugen könne. Obwohl der Landgraf den Ausgang der Sache lieber in eigener Person erfahren hätte, so billigte er doch zuletzt die Meinung des Zauberschülers und gab ihm einen seiner getreuen Diener bei. Der Zauberev ermahnte nun diesen Diener zum öftern sich nicht zu fürchten, schloß ihn in einen Kreis ein und hielt ihn bei steter Gefahr seines Leibes und seiner Seele an, den Kreis nicht zu überschreiten noch aus demselben herauszutreten. Darauf fing er seine Beschwörung an und zugleich fragte er den, welcher im Kreise saß, ob er etwas bemerke. Zunächst sah dieser nichts, dann aber nahm er ein gewaltiges Unwetter mit Sturm und Regen wahr, bei dessen schrecklichem Toben er alsbald meinte sterben zu müssen. Durch göttlichen Trost wurde er wieder gestärkt und beruhigt, dann überkam ihn aber von neuem große Angst und Furcht, und nachdem er durch tausendfachen Zauber mit vielen Schreidnissen gequält war, sah er seinen Herrn und Fürsten, den Landgrafen Hermann, auf einem stattlichen Ross mit vielen Begleitern an sich heranreiten. Der Landgraf redete den Diener freundlich an und fragte mit Fleiß, was er hier zu thun habe. Dieser gab zur Antwort, daß er auf Befehl seines Herrn des Landgrafen Ludwig hieher gekommen, Nachforschung zu halten, ob er in der Zahl der Verdammten oder der Gerechten sei; darauf hub der Landgraf den Mantel, womit er, wie es schien, bedeckt war, in die Höhe und ließ den Diener die unablässige Qual der höllischen Muth schauen, wovon er an seinem Leibe brannte, und offenbarte ihm, daß er diese Pein auf Erden durch sein ungerechtes Thun verdient habe, besonders dadurch, daß er den Aufbau und die Vollendung der Klostertürme zu Reinhards-

brunn aufgeschalten habe, da er die Steine und Vorräthe für den genannten Bau zur Errichtung des Thores in der Stadt Gotha, welches nach Sundhausen zu gelegen ist, habe bringen lassen. Auch zeichnete er noch mit einem kleinen Funken von dem Feuer seines Leibes den Fuß des Dieners, damit dieses Merkmal ein sichtbares Zeugniß wäre, daß der Diener den Landgrafen wirklich gesehen habe. Um aber seinen Sohn, der noch die Zeit der Gnade nützen könne, vor dem schrecklichen Abgrund des Todes und der Hölle zu bewahren, dadurch nämlich, daß er die Aufträge und Gebote seines Vaters erfülle und die Missethäter und Gottesdiener und vor allen die frommen Mönche in Reinhardtsbrunn durch Begabung, Förderung, Schutz und jeglichen andern Vortheil erhebe und erhebe, so bat er den Diener solches durch seine eifern Mahnungen und Erzählungen zu bewirken.

48.

Elisabeth kommt als vierjährige Braut auf die Wartburg.

Annalen Reinh. p. 121.

Leben des heil. Ludwig 8. 11 ff.

Gereimtes Leben der heil. Elisabeth in Graff's Dichtern I. 354—355.

Als man schrieb nach Christi Geburt 1211 Jahre und das edle, hochgeborne Mägdlein Elisabeth vier Jahre alt war, da sandte der Landgraf Hermann eine edle und würdige Botschaft aus in das Land nach Ungarn, zu bringen des Königs Tochter Elisabeth in das Thüringer Land, seinem Sohne zum künftigen Ehegemahl. Bei dieser Botschaft waren Graf Reinhart von Nüßberg und der ehrbare Herr Walther von Barga und Frau Bertha, die Wittwe des Ritters Egilolf von Benteleben. Die zogen dahin mit großem Gesele und in herrlicher Ausrüstung, wie es solcher werthen Botschaft und so vornehmen Leuten wohl ziemet. Unterwegs ward ihnen überall große Höflichkeit und Ehre erwiesen von Fürsten und Herrn, Edlen und Prälaten, durch deren Land sie zogen, auf der Hinfahrt und auf der Rückfahrt. So kamen sie nach Pressburg, wo sie in dem königlichen Schlosse empfangen wurden.

Der edle König von Ungarn, Andreas, der heiligen Elisabeth Vater, war ein gütiger, friedlicher Herr. Seine Wirthin, die Königin, war tugentfam und bei weiblicher Zucht hatte sie gar einen männlichen, freudigen Muth, daß sie ausrichtete und regierte alle Geschäfte des König-

reichs. Darum war sie besorgt, wie sie ihre Tochter reich und königlich herrschenden möchte in das Land zu Thüringen. Als sie nun alle Dinge geschickt und besorgt hatte zu der Heimsfahrt und die Boten auch reichlich mit Silber, mit Geld und köstlichen Kleinoden begabt hatte, da übergab sie ihnen ihre Tochter, die liebe heilige Elisabeth, in einer silbernen Wiege mit köstlichen, seidnen Lächern. Auch sandte sie zugleich mit unzählig viel goldene und silberne Trinkschälchen, werthvolle Hefel, Kränze und Kronen, viel Schmuck an Ringen und Spangen, mit Edelsteinen reich besetzt, viel Paare Buntwerk und Gewänder von schwerer und leichter Seide und goldgesticktem Tuche, und reiches Bettgewand von Purpur und Seiden mit anderem edlen und theuern Hausrathe, den Niemand zählen mag. Dazu noch besonders tausend Mark an feinem Silber und eine silberne Badewanne, darin das Mägdelein baden sollte.

Solch großer und reicher Schatz und so feine Kleinode, als die Königin ihrer Tochter mitgab, sind im Thüringer Lande nicht mehr gesehen worden. Und die Königin rühmte es laut und mit stolzer Freude, daß ihr Kind Elisabeth dem edlen jungen Fürsten von Thüringen, dem Landgrafen Ludwig, zum Ehegemahl werden sollte. „Saget eurem Herrn,“ sprach sie beim Abschied zu den Boten, „daß er sich wohl gehabe und guten Muthes sei und diese kleinen Gaben nicht verschmähen möge; läßt Gott mich leben, so will ich dieselben noch um vieles reichlich bessern. Das sage ich euch in Wahrheit.“

So schieden sie von dannen und kamen mit der Königstochter nach Thüringen. Sie waren viel willkommen und wurden wohl empfangen. Da ward das kleine Jungfräulein dem jungen Fürsten in Kindes Weise zugelegt, eine Bedeutung der zukünftigen Hochzeit, wenn dazu die Zeit gekommen wäre. Und Elisabeth ward in ihrer Jugend mit großem Fleiße erzogen, wie das wohl billig war.

49.

Elisabeth als Kind.

Gerkenberger Mhr. Joh. Herold in Schottel's Monim. Hann. I. 290. II. 297.

Schon in ihren ersten Kindtagen gab die auserwählte Elisabeth Zeichen der zukünftigen Heiligkeit. Denn wenn sie in die Kirche kam, so

kniete sie nieder mit gefalteten Händen und aufgerichteten Augen, zum Himmel aber stund ihr Gedanke und sie küßte den Boden vor den Altären. Auch im Spiele mit ihren Jungfrauen und andern Mädchen ließ sie sie mit Sprünzen hin zur Kapelle und wenn sie nicht hinein kommen konnte, küßte sie die Wände und Thüren daran und erwieß ihnen Ehre. Gewann sie etwas in dem Kinderspiele, so gab sie einen Theil davon den armen Kindern, um dieselben anzureizen das Pater noster und Ave Maria zu lernen. Wenn das Spiel am besten war, sprach sie: „ich will nun aufhören durch Gottes Willen,“ und ward sie zu dem Tanz gezogen, so ging sie einen Tanz herum, die andern ließ sie. „Ein Umgang,“ sagte sie, „ist genug für die Welt, darum will ich die andern um Gottes Willen lassen.“ Auch erkannte sie, daß Gott nicht durch die Schönheit der Kleider, sondern durch ein demüthiges Herz geehrt werde. Darum zog sie des Sonntags oder an andern heiligen Feiertagen etwas ab von dem Schmuck oder Zierrath ihrer Kleider und trug des Vormittags seine Handschuhe oder Ärmel.

50.

Elisabeth erwählt sich einen Apostel als ihren Heiligen und besondern Beschützer.

Dietrich von Apolda in Consiliis lectis antiq. ed. Bamberg. IV, 120.
 Gerkenberger Schr. hist. Chron. d. Schmalz. Mon. Haas. II, 206

Als die heilige Elisabeth noch ein Kind war und erst neun Jahre alt, sah sie, daß andere fromme Kinder jedes einen Apostel als einen besondern Beschützer sich durch das Loos erwählten. Da begehrte sie auch einen zu haben und sonderlich wünschte sie, daß ihr Gott den heiligen Apostel und Evangelisten Johannes bescheeren möchte, der ein Hüter und Bewahrer der Keuschheit ist, und hat Gott mit Andacht darum. Dann ging sie mit den andern Kindern, die auch einen Apostel ziehen wollten, und als Elisabeth das Loos zog, so fiel dasselbe durch Gottes Schickung auf St. Johannes. Daß geschah zum ersten, zum andern und zum dritten Male. Diesen Apostel empfing sie mit großer Andacht und hielt ihn in so hoher Ehre, daß sie eine jede Bitte, die in St. Johannes Namen und Ehre zu ihr gethan wurde, nach ihrem Vermögen erfüllte und gewährte.

Von der treuen und innigen Liebe des jungen Landgrafen Ludwig zu seiner Braut Elisabeth.

Leben des heil. Ludwig R. 25 f.

Joh. Rothe döring. Chron. R. 241 f.

Der junge Landgraf Ludwig hatte seine ihm schon im Kindesalter verlobte Braut innig lieb und war ihr von ganzer Seele zugethan, denn Gott selbst hatte ihn mit dieser Liebe erfüllt und sein ganzes Herz der freundlichen Königs-Tochter zugeneigt. Wenn er sie allein fand, pflegte er recht gütlich mit ihr zu reden und tröstete sie freundlich und liebevoll mit süßen Worten. Auch hatte er die Gewohnheit, daß wenn er über Land gewesen war und wieder heimkam, er sie freundlich an seinen Arm nahm und irgend ein Kleinod, das er mitgebracht hatte, als Geschenk ihr darreichte.

Mancherlei Rede ging zwar unter den Hofleuten und viele unter ihnen zweifelten, ob der Landgraf sie bei sich behalten und zur Ehe nehmen oder sie wieder heimsenden wollte nach Ungarn. Dagegen waren auch bidere Herrn und Grafen, Ritter und Knechte, denen es herzlich leid gewesen wäre, wenn man sie wieder heimgesandt hätte, besonders der Ritter Herr Walter von Barga, welcher vom Landgrafen Hermann nach Ungarn gesandt worden war und die heilige Elisabeth in das Land geführt hatte.

Dieser ritt einmal auf dem Felde zu dem edlen Landgrafen heran und sprach heimlich also zu ihm: „gnädiger Herr, ich möchte euch etwas fragen, wollt ihr mir wohl auf meine Frage Bericht geben?“ „Frage nur getrost,“ antwortete ihm der milde Fürst, „was sich ziemet, will ich dir gern sagen.“ Da sprach Herr Walter, der gestrenge Ritter: „lieber Herr, wollt ihr des Königs Tochter von Ungarn zur Ehe behalten oder wollt ihr sie wieder heim senden?“ Da zeigte der tugendhafte Fürst auf den Inseßberg und sprach: „siehst du den großen Berg vor uns liegen? Wäre der von rothem Golde und wäre er mein, so wollte ich dessen doch lieber entsagen als meiner lieben Braut Elisabeth. Man sage was man wolle, ich sage dir, daß sie mir lieb ist und ich auf dieser Erde nichts lieberes habe.“

Darauf antwortete der Ritter: „Herr, darf ich ihr diese Botschaft bringen?“ „Ja, sprach der Fürst, das sollst du thun und bringe ihr auch

dazu das Wahrzeichen, das ich dir gebe.“ Und er zog aus seinem Beutel einen zweiseitigen Spiegel, der wohl gefaßt war und auf der einen Seite ein schlichtes, einfaches Glas, auf der andern aber ein Gemälde hatte, die Warte und das Leiden unseres Herrn und Heilandes. Diesen sandte er ihr in rechter treuer Liebe.

Als Elisabeth den Spiegel in ihre Hand nahm, lachte sie freundlich und dankte dem trefflichen Ritter.

52.

Landgraf Ludwig und der Löwe.

Annal. Reinh. p. 140.

Leben des heil. Ludwig N. 19.

Gedrucktes Leben der heil. Elisabeth bei Graf Dietrich I. 370.

Derselbe Landgraf hatte auf der Wartburg einen Löwen. Dieser war dem Zwinger, darin er sich befand, eines Morgens entkommen und erhob ein gewaltiges Brüllen auf dem Burghofe, daß Niemand sich ihm zu nähern wagte. Als das der Landgraf hörte, stand er eilig von seinem Lager auf, warf ein leichtes Kleid über und trat in seinen Bundschuhen kühn und unerschrocken dem Löwen entgegen, hob seine Hand drohend auf und rief unerschrockenen Muthes mit lauter Stimme ihn an. Als bald legte sich der grimmige Löwe vor ihm nieder wie ein zahmes Hündlein und wedelte mit seinem Schweif.

Nicht ohne Mühe und Roth, besonders mit Hülfe brennender Mistke, wurde der Löwe wieder in seinen Käfig zurückgebracht. Der Wärter aber erhielt eine schwere Strafe.

53.

Landgraf Ludwig und der Krämer.

Thür. Chronik in Leipzig N. Schriften III. 300.

Chlorf. Thür. Chronik. Witz. S. 30.

Es war zur Zeit des ersten Landgrafen ein Krämer, der hatte gar einen armen Kram: als Pfeifen, Köffel und Spangen. Da fragt ihn der milde Fürst, als er auf den Jahrmarkt nach Eisenach kam und die

großen, reichen Krämer beschauet hatte, wie er sich von diesem armen Kram ernähren könnte. Der Krämer antwortete: „Herr, wenn ich mit Frieden aus einem Lande in das andere ziehen möchte, so wäre mir mein Kram groß genug und ich wollte mich wohl ernähren, auch sollte derselbe über ein Jahr besser sein.“ Da ward der Fürst mit Barmherzigkeit bewegt und sprach: „guter Freund, wie achtest du deinen Kram?“ „O Herr,“ antwortet jener, „ich gebe ihn euch um zehn Schillinge.“ „Gib ihm die zehn Schillinge,“ sagte der Fürst zu seinem Diener, und zu dem Krämer sprach er: „du sollst in meinem Gebiet wandern, wo du willst; darüber soll man dir einen Brief geben und ich will dich schadlos halten; dafür, dagegen sollst du mir Treue geloben und halben Gewinnst geben.“ Der arme Krämer ward froh und gelobte ihm treu zu sein und nahm von dem Diener den Brief und das Geld. Alle Jahrmärkte kam er nach Eisenach und brachte alle Zeit seinem Herrn fremde Kleinode und zeigte ihm seinen Kram, der Fürst aber vergalt ihm die Kleinode mit Geld. In kurzen Zeiten wuchs der Kram so groß, daß er ihn nicht mehr tragen konnte, kaufte daher einen Esel und trieb seinen Kram von einer Stadt zur andern.

Auf eine Zeit trieb er seinen Esel durch das Land zu Franken und legte alleenthalben in den Städten seinen Kram aus. Als das etliche vornehmere Leute in Franken sahen, wurden sie der Sachen eids und hielten auf den Krämer, nahmen ihm seinen Esel mit den Waaren und trieben ihn auf ein Schloß bei Würzburg. Der Krämer zeigte seinen Brief vor, aber sie rissen ihn entzwei und lehrten sich nicht daran. Da ging der Krämer zu seinem Herrn den Landgrafen und klagte ihm, wie er seinen kostlichen Kram verloren hätte. Des lachte der Fürst und sprach: „lieber Gefelle, hab' keinen Unmuth, du sollst jetzt hier bleiben und nicht weiter ziehen, bis wir wieder einen Kram angerichtet haben.“

Darauf zog der Fürst mit großer Gewalt nach Franken und brannte und verheerte das Land bis nach Würzburg. Da ließ ihn der Bischof fragen, warum er ihm so großen Schaden thue. Der Landgraf antwortete: „ich suche meinen Esel.“ Als der Bischof solches vernahm, kam er selber zu dem Landgrafen und fragte ihn um den Esel. „Eure Mannen,“ sprach der Landgraf, „haben meinem Diener das Seinige genommen und ihn seines Esels und Krames beraubt.“ Von Stund an ward ihm der Esel und Kram wiedergebracht und der Landgraf zog wieder heim nach Thüringen.

Elisabeth's Mantel.

Dietrich von Apolda II. 9.

Joh. Rothe ddr. Chron. S. 348.

Gereimten Leben der heil. Elisabeth in Graff's Dietrichs I. 379--383.

Werthenberger's Chron. in Schminke's Mon. Hann. 329 f.

Der Landgraf Ludwig hatte auf der Wartburg ein besonderes Fest veranstaltet und zu demselben viele Gäste, Grafen, Ritter und andere vornehme Leute mit ihren Frauen und Töchtern geladen. Als nun die Zeit kam, daß man zu Tische sitzen wollte, war die heil. Elisabeth noch nicht da. Sie war zu erscheinen verhindert worden, und das war so geschehen. Als sie zu dem Saale ging, worin die Gäste versammelt waren, trat ein armer, gebrechlicher Mann an sie heran und bat um ein Almosen. Sie sprach: „es gebricht mir jetzt an Zeit, auch habe ich nicht bei mir, was ich geben könnte.“ Da bat aber der Arme noch viel mehr und rief, als sie von ihm gehen wollte, ihr gar flehentlich zu, daß sie Mitleid haben und seiner sich erbarmen möchte. Sie gab ihm den kostbaren, seidnen Mantel, den sie trug, und der arme Mann nahm ihn und ging davon. Viele Diener hatten aber gesehen, daß die heil. Elisabeth dem Armen ihren Mantel gegeben und daß dieser ihn hinweg getragen hatte.

Da nun der Landgraf und alle Gäste auf die heil. Elisabeth warteten, trat der Küchenmeister zu seinem Herrn und sprach in Gegenwart der ganzen Ritterschaft: „nun erkenne mein gnädiger Herr, ob es sich wohl gebührt, daß unsere gnädige Frau Elisabeth zu dieser Zeit so lange ausbleibt und auch das Wahl verzieht und diesen edeln Frauen die Frömmlichkeit. Jetzt hat sie nun einen Armen gekleidet und ihm ihren kostbaren Mantel gegeben.“ Da ging der tugendhafte Fürst selber nach ihr und fand sie in ihrer Kammer und sprach: „liebe Schwester, wollet ihr nicht mit uns zu Tische gehen?“ Sie antwortete: „ich bin bereit dazu.“ Nun fragte der Landgraf nach ihrem Mantel. „Er ist auf dem Rade,“ gab sie zur Antwort. Da ging eine von ihren Dienerinnen hin und fand den Mantel auf dem Rade. Sie that ihn um und ging mit dem Landgrafen zu Tische. Dieses Wunder hatte der allmächtige Gott selbst bewirkt.

Dieser Mantel, sagt der Chronist Rothe, ist nun ein Messgewand in der Felle der heil. Elisabeth unter der Wartburg.

Von Elisabeth's tiefer Demuth und inniger Andacht.

Annales Reink. p. 153 sq.

Oberste Reichsbräu, der heil. Elisabeth 6. Decem. II, 1566, bei Graß I, 381.

Loben des heil. Ludwig 8. 23.

Gerkenberger Hdr., heil. Spensell in Schminke's Mon. Hann. II, 331.

Am Tage von Maria's Himmelfahrt war die Landgräfin Sophia mit ihrer Tochter Agnes und mit Elisabeth nach Eisenach zur Kirche gegangen. Die beiden Fräulein waren köstlich geschmückt und trugen Kronen von Gold und mit köstlichen, edeln Steinen besetzt auf ihrem Haupte. Als sie nun in die Kirche kamen, gingen sie in einen Stuhl gegenüber dem Bilde des gekreuzigten Heilandes. Voll Andacht und Inbrunst nahm Elisabeth ihre Krone von dem Haupte und legte sie neben sich auf den Bank und kniete nieder zum Gebete. Darüber erzürnte sich die Landgräfin sehr und begann sie mit bittern Worten zu schelten. Es unziemlich, sagte sie, daß sie ihre Krone ablege und sich gebehrde wie gemeinen Leute und sie alle zu Gespött mache vor den Leuten mit ihrer Niederfallen. Elisabeth aber antwortete ruhig und mit Demuth, daß vor ihrem Herrn und Erlöser, der einst auf Erden für sie die Dornenkrone getragen, keine irdische Krone tragen wolle von Gold, Perlen und Edelsteinen, und fiel mehrmals auf ihre Kniee zum inbrünstigen Gebete und vergoß viele Thränen, daß ihr Mantel davon ganz naß wurde. Ihre Schwiegermutter und ihre Schwägerin so innige Andacht sahen, fielen auch sie auf ihre Kniee, hielten ihre Mäntel vor die Augen und verrichteten mit Andacht ihr Gebet.

Man hat auch folgende Erzählung. Der Landgraf Ludwig hat einmal zur Abt gelassen und viele Ritter und Knappen, Frauen und Jungfrauen zu sich auf die Wartburg geladen, um mit ihnen heiter und fröhlich zu sein. Eines Morgens, als sie zur Messe gegangen waren, um man eben den Leichnam unsers Herrn aufheben und zeigen sollte, geschah es, daß die liebe, heilige Elisabeth ihren Herrn, den Landgrafen Ludwig, anfas, so daß ihr Herz in menschlicher Liebe und Freundschaft ihm geneigt und ihre innige Andacht zu Christus, unserm Herrn, dadurch etwas verhindert ward. Aber Christus mochte es nicht geschehen lassen.

daß seine auserwählte Freundin sich also von ihm lehrte, und zog sie barmherzig wieder in seine Gnade. Denn als der Priester unseres Herrn Leichnam aufhob, erschien ihr der Heiland in seiner tiefsten Erniedrigung und se erblidte in des Priesters Händen einen gekreuzigten Menschen mit blutenden Wunden.

Ieder diese Erscheinung erschrad die heilige Elisabeth so sehr, daß sie in großer Reue dem Heiland zu Füßen fiel, ihr Verbrechen erkannte und bitterlich zu weinen anfang. Ihr Antlitz lag auf der Erde, aber ihr Herz und ihre Gedanken waren zum Himmel gewendet. In dieser Betrachtung und Innigkeit lag sie, bis man zu Tische gehen sollte und Niemand wagte zu ihr zu reden, bis daß der Landgraf selber zu ihr ging und sprach: „Liebe Schwester, was ist die Ursache, daß du nicht zu Tische kommst und läßt uns so lange auf dich warten?“ Da richtete sie sich auf gegen ihn und als er sah, daß ihre Augen von bitteren Thränen blutroth waren, erfaßte ihn inniges Mitleid und Betrübniß. „Liebe Schwester,“ fragte er weiter, „warum haßt du so bitterlich geweint?“ und bei diesen Worten begann er selbst bitterlich zu weinen.

Da er nun erkannte, daß sie vor großem Jammer und Betrübniß nicht wohl möchte zu Tische kommen, ließ er sie in ihrer Andacht, trostete seine Augen und ging zu seinen Vätern und erschien fröhlich und heiter, daß Niemand merken möchte, was ihm begegnet war.

In dem guten Karfreitage wollte die heilige Elisabeth nimmer gestatten, daß ihre Dienerinnen und Hofsfräulein ihr einige Ehre erboten, sondern sie sprach: „heute ist der Tag der Demuth,“ und darum begab sie sich selber in große Demuth. Nach der Gewohnheit der armen Frauen nahm sie in ihren Schooß viel kleine Blachsrissen, Weihrauch, kleine Wachsrichter und viel kleines Geld, mischte sich unter das Volk und ging barfuß zu allen Kirchen, kniete andächtig nieder vor allen Altären und opferte auf einem jeden eine Blachsriss mit Weihrauch und einem kleinen Wachsrichte, wie das damals der armen Frauen Sitte war und gab die Pfennige den Armen, die vor den Kirchen und auf den Straßen saßen. Nun ward sie aber von den Leuten beredet, daß sie nur so kleine Gaben opferte, wie andere arme Frauen, da doch eine Fürstin große Opfer geben sollte; aber sie that das zu der Zeit nur aus großer Demuth, denn sie wollte es in allen Städten den Armen gleich thun. Und in der Kreuzwoche ging sie in einem wollenen Kleide barfuß und folgte der Procession mit großer Andacht.

Elisabeth's Armel.

Rehban histor. oecol. loon. p. 53.

Justi Leben der heil. Elisabeth S. 60.

Elisabeth ging an einem Pfingstfeste von der Wartburg herab nach Eisenach in die Kirche. Sie hatte kostbare Kleider angethan und war reich geschmückt mit Gold und Edelsteinen. Auf diesem Wege begegnet ihr ein Bettler und bittet sie um ein Almosen, weil sie aber eben nichts bei sich hatte, was sie ihm füglich geben konnte, nahm sie von ihrem Kleide einen werthvollen, kostbaren Armel und gab ihn dem Bettler. Dieses hatte ein Ritter gesehen und alsbald ging er hin zu dem Bettler und kaufte ihm den Armel ab. So oft dieser Ritter nachher eine Lanze zu brechen hatte in einem Ritterspiel, band er jedesmal jenen Armel an seinen Helm und ging aus jedem Kampfe und Stechen als Sieger hervor.

Als die heil. Elisabeth aus der Kirche wieder zurück auf die Wartburg kam, fragte ihre Schwiegermutter, wohin der eine Armel gekommen wäre; aber durch Gottes Fügung hatte die fromme Fürstin sogleich einen andern Armel an ihrem Kleide.

Dasselbe wird auch von einem Handschuh der heil. Elisabeth erzählt, der nachher einem Ritter auf einem Kreuzzug gute Dienste that.

Die heil. Elisabeth und der Ausfällige.

Leben des heil. Ludwig S. 26 f.

Annalen Rothb. p. 177 sq.

Da der Landgraf Ludwig sah, daß seine liebe Elisabeth all ihr Denken und Sinnen Gott dem Herrn zugewendet hatte, mochte er sie darin nicht stören und hindern, sondern in rechter Liebe fördern und gab ihr volle Macht und Freiheit alles zu thun, was Gott wohlgefällig war und seinem Lobe und seiner Ehre diente. Aber seiner Mutter, der Landgräfin Sophia, war die große Demuth und Gottesfurcht ihrer Schwiegertochter gar mißfällig und sie sprach oft gegen ihren Verkehr mit den armen, kranken und geringen Leuten.

Der Landgraf verweilte einmal auf der Reichenburg mit seiner Mutter und seiner lieben Wirthin, der heiligen Elisabeth. Nun hatte dieselbe

eines Tages einen armen ausfägigen Menschen gewaschen, gebadet und in das Bette ihres Herrn gelegt. Das ward ihre Schwiegermutter gewahr und sie nahm ihren Sohn, den Landgrafen Ludwig, bei der Hand und sprach: „geht mit mir lieber Sohn und sehet, wie Elisabeth mit kranken und unsaubern Leuten euer Bett beslecket, davon ihr großen Schaden an euerem Leben nehmen könnt.“ Als nun der milde Fürst über das Bette kam, da öffnete ihm Gott der Herr die innerlichen Augen, daß er ein Kreuz und die Marter unsers Herrn in dem Bette liegen sah. Dieses göttliche Wunder betrachtete er mit großer Andacht und sprach: „Elisabeth, meine liebe Schwester, solche Wüste magst du mir oft in mein Bette legen, das ist mir wohl zu Danke.“ Und er erkannte, daß alles Gute, was man in Gottes Liebe armen kranken Leuten thut, Christus, unsern Herrn, selber gethan wird. Solche große Freude hatte er, als er das Kreuz erblickte. Seine Mutter aber überkam ein Grauen, als sie die Jammergestalt des Ausfägigen nicht mehr sah.

58.

Elisabeth's Kirchgang.

Werdenberger Hist. heil. Ehrenst. d. Schinckel H.-nom. Bonn. I. 209.

Wenn die heilige Elisabeth eines Kindleins genesen war und dann ihren Kirchgang hielt, leitete sie sich in ein schlichtes, wellenes Kleid, nahm ihr Kind selber in den Arm und ging unbeschuht und barfuß einen harten steinigen Weg von der Burg herab nach einer fernen Kapelle, wo sie für das Kind eine Wacholderzweige auf dem Altare opferte. Wenn sie dann wieder nach Hause kam, schenkte sie den Mantel und die Kleidung, die sie auf diesem Gange getragen, armen Leuten.

59.

Gespräche der heil. Elisabeth mit ihrem Gemahl, dem Landgrafen Ludwig.

Annalen Romm. p. 109 sq.

Leben des heil. Ludwig S. 78.

Dietrich von Apolda II. 2.

Simon Ludwig IV. mit der heil. Elisabeth Frankfurt. 1651. G. 79 f.

Die edle Fürstin hat einmal ihren Herrn und Gemahl, daß er ihr und ihren Dienstmägden erlauben möchte dessen nicht an Speise noch an
Wissel, Adhringer Egen.

Trank zu gebrauchen, was geraubet oder andern armen Leuten wider Gott abgetroffen worden sei. Der milde Fürst antwortete und sprach: „Ihr habt dazu meine Erlaubniß und ich will das gerne lassen bestellen; auch wollte ich selber nimmer eines geraubten Gutes gebrauchen, aber ich fürchte Aergerniß und allerlei Verede des Hofsgefolges, doch will ich in kurzer Zeit mein Leben anders stellen, so Gott mich läßt länger leben.“

Zu einer andern Zeit hatte die heil. Elisabeth mit ihrem Ehemann folgendes trauliche Gespräch: „Herr,“ sagte sie, „ich dachte schon oft daran, wie wir ein Leben mit einander führen könnten, daß wir Gott wohlgefällig würden.“ „Nun, was für ein Leben wäre das?“ fragte der Landgraf. Sie sprach: „ich wollte, wir hätten ein Stückchen, das man mit einem Pfluge bebauen könnte, und zweihundert Schafe. Dann könnten ihr mit euren Händen den Acker pflügen und ich könnte die Schafe messen.“ „Ei, liebe Schwester,“ antwortete der Landgraf lachend, „wenn wir ein Gut hätten, das man mit einem Pfluge bebauen könnte, und zweihundert Schafe, dann wären wir nicht arm, sondern reich.“

60.

Elisabeth speißt die Armen.

Annal. Reinhardshausen. p. 150 sq.
Leben des heil. Ludw. II. 65 f.

In vielen deutschen Ländern und auch in Thüringen war eine allgemeine Hungersnoth und währte schon bis in das dritte Jahr. Auch strafte Gott die Menschen um ihrer Sünde willen mit Krankheit und bösen Zeuchen und großes Wasser ergoß sich, wie es seit vielen Jahren nicht gesehen worden war.

In dieser Zeit der Trübsal und Angst war der Landgraf Ludwig fern von seinem Lande; er verweilte in Geschäften an des Kaisers Hof in Italien. Aber die heilige Elisabeth war daheim in aller Weise bedacht die Noth und das Unglück der armen und kranken Leute zu lindern und zu mildern. Sie erbaute unter der Wartburg ein Spital und nahm acht und zwanzig arme und hilfbedürftige Menschen darin auf, und wenn einer derselben starb, trat sogleich ein anderer an seine Stelle. Auch ließ sie unter ihrer Aufsicht an 400 Arme täglich Almosen und milde Gaben durch ihre Dienerschaft vertheilen.

Als nun der Landgraf von seiner Reise wieder heimgekehrt war, so suchten einige von seinen Amtsleuten und der Dienerschaft, welche die Milde und Barmherzigkeit der edeln Fürstin ungern gesehen und mit scheelen Augen betrachtet hatten, dieselbe bei ihrem Herrn und Gemahl übel zu bereben und klagten über ihre Unwirthschaftlichkeit und große Freigebigkeit. Aber der tugendsame Fürst antwortete ihnen: „Laßt sie um Gottes Willen nur geben und armen Leuten nach ihrem Gefallen Gutes thun, wenn uns nur die Wartburg und die Neuenburg verbleiben. Ich weiß wohl aus der heiligen Schrift, daß Gott dem Herrn drei Dinge besonders wohl gefällig sind und auch bei den Menschen gut bestehen: Einträchtigkeit unter Brüdern, Liebe und Treue unter den Nebenmenschen und Mann und Frau, die beide einträchtig sind.“

61.

Elisabeth's Goltvertrauen.

Rekhan histor. orel. lxx. p. 67 sq. Mss.

In demselben Jahre der großen Theuerung und Hungernoth frag der Landgraf eines Tages, als er eben von der Reise wieder heimgekommen war, seine Gemahlin: „sage, liebe Schwester, wie soll deine arme und hungernde Familie — er meinte die Armen — in diesem Jahre ernährt und erhalten werden?“ Die heil. Elisabeth antwortete: „ich habe bisher Gott das Seine gegeben, das, was mein und dein ist, wird Gott uns erhalten.“ Und als der Landgraf auf den Kornboden ging, fand er dort große Haufen Getreides, welche der Verwalter, dem das Getreide übergeben war, noch nie gesehen hatte.

So wurde ihr, die den Armen gab, von Gott wieder gegeben, daß sie sowohl selbst zu leben hatte, als auch andern Leuten Gutes zu thun.

62.

Die heil. Elisabeth schöpft Fische aus einem Brunnen.

Joh. Reiche döring. Chron. II. 203.

In einer Zeit war ein kranker Mann, den gelästete Fische zu eßen. Da nahm die heilige Elisabeth eine Kanne und wollte sie reinigen an

dem kleinen Brunnen und dann einen Diener nach Fischen schicken für den kranken Mann. An dem Brunnen aber lief ihr die Kanne so voll von guten, kleinen Fischen, daß eine große Schüssel davon angefüllt ward.

63.

Elisabeth's Rosen.

Überliefertes Leben der heil. Elisabeth v. Marburg II, 2007.

Der Landgraf war in der Stadt Eisenach gewesen und ging wieder zurück nach der Wartburg. Unterwegs sah er die heilige Elisabeth mit einer ihrer liebsten Jungfrauen stehen; beide kamen von der Burg herab mit allerlei Speisen und Nahrungsmitteln fast sehr beladen, die sie in Krügen und Törben unter ihren Mänteln mit sich trugen und den Armen bringen wollten, die ihrer unten im Thale harnten. Der Landgraf hatte das alles wohl bemerkt und sprach, indem er ihnen die Mäntel zugleich zurückschlug: „laßt sehen, was ihr da traget!“ Dabei wurden aber die Speisen alsbald zu Rosen. Die heilige Elisabeth war darüber so heftig erschrocken, daß sie ihrem Gemahl auf seine Frage und Rede nichts zu sagen vermochte.

Dem Landgrafen that der Schrecken, den er seiner lieben Elisabeth verursacht hatte, gar leid und schon wollte er freundlich und mit guten Worten ihr zusprechen, als ihm auf ihrem Haupte ein Bild des gekreuzigten Heilands als ein Kopfschmuck erschien, den er vorher nie gesehen hatte. Da wollte er die heilige Elisabeth nicht länger aufhalten; er ließ sie ihren Weg gehen und den Armen und Kranken nach ihrem Gefallen Gutes thun und ging weiter nach der Wartburg.

Am Wege, nahe unter dem Kniebrechen, wie die Leute sagen, stand ein Baum, in den ein Kreuz gehauen war. Dieser wurde später umgehauen und zum Zeichen und ewigen Gedächtniß an jenes hohe Wunder an die Stelle, wo es geschehen, ein steinernes Bild gesetzt.

**Wie der heil. Elisabeth ihre Barmherzigkeit gegen die Armen
von Gott wunderbar vergolten wird.**

Gereimtes Leben der heil. Elisabeth in Graß's Dichtsch. I, 377-379.

Dasselbe bei Wenden Scriptores rer. Germ. II.

Merkenberger's Chronik d. Schminke Mon. Hann. II, 325.

Reichen hitor. omf. Isen. p. 41. Mopt.

Der Vater der heil. Elisabeth, der König von Ungarn, schickte einmal eine Gesandtschaft edler und achtbarer Herrn nach Thüringen zum Landgrafen Ludwig und zu seiner Tochter. Bei dieser Gelegenheit geschah ein großes Wunder. Die fromme, gute Fürstin, welche die Armen oft kleidete, hatte damals keine kostbaren, ihres Standes würdigen Kleider anzuthun, um darin vor den fremden Herrn zu erscheinen. Darob betrübte sich ihr Gemuth, sie aber tröstete ihn und sprach: „achte das nicht groß, mein liebster Bruder, denn ich habe nie in Kleidern glänzen und Ehre darin haben wollen.“ Dann ging sie in ihr Gemach, fiel nieder auf ihre Kniee und rief Gott um seinen Beistand an. Als nun die fremden Herren vor den Fürsten kamen und man nach der heil. Elisabeth handte, da hatte sie das schönste, hyacinthfarbige, mit kostbaren Perlen und Edelsteinen reich besetzte Kleid an, wie man ein solches noch nie auf Erden gesehen hatte. Des verwunderte sich der Landgraf und fragte sie nachher, woher sie das herrliche Kleid bekommen habe. Lächelnd sprach sie: „solche Dinge kann Gott thun, wenn es ihm gefällt.“

An einer andern Zeit kam auch der Kaiser zu dem Landgrafen Ludwig auf die Wartburg, um die heil. Elisabeth zu sehen, von deren Tugend und Frömmigkeit er schon oft gehört hatte. Als man sich zu Tische setzen wollte, sandte Gott durch seinen Engel der heil. Elisabeth eine goldene Krone und überaus kostbare und kunstreich gestickte Kleider, welche gleich dem Monde glänzten und leuchteten, wie solche noch Niemand gesehen hatte, so daß der Kaiser selbst und alle Herrn, die gegenwärtig waren, erstaunten und die große Pracht und Herrlichkeit der Kleider höchlich bewunderten. Der Landgraf aber sagte Gott dafür großen Dank.

So ward der heil. Elisabeth ihre Freigebigkeit gegen die Armen von Gott vergolten.

Verklärung der heil. Elisabeth.

Merkenberger Mfr. u. best. Chronik in Schmitz's Mon. Hann. p. 210.

Wie der allmächtige Gott seine Dienerin die heil. Elisabeth mit Kleidern geziert hat, so hat er sie auch geziert an ihrem Leibe. Als sie eines Tages mit großer Andacht und Innigkeit die Messe hörte, sah ein frommer Priester, der da gegenwärtig war und dem Gott die Augen öffnete, daß ein Schein und eine Klarheit die heil. Elisabeth in der Zeit umfing, als man das Sacrament, den Leib unsers Herrn und Heilandes, gebenedeiete, so daß ihr Antlitz verkläret war wie die Sonne und große Klarheit und Strahlen davon ausgingen. Des wunderte sich der Priester und erzählte nachher, was er gesehen hatte von der heiligen Elisabeth.

Tod des Landgrafen Ludwig.

Anzoll. Reinhardsbrennen. p. 296 sq.

Leben des heil. Ludw. S. 68.

Der Landgraf Ludwig war auf seiner Pilgersfahrt nach dem gelobten Lande erkrankt an einem tödlichen Fieber, das man den „Winter und Sommer“ nannte, und starb zu Otranto am 11. September des Jahres 1227, im 28. Jahre seines Alters.

Ueber sein letztes Stündlein hat der Mönch Berthold, des Landgrafen Reichsapellan, folgendes erzählt.

Nachdem der milde Fürst erkannt hatte, daß er von seinem Lager nicht wieder aufkommen würde mit dem Leben, ließ er den ehrwürdigen Patriarchen von Jerusalem zu sich rufen und empfing von ihm mit inniger Andacht und vollem Christenglauben das Sacrament der heiligen Oelung und darauf den Leichnam unsers Herrn in Gegenwart und unter dem Beistande des Bischofs vom heiligen Kreuze. Als nun der Tod herantrat an das Lager des frommen Landgrafen und er in seinem Gebete der Gnaden und Freuden der ewigen Seligkeit begehrte, sah er, daß das Gemach, darin er lag, voll schneeweißer Tauben war, die von allen Seiten sein Bett umflogen. „Seht ihr nicht,“ sprach er zu denen, die zu-

gegen waren, „die große Menge dieser schneeweißen Tauben?“ Man meinte, es trüge ihn und er rede ein wenig irre, aber nach einer kurzen Pause sprach er wieder: „Ich will und muß von hinnen fliegen mit diesen schneeweißen Tauben.“ Nachdem er diese Worte geredet hatte, entschlief er alsbald sanft und ruhig und seine Seele ging zu Gott.

Diese Tauben sah auch ein Priester, einer von den Kapellanen des Landgrafen, nach dem Ausgange der Sonne aufstiegen und in großer Bewunderung folgte er denselben mit seinen Augen, bis sie seinen Blicken verschwunden waren.

67.

Die heilige Elisabeth wird von der Wartburg vertrieben.

Dietrich von Apolda IV, 1.

Joh. Rotho dbr. Chron. S. 371 f.

Leben der heil. Elisabeth bei Graf Dietrich I, 114—121. bei Meichen II.

Als der Landgraf Heinrich erfuhr, daß sein Bruder Ludwig gestorben war, nahm er Rath von den Seinen, wie er sich nun verhalten sollte. Die Rathgeber ertheilten aber einen untugendlichen Rath, der wider Gott und Recht, wider Zucht und Ehre war. Weil sein Bruder, so riethen sie, einen Sohn hinterlassen hätte, auf den das Land gestanden wäre, so sollte er Wartburg und Eisenach nun selber einnehmen und für sich behalten, dazu auch die Schlösser im Lande, die heilige Elisabeth aber mit ihren Kindern, weil sie noch jung wären, von der Wartburg antreiben, so besetzte er die Befestigungen; auch sollte er selbst freien und Kinder gewinnen, auf die er das Land forterbte.

Diesem bösen Rathe gab der Landgraf Gehör. Deshalb wurde die heilige Elisabeth mit ihren Kindern unbarbarisch von der Wartburg gewiesen; zugleich hatte der Landgraf den Leuten in Eisenach sagen lassen, daß man ihm nicht Gefallen und Liebe thäte, wenn man Elisabeth mit ihren Kindern aufnahm und herbergte. So kam es, daß in der Stadt Eisenach Niemand sie in sein Haus nahm und sie in ein gemeines Schenkhäus ging, worin sie den Tag über mit ihren Kindern verweilte, des Nachts aber wollte der Mann sie nicht austreiben und so blieb sie fröhlich und gesundig darin. Des Morgens in der Frühe ging sie mit ihren Kindern in die Pfarrkirche und bat, daß man sang den Lobgesang Te deum laudamus.

So ging die liebe, heilige Elisabeth, die arme Leute oft geberbergt und gespeist hatte, in Eisenach umher, bat um Herberge und hatte Man-
gel an Speise und Trank. Und als sie wohl in drei Herbergen gewohnt
und in keiner lange geblieben war, erbarmte sich ihrer ein Priester und
wagte den Zorn des Landgrafen Heinrichs, nahm sie in seine Wohnung
hatte Mitleid mit ihr und that ihr Gutes, so viel er vermochte. Die
heilige Frau verfertigte Pfänder, um sich zu nähren, und spann und arbei-
tete, was sie konnte.

In dieser Zeit geschah es auch, daß die gottselige Frau über die
hohen Schrittssteine gehen wollte, die damals in einer langen Reihe wegen
des tiefen Rethes gesetzt waren, und in der Mitte des Wegs ein altes
Weib ihr begegnete, eine Bettlerin, der sie oft Almosen gegeben hatte.
Dieses Weib hieß die unglückliche Hürstin, die ihr nicht ausweichen
konnte, in den tiefen Reth, daß sie alle ihre Kleider waschen mußte.
Auch dieses ertrug sie in Geduld und dankte Gott mit lächelnden
Munde, daß sie um seinerwillen vor allen Leuten wäre verschmähet
worden.

III.

Von einem Gesichte der heil. Elisabeth.

Libellus de dictis IV. ancillarum bei Witten Script. rer. Germ. II.

In derselben Zeit, als die heil. Elisabeth von der Wartburg ver-
trieben in großer Noth und Armuth in der Stadt Eisenach lebte, war sie
eines Tages in der Kirche gewesen und hatte auf den Knien liegend
lange ihre Augen auf den Altar gerichtet gehabt. In ihrer ärmlichen Be-
kleidung zurückgekehrt nahm sie nur wenig Speise zu sich, weil sie sich sehr
schwach fühlte, dann aber sang sie an heftig zu schweigen und neigte sich
an den Fuß ihrer treuen Dienerin Eizentrud, die ihr ins Elend gefolgt
war. Lange starrte sie nach dem offenen Fenster und sang endlich mit
freundlicher, heiterer Miene an zu lächeln. Dann schloß sie wieder ihre
Augen. Nach einer Stunde weinte sie heftig, bald aber erschien auf
ihrem Antlitz wieder ein freundliches Lächeln und nach einiger Zeit sprach
sie: „Herr, du willst bei mir sein und ich will bei dir sein und mich nie-
mals von dir scheiden.“ Später bekannte sie ihrer vertrauten Dienerin
auf deren inständige Bitte folgendes. „Ich sah,“ sprach sie, „den Himmel
essen und meinen süßen Herrn Jesum sich mit seinem Troste in vielem

Unglücke und in vielerlei Verfolgungen, die mich umgaben, zu mir neigen. Wenn ich ihn sah, da war ich froh und glücklich; wenn er sich aber von mir abzuwenden schien, dann mußte ich weinen. Da wendete er sein mildestes Antlitz zu mir und sagte: „wenn du bei mir sein willst, so will ich bei dir sein, und ich antwortete, wie du gehört hast.“ Als nun ihre Dienerin weiter fragte, was sie vorher in der Kirche gesehen habe, antwortete sie: „was ich dort sah, ziemt sich mir nicht zu enthüllen. Das nur magst du wissen, daß ich in großer Seligkeit war und wunderbare Geheimnisse Gottes schaute.“

69.

Kaiser Friedrich I^{er}. und die heil. Elisabeth.

Fortsetzungen zum Leichenbuch des Erzbischofs von Regensburg, herausgegeben von Hermann. Stuttgart 1867 S. 208.

Bibl. Cod. Palat. Nr. 183, Fol. 1 n. 34, bei Simon Ludwig VI. mit der heil. Elisabeth S. 226.

Nach dem Tode des Landgrafen Ludwig von Thüringen wollte der Kaiser Friedrich die heil. Elisabeth zu seiner Gemahlin haben. Aber sie weigerte sich dessen und wies den Kaiser ab um Gottes willen, denn sie wollte leusch bleiben. Der Bischof von Babelnberg lag ihr sehr an mit Bitten und mit Drehungen, daß sie den Kaiser nehmen sollte. Sie sprach: „geschicht es, daß man mich zwinget, daß ich den Kaiser nehmen muß, so schneide ich mir selber die Nase ab.“ Da mußte der Kaiser und die Herren davon absehen. Nach Jahren starb die heilige Elisabeth und ward begraben zu Marburg. Und als man sie erhob, kam ein Kardinal dahin und der Bischof von Mainz und viele Prälaten, auch der Kaiser Friedrich kam mit etlichen Fürsten und vielen Herren. Als nun die heilige Frau erhoben ward, sprach der Kaiser: „weil es nicht sollte sein, daß ich sie in ihrem Leben krönte, will ich sie im Tode krönen,“ nahm die Krone von seinem Haupte und wollte sie der heiligen Frau Elisabeth ansetzen. Darob strafe ihn der Bischof von Mainz mit Worten, daß machte den Kaiser jornig und er schlug den Bischof an den Hals. Das ward dem Pabst Gregorius zu wissen gethan und so erhob sich zuerst die Zwiung zwischen dem Kaiser und dem Pabste und seinen Bischöfen und sie währte bis zum Pabst Innozentius, der den Kaiser vertrieben haben wollte und in den Bann that.

Wie Landgraf Konrad ein deutscher Ordensritter geworden ist.

Petri de Duisburg chronicon Primum p. 120.

Der Landgraf Konrad von Thüringen ist als ein Bruder in dem deutschen Orden eingetreten, und daß, sagt man, sei also geschehen.

Der Landgraf hatte sich zu einer Zeit, dem Geräusch und Gewühl der Welt zu entgehen, mit den Rittern Hartmann von Helbrungen und Dietrich von Gruningen und einigen anderen Hestenten in die Einsamkeit auf sein Schloß Tenneberg begeben. Da kommt zu ihm eine feile Dirne. Der Landgraf frag: „woher kommst du?“ und sie antwortet: „ich habe den ganzen Tag am Wege gekesselt in der Kälte und Kälte.“ Der Landgraf sprach: „du Elende, du erträgst und leidest mehr für die Strafen der Hölle als ein Anderer für die ewigen Freuden des Himmels.“ „Herr,“ spricht die Dirne, „ich weiß nicht anders mit meinem Unterhalt zu verschaffen und zu erwerben.“ „Würdest du keusch und ehelich leben wollen, wenn du zum Leben das Nöthige hättest?“ fragt der Landgraf weiter, und jene versichert mit Schluchzen und Thränen: „ja Herr, daß würde ich gewiß thun.“ Darauf bestimmte ihr der Landgraf ein sicheres Einkommen, wovon sie leben und sich erhalten sollte. Der Landgraf hatte aber bei sich alle Worte des Tadelö bewahrt, den er gegen die Dirne ausgesprochen hatte, auch bedachte und überlegte er, daß ihm selbst solcher Tadel und Verwurf nöthiger gewesen wäre, als jener, denn diese hätte auch Noth und Armuth gesündigt, er aber habe in Ueberfluß und Reichthum lebend thörichte Weise durch seine Sünden Gottes Zorn gegen sich hervorgerufen. Mit solchen Betrachtungen brachte er die ganze Nacht schlaflos hin. Als er aber am andern Morgen vernahm, daß die beiden Ritter Hartmann und Dietrich gleiche Betrachtung gehabt hätten, ging er mit denselben im Büßergewand zur Kapelle des heil. Niclaus in Stadbach, dort Gottes Rath zu hören über diese Sache. In einer göttlichen Umgebung ward ihm dort anferlegt, daß er in den Orden des deutschen Hauses treten und seine Regel annehmen sollte. Darauf löste er nach seiner Rückkehr alsbald sein Verlöbniß mit der Tochter des Herzogs von Oesterreich wieder auf, erzählte seinen geheimen Rätthen das, was geschehen war, und ermahnte sie aus Ehrfurcht und Demuth gegen Gott Brüder desselben Ordens zu werden, und alle traten zu ihm durch seine Bitten bewegen.

Als nun der Landgraf nach Warburg kam und mit den Rittern, die ihm dahin gefolgt waren, in den Orden eingeleitet werden sollte und der Priester vor dem Altar mit lauter Stimme zu singen anhub: *Alleluja, veni sancte spiritus*, da kam auf den Landgrafen der heilige Geist in Gestalt eines Feuers herab, allen Umstehenden sichtbar, und dadurch gelangte er zu einer großen und besondern Heiligkeit, daß er der Menschen geheime Thaten wußte und keinen unächtigen Mann in seiner Nähe haben wollte.

71.

Der Prior des Dominikanerklosters in Eisenach.

*Legendarium des Dominikanerklosters in Eisenach,
Zöcher, für 1588. Gesch. u. Nachrichten IV. 377 f.*

Der erste Prior des Dominikanerklosters in Eisenach war der Graf Eilger von Hehusstein, ein überaus frommer und gottesfürchtiger Mann und so heiligen Lebens, daß sein Amt in dem Kloster Christus selber mehrmals für ihn versehen und verwaltet hat, als er demselben vorzuziehen behindert war.

Es geschah nämlich zu einer Zeit, daß der fromme Klosterprior zu einem vornehmen Edelmannne, der auf seinem Schlosse krank darnieder lag, gerufen wurde. Als er dorthin gekommen war und des Kranken Weichte und sein Bekenntniß gehört hatte, wollte er sogleich in sein Kloster wieder heimkehren, aber der kranke Ritter bat mit allen seinen Freunden inständig, daß er zu seinem Troste und zur Erleichterung in seiner Krankheit noch einige Tage bei ihm bleiben möchte. Obwohl er sich Anfangs weigerte und sein Amt im Kloster, auch die Sorge für die Brüder verschätzte, ließ er sich doch zuletzt von seiner Nächstenliebe und durch die inständigen Bitten des Kranken bewegen und blieb daselbst, ging aber sogleich in die Schloßkapelle und empfahl im andächtigen Gebete die Klosterbrüder in unseres Herrn und Heilandes Schutz und Gnade. In derselben Zeit aber meinten dasheim die Brüder, daß ihr Prior in das Kloster zurückkehre und alle empfingen mit großer Freude den Herrn Jesus Christus in der Gestalt des frommen Bruders Eilger.

Nachdem nun der genannte Prior fünfzehn Tage bei dem Kranken zu seinem Troste verweilt hatte, nahm er endlich Urlaub und kehrte in sein Kloster zurück, aber Niemand kam ihm diesmal zu seiner Verwunde-

zung grüßend entgegen und empfing ihn mit üblicher Ehre. Daß schmerzte den heiligen Vater in seinem Herzen, weil er fürchtete, daß sein langes Außenbleiben die Brüder getränkt habe. Deshalb rief er am folgenden Tage jenen Klosterbruder, welcher ihn, wie er meinte, begleitet hatte, zu sich und sprach: „wie ist das, daß uns die Brüder bei unserer Heimkehr nicht gebührend empfangen haben, da wir doch fünfzehn Tage fern gewesen sind?“ Dieser erwiderte: „theurer Vater, sind wir nicht sogleich am folgenden Tage nach unserm Weggange aus dem Kloster wieder heimgekehrt? Auch haben uns damals die Brüder mit Freude und Liebe empfangen und nachher sind wir ja immer hier gewesen.“ Da schwieg der heilige Vater und überdachte bei sich das göttliche Wunder.

Weiter erzählte man, daß derselbe fromme Mann eines Tages in seine Zelle gegangen und sich daselbst vor einem Christusbilde, das darin hing, im Gebet niedergeworfen und in dieser innigen Andacht und göttlichen Anschauung einen ganzen Monat verharrt sei, ohne daß seine Abwesenheit die Klosterbrüder bemerkten, da er ihnen im Chore, im Speisesaal, Schlafgemach und in der Kapitelsstube gegenwärtig zu sein schien, weil unser Herr Christus in seiner Gestalt und Kleidung überall seine Stelle vertrat. Als er nach dieser Zeit aus seiner Verfassung wieder erwachte und aufstand und mit den Brüdern zur Frühmesse ging und statt der Matutine des nächsten Tages die des folgenden Monats hörte, welche einstimmig alle Brüder sangen, verwunderte er sich nicht wenig und spürte mit großer Dankbarkeit das große Wunder und Gottes sonderliche Gnade.

Diese Wunder hat der fromme Prior kurz vor seinem Tode selber erzählt und offenbart.

72.

Der Streit um das Erbe von Thüringen.

Annales Reich. p. 228 sq.

Thür. Chronik in Hankeberg's Select. jur. et histor. III. 325—326.

Werthenberger Thür. hist. Chron. in Schmidt's Mon. Han. II. 416 ff.

Wange Thür. Chron. VI. 99 b—101.

Der Landgraf und römische König Heinrich Raspe, genannt der Pfaffenkönig, hatte auf der Wartburg das Zeitliche gesegnet und mit ihm

war auch der männliche Stamm der Landgrafen von Thüringen und Hessen erloschen. Es erhob sich nun ein langer Zwiespalt über das Erbe von Thüringen und Hessen zwischen der Herzogin Sophie von Brabant, einer Tochter der heiligen Elisabeth, und dem Markgrafen von Meissen, Heinrich dem Erlauchten. Der Markgraf sprach das Land an, weil es aus König Heinrichs Wunde, dessen Schwelstersohn er war, ihm erbsien wäre, und er überfiel das Land mit Heerkrast, nahm Städte und Schlösser und auch die Wartburg ein. Die Herzogin aber ließ sich bedürken, ihr Sohn hätte mehr Zug und Recht zu dem Lande von Thüringen und Hessen, als der Markgraf von Meissen, und da sie hörte, daß viel gute Leute in Hessen und Thüringen ihrem Sohn wegen seiner Grobheiten mehr geneigt waren, kam sie mit demselben nach Hessen und nahm auch einige Städte und Schlösser ein.

Bei diesem Handel und Zwiespalt, der nicht so bald gütlich verglichen und beigelegt werden konnte, wurde zulezt auch die Landschaft zwieträftig und uneins, und die Herzogin fürchtete, daß die Städte und Mächtigen des Landes in einem Kriege zu fremden Herren halten möchten und befohl deshalb das Land Thüringen dem Markgrafen zu getreuer Hand, bis von dem künftigen römischen Könige und den andern Fürsten des Reichs erkannt würde, wem das Land gehöre und von Recht gebühre.

Weil aber schon drei Jahre vergangen und noch kein römischer König geworden war, der den Streit über das Erbe in Thüringen und Hessen richten und schlichten konnte, kam die Herzogin von Brabant abermals nach Hessen mit ihrem Sohne Heinrich, und machte ihn zu einem Landgrafen in Hessen, den man nun das Kind von Hessen nannte. Sie ließ sich aber daran nicht genügen, sondern kam auch gen Eisenach und hielt da in der Kirche der Predigermönche mit dem Markgrafen eine Sprache, daß er ihr und ihrem Sohne das Land Thüringen wieder herausgäbe. Da reichte der Markgraf Frau Sophien die Hand und sprach: „gern, allerliebste Vase, meine getreue Hand soll dir und deinem Sohne unbeschlossen sein.“ Doch wie er so redete, traten zu ihm seine Räte, der Marschall Helwig und Hermann von Schlotheim, nahmen ihn bei der Hand, zogen ihn zurück und sprachen: „Herr, was thut ihr, daß ihr das reiche Land und das feste Schloß Wartburg aus den Händen gebt? Wäre es möglich, daß ihr einen Fuß im Himmel hättet und den andern auf der Wartburg, so solltet ihr viel lieber den einen Fuß aus dem Himmel ziehen und zu dem andern auf der Wartburg setzen. Denn gut will

es sich fügen, daß ihr dieses Land in Besiz nehmt, die beiden andern aber, das Osterland und Weifen, euren beiden Söhnen Dietrich und Albert übergebt."

Dieser Rath behagte dem Markgrafen und er lehrte sich wieder zur Herzogin und sprach: „ich muß mich in diesen Dingen bedenken und den Rath der Grafen und Edeln dieses Landes hören," und schied von ihr ohne ihrem Rechte zu willfahren. Da wurde die Herzogin tief betrübt, weinte bitterlich und zog die Handschuhe von ihren Händen, zerriß sie und sprach: „Gott möge sehen und richten!" Dann warf sie die Handschuhe in die Luft und rief: „o du Feind aller Gerechtigkeit und Erfinder aller Uebelthaten, ich meine dich Teufel, nimm diese Handschuhe mit deinen falschen Rathgebern." Und alsbald wurden sie hinweggeführt und nimmermehr gesehen. Die Rätthe aber sollen nachher keiner eines guten Todes gestorben sein.

Andere Chroniken erzählen die Sache anders und zwar so. Die Herzogin von Brabant und der Markgraf hatten sich dahin geeinigt, daß sie ihr Recht stellen wollten an die Edelsten der Ritterschaft in Thüringen. Könnte der Markgraf zwanzig erle und fromme Ritter in Thüringen finden, die mit ihm einen Eid zu Gott und den Heiligen schwören könnten und mächten, daß er mit mehr Zug und Recht Erbe des Thüringer Landes wäre und nicht der junge Herzog von Brabant, so sollte sich ihr Sohn allein zu der Herrschaft in Hessen halten und sich schreiben und bleiben ein Landgraf zu Hessen. Und das sollte der Unterschied sein zwischen den beiden Landgrafen zu Thüringen und Hessen, daß der hunte Löwe in dem Schilde des Landgrafen zu Hessen eine goldene Krone trage, weil seine Eltermutter, die heilige Elisabeth, eines Königs Tochter gewesen wäre.

Dazu wurde ein Tag bestimmt und nach Eisenach gelegt. Bis dahin sollte der Markgraf die zwanzig Ritter finden, die mit ihm schwören wollten. Frau Sophie hatte aber die feste Zuversicht, daß er zwanzig solche Herrn nicht finden möchte, die mit ihm einen so falschen und un-rechten Eid thun würden. Und sie schieden von einander und die Herzogin ging wieder nach Marburg in Hessen.

Als nun der bestimmte Tag kam, zog sie abermals mit ihrem Sohne nach Eisenach und brachte eine Rippe von ihrer Mutter St. Elisabeth mit; darauf sollte der Markgraf sein näheres Recht auf Thüringen beschwören. Man kam in der Katharinenkirche zusammen und ein be-

Heiliger Priester trug die Rippe auf den Altar. Da fragte der Markgraf, von welchem Heiligen das Heiligthum wäre, darauf er schwören sollte. Der Priester antwortete: „es ist eine Rippe der heiligen Elisabeth.“ Der Markgraf lachte und sprach zu seinen Rittersn: „die Herzogin, meine Base, glaubt nicht, weil sie eine Rippe von ihrer Mutter mitgebracht hat, daß ich sie aus Thüringen vertreiben werde,“ und ging alsbald hin und legte seine Finger auf die Rippe, die in ein weißes, reines Tuch gebunden war, und schwur zu Gott und den Heiligen, daß er billiger das Land zu Thüringen ererbe, als der junge Herzog aus Brabant. Alsdann traten auch die andern zwanzig Herrn und Ritter hinzu und schworen denselben Eid.

Da das Frau Sophie sah, schlug sie ihre Hände zusammen und zerriß vor großem Jammer ihre zwei Handschuhe, die sie an ihren Händen trug, in vier Stücke und klagte alle ihre Lebetage Gott und der Welt das große Unrecht, die Untreue und Falschheit des Markgrafen von Weissen. Auch widersprach sie den falschen Eiden und wollte daran nicht Gnüge haben, sondern befiel die Stadt Eisenach inne. Darum that der Markgraf viel Schaden in Hessen und wiederum geschah viel Schaden aus Hessen nach Thüringen und es stand äbel in dem Lande dieser Fehde halber.

In derselben Zeit geschah es auch, daß die Herzogin einmal nach Eisenach kam und mit den Ihrigen in die Stadt wollte. Aber die Thore waren verschlossen und man wollte sie zuerst nicht einlassen, denn die Stadt und die Bürger, obwohl ihr zugethan, waren in der Hand und Gewalt ihrer Widersacher. Da nahm die muthige, streitbare Frau eine Art in die Hand und hieb damit in St. Jürgenthor, daß man die Wahrzeichen davon zweihundert Jahre in dem Eichenholze gesehen hat.

Die Chroniken erzählen auch, daß in jener Zeit ein wohlhabender Bürger in Eisenach gewesen sei, genaunt von Weisbach, der habe gesagt, das Land zu Thüringen wäre billiger des Kindes von Hessen als des Markgrafen von Weissen, denn dieser Mann wußte die Rechte. Und der Markgraf ließ ihn in eine Blide oder Schleuder legen, die vor der Wartburg stand, und in drei Stunden dreimal von der Wartburg werfen. Zwei Stunden blieb er lebend und sagte gleichwohl das Land gehöre dem Kinde in Hessen. In der dritten Stunde starb er.

Friedrich mit der gebissenen Wange.

Wange 148r. Chron. Bl. 107b—109a.

Joh. Kotho 48r. Chron. 5. 134 ff.

Der Landgraf Albrecht von Thüringen, welcher der Unartige genannt wird, vergaß zur Zeit, als er auf der Wartburg wohnte, aller ehelichen Liebe und Treue gegen sein Gemahl Margarethe, weil er heimliche Liebe pflog mit einer Jungfrau, genannt Kunne von Eisenberg. Nun hätte er die Landgräfin gerne mit Gift vergewaltigen, konnte aber nicht dazu kommen, daß es süßlich geschehen möchte; deshalb versprach er einem Eßeltreiber, der täglich Brod, Fleisch und Holz zur Wartburg in die Küche trieb, eine große Summe Geld, daß er des Nachts über sie kommen und ihr den Hals brechen sollte, als ob es der Teufel gethan hätte, und nannte dem Eßeltreiber eine Zeit, wenn er solches thun sollte.

Als nun die Zeit kam, wurde dem Eßeltreiber bange und er gedachte bei sich selbst, obwohl ich arm bin, habe ich doch fromme, christliche Aelttern gehabt; soll ich nun ein Schall werden und die Fürstin tödten, so möchte mich mein Herr als einen Uebelthäter strafen lassen, thue ich's aber nicht, bringt er es doch zuwege, daß ich getödtet werde, damit ich seinen Anschlag und sein Vorhaben den Leuten nicht verrathe. Laufe ich hinweg, so sendet er mir nach und reiht mich der Dieberei und Verrätherei und ich muß doch sterben und leiblos und ehelos werden. So wußte der arme Mann nicht, was er thun sollte und stand deshalb in großen Sorgen und Knechten.

Endlich konnte er die That nicht länger verziehen und kam auf Anleitung der Kunne von Eisenberg des Nachts in der Fürstin Kammer und fiel auf ihr Bett und sprach: „gnädige Frau, gnadet mir das Leben.“ Sie sprach: „wer bist du?“ Er nannte seinen Namen und sie frag weiter: „was hast du gethan? Du bist vielleicht trunken und nicht bei Sinnen.“ Er antwortete: „ich habe nichts gethan, ich bitte aber, ihr wollet schweigen, denn mein Herr hat mich geheissen, ich sollte euch tödten, das will ich aber nicht thun. Nun rathet mir und euch, daß wir beide unser Leben erhalten.“ Da sprach sie: „geh' alsbald und rufe meinen Hofmeister, daß er zu mir komme.“ Dieser gab ihr nun den

Kath, daß sie von Stund an sich aufmache und den ihren Kindern scheiden sollte, damit sie beide bei Leben blieben.

Darauf ging die Landgräfin zu dem Bette ihrer Söhne und beweinte schmerzlich ihr großes Unglück, aber ihr Hofmeister und die Frauen, welche bei ihr waren, ermahnten sie, daß sie von dannen eilen möchte. Da sie nun sahe, daß es nicht anders sein konnte, will sie ihre Söhne segnen und ergreift den ältesten, Friedrich, weinte in ihrer großen Betrübniß, küßte ihn oftmals und biß ihn zuletzt in den einen Waden, daß er davon eine Narbe bekam, welche er die Zeit seines Lebens behalten hat. Deshalb wurde er auch nachher genannt Friedrich mit dem gebissenen Waden.

Da wollte sie auch den andern Sohn beißen, daß wehrte ihr aber der Hofmeister und sprach: „wollt ihr die Kinder erwürgen?“ „Ich habe ihn gebissen,“ sprach sie, „daß er, wenn er groß wird, an diesen großen Jammer und an dieses Scheiden gedente.“

Sie nahm nun ihre Kleinode und ihr Geld, ging auf das Ritterhaus und der Hofmeister ließ sie mit einer Frau, einer Wad und dem Eseltreiber an Seilen aus einem Fenster den hohen Felsen hinab. Dieselbe Nacht gingen sie mit großem Jammer und Leid noch bis auf den Kraienberg, den damals der Abt von Hersfeld inne hatte. Der Amtmann auf dem Kraienberge ließ sie dann weiter geleiten und nach Fulda führen und von da gelangte die Landgräfin unter dem Schutze des Abtes nach Frankfurt, wo sie von den Bürgern gar herrlich empfangen wurde, denn sie war des Kaisers Tochter und suchte bei ihnen jetzt eine Zuflucht. Aber schon im folgenden Jahre starb sie vor großem Jammer und Herzeleid in einem Jungfrauenkloster, wohin sie sich begeben hatte, und ward in Frankfurt begraben.

74.

Das Landgrafenloch.

Joh. Rothe ddr. Chron. 560.

Der Markgraf Friedrich der Freudige mit dem Biß in der Wange führte später mit seinem Vater und dem römischen Könige Krieg. In diesem Kriege erliegt er unter dem Beistande seiner Stiefmutter, die zugleich seine Schwiegermutter war, heimlich die Wartburg hinten bei der

Zisterne, nachdem er sich mit einer Anzahl Ritter einen Tag lang in einer Schlucht bei „dem gehauenen Steine“ verborgen gehalten hatte. Daren heißt die Schlucht noch heute das Landgrafenloch.

75.

Friedrichs des Freudigen Entfitt.

Joh. Rothe dör. Chron. 511 f.

Histor. Landgrav. ap. Eccard. p. 432.

In demselben Kriege wurde der Markgraf auf der Wartburg hart belagert. Auch die Stadt Eisenach war in der Gewalt seiner Gegner und hielt es mit denselben. In dieser Zeit der Noth und Verdrängniß wurde dem Markgrafen eine Tochter geboren. Als das Kind wohl acht Tage alt war, setzte sich der Markgraf mit seinem Hofgesinde, mit der Amme und dem Töchterlein selbst zwölf auf Pferde und ritten des Nachts von der Wartburg und kamen den Gulanter herab und in den Sengelbach bei St. Johanniethal in den Wald. Aber die Wächter vor der Stadt Eisenach, welche den Weg nach der Wartburg in dem Haine bewachen sollten, waren es gewahr worden und sagten es in die Stadt, daß man von der Wartburg mit zehn oder zwölf Pferden herabgeritten wäre. Die Bürger jagten dem Markgrafen nach in den Wald, er aber floh nach dem Schlosse Tenneberg zu. Auf dieser Flucht fing das Kind zu schreien an. Der Markgraf rief der Amme zu, die er immer vor sich her reiten ließ, was dem Kinde wäre, sie möchte es schweigen. Die Amme sprach: „Herr, es schweigt nicht, es will trinken.“ Da ließ der Markgraf halten und sprach: „meine Tochter soll um dieser Jagd willen nichts entbehren, sollte es auch das Thüringer Land kosten,“ und stellte sich mit den Seinen zur Wehre so lange, bis das Kind sich satt getrunken hatte. Und er kam glücklich davon, obwohl sie ihn so nahe waren, daß er ihre Pferde zu allen Zeiten hörte. Als ihn die Eisenacher etwa zwei Meilen Wegs verfolgt hatten, kehrten sie wieder um, er aber kam mit seiner Tochter vor Tage unverletzt zu Tenneberg an.

Dort taufte der Abt von Reinhardtsbrunn das Töchterlein und es wurde nach seiner Mutter Elisabeth genannt.

Markgraf Friedrich der Freudige von einem Hirten gefangen.

Chronicon Aulae reginae in Dobneri monum. V. 300.

844ter Geschichte Codicis III, 130, 377.

Der Markgraf Friedrich der Freudige war von dem Könige Adolf hart bekriegt und in eine so üble Lage gebracht worden, daß er in der ganzen Markgrafschaft Meißen kein festes Schloß mehr hatte, noch auch ein eigenes Pferd, auf dem er reiten konnte, sondern unfrät und flüchtig in dem eignen Lande umher irrte und bei seinen Freunden mehrere Tage lang den nöthigen Unterhalt erbetteln mußte. In dieser tiefen Noth und bitterm Armuth verließ ihn sein freudiger Muth nicht, ja zuweilen scherzte er über seine eigene Lage. Einst kam er allein zu einem Hirten, der auf den Feldern seine Heerde weidete. Zu diesem sprach er: „ich bitte dich, strecke deine Hände aus und fange mich.“ Der Hirt, welcher ihn nicht kannte, gab seiner Bitte nach und hielt ihn an der Schnur des Kleides wie einen Gefangenen fest. Da sprach zu ihm der Markgraf: „nun erzähle allen, daß du den Markgrafen von Meißen gefangen gehabt hast.“ Ueber diese Rede erstaunte der Hirt und hat nachher allen Leuten die Sache erzählt.

Vom Fegeseuer Friedrich's des Freudigen.

Heinrich v. Meissen, Chron. bei Meissen Scriptores rer. Germ. III, 1310.

Als derselbe Markgraf gestorben und in dem Katharinenkloster von Eisenach begraben war, in der Kapelle des heiligen Johannes, hätte sein Sohn, der Landgraf Friedrich, gerne erfahren, wie es um seines Vaters Seele gewesen wäre, und er ließ das einen Meister der schwarzen Kunst versuchen. Dieser offenbarte ihm, daß des Markgrafen Seele ihr Fegeseuer habe in dem Grunde hinter Wartburg unter dem hintersten Thurne.

Der Ritter Hermann von Tressfurt.

Joh. Rotho 43r. Chron. S. 750.

Ursprung bei Reuten III. 1311.

Wange 131r. Chron. Bl. 129.

Winhard 131r. Chron. S. 215.

Zu Tressfurt lebte im Anfange des 14. Jahrhunderts ein Ritter, genannt Hermann von Tressfurt. Er war ein wüster Gesell, der gern auf Buhlschaft ausging, ehrbaren Frauen und Jungfrauen nachstellte und sie um ihre Ehre brachte, so daß kein Mann in seinem Gebiet seine Tochter über zwölf Jahre daheim behalten durfte. Dabei aber ist er andächtig gewesen, fleißig in die Messe gegangen, hat auch die Bezeiten St. Mariä mit großer Andacht gesprochen. Als er nun einmal seiner Gewohnheit nach auf Buhlschaft ausgewiesen war und in der Nacht allein im Finstern über den Hellerstein hinreiten wollte, fehlte er des rechten Weges und kam auf den höchsten Stein des Hellersteins. Das Pferd stieg an dem jähen Abhang des Felsens, der Ritter aber gab ihm den Sporn, daß es den hohen Felsen mit ihm hinunter sprang und todt niederstürzte, der Sattel in Stücke ging und das Schwert an seiner Seite zerbrach. Der Ritter aber rief bei diesem Falle die Mutter Gottes an und es hat ihm gedocht, als werde er von einer Frau umfangen, die ihn sanft und unverletzt auf die Erde gesetzt. Und darüber kam ihn eine solche Reue an, daß er sich der Welt abthat, in einem grauen Rode und ohne Schuhe einherging, auch nimmer Fleisch oder Fische aß, keinen Wein trank, all' sein Gut und seine Lehen um Gottes willen unter seine Brüder theilte und sich nach Eisenach begab. Dort ging er Winter und Sommer barfüßig zur Kirche, heischte alle Tage sein Brod vor den Häusern und wenn er seine Nothdurft gezeuget hatte, so vergab er das übrige den Armen wieder, die mit ihm nach Brode gingen. Daselbst starb er in großer Reue und Armuth in einem heiligen Leben. Nach seinem Tode hat er auch nicht bei andern frommen Christen sein Ruhebettlein haben wollen, sondern an einem unsaubern Orte, nämlich zu unserer lieben Frauen zwischen der Kirche und Stadtmauer, da die Schulknaben ihrer Nothdurft nach hinzugehen pflegen. Und das ist auch geschehen. Die Thumherren ließen ihm zu Ehren ein Crucifix auf eine Tafel malen zu seinen Füßen an die Kirchenmauer.

D. Luth^{er} auf der Wartburg.

Nicht vollst^{än}dig.

Als der Doctor Luth^{er} auf der Wartburg saß und abgeschieden von aller Welt die heilige Schrift übersezte, trat oftmals der Teufel in seine Stube und suchte ihn in aller Weise bei seiner Arbeit zu stören und zu hindern, denn diese war ihm besonders zuwider. Eines Tages nun, als der Teufel den frommen Mann abermals plagte und in Gestalt einer großen Brunn^{en}fliege umschwärmte, ergriff dieser in seinem Zorn das Dintensäß, aus dem er schrie, und warf's beherzt nach dem Teufel.

Noch zeigt man in der Luth^{er}stube auf der Wartburg den großen Bleden an der Wand, wohin damals die Tinte geslogen ist.

Die Gräfin von Orlamünde.

Latius de migrat. gent. lib. VII.

Philipp v. Waldenfels schick. antiquitatis libri XII. p. 486.

Des R^{at}hen Wunderhorn II, 332.

Grimm deutsche Sagen II, Nr. 579, S. 376.

v. Stillfried Alt^{er}thümer u. Kunst^{en}denkmale des erloschen^{en} Hauses Hohenzollern. Neue Folge I, Taf.

Etto, Graf zu Orlamünde, war gestorben und hatte eine noch junge Wittwe, eine geberne Herzogin von Meran, mit zwei Kindern hinterlassen, einem Söhnelein von drei, und einem Töchterlein von zwei Jahren. Die Wittwe wohnte auf der Pfaffenburg und dachte ernstlich daran, sich wieder zu vermählen, namentlich hatte der schöne Burggraf Albrecht von Nürnberg ihr eine heiße Liebe eingestößt, daß sie auf Mittel sann, seine Gattin zu werden. Der Burggraf, dem diese Leidenschaft wohl bekannt war, hatte eines Tages gesagt, daß nur der Augen vier einem Ehebunde im Wege ständen. In dem Glauben, der Burggraf meine ihre beiden Kinder, und hingerißen von ihrer Liebe zu dem schönen Manne faßte sie den grauenvollen Entschluß, die unschuldigen Kinder zu erorden. Sie stach ihnen im Schlafe eine goldene Haarnadel durch den weichen Schädel.

Nach einer andern Erzählung soll die Gräfin nicht selbst die Kinder umgebracht haben, sondern einen Dienstmann, Hayder oder Hager genannt, durch reiche Gaben gewinnen haben, daß er die beiden Kinder tödten möchte. Diesen Mörder sollen die beiden Kinder, als er ihnen nahete, geschmeichelt und ängstlich gebeten haben ihnen das Leben zu lassen, der Knabe:

Lieber Hager, laß mich leben,
Ich will dir Orlamünden geben,
Und auch Pfaffenburg des neuen,
Es soll dich nicht gereuen.

Das Töchterlein aber soll gesagt haben:

Lieber Hager laß mich leben,
Ich will dir alle meine Dedden geben.

Der Mörder aber beharrte bei seinem abscheulichen Vorhaben und vollbrachte die That. Später wurde er bei einer andern Vöberei ergriffen und auf die Hölzer gelegt. Da soll er vor seinem Tode gesagt und bekant haben, es gereue ihn zwar sehr der Mord des jungen Herrn, der aber doch schon gewußt habe, daß er Güter verschenken könne, viel größere Reue aber empfinde er, wenn er der unschuldigen Wette des Mägdeleins gedenke, die ihr Spielzeug ihm habe schenken wollen.

Die Leichen der beiden Kinder wurden von der Pfaffenburg in das Kloster Himmelstorn gebracht und an der Seite ihres Vaters beigesetzt, wo sie lange Zeit zum Andenken an diese Mordthat gezeigt wurden.

Als der Burggraf die böse That erfahren hatte, lehrte er der Gräfin von Orlamünde mit Abscheu den Rücken, indem er sagte: „nicht der Kinder Augen waren gemeint, sondern meiner Eltern Augen; zwischen uns wird nimmermehr ein Bund geschlossen.“ Und er vernähte sich nachher mit einer Gräfin von Henneberg. Des Burggrafen Worte hatten der Gräfin das Herz gebrochen. Von Reue und Schmerz geseltert stürzte sie aus ihren Gemächern, eilte mit fliegenden Haaren durch die langen Gänge der Pfaffenburg bis zur Wette des Schlosses und hinab in das Thal nach Himmelstorn. Man sagt, sie habe auf ihren Knien rutschend den Weg bis ins Kloster zurückgelegt; gewöhnlicher aber wird erzählt, daß sie in Schuhen, inwendig mit Nadeln und Nägeln besetzt, den Weg von der Pfaffenburg nach Himmelstorn gegangen und gleich beim Eintritt in die Kirche todt niedergefallen sei. Noch gemahnt ein Steinkreuz

am Wege von Kulmbach nach Himmelstreu an diesen Marterweg der Gräfin.

Nach einer andern Sage aber pilgerte sie auf den Rath der Abtissin zu Himmelstreu nach Rom, um irdischen Trost und den Weg zum ewigen Heile zu finden. Der heilige Vater habe ihr aufgegeben ein Kloster zu bauen und darin unter steten Bußübungen ihr Leben zu verbringen. Nun erzählen wieder Einige, daß sie von dieser Bußfahrt zurückgekommen auf der Stelle vor der Kirchthür zu Himmelstreu gestorben sei, Andere dagegen wissen, daß sie bei Nürnberg das Kloster Himmelstreu für Cisterzienser-Konnen (weiße Frauen) gestiftet habe und dessen erste Abtissin geworden sei.

Vor ihrem Hinscheiden beichtete sie reumüthig ihre Sünden und gedachte mit rührenden Worten der unseligen Verblendung, in der sie einst so schwere Missethat begangen hatte. Das zweideutige Wort des geliebten Mannes, das sie zu so schwerer Sünde verführt habe, wolle sie, so Gott ihr dieses Glück vergönne, dem burggräflich nürnbergischen Hause in allen seinen Verzweigungen durch eine segensbringende Warnung vergetten. Sie wolle für und für einem Jeden aus diesem Geschlechte, wenn es noch Zeit sei, durch göttliche Kraft einen Wink zugehen lassen, wenn sein letztes Stündlein schlagen werde, auf daß er zur rechten Zeit dem Irdischen entsagen, sein Haus bestellen und so nicht unverbereitet vor dem ewigen Richter erscheinen könne.

31.

Nenn Kinder auf einmal geboren.

Cyr. Spangenberg Quernfurth'sche Chronik B. 121 ff.

Herr Gebhart von Quernfurt, dessen Bruder der heilige Bruno war, der Apostel der heidnischen Preußen, war ein gar ernster und gestrenger Herr; er hatte eine edle Gemahlin aus Sachsen gebürtig, deren Namen jedoch die alten Chroniken verschweigen.

Nun trug es sich zu, daß diese Frau in Abwesenheit ihres Herrn neun Kinder auf einmal auf dem Hause Quernfurt gebor, darob sie und alle die Frauen, welche um sie waren, heftig erschraden. Denn weil ihr

Herr gar wunderbarlich war, besorgten sie, daß er gar schwerlich glauben würde, daß ein Weib von einem Manne so viel Kinder auf einmal haben könne, zumal da er öfters gar beschwerliche Gedanken und Reden von den Weibern, die zwei oder drei Kinder auf einmal zur Welt gebracht, gehabt und ihn Niemand hatte überreden können, dieselben für ehrlich zu halten. Die Frauen wurden daher in ihrer Furcht und Bestürzung unter einander eins, acht dieser Kinder heimlich bei Seite zu schaffen und nur das neunte und stärkste zu behalten. Demnach wurde eine der Frauen, die bei der Geburt gewesen, beauftragt die acht Kindlein in einem Kessel hinweg zu tragen und denselben mit Steinen beschwert in dem nahen Schloßteich unter der Mühle zu versenken.

Dieser Frau, welche mit dem frühesten aus der Burg hinweg ging, begegnete der heilige Bruno, welcher damals zu Cuernsurt lebte und seiner Gewohnheit nach mit dem Tage ins Feld gegangen war, sein Gebet zu thun. Er ging aber unten am Berge bei dem schönen Quellbrunnen, der nachher der Brunnbrunnen genannt worden ist, auf und ab, als er die armen Kinder in dem Kessel unter dem Mantel der Frau, die stracks ihres Weges vorüber eilte, winnern hörte. Verwundert fragte er die Frau, was sie unter ihrem Mantel trage; „junge Wölflin,“ war die Antwort. Aber es will doch Herrn Bruno bedünken, als laute die Stimme nicht wie die junger Hündlein, rückt ihr deshalb den Mantel auf und befindet, daß sie acht kleine Kindlein trägt. Darüber entsetzt er sich über alle Maßen und dringt in die vor Schrecken stumme Frau ihm zu sagen, wo sie mit den Kindlein herkomme, wem sie gehören und was sie mit denselben thun wolle. Zitternd berichtet sie ihm den ganzen Handel. Darauf gebietet ihr der heilige Bruno tiefes Schweigen über diese Sache gegen Jedermann, auch der Mutter sollte sie nicht anders sagen, als ob sie ihren Befehl ausgerichtet hätte, und nimmt die Kinder alsbald und taufte sie daselbst bei dem gedachten Brunnen, dann bringt er sie als vater- und mutterlose Waisen eins oder zwei in der Mühle unter dem Schloß, die andern bei andern guten Leuten in der Nähe in Pflege und Erziehung und hielt alles geheim bis auf die Zeit, als er von Cuernsurt aus wieder nach Preußen zu ziehen gedachte. Da hat er vor seinem Abschiede das Geheimniß seinem Bruder Herrn Gebhart offenbart, ihm auch berichtet, wo die Kinder bisher erhalten und noch anzutreffen wären. Zuvor hat sich aber sein Bruder mit einem Eide zum allerhöchsten ihm verpflichtet müssen, die Sache nicht zu eifern, noch seiner Gemahlin in

Unwillen entgelten zu lassen, sondern vielmehr seinen unbilligen Argwohn gegen andere Weiber und Gottes großes Wunder und Gnadenreich darin zu erkennen. Darnach ist er zu seines Bruders Gemahlin gegangen und hat dieselbe ihrer unbedachten und unmütterlichen That halber erustlich erinnert und mit Worten gestraft, weil sie aber die Jahre her stets Reue und schmerzliche Betrübniß gehabt hatte, auch wiederum getröstet und zu rechter heilsamer Ruße ermahnt, zuletzt hat er ihr auch erzählt, wie es mit den acht Kindern ergangen, wie sie von ihm getauft und erzogen und noch am Leben wären.

Da ist nun groß Leid und Freud bei einander gewesen, zumal als Herr Bruno die acht Knäblein sehen ließ und alle gleich geteilet den lieben Eltern versellte, welche bald an der Kinder Gestalt, Gesicht und Geberden gespürt haben, daß sie des neunten rechte Brüderlein und einer Mutter und eines Vaters Kinder gewesen sind. Was da für Freude gewesen, kann sich ein Jeder leicht denken und ist nicht nöthig viel Worte davon zu sagen.

Den Kessel, darin das Weib die Kinder von der Burg getragen hatte, zeigt man noch heutiges Tages zu Quernfurt, wo er in der Schlosskirche eben vor dem Eher in dem steinernen Bogen mit einer eisernen Kette angeschmiedet hängt, zum Andenken an diese Begebenheit.

82.

St. Bruno's fliehender Esel.

Spangenberg Quernfurtische Chronik S. 127 ff.

Als nun der heilige Bruno zur Abreise fertig war, und mit seinen Brüdern noch fröhliche Oßern gehalten hatte, nahm er am Donnerstage der Oßerwoche von ihnen Abschied und ritt nach gesprochenem Segen auf einem Mantlhier mit wenig Dienern von Quernfurt nach Weisburg zu, um gen Preußen zu ziehen.

Nun begab sich's, daß ihm auf dem grünen Anger hart hinter Quernfurt sein Esel stätig wird und weder vorwärts noch rückwärts will. Darin sah sein Bruder Herr Gebhart und Andere, die ihm das Weisheit gaben, ein Anzeichen und Offenbarung, daß es nicht Gottes Wille sei, daß er wiederum nach Preußen ziehen sollte, und sie überredeten ihn, daß

er mit ihnen wiederum aufs Schloß zurückkehrte. In der Nacht überlegte Herr Bruno die Sache mit großer Traurigkeit hin und wieder und konnte darin zuletzt eine Versuchung des Satans, der ihn an seinem Ruf und christlichen Vorhaben hindern wollte. Mit solchen Gedanken hing er sich etliche Tage, konnte sich aber nicht eher darüber zufriden geben, bis er sich ernstlich vernahm, seine Reise zu vollziehen, was ihn auch begegnen möchte.

So machte er sich nach einigen Tagen wieder auf und zog seiner Bestimmung entgegen nach Preußen, wo er das Evangelium lehrte und predigte, die Heiden taufte und zum christlichen Glauben bekehrte, zuletzt aber wurde er mit achtzehn Gefährten von den Heiden gefangen genommen, grausam gemartert, gereinigt und getötet. Dieses geschah im Jahre 1008 oder 1009 in Lithauen nahe an der Gränze von Rußland.

Auf der Wiese aber, darauf der Esel des heil. Bruno stätig war, die noch heute die Eselwiese heißt, hat man eine Kapelle erbaut, zu Eselstatt genannt, wo an jedem Donnerstage in der Osterwoche seltener Ablaß ertheilt wurde, weshalb bald eine große Wallfahrt dahin entstand und viel Zustromen des Volks von allen Orten und Enden. Aus diesem Ablaß ist später ein Jahrmarsch geworden, der in der ersten Zeit nicht länger als einen Tag vom Morgen bis zu Abend währte; jetzt wird er bis auf den Sonnabend zur Vesperzeit gehalten.

So hat St. Bruno's stehender Esel das ganze Landvolk herumgehend und laufend gemacht.

83.

Der Reich mit der Scharke im Dom zu Alersburg.

Adalberti vit. Heinrici II. Imperatoris c. 21. 33. Pertz monum. VI. 810. 905.

Eike von Koppenhagen Zeitbuch herausgegeben von Massmann, Stuttgart, 1857. S. 328—330.
Grimm deutsche Sagen II. Nr. 429. 436.

In den Zeiten, als Kaiser Heinrich II. starb, lebte ein fremder Einsiedler, der hörte in der Luft ein großes Rauschen von Teufeln, wie wenn ein Kriegsheer an seiner Stelle vorbeizöge, und er beschwor sie bei Gott, ihm zu sagen, wohin sie wollten. Sie sagten: „zu Kaiser Heinrichs Tode, seine Seele zu holen.“ Da beschwor sie der gute Mann, daß sie ihm wieder sagten, was sie erworben hätten. Die Teufel fuhren ihren Weg, der gute Mann aber betete zu Gott für des Kaisers Seele. Die

Teufel kamen bald zu dem Einsiedel zurück und sagten: „als des Kaisers Missethat seine guten Thaten überwiegen sollte und wir seine Seele in unsere Gewalt nehmen wollten, da kam der gesegnete Valentinus und warf einen Stein in die Waage, daß dem Stein eine Scherbe ausbrach. Also verloren wir die Seele.“ Da lobte der Einsiedel Gott und that den Teufeln von Merseburg diese Märe kund. Die fanden denselben Stein mit der Scherbe, wie man ihn noch heute kann schauen. Diesen Stein hatte einst der Kaiser Heinrich zu Merseburg dem heiligen Valentinus gegeben, und das hatte diese Ursache gehabt.

Der Kaiser hatte eine Gemahlin mit Namen Kunigunde, Tochter des Pfalzgrafen Siegfrieds bei Rhein zu Wasserburg, die führte nur um ihrer Keuschheit willen die Klage, daß sie nicht jung in ein Kloster genommen wäre. Diese hatte der Kaiser um ihrer Tugend willen zu seiner Gemahlin erwählt und liebte sie darum viel mehr, als um ihrer Geburt willen. Und als er bei derselben allein war, offenbarte er ihr sein Gelübde der Keuschheit, so er Gott gethan hatte. Da lebte sie ihn und sagte ihm zu, daß sie mit ihm in dasselbige Gelübde treten wollte. Als nun dieses lange Zeit von ihnen gehalten wurde, haßte der Teufel ihre Tugend und stieg des Morgens früh in Gestalt eines Jünglings in ihre Kammer wenn der Kaiser nicht daheim war. Solches ward ganz offenbar und vor den Kaiser mit viel frommer Leute Zeugniß gebracht, daß er dadurch verursacht ward, sie dessen öffentlich zu beschuldigen. Da erbet sie sich ihre Unschuld mit dem glühenden Eisen zu beweisen. Der Kaiser antwortete ihr, ihm wäre ihre Tugend und Unschuld wohl bewußt, er müßte es aber von ihr nehmen um des gemeinen Volks willen. Als nun solches vor ihre Freundschaft gebracht ward, sagten sie, sie müßte sich entschuldigen oder sterben. Da wurden in Gegenwart der Fürsten, Grafen und Ritterschaft zwölf Pfugschare in einer Esse glühend gemacht und in des Kaisers Palast auf das Erdreich gelegt und man hieß die Kaiserin ihre Unschuld damit beweisen. Da sprach sie: „so wahr ich aller Männer unschuldig bin, so wahr muß mir Gott helfen, daß mich die Schare nicht verlegen noch verbrennen.“ Da stand ihr Bruder dabei und schlug sie an den Nacken, darum daß sie den Kaiser Heinrich nicht ausgenommen hatte. Also ging sie über die Schare unverletzt zum ersten, andern und dritten Male. Da nahm sie der Kaiser Heinrich in seine Arme und bat sie weinend um Gottes willen, daß sie ihm das vergeben wolle, denn er hätte es an ihr thun müssen. Da weinten die Freunde vor Freuden. Kaiser

Heinrich sprach: „sie hat recht gesagt, sie ist meiner nicht schuldig worden und ihr Bruder hat sie unrecht geschlagen.“ Deswegen gab der Kaiser in das Stift zu Merseburg einen goldenen Kelch und eine Schaal mit edlen Gesteinen, welches er dem heil. Laurentius um der Kaiserin Willens schuld willen zum Opfer gelehrt hatte.

84.

König Rudolfs Hand.

Eike von Reggen Zeitbuch heraus-gegeh. von Massmann S. 358 f.

Im Jahre 1078 am 15. October lieferte Kaiser Heinrich IV. dem Gegenkönig Rudolf eine Schlacht an der Elster zwischen Merseburg und Leipzig. Rudolf verlor den Sieg und die rechte Hand. Todtewund ward er nach Merseburg gebracht. Hier sprach er zu den Bischöfen, die da waren, und wies ihnen die abgeschlagene Hand: „dies ist die Hand, da mit ich meinem Herrn und König Treue schwur; sehet, wohin mich euer unseeliger Rath gebracht hat, der ich mit dem Reich nun auch das Leben lassen muß.“

85.

Der Merseburger Rabe.

Repsins II. Schriften II, 301 f.

Dem Bischof Thilo, des Geschlechts von Trotha, wird erzählt, daß ihm ein kostbarer Ring abhanden gekommen war, und weil der Verdacht der Entwendung möglicher Weise nur auf einen seiner Diener fallen konnte, habe er denselben durch die Fester zu einem falschen Geständniß gebracht und hinrichten lassen. Nach einiger Zeit, bei Gelegenheit eines Baues am Schlosse, ward der Ring in einem Rabenneste gefunden. Zur warnenden Erinnerung an diesen unglücklichen Vorgang nahm der Bischof nicht nur das Bild eines Raben mit einem Ringe im Schnabel in sein Siegel und Wappen auf und gab dadurch Veranlassung, daß dieses Bild in das Geschlechtswappen derer von Trotha überging, sondern ordnete auch durch eine Stiftung auf ewige Zeiten an, daß ein lebender Rabe im Schloßhofs zu Merseburg unterhalten wird.

Diese Stiftung besteht noch bis auf den heutigen Tag. Im Schloßhause zu Merseburg wird ein Hahn ernährt, zu dessen Fütterung in der Rentamtsrechnung ein Gewisse an Gerste verschrieben wird. Auch ist es richtig, daß der Bischof Thilo in seinem Siegel neben dem Stiftswappen (einem schwarzen Kreuz im silbernen Felde) zugleich den Hahn mit dem Ringe als sein eigenthümliches Wappen führt, das auch auf seinem Grabmale im Dom, dergleichen am Schloße, mehreren Kirchen und andern Stiftsgebäuden zu Merseburg, die er theils erbaut, theils erneuert hat, zu sehen ist.

86.

Der Knoblauchkönig.

Elke von Koppen Zeithuch II. 360. 365.

Wange über. Chron. VI. 19.

Pomarius Chronica der Sachsen S. 218.

Wrimm deutsche Sagen II. Nr. 452. 153.

Als Kaiser Heinrich IV. zu Rom in Italien war, entsetzt er den Fürsten der Sachsen, daß sie seinen Sohn zum römischen König wählen möchten, er wolle dann nimmermehr in ihr Land ziehen. Da sprach Herzog Otto von der Weser: „ich habe in der Welt gehört, von einer bösen Kuh kommt nie ein gut Kalb,“ und sie lerren zum Gegenkönig den Herzog Hermann von Luxemburg. Dieser ward vom Bischof von Mainz geweiht und sie setzten ihn auf die Burg zu Eisleben, da der Knoblauch wächst. Die Kaiserlichen nannten ihn im Spott Knoblauchkönig oder König Knoblauch, und er kam nie zur Macht, sondern wurde nachher auf einer Burg erschlagen, wohin er geflohen war. Da sagte man abermals: „König Knoblauch ist todt!“

87.

Graf Hoyer.

Chr. Schangenberg Mansfelder Chronik S. 574.

Agricola Sprüchw. 608.

Agricola in seiner Auslegung gemeiner deutscher Sprüchwörter erzählt:

Am Hof des Königs Artus in der Gesellschaft der Tafelrunde ist einer von meinen lieben Erbherrn gewesen, ein Graf von Mansfeld Graf Hoyer mit Namen, sonst der rothe Ritter genannt, welches ich zu ewigen Lobe der Herrschaft Mansfeld hier rühme.

Es ist auch hart vor Gisleben ein hübsches Brunnlein zwischen den Gärten, woraus die arbeitsamen Leute trinken und sich an dem Wasse ergötzen. Das Brunnlein heißt das Landvett „König Artus Brunnen“ die enge Steige durch die Gärten auf beiden Seiten heißen sie „König Artus Gassen.“

88.

Von der Schlacht am Welfesholze und der Bildsäule Iodute

Grimm deutsche Sagen II. Nr. 187.

Promarin's Chronik S. 213.

Chr. Spangenberg Mansfeldische Chron. Bl. 217.

Vor dem sogenannten Welfesholze in der Feldmark zwischen Helmdorf und Gerbstedt, wo im Jahre 1115 die Schlacht zwischen Kaiser Heinrich V. und den Sachsen verlief, liegt ein Stein, der die Eigenschaft hat, bei Gewittern ganz zu erweichen und erst nach einiger Zeit wieder hart zu werden. Er ist voller Nägel geschlagen und man sieht auf ihm ganz deutlich den Eindruck einer Hand und eines Daumens. Graf Hoyer von Mansfeld, des Kaisers Oberfeldherr, soll ihn vor der Schlacht ergriffen und gerufen haben: „so wahr ich den Stein greife, so wahr will ich den Sieg gewinnen.“ Aber die Kaiserlichen wurden geschlagen und der Graf Hoyer blieb todt und wurde von Wiprecht von Greitsch erschlagen.

Zu seinen Ehren und zum Andenken an diesen Sieg ließen die Sachsen die Bildsäule eines geharnischten und gehelmten Mannes mit dem eisernen Streikselben in der rechten Hand und dem sächsischen Wapen in der linken aufrichten an der Stätte, wo die Schlacht geschehen war. Diese Bildsäule nannte man Iodute und die Landleute gingen fleißig dahin zu beten und auch die Priesterschaft ehrte sie als ein heiliges Bild. Kaiser Rudolf aber, als er 1289 zu Erfurt Reichstag hielt, ließ sie wegnehmen, weil man fast Abgötterei damit trieb, und eine Kapelle an deren Stelle bauen. Allein das Volk verehrte noch einen Weidenstod in dieser Kapelle, von dem die Priester sagten, er habe in jener Schlacht Iodute gerufen und dadurch den Sieg zu Wege gebracht.

Die Burg Henneberg.

Zentenberg collect. jur. et histor. III, 311.

Joh. Rothe döring Chron. p. 123.

Dange Hbr. Chron. Bl. 15 f.

Necklein Fagen des Hildesburger C. 293 f.

Es war ein edles Geschlecht zu Rem, Selummeier genannt, zu Deutsch von der Säule. Aus diesem Geschlecht war einer mit Namen Poppo, der war reich und mächtig und hatte viele Dienstmannen, gleich einem Fürsten. Dieser machte sich auf nach Deutschland und suchte eine bequeme Stätte, um darauf eine Burg zu bauen. Da kam er nach Franken und fand einen Berg, welcher ihm gefiel. Als er hinaufritt ihn zu beschauen, flog vor ihm eine Vixhenne auf; die nahm er in sein Wappen, nannte den Berg Henneberg und baute ein schön Schloß darauf, wie es noch vor Augen ist. An dem Berge war eine Höre. Da baute er seinen Dienern eine gar lustige Wohnung und nannte sie von der Höre.

Auf dieser alten Burg ist eine Blende in der Mauer zu sehen, davon alte Leute erzählt haben, daß ein Maurer beim Bau des Schloßes seinen Sohn verkauft habe, damit das Kind in jene Vertiefung lebendig eingemauert und die Burg dadurch unüberwindlich werde. Der grausame Vater, sagt man, habe das Kind selbst eingemauert. Dasselbe als eine Treierschemmel und rief weinend, als der letzte Stein aufgelegt wurde: „o Vater, o Vater, wie wird es so finster!“ Und wie das Kind also rief, da schnitt die Stimme dem harten Mann durchs Herz wie ein Messer; und er stürzte von der Leiter herab und brach den Hals.

Die Jungfrau mit dem Bops.

Wälsching wöchentliche Nachrichten II, 382 nach mündlicher Sage.

In Wälschland lebte im 11. Jahrhundert ein waderer und reicher Ritter. Er war Graf und hieß Poppo. Seine Schönheit und seine Tapferkeit erwarben ihm nach dem Tode seiner ersten Gemahlin die Liebe einer reichen wälschen Gräfin, welche eine heftige Leidenschaft zu ihm gefaßt hatte. Auch Poppo war dieser Gräfin nicht abhold, doch lebte noch

zu frisch und lebendig in seinem Herzen das Bild seiner jüngst verstorbenen Gemahlin, als daß es schon jetzt durch eine andere schöne Frau hätte daraus verdrängt werden können. Weil ihn aber unaufhörlich Liebe der schönen Gräfin verfolgte und in seinem gerechten Leid um Grame ungern stürte, so beschloß er Wälschland mit seinen beiden Söhnen zu verlassen und im deutschen Lande sich irgendwo niederzulassen und anzubauen. Er verkaufte alsbald seine Güter und durchzog nun mit seinen Reichthümern einen großen Theil des deutschen Landes. Kein Plätzchen gefiel ihm Anfangs und schien ihm zum Bau einer Burg geeignet zu sein; erst als er an die Stätte kam, darauf die Ruine Henneberg lag, gefiel ihm die Gegend und vergnügt lächelte er über den Berg, den er gefunden hatte und mit einer stattlichen Burg bebauen wollte.

Als er so da stand und dem künftigen Bau nachdachte, flogen zwei Hennen aus einem Busche vor ihm auf und sogleich nannte er den Berg „Hennenberg“, davon auch die Burg ihren Namen erhalten hat.

Während der Graf Poppo seine Burg erbaute und rings herum vieles Land dazu kaufte, wurde daheim die verlassene wälsche Gräfin von Schmerz und Liebe gar sehr gequält. Zuletzt macht sie sich mit ihren Schätzen und Reichthümern auf nach Deutschland und will den Geliebten suchen. Lange zieht sie vergeblich in den deutschen Landen umher; endlich kommt sie dem Geliebten auf die Spur, schon zieht sie mit ihren Mantliern am Ufer der Schleuse hin, just da, wo dieselbe mit der Werra zusammenfließt, als ringsum trauriger Klang von Sterbegeläut ihr dumpf zu Ohren dringt. Traurige Ahnungen steigen in ihrem Herzen auf und sie kann sich der Thränen nimmer enthalten und als sie einen vorüberziehenden Wanderer um den Grund des Trauergeläutes fragt und die Antwort erhält: „Graf Poppo von Henneberg ist todt!“ da ist ihr ihres Schmerzes nicht mehr mächtig, zerrauft sich die Haare, reißt in wilder Verzweiflung einen ihrer langen Zöpfe aus und wirft ihn in die Schleuse.

Als sie wieder ruhiger geworden war, beschließt sie im Lande des Geliebten zu sterben und ihre Reichthümer zum Wohle seiner hinterlassenen Landesfinder zu verwenden. Von ihren wohlthätigen Spenden zeugen noch die Mauern und Thürme der Stadt Themar und die Brücken über die Werra bei Themar und bei Einhausen über die Werra und Hasel.

Um diese Gräfin nach ihrem Tode zu ehren, schmückte Wittwald Poppo's zweiter Sohn und Nachfolger, sein Wappen mit einem neuen

Helmzeichen, einer gekrönten Jungfrau mit einem starken und langen Haarzopf. „Jungfer mit einem Zopfe“ heißt noch jetzt unter den Bewohnern jener Gegend der Helmschmuck des Wappens, welches sich am Gebäude des ehemaligen, von Wettwald gestifteten Prämonstratenser Mönchs- und Nonnenklosters zu Betsra an der Schleuse und an den genannten Thürmen und Brücken befindet.

91.

So viel Kinder als Tage im Jahre.

Necherer Thür. Chronik. Mühlhausen 1601. S. 291 f.
 Spangenberg Henneberg. Chron. I. 213 f.

Der Graf Hermann von Henneberg, welchem der Abt Ludwig von Reinhardtsbrunn in dem Kriege zwischen dem Markgrafen zu Weissen und der Herzogin von Brabant das neuerbaute Schloß Schauenburg zu getreuer Hand gegeben hatte, damit es nicht in andere und fremde Hände kommen und seinem Kloster zu Schaden eingenommen und besetzt werden möchte, dieser Graf hatte eine Gemahlin, Frau Margaretha von Holland, welche eines wunderbaren Todes am Charfreitage in Holland gestorben ist. Und das, sagt man, ging so zu.

Es begab sich, daß diese Gräfin im Jahre 1276 eine Reise nach Holland machte, um ihre Verwandten zu besuchen. Dort begegnete ihr eines Tages in Grävenhaag ein armes Weib, welches Zwillinge auf ihren Armen trug und noch einige andere Kinder bei sich hatte. Sie bat die Gräfin um ein Almosen, aber diese sah stolz und hochmüthig auf die Frau herab und frug: „sind beide Kinder, die ihr auf den Armen tragt, die eurigen?“ „Gewiß,“ antwortete die arme Frau, „beide sind an einem Tage geboren.“

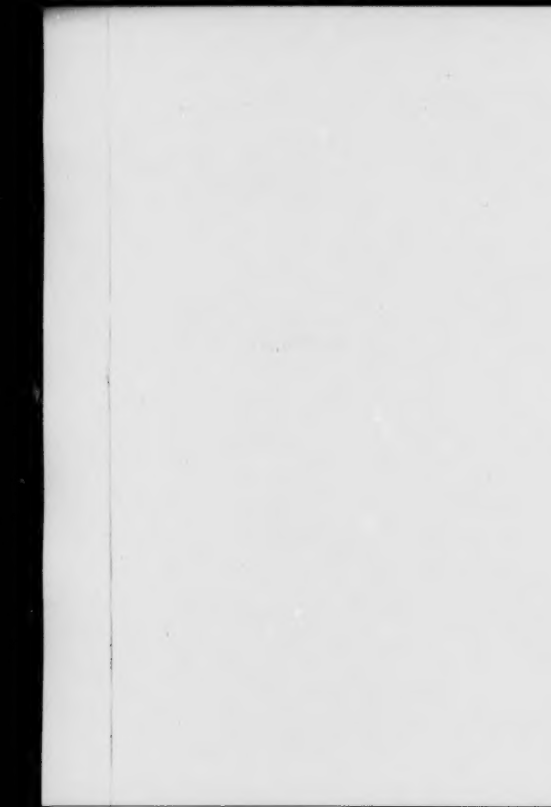
„Nun so gewiß es nicht möglich ist,“ entgegnete voller Zorn und Unwillen die Gräfin, „daß ein Weib so viel Kinder auf einmal haben kann, als Tage im Jahre sind, eben so wenig ist es möglich, daß eine Frau zugleich zwei Kinder von einem Manne haben kann; ihr seid eine Ehebrecherin und eins dieser Kinder muß ein uneheliches sein.“

Die arme Frau, weil sie dieses Verwurfs unschuldig und an Ehren fromm war, nahm sich diesen Schimpf sehr zu Gemüthe und mit einem Blick zum Himmel rief sie Gott an, er wolle seine gerechte Nacht an

dieser Gräfin beweisen und es geschehen lassen, daß sie nach ihren eigenen Worten so viel Kinder auf einmal erhalte, als Tage im Jahre sind, damit sie erkennen möge, daß kein Ding der göttlichen Allmacht unmöglich sei und daß sie andere ehrliche Weiber, die Gott mit zwei Kindern auf einmal segnete, aus solchem bösen Verdachte lassen müsse.

Und diese Verwünschung wurde erhört. Denn am Charfreitage desselben Jahres gebar die Gräfin 365 Kindlein auf einmal, so groß als kleine Krabben sind, und alle wurden noch lebend vom Bischof Otto von Utrecht, dem Bruder der Gräfin, in ein Peden gelegt, mit Weihwasser besprenzt und getauft. Die Knäblein wurden alle Johannes, die Mädchen Elisabeth genannt. Doch alle Kinder starben alsbald nach der Taufe und die Mutter folgte ihnen nach und alle wurden zusammen in dem Bernhartinerkloster Latum eine Stunde Wegs von Haag begraben, wo man noch heutigen Tages die Geschichte auf dem Grabsteine lesen kann.

Orts- und Volksagen.



Die Henningshöhle auf dem Hellerstein.

Mündlich.

Thüringen u. der Harz V. 135.

Wenn man auf dem Hellerstein an der sogenannten Aussicht nach dem östlichen Berggipfel zugeht, gewahrt man verschiedene tiefe Schluchten und breite Felspalten, die von eben her in den Berg hineingehen.

Von einer dieser Höhlen, die sich inmitten der senkrechten Felswand unter der Aussicht befindet, sagt man, sie sei in grauer Vorzeit die Wohnung eines gefürchteten Räubers, Namens Henning, gewesen. Dieser Räuber ließ seinem Pferde die Hufeisen jederzeit verkehrt aufschlagen, um sicher allen Nachstellungen zu entgehen. Einst hatte er ein Mädchen von Heldra geraubt und zu seinem Dienste gezwungen. Am Himmelfahrtsfeste gestattete er ihr ein Stündchen nach Hause zu gehen und ihre Eltern und Geschwister zu besuchen, nachdem sie ihm vorher geschworen hatte, daß sie wieder kommen und keinem Menschen sagen wolle, woher sie komme und wohin sie gehe. Und als sich nun die Eltern über ihre Rückkehr freuten und fragten, wo sie so lange gewesen, und als beim Abschiede die Brüder in sie drangen und forschten, wohin sie gehe, da hat sie weinend geschwiegen und ihren Eid gehalten, aber Erbsen in ihrer Schürze mitgenommen und einzeln auf ihrem Wege verstreut. Diesen Spuren und Zeichen sind die Brüder und andere mannhafte Burschen des Dorfes nachgegangen, haben die Höhle in der Felswand erstiegen, den Räuber erschlagen, die Schwester befreit und schließlich nach Hause geführt.

Die Nonnenprozession bei Kreuzburg.

Chronicon monasterii S. Petri in Paullini synagm. p. 312.

Eines Tages noch früh in der Dämmerung ging ein Priester von Krauthausen nach Kreuzburg. Es war gerade St. Ursulentag. Als er nun aus dem Felde an die Straße kam, welche nach der Stadt führt, begegnete ihm ein Zug weiß gekleideter Nonnen mit brennenden Kerzen und sangen den Hymnus de profundis. Der Priester vermochte vor Furcht und Schreden zunächst weder zu singen noch auch davon zu gehen. Da schaute aus dem Zuge eine ältere Schwester zurück und sprach zu ihm mit freundlicher Stimme: „du bist ein Priester und schweigst? Komm herbei und singe mit uns!“ Der Priester sagte Muth und that, wie ihm geheißen war. Bald naheten sie der Stelle, wo jetzt die St. Liberiuskirche steht, und ein Greis im Priestergewand trat heran, vor dem die ganze Versammlung demüthig die Knie beugte, seinen Segen zu empfangen. Als er solchen ertheilt hatte, ging er selber als Führer mit einem Stabe dem Zuge voran und sie flogen drüben über der Werra unter lautem Singen einen Bergpfad hinan, der Priester aber machte sich in zwischen heimlich davon. Von der Höhe aber rief eine Stimme: „du magst gehen, wirst aber in dein Verderben gehen!“ — Am dritten Tag darauf kam er um, von einem Blitzstrahl getroffen. Andere sagen, er sei vom Pferde gestürzt, als er nach Falken wollte, um dort eine Predigt zu halten.

Die Todten besuchen ihre entwendeten Grabsteine.

Paullini geistfährprobe u. erbaul. Fuß. II. 653.

Man erzählt, daß in Kreuzburg von den überflüssigen Grabsteinen die auf dem Gottesbader gelegen, eine Mauer bei der Werra, wo es die Kluth genannt wird, sei aufgeführt worden. Da sollen des Nachts die Verstorbenen in Prozession, Männer und Weiber, jene in schwarzer, diese in weißer Trauerkleidung, nach dieser Mauer gegangen, selbige beschaut haben und dann paarweise wieder nach dem Gottesbader zurückgekehrt sein. Wenige Tage nachher entstand ein Ungewitter, daß die Mauer vom Grund aus in die Werra führte.

Das Storchengericht bei Kreuzburg.

*Chronicon monasterii S. Petri in Paullini syntagma p. 305.
Nicolai de Siegen chronicon eccl. ed. Wegelin p. 203 sq.
Paullini jettbürgenb. Buch II. 690 f.*

Im Jahre 1355 geschah es, daß eines Sonnabends gegen Abend eine große Menge Störche in die Stadt Kreuzburg kamen und alle Dächer der Häuser, Thürme, Kirchen, ja selbst die Stadtmauer besetzten und einnahmen, daß man auf den Häusern mehr Störche als Dachziegeln sah. Ueber diesen Anblick waren die Leute nicht wenig erstaunt und liefen deshalb verwundert überall zusammen. Am andern Morgen, als man gerade zur Messe läutete, flogen alle Störche nach einer großen Wiese neben der Stadt beim Hegtal gelegen. Einige Leute aus der Stadt gingen aus Neugierde auch hinaus und wollten erfahren, was das zu bedeuten habe. Da sahen sie nun, daß die ganze Schaar der Störche in verschiedene Haufen zusammentraten, als ob sie Verhandlung und Gericht unter einander hielten; auch gehen einzelne Störche hin und wieder, von der einen Partei zu der andern, als wenn sie eine Antwort bringen oder bekommen sollten, wie es eben bei Verhandlungen Hergang ist. Als die Störche nachher wieder davon geflogen waren und den Platz geräumt hatten, fand man drei Töbte daselbst zurückgelassen, welche wohl die eheliche Treue verletzt und des Ehebruchs sich schuldig gemacht hatten. Denn nach der gemeinen Sage wird unter den Störchen die Verletzung ehelicher Treue hart bestraft. Sie halten über einen solchen Gericht und tödten ihn, wenn er schuldig befunden wird.

Wie Kreuzburger Bürger einmal nach Coburg zum Bier gegangen sind.

Paullini jettbürgenb. Buch II. 691.

Anno 1399 gingen Curt und Hans Penning samt andern Kreuzburger Bürgern in Padesitteln und kurzen Mänteln gegen Pfingsten zum Vade. Und wie sie sich ziemlich gesäubert und wieder heim wollten, sprach Curt: „wollen wir nun zum Bier gehen?“ „Ja,“ sagen die Andern, „wenn was Gutes feil wäre.“ „Ich aber,“ versetzte Curt, „weiß

gut Bier; wollt ihr mir folgen?" „Ja, gehe wohin du willst.“ Da schlendern sie zum Thor hinaus und wandern nach Coburg 14 ganze Meilen, bleiben etliche Tage da und trinken sich dick und voll. Der Rath hört, daß solche seltsame Biergäste angekommen wären, schickt hin und läßt fragen von wannen? Antwort: sie wären Kreuzburger Bürger. Wie sie sich nun fast satt gezecht haben, fertigen sie einen Beten nach Kreuzburg ab Geld bei ihren Weibern zu holen, damit sie die Zeche christlich bezahlen könnten. Der Rath aber hielt sie jechfrei. Da lehrten sie wieder in ihrem Badehabit nach Hause.

97.

Der Brautstrudel bei Ebnau.

Heussinger Sagen aus dem Verrathale. Eisenach 1811. S. 148.
Wänsch.

Ein Brautpaar lehrte einst von der Trauung in Kreuzburg mit seinem Gefolge nach Buchenau zurück. Als sie zur Stelle kamen, wo am Fuße des Eschenberner Berges die Werra sich im raschen Wirbel über einer bodenlosen Tiefe freisetzt und dreht, frug die junge Frau im Scherz ihren Mann: „würdest du mir wohl nachspringen, wenn ich dort hineinstürzte?“ und deutete dabei auf den unheimlichen Strudel, trat auch dem Ufer so nahe, daß die spielenden Wellen ihre Füße berührten. „Gewiß würde ich das thun,“ entgegnete ihr der Mann; doch wezu diese Frage? Komm, laß uns weiter gehen!“ Aber sie blieb stehen und um so länger, je mehr sie sah, daß ihr Mann sich ängstigte und immer dringender bat, daß sie von der bösen, verrufenen Stelle zurücktreten möchte.

Da wogt und wälzt mit einem Male der Strom hoch auf und aus dem Wirbel taucht die Rixe und zeigt drohend ihr bleiches Gesicht. Da will sich die Frau an ihrem Manne festhalten, aber plötzlich hört man einen lauten Schrei, die Rixe hatte sie schon ergriffen und taucht mit ihr unter in die schäumenden Wogen. Wohl sprang der treue Mann ihr sogleich zur Rettung nach, aber der brausende Strudel zog auch ihn in den Abgrund nieder.

Seitdem heißt jener Wirbel der Brautstrudel und wird männiglich gemieden, weil die Geister der Abgeschiedenen dort umgehen sollen.

Wichtelmänner im Spatenberge bei Kreuzburg.

Paulini geistliche und erbau. Rath II, 667.

Es ist eine alte Sage von den Wichtel- oder Feinzemännerchen, die sich ehemals im Spatenberge häufig, doch unsichtbar sollen aufgehalten haben. Da werden kleine runde Steinchen gefunden, so man Wichtelsteinchen nennt, mit welchen die Völklein soll gespielt haben. Sie wohnten auch bei den Leuten in Häusern, brachten dem Einen Glück, dem Andern Unglück; einem nahmen, dem andern gaben sie; pflegten sonderslich die Kindbeterinnen, stahlen oder vertauschten ihnen die Kinder; ritten und seippten die Pferde in den Ställen, daß sie schäumten, und flecten ihnen lange Häpfe.

Die Nonne und der Wichtelmann.

Chronicon monasterii St. Petri in Paulini Synagoga. rer. Germ. p. 203 sq.

Eine Nonne aus dem St. Peterskloster in Kreuzburg geht eines Tages mit einer andern am Spatenberge vorüber. Weil sie nun hinter sich ein leises Geräusch vernimmt, schaut sie beim Gehen zurück und erblickt ein kleines altes Männchen mit einem langen Barte, doch freundlichem Muth, schneeweiß im Gesicht und auf dem Haupte; in seiner Rechten führt es ein weißes Stäbchen, auch ist es wohl gekleidet nach Art der Bauern. Das Männlein kommt näher herbei, nimmt gar freundlich sein Hütchen ab und grüßt die Jungfrau. Diese dankt ihm; darauf fragt das Männlein, wohin sie wolle, und als sie es gesagt hat, spricht es weiter: „nimm dich wohl in Acht, daß du nicht auf Irrwege kommst, dort sind — dabei zeigt es mit dem Finger nach einem Hügel — verkehrte Kreuzwege, die den, der ihrer nicht achtet oder des Wegs unkundig ist, leicht abseits und in die Irre führen können. Doch sei nur guten Muths, ich will dich bis dahin geleiten und dir dann deutlich den Weg zeigen, den du sicher gehen kannst.“ Auf diesem Wege hörte Sibylla — so hieß die Nonne — vielerlei über die Wichtelmännchen in jener Gegend, insbesondere daß sie Niemanden etwas zu Leide thun; deshalb pflog sie auch mit dem Männlein längeres Gespräch und Unterhaltung. „Daß du

nicht Lust," fragt sie unter anderm, „die Jungfrauen im Kloster zu besuchen? Wir werden dir Eier, Milch, Butter, Kuchen und anderes der Art vorsetzen." „Ich werde kommen," sprach der Kleine, „nur möget ihr mich nicht zum Vessen haben oder mir sonst Murren und Schreden anthun, denn selches hat noch keiner von uns je ungestraft geschehen lassen." Während dieses Gesprächs kommen sie an den Hägel, da zeigt das Männchen den rechten Weg, grüßt wieder freundlich zum Abschiede, wünscht alles Gute und kehrt zurück in den Spatenberg.

Dieses hat Sibylla nachher dem ganzen Convent erzählt.

100.

Der Wichtelmann in der Kinderstube.

Wichtelch.

Ein Metzger war einmal auf den Viehhandel gegangen, während daheim seine Frau im Kindbett lag. Als er Abends auf seinem Heimwege am Spatenberge vorübergeht, den gemachten Handel bei sich überschlagend, rußt laut hinter ihm drein: „wenn du nach Hause kommst, sag Kieselheut seine Frau sei krank und werde bald sterben." Der Metzger schaut zurück, sieht aber Niemand, der ihm diese Worte hätte zurufen können. Gedankenvoll über diesen sonderbaren Zufall und Auftrag geht er weiter, kann aber gar nicht ins Klare kommen, was er von der Sache halten soll. Daheim erzählt er seiner Frau, die im Bette liegt, den Vorfall. „Weiß gar nicht, was das sein soll," hub er an, „als ich heut Abend am Spatenberge hin gehe, rußt mir ganz laut und vernehmlich zu: „wenn du nach Hause kommst, sag Kieselheut seine Frau sei krank und werde bald sterben." Habe doch Niemand beim Umschauen gesehen, von dem solcher Ruf nur kommen konnte, auch noch nie von Kieselheut was gehört." Kaum hatte der Mann diese Worte gesprochen, so kroch unter dem Bette der Frau ein kleines, winziges Männlein hervor mit einem alten, grauen Gesicht und langem Bart, stellte sich auf die Beine, sah erschrecken den Metzger an und sprach: „wie, meine Frau ist krank? Ei, da muß ich ja gleich nach Hause." Sofort war das Männlein zur Thür hinaus. Es war ein Wichtel, der sich bei der Kinderbetterin eingeschlichen hatte.

Der Wichteln Abzug.

Heussinger Sagen aus dem Herrathale S. 177.

Mündlich.

Die Wichtel im Spatenberge hatten beschloßen ihre Wohnung zu verlassen und sich in einer andern Gegend bei andern Leuten unterzubringen. Deshalb, wissen die Leute nicht mehr recht zu sagen.

Eines Morgens noch in aller Frühe klopfen zwei kleine Männlein bei dem Fährmann Ved in Spichra ans Fenster und begehrten Ueberfahrt an das andere Ufer. Der Fährmann war dazu bereit und ging mit den Kleinen ans Ufer. Als sie nun in dem Rahne waren, wollte Ved sogleich abfahren, aber die Männlein baten noch ein wenig zu warten. Der Ferge that nach ihrem Wunsche, aber das Fährzeug senkte sich wunderbar mit jedem Augenblick immer tiefer in den Fluß, so daß es zuletzt nur noch wenig über dem Wasser emporragte. Endlich hießen ihn die Kleinen abfahren, aber nur langsam und mit großer Anstrengung, als hätte er die schwerste Ladung eingenommen, erreichte er das andere Ufer. Da geschah es, daß sich der Rahm nach und nach eben so wieder aus dem Wasser erhob, als er sich vorher gesenkt hatte. Wie nun der Fährmann über das seltsame Ereigniß verwundert den Kopf schüttelte, sprach einer der Kleinen zu ihm, während der andere nach dem Fährgeld suchte: „wirst du wissen, wen du gefahren hast, so sieh mir über die rechte Schulter.“ Der Fährmann that, wie ihm geheißen war, und da sah er zu seiner größern Verwunderung eine unabsehbare Reihe noch viel kleinerer Männlein dicht gedrängt im Raßfelder Feld dahin ziehen, während die letzten noch immer aus dem Rahne stiegen. „Du weißt jetzt, wen du übergefahren hast,“ hub wieder das Männlein an, „nun sage, welchen Lohn begehrst du für die Ueberfahrt, Geld oder einen Scheffel der besten Würze?“ Der Fährmann wählte die Würze. Sogleich waren auch die beiden Männlein verschwunden, und ein Scheffel des reinsten Salzes lag in dem Rahne, den Ved mit nach Hause nahm. Oft hat er später den Seinigen das Ereigniß erzählt und noch heute wissen die Leute in Spichra davon zu sagen.

Der lahme Fleischbote von der Brandenburg und der Kimpertlein in Gersungen.

Penzinger Sagen aus dem Herrathale. Eisenach 1811. S. 11.

Der Graf von der Brandenburg hatte das Recht, daß er den Fleischern zu Gersungen die Tage setzte und zugleich an jedem Fleischtage einige der besten Stüde für seine Küche bekam. Der Bote, welcher deshalb jedesmal von der Brandenburg geschickt wurde, hieß Kimpert, war ein lahmer Krüppel, der auf einem Esel ritt, an dessen beiden Seiten zwei Körbe für das Fleisch hingen. Er traf aber immer zu spät ein, und doch durfte nach altem Rechte die Fleischbank nichts eher abgeben und verkaufen, bis er versorgt war. Dieses Unwesen war der Bürgerschaft, besonders aber der Fleischerzunft gar verdräglich, ja endlich unerträglich geworden. Oft schon hatte man den Boten erinnert, nicht so lange auf sich warten zu lassen, aber derselbe, eben so frech und trotzig wie ungestaltet und krüppelhaft, lehnte sich an sein gutes Wort und pochte auf das Recht und die Macht seines Herrn.

Der Woldemeyer der Fleischer war ein zorniger und stolzer Mann. Dieser sprach zu seinen Mitmeistern: „wir wollen den Unfug nicht länger dulden, sondern thun, was nicht sobald vergessen werden soll.“ Als nun der lahme Bote wieder daher gezogen kam und man ihn nach Gewohnheit vom Esel gehoben hatte und er das Fleisch für seinen Herrn erwartete, gab ihm der Woldemeyer den ersten Schlag, dann traten auch die übrigen Meister herzu und schlugen ihn vollends todt, hachten den Leichnam in Stüde und legten sie dem Esel in die Körbe. Darauf drehte man diesen um, gab ihm einen Streich und ließ ihn gehen.

Als nun der Graf statt des Fleisches den Boten selbst zu Schlachttüden zerhauen in den Körben fand, schwur er der Stadt Gersungen bittere Rache und kündete ihr Fehde an. Da schickte der Rath einen Mittelsmann, der mit klugen und sanften Worten den erzürnten Grafen befänstigen sollte. Dieser stellte vor, die Fleischerzunft sei schon lange durch die absichtliche Verspätung und das trotziges Benehmen des Boten erbittert worden und man müßte ja die ganze Zunft austrotten, wenn

Mut um Mut gelten sollte. Er möchte daher von der Fehde absteigen und gnädig bedenken, daß so viele Häuser verwaist würden und die halbe Stadt Trauerfleider anlegen müßte. Man sei gern bereit eine ansehnliche Buße zu geben.

Da sprach der Graf bei sich selbst: „nun gut, ich will eine Fühne fordern, wie sie solche nimmer erbringen können,“ dem Gesandten aber sagte er: „Nehet das Mut eurer Fleischbader in so hohem Preise, so schaffet mir einen Scheffel Silberlinge von eines Pfennigs Werth, drei himmelblaue Windhunde und drei Eisenstücke ohne Knoten, so hoch als ich selbst. Schaffet ihr mir binnen heute und fünf Jahren diese drei Stücke, so ist die Sache vertragen und sogleich gebe ich alle meine Rechte an eure Fleischbank auf, denn was aus den Händen der Muthunde kommt, das eßet mich an. Fehlt es aber zu jener Zeit auch nur an einem von den dreien, so überliefert mir die Stadt die ganze Rette, Mann für Mann, und ich werde mit ihnen thun nach meinem Gefallen.“

Mit diesem Bescheide lehnte der Abgeordnete zurück. Alle, die ihn hörten, entsetzten sich; denn wo war eine solche Menge kleiner Silberlinge zu finden? Wo gab es himmelblaue Windhunde und manneshohe Eisenstücke ohne Knoten? Doch zuletzt fasten einige Bürger Muth und meinten Zeit gewonnen, viel gewonnen, und man könnte die Sache wenigstens versuchen.

Von Stund an ward ein Bote ausgesandt, der in allen Landen bei Juden und Krämern die Silberlinge sammelte. Dann wählte man ein Schoß kräftiger Eisenprüflinge, welche eben den ersten Trieb aus der Erde gemacht hatten. Diese wurden behutsam ausgehoben und in einem Garten in ein besonders dazu bereitetes Erdreich gepflanzt; dann umgab man sie mit hohen, genau anschließenden Glasröhren, daß Seitensprossen ganz unmöglich wurden und das junge kraftvolle Reis kergengerade empor wachsen mußte. Auch hatte man ein Gemach eingerichtet, dessen Wände, Decke und Fußboden himmelblau waren; selbst die Fenster waren mit himmelblauen Zeugen verhängt. In dieses Gemach brachte man drei schneeweisse junge Windhunde, und damit sie nichts sähen als Himmelblau, so war auch der Wärter in diese Farbe gekleidet und Wasser und Futter waren ebenfalls himmelblau. Die ersten Jungen, welche die beiden Hündinnen warfen, hatten wirklich einzelne blaue Sprenkleichen; unter den Jungen, die in den folgenden Jahren wieder von diesen fielen,

gab es schon blau gefleckte, bei der dritten Jucht war himmelblau die Hauptfarbe und unter dem vierten Geschlecht waren gegen das Ende des fünften Jahres wirklich drei Hunde ausgewachsen, welche über und über himmelblau waren.

Mit den Eichstäben ging es auf ähnliche Weise. Mehrere Stämmchen waren zwar abgestorben, einige hatten doch Seitenaugen getrieben, drei Schößlinge standen aber in Mannshöhe senkengerade und ohne Kneuten da, daß es eine Lust war sie anzuschauen.

Auch der Vete hatte die aufgestöberten Silberlinge eingeliefert und als seine Ausbeute gemessen und das Streichbrett darüber gezogen wurde, da wäre fast ein Silberling heruntergefallen. So wurde nun der Frevel dem erzürnten Grafen abgehülft. Um den Himmel zu versöhnen, ward der Fleischscharren in ein Pflegehaus für arme Krüppel verwandelt, von dem noch jetzt einige Grundstücke die Siechengärten heißen, und auf dem Platz, wo die blutige That begangen war, wurde ein breiter Stein ins Pflaster eingelegt, der noch heutigen Tages der Kimpertstein heißt.

103.

Das weiße Fräulein auf der Brandenburg.

Hensinger Sagen S. 107 ff.

Münchh.

Auf der Brandenburg bei Pausreden zeigt sich schon seit vielen, vielen Jahren im Mondschein, zuweilen auch am hellen Tage ein Fräulein in einem langen weißen Gewande im innern Burghofe, oft auch mit zurückgeschlagenem Schleier im westlichen Bogensfenster der zerfallenen Kapelle. Man hat sie nie müßig gesehen; bald ist sie mit der Spindel beschäftigt, bald trocknet sie Flachsknotten auf einem weißen, saubern Tuche. Schwermüthig lächelnd bietet sie jedem, der sich ihr naht, eine Handvoll von ihren Knotten und diejenigen, welche das unscheinbare Geschenk angenommen, haben nie Ursache gehabt es zu bereuen, denn sie fanden daheim statt der Samenkörner eitel Geld in ihren Taschen. Auch soll es sich schon oftgetragen haben, daß ein treues, tugendhaftes Liebespaar, dem es an einer Aussteuer fehlte und das sich mit der Bitte um eine Gabe ihr näherte, reich beschenkt von ihr entlassen wurde.

104.

Wichtel können die Pferde nicht leiden.

Mündlich.

Im Schlosse zu Gerstungen ist ein schöner Pferdestall. Darunter sollen auch Wichtelmänner wohnen. Kein Pferd ist in diesem Stalle zu halten, wenn es auch mit doppelten Ketten angebunden wird. Die eingestellten Pferde reissen alles entzwei, schäumen, wüthen und toben so lange, bis sie wieder hinausgebracht werden.

Die Wichtelmännchen waren überhaupt von jeher Schelme. Sie flegelten Nachts den Bauern zum großen Aerger und Verdruß die Haare am Halse der Pferde zu unaufs lösslichen Zöpfen, so daß dieselben abgeschnitten werden mußten. Darum sagt noch heute die Mutter von dem verwirrten Haare ihres Kindes: „das hat ein Wichtel verwirrt.“

105.

Die Kirche in Herda.

Mündlich.

Man sagt, daß die Wichtel die Kirche in Herda erbaut hätten. Die Herdaer wollten nämlich ihre Kirche in der Mitte des Dorfes erbauen, aber die am Tage von ihnen dazu angefahrenen Steine wurden von den Wichteln an das Nordende des Dorfes geschleppt und an einem schönen Morgen stand die Kirche fertig da.

106.

Das Kindigsfräulein.

Mündlich.

Heusinger Sagen aus dem Werretthale. S. 22.

Schon seit Jahrhunderten wandert alle sieben Jahre im grauen Nässergewand, mit aufgelöstem Haar, ein mächtiges Schlüsselbund am Gürtel, das Kindigsfräulein in der Gerstunger Flur, zum Schrecken aller dorer, welche sie sehen oder das Klackeln ihres Schlüsselbundes hören.

Doch nur einmal alle sieben Jahre macht sie diese Wanderung, daß eine Mal in der Richtung zwischen der Brandenburg und Gerstungen, in der Nähe der ehemaligen Lindigsburg, das nächste Mal aber zwischen Gerstungen und dem Wege nach dem ehemaligen Kloster im Kolbacher Thale. Sie muß so lange wandern, bis sich Jemand findet, der sie auf seinem Rücken entweder zu den Kellergewölben vom Lindigschlosse oder nach dem Klosterplage trägt. Sie wird aber wohl noch lange wandern müssen, wenn sich nicht einmal unter denen, die ihr begegnen und sie auf ihrem Rücken tragen müssen, einer findet, der durch glücklichen Zufall geleitet den rechten Weg einschlägt. Denn sie selbst darf keine Anweisung geben, welchen Weg der Träger gehen soll. Nun aber haben bisher alle in ihrem Schrecken und in der Eile statt vorwärts den Weg rückwärts nach Gerstungen genommen, um der schweren Bürde bald wieder ledig zu werden, was nur in der Nähe bewohnter Orte möglich ist. Erst dann, wenn sie an den rechten Ort getragen worden ist, darf das Lindigsfraulein reden und Rath erteilen, wie mit ihrem Schlüsselbunde die Thüren und Behälter zu öffnen sind, in denen unermeßliche Schätze und Kostbarkeiten aufgehäuft sind.

107.

Der Wichtel wird aus dem Hause verbannt.

Wermuth.

In einem Bauerhause wohnte ein Wichtel, der den Leuten bei der Arbeit getreulich half und viele nützliche Dienste leistete. Der Kleine hatte nur die üble Gewohnheit, daß er bei den Kindern, wenn sie ihr Brod verzehrten, hungrig und verlangend stehen blieb und nicht von der Stelle wich; wenn aber ein Kind nur einen Augenblick sein Brod aus der Hand legte, so war er sogleich hinterdrein und hatte es im Nu verzehrt. Das verdroß Kinder und Eltern in gleicher Weise und man dachte ernstlich daran, wie man den schlimmen Gast aus dem Hause schaffen könnte. Da kommt einmal ein fremder Mann zu den Leuten, dem erzählen sie die Sache mit dem Wichtelmann und seine Naschhaftigkeit. „Da ist Rath zu schaffen,“ spricht der fremde Mann, „nehmt, wenn der Wichtel wieder bei den Kindern steht und ihnen das Butterbrod neidet, zwei Ruffschalen, die eine mit Wasser gefüllt, gießt das

Wasser aus der einen Schale in die andere, dann wieder aus dieser in die erste und thut das eine Zeit lang weiter. Der Wichtel wird dieser Arbeit nicht gar lange zusehen und bald auf und davon sein.“ Die Leute merkten sich das und bei der ersten Gelegenheit thaten sie, wie der Mann ihnen gesagt hatte. Der Wichtelmann sah eine kurze Weile erstaunt und verwundert zu, dann rief er aus: „bin doch so alt als der Sültingewald und hab' mein' Lebtag noch nicht solche Brauerei gesehn!“ lief alsbald auch zur Thür hinaus und ward nie wieder in dem Hause gesehen.

108.

Der Hautsee bei Dönges.

Grimm deutsche Sagen I. 17.

Mündlich.

Bei dem Dorfe Dönges zwischen Markkuhl und Bach liegt an der Landstraße ein kleiner See mit einer schwimmenden Insel, die gleich einer Haut auf dem Wasser liegt und sich bald nach dieser, bald nach einer andern Seite hin bewegt. Darum hat er den Namen Hautsee erhalten; auch soll er an einem gewissen Tage im Jahre ganz blutroth werden. Davon geht noch heute unter den Leuten der Umgegend folgende Sage.

In Dönges war einmal Kirmes und dazu kamen auch zwei ganz unbekannte, aber sehr schöne Jungfrauen, die mit den Dorfburschen tanzten. Des Nachts zwölf Uhr waren sie plötzlich verschwunden, obwohl der Tanz noch nicht zu Ende war. Am andern Tage waren sie wieder da und tanzten mit, die Burschen aber, welche nicht wollten, daß die Jungfrauen diesmal so bald wieder weggehen sollten, versteckten einer von ihnen während des Tanzes die Handschuhe. Als nun die Mitternacht herankam, wollten sie fort und die eine lief überall ängstlich umher und suchte ihre Handschuhe. Während des Suchens schlug es zwölf Uhr, da liefen beide Jungfrauen in großer Angst und Eile davon gerade nach dem See hin und stürzten sich hinein. Am folgenden Tage war der See blutroth und so geschieht es noch jedesmal an demselben Tage des Jahres. Die zurückgebliebenen Handschuhe waren mit Perlen und allerlei kostbaren Steinen besetzt.

Man erzählt auch, „daß in einer Nacht zwei Reiter vor das Haus einer Kinderfrau kamen, sie weckten und mitgehen hießen. Als sie sich

weigerte, brauchten sie Gewalt, banden sie aufs Pferd und jagten mit ihr fort zum Dönges-See, wo sie ihrer Königin in Kindesnöthen Beistand leisten sollte. Sie sah viel wundersame Dinge, große Schätze und Reichthümer, mußte aber schwören, keinem Menschen etwas davon zu sagen. Nachdem sie einen ganzen Tag unten geblieben war, ward sie reichlich beschenkt in der Nacht wieder heraufgebracht. Nach vielen Jahren erkrankte sie und konnte nicht sterben, bis sie dem Harnier alles entdeckt hatte.“

109.

Der Wagen der Frau Holle.

Prätorius Weihnachtsfragen prop. 56.
Mündlich.

Der Frau Holle begegnete bei ihrem Umzuge zur Weihnachtszeit ein Bauer mit einer Art. Diesen hat sie angeredet, daß er ihr den Wagen repariren oder verschlagen sollte. Der Bauer that, wie ihm geheissen war, und als er die Arbeit gethan und den Wagen wieder in Stand gesetzt hatte, befahl ihm Frau Holle die Späne aufzuraffen und als Trinkgeld mitzunehmen. Da ihm das aber vergeblich und unnütz vorkam, ließ er sie meistens liegen und nahm nur ein Stück oder drei für die Langleiße mit. Als er nach Hause kam, waren dieselben in seiner Tasche zu Ducaten geworden. Nun bedauerte er den Verlust oder die Verschwendung der übrigen Späne, aber zu spät. Denn als er umkehrte, die übrigen zu suchen und zu holen, war nichts mehr zu sehen und alles verschwunden.

Diese Geschichte hat sich in Thüringen an vielen Orten zugetragen und die Leute wissen überall davon zu erzählen. So auch in der Umgegend von Tiefenort und dem Krainberge. Dort stand auf dem sogenannten Niedchen bei dem sieben Linden in alter Zeit ein Wald. Durch diesen fuhr noch spät in der Nacht ein Wagen, in welchem eine fremde, unbekannte Dame saß. Der Weg durch diesen Wald war aber sehr sumpfig und morastig, namentlich zur bösen Winterzeit, und so geschah es, daß der Wagen im tiefen Rette stecken blieb und ein Rad davon zerbrach. Zum Glück kamen gerade einige Holzhauer des Weges daher, die von ihrer Arbeit in dem Walde eben nach Hause gingen. Die unbekannte Dame bittet die Leute ihr zu helfen und beizustehen und sogleich hauen diese einige Stangen ab und machen eine sogenannte Schleife an

die Stelle des zerbrochenen Rades, so daß der Wagen aus dem Sumpfe herauskommen und weiter fahren konnte.

Die Dame bedankt sich bei den Leuten und heißt ihnen die umher liegenden Späne als Lohn für die gehabte Mühe und Arbeit einstecken. Lachend und unwillig lehren ihr die Arbeiter den Rücken und gehen ihres Weges. Nur einer von ihnen hat fast gedankenlos einige wenige Späne aufgerafft und in seine Tasche gesteckt. Als er dieselben zu Hause aus der Tasche hervorholen und unter den Esen werfen will, findet er dieselben in purem Gold verwandelt.

110.

Die feurige Kuh im Moseberg bei Eisenach.

Chronicon monasterii S. Petri in Paulini synagoga. p. 314.

Im Jahre 1454 ging ein Mann, Balthasar Wexselop, in einer Nacht von Eisenach durch den Moseberg. Da begegnet ihm eine feurige Kuh, die sich alsbald auf sein Gebet in eine Birke verwandelt, an der er ungefährdet vorüber geht. Nachher schaute er noch einmal um, siehe da lief ein Weib mit einer Esengabel ins freie Feld.

111.

Von einem Steinbilde an der Georgenkirche zu Eisenach.

Einberg das lebende und stehende Eisenach. 1712. S. 156.

Am westlichen Eingange der St. Georgenkirche in Eisenach befindet sich dem Hiltenschen Denkmal gegenüber ein Steinbild, welches einen Mann in betender Stellung mit einer Wage zeigt. Der Sage nach soll dieses Steinbild einen Väter vorstellen, der zur Zeit einer großen Theuerung mit dem Brede Bucher trieb, dasselbe immer so klein wie möglich buch und darum auch oft zur Verantwortung und Strafe gezogen wurde. Erst auf dem Sterbebette bereute er sein Vergehen und bat, daß man ihn an die Kirchenthüre begraben möge, damit die frommen Kirchgänger sein Grab mit Füßen treten müßten. Dieser Wunsch wurde erfüllt und er liegt am westlichen Eingange der Kirche begraben.

112.

Mönch und Nonne.

Mitt. Weissage.

Auf der Abendseite des Mittelsteins gegenüber der Wartburg ragen aus dunkeln Tannen zwei hohe Felsen empor, welche „der Mönch und die Nonne“ genannt werden. Davon hat man schon in alten Zeiten die Sage gehabt, daß ein Mönch und eine Nonne, welche heimliche Liebe zu einander gefühlt, aus ihren Klöstern entwichen, hier zusammengekommen und sich geliebt haben. Zur Strafe dafür, daß sie das Gelübde der Keuschheit gebrochen, und zur Warnung für Andere sind sie an derselben Stelle, wo sie ihre Sünde begangen, in Stein verwandelt worden.

113.

Von der verfluchten Jungfer bei Eisenach.

Vimberg das lebende und schwebende Eisenach. Wahrung S. 27.
 Pottsfagen. Gll. 1705. II. 175.

Wenn man in Eisenach zum Frauenthere hinaufgeht in das schöne Marienthal, gewahrt man etwa eine Viertelstunde Wegs von der Stadt rechts an einem jähen Felsenabhange eine Höhle mit einem schmalen Eingange. Diese Höhle ist rund, nicht eben groß und in die Höhe geht eine Kluft, durch die man hinauf sehen kann, wie durch einen Schornstein. Sie wird das verfluchte Jungferntoch genannt und die Leute erzählen davon allerlei Sagen.

Einst lebte in Eisenach eine schöne Jungfrau mit goldgelben Haaren, die war sehr eitel und putzte sich alle Tage herrlich, besonders aber verwendete sie viel Zeit darauf, ihre Haare zu strählen und in schöne Zöpfe zu flechten. Bei dieser Pugsucht vergaß sie alle Übungen der Frömmigkeit, Gebet und Gottesdienst, und weil alle Bitten, Ermahnungen und Scheltworte ihrer Mutter nichts dagegen fruchteten und sie fort und fort in Eitelkeit, Stolz und Hoffart verharrte, verwünschte sie die Mutter in ihrem frommen Eifer in jene Höhle. Dahin ist sie nun gebannt, aber alle sieben Jahre erscheint sie einmal in der Mittagsstunde. Sie sitzt dann vor der Höhle in prächtiger seidener Kleidung und strahlt

weinend mit einem goldenen Kämme ihre schönen Haare und wartet auf ihre Erlösung.

In frühern Jahren haben viele Leute in Eisenach diese verfluchte Jungfer in ihrem Schmuck und mit langen herabhängenden Haaren vor der Höhle gesehen und neben ihr auch ein rothes Hündlein, das hin und her lauft.

Auf dem Plage vor der Höhle, worauf die Jungfer sitzt, wächst kein Gras und kein Strauch, in der Höhle aber rauscht und braust es oft wie ferne Wasserbäche.

Ein Fuhrmann zog einmal die Straße vorüber und hörte Jemand niesen. „Gott helf!“ sprach der Fuhrmann, und als er abermals und dann noch neunmal niesen hörte, sprach er jedesmal treuhertzig „Gott helf!“ Als es aber zum zwölften Male niesete, wurde er schier unwillig, that einen Fluch und rief: „nun wenn dir Gott nicht helfen will, so helfe dir ein Anderer.“ Da senkte die Jungfrau tief auf und verschwand in ihre Höhle.

Hätte der Fuhrmann noch einmal Gott helf! gesagt, so wäre die Jungfrau erlöst gewesen.

In der Nähe derselben Höhle weidete auch ein Schäfer seine Heerde. Seine Frau bringt ihm zur Mittagszeit das Essen hinaus, da tritt ihr die verfluchte Jungfrau entgegen, reicht ihr eine goldene Bürste hin mit der Bitte, ihr damit das Haar zu strählen und verspricht zugleich eine reiche Belohnung. Die Hirtenfrau erfüllt die Bitte und nachdem sie der Jungfer die Haare gestrählt hat, wird sie von derselben in die Höhle geführt, dabei auch ermahnt, ja keinen Laut von sich zu geben und in der Höhle reichlich mit Gold beschenkt. Beim Hinausgehen erblickt sie am Ausgange einen großen schwarzen Hund, darüber geräth sie in einen großen Schrecken, schreit laut auf und läßt ihren Schatz zu Boden fallen, der auch sogleich verschwunden ist.

Eine arme Frau von Eisenach geht nicht weit von dem verfluchten Jungfernsloche in den Wald Holz zu lesen und nimmt ihr kleines Kind mit sich, das lustig im Walde unter den grünen Bäumen spielt. Bald sieht es ein kleines Böglein allgemach vor sich her hüpfen, dem lauft das Kind nach und will es fangen. Dieses Spiel treibt es so lange an, bis es die Mutter ganz verloren hat und von dem Böglein weit weg in einen Busch gelockt worden war. Alles Rufen und Suchen der Mutter war vergebens. Erst nach acht Tagen fand ein Hirte das Kind an einer

Feldwand von Gebüsch und Vestreißp umstrickt und gefangen. Der Hirt bringt das Kind der Mutter zurück und als diese fragt: „woher hast du Essen und Trinken bekommen?“ antwortet das Kind: „eine schöne Jungfrau hat mir zu essen und zu trinken gegeben und mich des Nachts warm zugedeckt.“

114.

- Der Silberbrunnen.

Eimberg das lebente und schwebente Eisenach S. 24.

Nicht weit von der Höhle der verfluchten Jungfer ist auch der Silbergraben und darin war sonst eine Quelle, die zu Zeiten Silber ausgeworfen hat. Ein armer Bürger und Weinweber in Eisenach kommt einmal zu dieser Quelle und findet da einen Klumpen Silber. Diesen Hund trägt er zu einem Schloßer vor dem Nicolaitthore, Rauchmaul geheissen, der ihm fünfzig Thaler dafür giebt, auch gut bewirtheet, dabei aber die Bedingung macht, daß er ihm auch den Ort zeige, wo er den Schatz gefunden. Dieses geschah. Darauf ist der Schloßer allein hingegangen und hat auch einen Klumpen Silber gefunden; wie aber der Weinweber wieder hinkommt, um etwas weiteres zu holen, hat er wahrgenommen, daß die verfluchte Jungfer mit ihrem seidenen Wams die Quelle verstopft hat. Darauf hat man angefangen das seidene Wams durch fleißiges Nachgraben zu suchen und die verstopfte Silberquelle wieder zu eröffnen, aber Niemand hat die rechte Spur finden können.

115.

Von allerlei Spuk beim hohen Kreuz zwischen Eisenach und Wilhelmthal.

Nach einem Amtsbericht vom Jahre 1744.

Das Herkhaus, welches an der Fahrstraße zwischen Eisenach und Wilhelmthal mitten im Walde gelegen jest „zur hohen Sonne“ genannt wird, hieß vordem „zum hohen Kreuz.“ Der Schmidt Lorenz Luther aus Edartshausen hat in Eisenach vor dem Amte erzählt, er habe von seinem Vater und Großvater, welche auch alte Leute gewesen, zum öftern gehört,

daß in den alten Zeiten, da hier noch alles kathetisch gewesen, an dem Orte, welcher das hohe Kreuz genannt werde, eine Wallfahrt gewesen und daselbst ein hohes Kreuz gestanden habe. Ein anderer Mann aus Edartshausen wollte von einem Jäger, der auf dem hohen Kreuz gewohnt hatte, gehört haben, daß eine weiße Frau zu Zeiten dort erschienen sei, welche in der obersten Stube, wenn die Leute im Wette gelegen, sich niedergesetzt habe. Ein Bauer aus Etterwinden hat vor dem Ante in Eisenach ausgesagt, er habe von seiner Mutter gehört, daß bei dem hohen Kreuze Hans Walschen von Etterwinden, der nun schon lange todt sei, ein Sarg auf den Rücken sich gehängt habe, den er bis in das Etterwinder Feld habe fortschleppen müssen, wo er endlich von ihm gefallen sei. Als dieser Hans Walsch nach Hause gekommen, wäre er fast wie rasend geworden. Auch sollte neben den Etterwinder Leuten, wenn sie auf ihrem Wege bei dem hohen Kreuze gewesen, vielmal ein Gespenst hergegangen sein.

Andreas Steinbrecher, gleichfalls aus Etterwinden, hat folgendes erzählt. Vor ungefähr 20 Jahren bin ich einmal des Abends spät mit einem Karren von Eisenach nach Etterwinden zurückgefahren und wollte den Thiergarten passiren. Da ich nun an das hohe Kreuz kam und das Thor aufzumachen beehrte, der Wäiter aber solches nicht thun wollte, sah ich eine Kutsche in dem Wege von der kalten Stube herüber auf das hohe Kreuz zu fahren. Dieser bin ich entgegen gegangen zu sagen, wie sie den Thiergarten nicht aufmachen wollten. Als ich an die Kutsche herankam, sah ich, daß sechs Pferde davor gespannt waren, die Kutsche wie eine ordentliche Kutsche aussah, auch ein Kerl vorne darauf saß und einer hinten darauf stand, wobei es mir nicht anders erschien, als ob das Geschirr von den Pferden und die Kleider der Kerls wie lauter Silber und Gold glänzten. Als ich sie aber anreden wollte, hat es einen starken Plump gethan und es war nicht anders gewesen, als wenn alles mit einander auf einmal in die Erde gesunken wäre; gleich darauf war nichts mehr davon zu sehen. Das Fahren der Kutsche und das Raseln der Pferde habe ich, ehe ich noch recht nahe gekommen war, gar eigentlich gehört, auch gesehen, daß von den Hufeisen auf der Erde Feuerfunken gegeben wurden.

Auch hat mir meine Mutter vielmal erzählt, daß einem Manne von Etterwinden auf dem Wege nach dem hohen Kreuz seitwärts her eine Reihe mit ihren Trägern und dem Schüllerchor begegnet ist, welche nach

dem hohen Kreuz zu getragen wurde; und Andere sagen, daß in dem Wege unterm hohen Kreuz sich ihnen eine Frau aufgehobt und die Arme, welche wie vermodertes Holz gewesen, über ihre Schultern gelegt habe. Diese Frau hätten sie bis aufs hohe Kreuz tragen müssen, wo sie wieder auf die Knie getreten und von ihnen geblieben wäre.

116.

Der spukende Pfarrer.

2. Storch Werners-Bund. Leipzig 1855. S. 286.
Wunderlich.

Auf der Eisenacher Seite der Kuhl lebte vor Zeiten ein Pfarrer, Namens Feuchter. Gott weiß, was er in seinem Leben mochte getrieben haben, denn kaum war er todt, so spukte er furchtbar und wanderte mit großem Geräusch durchs ganze Haus, machte die Thüren auf, schlug sie wieder zu, warf Tische und Stühle über einander und vertrieb alle Leute aus dem Pfarrhaus. Als nun das Ding von Tage zu Tage ärger wurde, verschrieb die Gemeinde ein Paar Jesuiten. Diese citirten den Geist des Pfarrers im Beisein des Schulzen und der ganzen Gemeindevormundschaft in die Kirche vor den Altar. Dort mußte er in einen Sack kriechen und nun trugen sie ihn in die Gallert, maßen eine Strede ab, wo er wandern darf, ließen ihn heraus und bannten ihn dorthin. Viel hundert Menschen haben ihn in der Dämmerung dort im Chorrock und mit den Schlappchen gesehen. Er niest zuweilen, spricht aber Jemand, der nicht weiß, daß es ein gebannter Geist ist: „helf Gott!“ so gibt ihm der böse Pfarrer eine Maulschelle und verschwindet. Solche Pöffen macht er viel. Er hat sich sogar den Leuten aufgehobt, die haben ihn tragen müssen, wie den Vierefel.

117.

Der Vierefel in Kuhla.

Wunderlich.

In Kuhla war vordem der Vierefel heimisch. Das war ein Gespenst in Gestalt eines großen Esels, der des Nachts in der zwölften

Stunde im Orte umherstücht und den Männern, welche erst aus dem Bierhause bezingen, aufhockte und sich von ihnen eine Strecke, gewöhnlich bis an ihre Hausthüre, tragen ließ. Dann sprang das Wespenst herunter und war nicht weiter zu sehen. Andern Leuten that es nichts und war ihnen nicht einmal sichtbar.

Ob der Bierefel noch jetzt in der Kuhl umgeht, ist nicht bestimmt zu sagen. Auch in andern Ortschaften des Thüringer Waldes soll dieses Wespenst zu Hause sein, so in Steinbach zwischen Altenstein und Liebenstein.

118.

Der Tolljüngferstein in Kuhl.

Mündlich.

v. Gerst a. a. O. S. 221.

Oben über dem Forsthaufe in Kuhl liegt an der Pfarrheide nahe beim Goldbrunnen ein Felsen, der Tolljüngferstein. Daraus läßt sich von Zeit zu Zeit eine weiße Jungfer sehen. Zuerst steht sie eine Zeit lang oben auf dem Steine, als warte sie auf Jemand, dann aber steigt sie herab, umgeht einige Mal ruhig und still den Felsen und zuletzt macht sie mit einem Bund großer Schlüssel, den sie in der Hand hält, ein gewaltiges Geräusch und geberdet sich wie unsinnig. Hat sie ihre Tollheit einige Minuten getrieben, so verschwindet sie wieder in den Felsen. Von dieser tollen Jungfer hat der Stein seinen Namen erhalten und wenn sich in Kuhl Jemand recht toll und unsinnig anstellt, so sagt man von ihm sprichwörtlich: „er geberdet sich wie die tolle Jungfer.“

119.

Die Lilien am Breitenberge.

v. Gerst a. a. O. S. 225.

Am Breitenberge, wo gar keine Blumen wachsen, sah ein Kähler einmal drei Sonntage nach einander drei weiße Lilien unter einer dicken Eiche stehen. Weil sie so schön waren, haben sie ihn gedauert und hat sie deshalb nicht abgebrochen. Als er aber am dritten Sonntage sich kaum zehn Schritte von ihnen entfernt hatte, denkt er, es könne mit

diesen Blumen doch eine besondere Bewandniß haben; er dreht sich also wieder um und will zurückgehen, da war keine von den Lilien mehr zu sehen.

120.

Der Schatz im Kloster Weißenborn.

Mündlich.

Z. Storck a. a. O. S. 217.

Im Kloster Weißenborn war ein Knecht, dem träumte einmal, im Stalle unter der Pächterwohnung liege ein großer Schatz, der ihm bestimmt sei und des Nachts in der zwölften Stunde gehoben werden müsse. Er vergißt aber diesen Traum wieder. Bald träumt er dasselbe zum zweiten Male und in der Nacht darauf hat er nochmals den Traum. Sofort springt er aus dem Bette auf und hinunter in den Stall und wirklich erblickt er an dem bezeichneten Orte einen großen Topf mit blanken Goldstücken. Eben will er darnach greifen, da steht er über sich einen großen Mühlstein an einem Zwirnsfaden hängen, der sich eben so schnell wie in einer Mühle herumdreht, und daneben steht ein großer Mann, welcher mit seinem Kopfe bis an die Decke reicht, eine große Schere in seiner Hand hält und jeden Augenblick den Faden durchschneiden will. Sogleich springt der Knecht zum Stalle hinaus; auf dem Hofe erhebt er sich von seinem Schrecken und geht nochmals in den Stall zurück, aber — alles war verschwunden.

121.

Die Prinzessin in Wittgenstein.

Z. Storck a. a. O. S. 56 ff.

Wer von Farnroda nach dem Heiligenstein oder nach Thal geht und etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt hat, sieht dicht über dem Thalbach aus Erlen und Gebüsch einen hohen, vieladigen, gespaltenen Schieferfels emperragen. Das ist der Wittgenstein. Von diesem Felsen und der in den Stein gebannten Prinzessin weiß die Volkssage allerlei zu berichten.

Ein Schloß soll vor langen Zeiten auf dem Wittgenstein gestanden und darin ein Ritter mit einer einzigen Tochter gewohnt haben. Das Fräulein sah einen Ritter gern und begehrte ihn zum Gemahl; der Vater aber wollte sie durchaus einem Prinzen vermählen und darüber entstand großes Herzeleid im Hause. Zuletzt beredete die Prinzessin den Ritter, daß er sie in der Nacht entführen sollte. Der Plan wurde aber dem Vater verrathen; er lauerte dem Ritter auf und erschlug ihn in selbiger Nacht, als er zum Schlosse heranritt und das Fräulein holen wollte. Die Leiche ließ er seiner Tochter bringen, welche beim Anblick derselben alsbald vor Schrecken starb. Der erschlagene Ritter ließ sich aber fortan jede Nacht auf einem kohlschwarzen Rosse sehen, auf dem er zur Mitternachtsstunde an den Wittgenstein heranritt, das Fräulein aber ging im Schlosse um und durchwanderte alle Räume und Gemächer desselben. Der Vater ließ Teufelsbanner kommen und den Ritter auf den Rittersberg bannen, welcher nicht weit vom Wittgenstein liegt. Dort haben ihn viele Leute auf seinem pechschwarzen Rappen reiten sehen. Das Fräulein aber oder die Prinzessin, wie die Leute sie nennen, ist in den Wittgenstein gebannt. Beide können nun nicht mehr zusammenkommen.

In frühern Zeiten wollen viele Leute jener Gegend die in den Stein gebannte Prinzessin leibhaftig mit ihren Augen gesehen haben und ein Klosternecht von Weissenborn behauptete, sie sei ihm einmal Abends im Zwielicht erschienen, als er von Herntoda heraufkam. Auch hat es Leute gegeben, die sie am Wittgenstein laut gerufen, geredt, ja sogar geschimpft haben. Aber gewöhnlich ist es ihnen übel ergangen. Entweder sind sie noch am selbigen Tage mit Steinen geworfen worden, oder haben von unsichtbaren Händen Mauthschellen erhalten, daß ihnen die Waden aufschwellen, oder bald darauf ein Bein, einen Arm oder gar den Hals gebrochen oder sonst einen Leibeschaßen genommen.

Einnmal ist ein Tagelöhner aus Herntoda noch ganz spät in der finstern Nacht heingegangen. Als er unter den Wittgenstein kommt, sieht er an dem steinernen Brüdchen, das über den Bach führt, ein Licht brennen. Der Mann war mürrisch, weil er schlechten Verdienst gehabt und ein Maß Bier auf dem Heiligenstein nicht hatte trinken können. Er stieß ärgerlich mit dem Fuße an die brennende Kerze, daß sie ins Wasser fiel und verlöschte. „Licht giebst du mir,“ sprach er dabei, „das brauch’ ich aber nicht; Geld giebst du Andern, das könnt’ ich besser brauchen.

Hab' den Weg weht hundertmal bei Nacht und Nebel gemacht und laßt ihn blind sinken.“ Aber bald darauf stürzte er ins Wasser und wie er es auch anging, immer fiel er wieder in den Bach; er konnte weder Weg noch Steg finden und wäre fast ertrunken. Erst am Morgen kam er müde und durchnäßt nach Hause.

Mit dem genannten Brüdchen hat es überhaupt seine eigene Verwandtniß. In der dicksten Finsterniß mancher Nächte haben Leute, die sich verspätet hatten, am obern Ende des Stegs ein hellbrennendes Licht flicken gesehen, so daß sie den Weg deutlich erkennen konnten. Andere dagegen, vielleicht gottlose Leute oder denen die Prinzessin nicht gewogen war, sahen weder Licht noch Steg und fielen dann sicher ins Wasser.

Man sagt, die Prinzessin laße sich alle sieben Jahre sehen und dann erzeige sie den Leuten, die ihrer ansichtig werden und sich nicht vor ihr scheuen, allerlei Gutes. Einmal grasste des Hasenmüllers Magd unten am Stein. Plötzlich erhebt sie ihre Augen und sieht in der Klust am obern Ende des Felsens eine ganz seltsam gekleidete bleiche Jungfrau stehen, welche ihr gar freundlich zunickt. Aber die Magd lief aus Furcht davon und ließ sogar ihren Grafeserb im Stiche. Als sie nachher in Begleitung eines Kuchens wieder hin kam, fand sie den Korb zertrümmert und zerlegt.

122.

Musikanten bringen der Prinzessin eine Nachtmusik.

L. Steinh. a. d. D. 6. 52 ff.

Musikanten aus dem Dorfe Thal hatten in Farnroda zum Tanze bei einer Hochzeit oder bei einer andern Gelegenheit aufgespielt und gingen wieder nach Hause. Es hatte aber die Mitternachtstunde geschlagen, als sie sich auf den Heimweg begaben. Sie waren lustig und guter Dinge und führten auf dem einsamen, spärlich vom Mond erhellten Wege allerlei kurzweilige Gespräche. Zeit und Ort brachte die Meere auch auf die Prinzessin in Wittgenstein. Ein toller junger Bursche sagte, als sie gerade dem Felsen gegenüber waren: „wißt ihr was, wir wollen der armen Prinzessin auch eine anständige Nachtmusik bringen!“ Die Andern stimmten zu und so gingen sie guten Muths gerade hinüber nach dem Steine. Unter demselben angelangt stimmten sie nicht lange erst ihre

Instrumente, sondern der Meister flüsterle den Andern ganz leise zu, was für ein Stück gespielt werden sollte, und so sangen sie denn mit einem Schlag an und das schöne Stück hallte prächtig am Felsen wieder und klang schier schauerlich durch die stille Nacht. Einer hat nachher gestanden, daß es ihm ganz seltsam dabei geworden sei.

Als das erste Tonstück geblasen war, tritt plötzlich ein altes Männchen mit einem langen grauen Bart und in einem fenderbar zugeschnittenen Kittel auf sie zu — keiner wußte, woher der Alte so schnell gekommen war — und fragte, wem die Nachtmusik gelten sollte. „Der Prinzessin im Wittgenstein,“ versetzte der Varsche, welcher den Gedanken zur Nachtmusik zuerst ausgesprochen hatte. „Nun gut, spielt nur lustig auf,“ sprach das Männlein und war wieder verschwunden. Die Spielleute thaten, wie ihnen befohlen war, und als sie dann ihre Instrumente zusammenpакten und gehen wollten, kam das Männlein nochmals und reichte jedem einen frischen Eichenzweig. Die Musikanten lachten darüber und gingen. Einige spielten mit ihrem Zweige, zerrupften und zerrupften ihn, andere trugen sich wohl eine Strecke Wegs damit, ließen ihn aber bald fallen und konnten oder wollten ihn nicht wieder finden. Nur einer steckte ihn sorgfältig auf seinen Hut. Er hatte dessen aber auch vergessen und erschrak nicht wenig, als seine Frau ihn am andern Morgen fragte, was er denn für einen gelben Astler auf dem Hute mit von Harnroda gebracht habe. Als er das Ding näher besah, war der Zweig zu glänzendem Gold geworden. Sobald die andern das hörten, ließen sie sofort auf dem Wege zurück, um ihre Zweige zu suchen, aber ihr Suchen war vergeblich.

123.

Die Harnröder Neujahrsfänger.

Stänisch.

Dasselbe ist auch den Harnröder Neujahrsfängern begegnet. Als diese noch in der Seebach singen durften, kamen sie einmal überein der Prinzessin im Wittgenstein zum Neujahr zu singen. Nacht, Schnee und Kälte hielten sie nicht ab, einen schönen Choral anzustimmen und durchzuführen. Als sie damit fertig waren, stand vor ihnen ein Männlein und reichte jedem ein großes Stück Fleisch dar. Dieser Braten mochte

ihnen wohl bedenklich verkommen, denn alle ließen ihn unberührt, und einer langte fast gedankenlos sein Messer aus der Tasche, schnitt sich ein kleines Stück von dem Fleische ab und steckte es mit dem Messer in die Tasche. Wie er am andern Morgen die Kleider wieder anziehen wollte, war die Tasche, in welche er Fleisch und Messer gesteckt hatte, gewaltig schwer, er greift hinein und zieht statt des Fleisches ein Stück geräuchertes Gold heraus. So war ihm von der Prinzessin das Singen gelehrt worden; die andern hatten freilich ihren schweren Aerger.

124.

Die Kuh aus dem Wittgenstein.

Mündlich.

L. Storch a. a. O. S. 56.

Der Harnröder Hirt weidet in der Gegend des Wittgensteins und sieht einige Morgen hintereinander eine schöne große Kuh bei seiner Heerde, die er nicht kennt, auch weiß er nicht, wie sie zur Heerde gekommen ist. Wenn er Abends heintreibt, ist die Kuh verschwunden, und nicht hat er gesehen, wohin. Er giebt endlich mit seinem Jungen genau Achtung und nimmt wahr, daß die Kuh früh aus den Erlenbüschen unter dem Wittgenstein heraustritt und am Abend wieder hinein läuft. Am nächsten Abend geht er ihr nach und sieht, wie sie in die Kluft sich hinein drängt. Unerschrocken schlüpft er hinterdrein. Da kommt er in einen hellen, weiten Gang und an eine Thür. Er klopfte an; ein kleines graues Mäunchen tritt heraus und fragt ihn barsch nach seinem Begehr. „Das Gutgeld für die Kuh, welche ihr mir alle Tage zur Weide schickt,“ antwortete der Hirt, und der Kleine drückt ihm einen alten harten Thaler in die Hand mit den Worten: „du würdest mehr erhalten, hättest du nicht grob gefordert.“ Die Kuh kam aber nicht mehr zur Weide und der Hirt konnte später auch den Gang in den Stein nicht wieder finden.

125.

Der Bergmann am Markberge.

L. Storch a. a. O. S. 215.

Mündlich.

Ein Bergmann aus der Kuhl ging einmal am goldenen Sonntag am Markberge spazieren, um sich eine besondere Stelle zu ansehen. Da gewahrt er eine wunderbar schöne Blume, wie ihm noch nie eine zu Ge-

sicht gekommen war. Er geht hin, bückt sich nieder, bricht die Blume und steckt sie an seine Bergmannsmütze. Kaum hat er das gethan, so ist auch die ganze Gegend verändert. Ein herrliches, glänzendes Schloß mit weit geöffneten Thüren steht vor ihm, er schaut hinein und erblickt darin allerlei, was seine Neugierde reizt und lockt. Ohne langes Besinnen tritt er hinein, geht durch verschiedene, hell erleuchtete Gänge und kommt zuletzt in einen reich geschmückten Saal, in dessen Mitte hinter einem kostbaren Tische ein altes graues, sonderbar gekleidetes Männchen sitzt und aus einem Kasten Goldstücke auf den Tisch zählt. Das Männchen nickt dem Bergmann freundlich zu und spricht auf das Gold hindeutend: „nimm dir, so viel du willst, vergiß aber den Schlüssel nicht!“ Der Bergmann füllt sich erst die Taschen, dann thut er seine Mütze ab und füllt sie gleichfalls mit Goldstücken bis zum Rande an. Bei dieser Arbeit war aber die Blume von der Mütze herabgefallen, er achtet aber ihren Verlust nicht und läßt sie unbefürchtet am Boden liegen. Nun will er weggehen, da ruft ihm nochmals das graue Männchen zu: „vergiß aber den Schlüssel nicht!“ Doch unverständlich ist dem Bergmann die Warnung und er läßt sie unbeachtet, eilt froh des erhaltenen Schatzes aus dem Schloße, das Männchen aber trippelt hinter ihm her und macht dabei allerlei sonderbare und verzwickte Grimassen. Als der Bergmann aber zur Thür des Schloßes hinausgehen will, ruft das Männlein fast wie unsinnig zum dritten Male: „vergiß den Schlüssel nicht!“ allein der Bergmann bleibt taub für die Mahnung. Kaum war er aus dem Hauberschloß getreten, so war auch alles wieder verschwunden und er steht an derselben Stelle, wo er die Wunderblume gepflückt hatte. Nur eine Stimme ruft ihm zu: „hättest du die Blume nicht vergessen — diese war der Schlüssel — so hättest du jederzeit wiederkommen und dir noch viele Schätze holen können.“ Aber der Bergmann gränzte sich eben nicht sehr darum, er hatte ja genug, um gut und sorgenfrei leben zu können.

126.

Die Königin Reinschwig.

*Urb. Chronik bei Schöttgen u. Archiflig diplom. et script. histor. germ. I. 50 sq.
Fol. Ursinus Chronik d. Mendon III. 1702.
Bauge Urb. Chron. 89. 52.*

Das Kloster zu St. Nicolaus, welches Adelheid, die Tochter Ludwigs, des ersten Landgrafen in Thüringen und Hessen, nach Eisenach

verlegt und mit einer schönen Kirche und stattlichen Gebäuden versehen hat, lag zuver auf St. Petersberg vor Eisenach in der alten Stadt, war sehr geringe an Gebäuden und die Brunnen und das Wasser waren ihm fern. Auch findet man geschrieben, daß dieses Kloster seinen ersten Anfang in Sättelstedt gehabt habe und von einer Königin Reinschwig erbaut worden sei. Darüber hat man in einer alten Chronik diese Erzählung.

Vor alten Zeiten war ein König in Schweden gestorben und hatte einen Sohn hinterlassen, der nach ihm Richter und König war. Die Königin aber, genannt Frau Reinschwig, betrückte sich sehr über den Verlust ihres Herrn, denn er war ihr gar lieb, und sie ließ Gebet halten, Messen lesen und gab Almosen, daß ihr Gott offenbaren möchte, wo ihres Herrn Seele ihre Pein leide, damit sie erlöst werde. Da ward ihr geoffenbaret, daß er in dem gemeinen Hegerfeuer der Thüringer leide, das wäre ein Berg nahe bei Eisenach, und die Stätte ward ihr bezeichnet. Da kam sie aus Schweden nach Eisenach und dahin, wo der Berg liegt, und fragte die Leute, die dort angefahren waren, ob sie da nichts hörten. Sie sagten, daß sie zu Zeiten erbärmlich Geschrei da hörten, und darum ward der Berg Hör Seeleberg genannt, den nun die Leute den Herkülberg nennen. Da baute die Königin unten an den Berg eine Kirche und brachte in dieselbe viel gutes Heiligthum, baute daneben auch ein Haus, darin sie mit drei Jungfrauen wohnte, demüthiglich und schwarz gekleidet, und kaufte Zinsen und Erbe, das nun dem Kloster zu St. Nicolaß in Eisenach gehört. Die Stätte unten an dem Berge ward Satansstätt geheissen, weil der Teufel ihr da erschien, das Dorf aber an dem Wasser wird noch „Setilstedt“ genannt. Als nun des Königs Seele von der Königin Reinschwig erlöst war, lebte sie nicht mehr lange und ward dort begraben, zu ihren Jungfrauen kamen aber noch mehr arme und fromme Mägde, die Gott dienen wollten, und sie gebrauchten die Zinsen und Almosen, welche Frau Reinschwig ihnen gelassen hatte. Weil sie aber des Nachts viel Ueberfall hatten von den Leuten, die auf der StraÙe wanderten, ward ihnen gerathen, daß sie gen Eisenach ziehen möchten. Da bauten sie bei der Kirche auf St. Petersberg ein Klösterchen, darin wohnten sie lange Zeit, nährten sich und dienten Gott.

Audere Chroniken erzählen, daß die Königin Reinschwig nicht aus Schweden, sondern aus England nach Thüringen gekommen sei, um

die Seele ihres gestorbenen Gemahls aus dem Högeseuer im Hirsfelberge zu erlösen.

In Zättelfert erzählte eine alte Frau, sie habe als Kind von ihrer Mutter und Großmutter, auch von andern Leuten oft gehört, die Königin Heinrichs sei auf dem Hirsfelberg begraben und ihre goldenen Haare wären nachher aus dem Grabe herangewachsen.

127.

Der Hirsfelberg bei Eisenach.

Hessertorn Thür. Chronik. 1665. S. 25 f.
 Agrikola Auslegung deutscher Sprichwörter III.

Zwischen Gotha und Eisenach liegt der Hirsfelberg, von welchem die Mönche viel gerichtet und unter andern verzegeben haben, es gehöre dieser Berg zur Werkstatt des Högeseuers und die Seelen der Gestorbenen würden darin gequält. Auch haben sie erzählt, daß man vor dem großen Fels dieses Berges, obgleich man des Abends den Sand davor ganz gleich gemacht habe, doch des Morgens allerhand Fußstapfen gesehen habe von Menschen und Thieren, die aus und ein gegangen wären. Auch der treue Edart, wie ihn die Bauern nennen, mit dem wüthenden Hecce, vor dem er her gehe, die Leute vor Schaden zu warnen, habe in dem Berge seine Wohnung, und das daran gelegene Dorf Zättelfert heiße so viel als Satausfärd.

Agrikola erzählt:

„Im Lande zu Thüringen nicht ferne von Eisenach liegt ein Berg, der Hirsfelberg genannt, da der Teufel bei Menschen und meinen Gedanken Fuhrleute mit Wein in einem Gesichte eingeführt und ihnen gezeigt hat, wie tief etliche Leute, die noch gelebt und ich gekannt habe, in den höllischen Flammen gebraten haben.“

Doctor Luther sagt, daß anno 1546 Etliche vom Adel im Land zu Thüringen auf eine Zeit im Hirsfelberg des Nachts Hasen aufgezagt und ihrer bei acht gefangen hätten; wie sie nun heimsamen und die Hasen aufhingen, so waren des Morgens citel Pferdeköpfe daraus geworden.

Den Hirsfelberg als eine „Werkstatt des Högeseuers, darin die Seelen der Gestorbenen gequält werden,“ schildert in großer Ausführlichkeit auch ein altes, ungedrucktes Vericht vom Jahre 1592, das sich auf

der Universitätsbibliothek in Jena befindet. Darin wird der Berg beschrieben.

- „So ist nun das vom Hirschberg,
Gewiß und gar kein Narrenwerk.
Das wunderding am selbigen ortt,
Gesehen werden und gehert.
Er ist mit Nebel stets umfangen,
160 Von viche und Menschen umfangen.
Von Stauden Feden ist Er dick,
Nüchtlisch, darümb Er schrecklich abhülcht.
Sein leng ist ziemlich, in die Breit,
Erstreckt sich sein Neuir nicht weitt.
Man sich bisweilen erlustiren,
Die Bauern wölken und spaziren.
Den Berg hinauf, wird bald Ihr Fuß,
Durch schreden und gespenst gedüßt.
Alld, beydes zu tag und nacht,
170 Viel seitzam Ding werden verbracht.
Darümb wird der bergl von Nachbarn zwar,
Geschweht und verlassen gar.“

Vom Eingang in den Berg heißt es:

- 191 „Gegen Abend ligt die pfert ist Eng,
Darcin man kriechen mus gedräng.
Der eingang ist lang ebn gefahr,
Zehn klastern, eine in die quer.“

Und an einer andern Stelle:

- „Durch dieses loch und eingang,
Mus kriechen, wer will sehen zu handt.
Die wunder Abenteuer darzu,
Gespenst, Gesum, und gros vuruh.
So sich des Orts gar manigsaldt,
210 Velt hören, sehen, mit gewaltdt.“

128.

Vom treuen Eckart, der am Eingange in den Hürselberg sitzt,

und wie andere alte Sagen melden, „alle Leute warnt, sie sollten nicht in den Berg gehen,“ sagt das Gedicht:

- „Wenn du nun kommen bist hinein,
 Und meinst du seyst du gar allein.
 Bald siehestu zu der linken Han,
 Ein grossen grauen alten Man.
 Den man den treuen Eckhart nent,
 An seiner Kleidung Ihn man kent.
 Der ist Alt frendtlich unbekant,
 Ein Scepter tragt Er in der handt.
 Der dir bald windt, dich unterrichtt,
 250 Was für gefahr und grausam geschicht
 Dir kommen werden vutter augen,
 Drum magstu sehen und wol zu schawen.
 Damit du verstest seiner lehr,
 Und hierdurch meidest gros gefahr.
 Man heisst dazü, das dieser Alt,
 Ein Engel in menschen gestalt.
 Von Got hieher geordnet se,
 Damit er warn, wer kumpt herbey.
 Wen man nu ist berichtet wol,
 260 Wie man sich fort verhalten soll.
 So hand mit vreis dem alten Mann,
 Und noch dich fertig zu der Bahn.
 Da wirstu sehen also baldt,
 Inn Berg hinein als wers ein waldt.
 Von hundert meilen lang und breit,
 So mechtig gros scheint Er und weit.
 Unmöglich ist sich zu untersehen,
 In diesem berg das End zu sehen.
 So kan man gar nicht wissen auß,
 270 Des Berges höhe vor Nebel und rauch.
 Die teglich drinnen sehn und schweben,
 Nur nimt dein wahr und merk es eben.

Da lömpt dir erstlich vor die hant,
 Ein starcker hant obn Eiserhant.
 Der ist sehr gros und ungehewer,
 Sein rachen brendet mit bellischen fiewer.
 Der firt und springt, als wolt Er dich,
 Verschlingen in ein augenblick.
 An den soltu dich setzen nicht,
 280 Dautern strach volgen dem bericht.
 Des trewen Edharts und von stund,
 Dich wenden von dem bosen bundt.“

129.

Von einem Lautenisten, der im Hörselberge aufspielen mußte,

erzählt das Gedicht:

„Es hat sich auch zur selben frist,
 Begaben das Ein lautenist.
 Des Orts nicht fern gar wol bekant,
 Sey doch auf niemant ungenant.
 Mit seiner lauten rein und gut,
 Auf eine hochzeit wandern thut.
 Sein weg nimpt er nicht alzu weit,
 290 Dem berg fasset zu abends zeit.
 Wie er nu aber von der nacht,
 Wird-überfallen, nicht betracht.
 Wieviel und gros geschreihleit,
 Mit bring des orts gelegenheit.
 Da lömpt ein langer schwarzer Man,
 Ihn lautenist, greiffte Ihn an.
 Und führt Ihn durch das loch geschwind,
 Der lautenist erst sich besündt.
 End ist erschattet von angst viel,
 300 In dem er stärker gehen will.
 Sieht Er vor sich den Edhart trew,
 Der windt Ihn, sprach mein freundt herben.

Dir wird ble in dem Berg fürwahr,
 Wo du nicht acht hast, viel gefahr.
 Zu banden kommen, schen dich nicht,
 Und merk mit vleis mein unterricht.
 Vorans hind ich dir ein gar thewer,
 Vor diesem hunde ungehewer,
 Hält dich mit vleis, lere dich nicht dran.

310 Ob Er schrecklich dich solle ahn.
 Sieh auch im wenigsten nicht zurück,
 Merk nur crustlich auff alle küß.

Wenn du Izt fort wiest gehen muß,
 So merk mit vleis und sieh wol zu.
 Damit du dich nicht lereß umb,
 Las dich nicht irren viel gesumb.
 Im widerleben thue desgleich,
 Sieh nicht zurück, vermeide streich.
 Ob dir auch würde kommen sár,

320 Mancherley ding kert und hier.
 Und ob man dir wüß gelbt und Geldt,
 Fürtragen, bieten, tu nicht seß.
 Im flieusen dich bewegen laß.
 Sey wol gewarnt, und las es stahn.
 Greiff Ja nicht zu, wartt deiner kant,
 Sieh dich nicht umb. Ich werd dir gramt.
 Darümb laß dir wol befohlen sein,
 Das dich bewege nicht der schein.
 Der lantenist wahr trawers voll,
 Der lantenist wahr trawers voll.

330 Kuntt So doch gar nicht Endern wol.
 Es muß allhie gewaget sein,

Tu haßß weder das gros noch klein.
 Wie er nahn bis am Zechsten tag.
 Im berg des lantenstahens pflog.
 Und nun gesehen, gehört die ding.
 Davon Ihms lachen gar verging.

Da kumpt zuecht ein zwerglein fein,
 Das jysz Ihn heimlich bei eim sein.
 Und windt Ihm das er folgen sollt,

340 Der arme man Giltt sehr vndt wolt.
 Zugleich auch sehen mitt zurück,
 Damit Ihm nicht an hals ein strich.

Geworffen würde, mitt gefahr,
 Den Ihm nachfolgt eine groſſe ſchar.
 Die drawiten Ihm ohn unterlaß,
 Darüber er dan gar vergaß.
 Des Mitten trewen Eardts rath,
 Kam also baldt zu groſſen ſchadt.
 Indem er auch ſah hinter ſich,

- 350 Vor ſurcht vndt Angſten zitterlich.
 Bleibt Ihm der hals zur ſeiten ſahn,
 Und lundt fortbin derſelbe man.
 Bis an ſein Endt nicht lehren vmb,
 Den hals, muſt Ihn ſo tragen krumb.
 Er wendett ſich wil gehen fort,
 Bald ſicht er für, ſiehet die pfort.
 Er trech eylendts mitt ſurcht hinaus,
 Endt ſam also voricht hinaus.
 Muſt auch den halß bis in den todt,
 360 So krumb tragen nicht ohne ſpott.
 Niemandts Ihn auch in ſeiner ſadt,
 Jortan frühlich geſehen hatt."

130.

Die Schäfer im Hörſelberge.

Nach demſelben alten Gedichte.

Auch zwei Schäferknechte kamen einmal von einer Kiruſe mit ihren
 Sadpfeifen und vielem Geſchrei um Mitternacht am Berge vorüber.
 Während ſie jauchzend und ſtuchend ihres Weges dahin ziehen, ſehen
 plötzlich drei Männer vor ihnen, heißen ſie mitgehen in den Berg und
 ihnen darin auffpielen. Die beiden Schäfer ſagen in ihrer Leichtfertigkeit
 und Trunkenheit ihre Dienſte zu und wandern, wenn auch nicht ganz
 ohne Angſt und Furcht, mit den fremden, unſekannten Männern in den
 Hörſelberg. Dreizehn Tage blieben ſie darin und als ſie nach dieſer Zeit
 wieder ans Tageslicht kamen, ſchliefen ſie in aller Stille nach Hauſe und
 haben ſortan bis an ihr Lebende alle Fröhlichkeit für immer ver-
 geſen.

131.

Die weiße Frau im Hirsfelberge.

Märchen.

Vor Jahren erzählte ein Mann in Sättelstedt, daß alle sieben Jahre das „wisse wibje“ aus dem Berge trete und sich sehen lasse, auch gewaltiges Getöse werde in dem Berge gehört. Einmal sei sein Bruder Abends vorbei geritten und habe den Unfug deutlich vernommen, nämlich durch einander hallende Stimmen und Pechergellirre. Zuweilen zeige sich ein Eingang, der aber bald verschwinde und dann nicht mehr zu finden sei.

132.

Von der Frau Hella.

Prätorius Weihnachtsstragen 51.

Märchen.

Wenn Frau Hella zu Weihnachten ihren Umzug durch das Land hält, legen die Mägde in Thüringen ihren Spinnreden aufs neue an, unwinden ihn mit vielem Berg oder Flachß und lassen ihn über Nacht stehen. Sieht Frau Hella im Vorüberziehen dergleichen Reden, so spricht sie:

So manches Haar,

So manches gutes Jahr.

Am Tage der heiligen drei Könige aber muß sie wieder umkehren und einziehen in den Hirsfelberg. Trifft sie dann unterwegs noch Flachß auf dem Boden an, so lautet ihr Spruch:

So manches Haar,

So manches böses Jahr.

Deßhalb reißen Abends vorher die Mägde alles von ihren Boden herunter, was sie bis dahin nicht abgesponnen haben, ja sie brennen sogar die kleinen Flachßsäckerchen mit Scheusenlicht sorgfältig herunter, damit ja nichts daran bleibe und ihnen kein Uebel daraus entstehe, wiewohl die meisten sich bestrengen, alles angelegte Werk vorher im Abspinnen herunter zu bringen.

Der getrene Ehart und das wüthende Heer.

Prätorius Niedobergs Verrihtung S. 15 ff.
 Hagikola deutsche Sprachwörter 167.

Der Hirsfelberg ist, wie schon gesagt wurde, auch ein Aufenthalt des wüthenden Heeres. In unserm Thüringen werden öfters, und zwar senterlich um die heiligen Weihnachten und Fastnachten nicht allein auf dem Felde, sondern auch in den Städten und Dörfern eine ziemliche Menge Gespenster und Teufelsgestalten gesehen, unter welchen sowohl lebendiger als auch gestorbener Leute Gesichter in großer Anzahl oft erkannt werden. Diese Gespenster erscheinen bald zu Pferde als Reiter, bald zu Fuß wie ein Zug Soldaten und streifen hin und wieder. Vor diesem Teufelsheer zieht ein ansehnlicher alter und grauer Mann einher, welchen sie den „getreuen Ehart“ nennen, mit einem Stöcken in der Hand, den er hin und her bewegt und das herannahende Volk vermahnet, daß sie möchten etwas aus dem Wege weichen oder abseits treten oder gar nach Hause gehen, damit ihnen nicht durch ihre Kühheit und Unbesonnenheit ein unermessliches Unglück über den Hals komme. Nach ihm folgt allerhand Teufels-Geschmeiße in großen Schaaren und in allerlei Gestalt, gar gräulich und abscheulich anzusehen: etlichen sind die Köpfe abgehauen, etliche tragen das Gesicht auf der Brust, andere haben die Hände und Arme verloren, andere hinken auf einem Fuße oder haben die Beine auf die Schultern gelegt und können dennoch geschwinde forttaufen; wieder andere sind an große Räder gebunden, die sie ohne Unterlaß herumwälzen. Man höret in diesem Zuge Jägergeschrei, Hörnerblasen, Gebell der Hunde und sieht viele Hasen, die aufgesagt werden; es grunzen Schweine darunter und brüllen Löwen und andere wilde Thiere.

Dieses Gespenster-Heer treibt nicht allein bei uns oben in Thüringen solche Possen, sondern schweift auch in der Grafschaft Mansfeld, beim Harzwalde, in Franken, Schwaben und in vielen andern Orten und Gegenden umher.

Es hat schon vor vielen langen Jahren Johann Kennerer, Pfarrherr zu Mansfeld, seines Alters über achtzig Jahre, erzählt, „daß zu

Erleben und im ganzen Lande Wandfeld das wüthende Heer verüber gezogen sei alle Jahre auf den Fastnacht-Donnerstag, und die Leute sind umgelaufen und haben darauf gewartet, nicht anders, als sollte ein großer und mächtiger Kaiser oder König verüberziehen. Vor dem Haufen ist ein alter Mann hergegangen mit einem weißen Stabe, der hat sich selbst der treue Edhart geheissen. Dieser alte Mann hat die Leute heissen aus dem Wege weichen, auch etliche Leute heingehehen, sie würden sonst Schaden nehmen. Nach diesem Manne haben etliche geritten, etliche gegangen und es sind Leute gesehen worden, die neulich an den Orten gestorben waren, zum Theil auch noch lebten. Einer hat geritten auf einem Pferd mit zwei Füßen, der andere ist auf einem Rade gebunden gelegen und das Rad ist von selbst umgelaufen, der dritte hat einen Schenkel über die Achsel genommen und hat gleich sehr gelaufen. Ein anderer hat keinen Kers gehabt und der Stül ohne Rufen.“

Diese Geister erscheinen bisweilen in großer Anzahl, als wenn sie in Ordnung als Soldaten aus den Bergen hervor tröchen, treiben in den Kettern wunderbare und seltsame Tänze und Possen mit Tanzen, Springen und ungewöhnlichen Weerden, geben von sich einen Klang, als wenn sie Soldaten unter einem Obersten wären und gegen einander scharmützeln wollten; darauf eilen sie auf einen harten Klang wieder in guter Ordnung nach ihrem Berge zu und verschwinden.

134.

Vom Tannhäuser.

*Prätorius Hunsberg's Beschreibung S. 26.
Agrikola's Beschreibung. 607.*

Es ist eine Fabel, wie der Tannhäuser in dem Venusberge gewesen sei und habe darnach dem Papst Urban zu Rom geberichtet. Papst Urban hat einen Steden in der Hand gehabt und gesagt, so wenig als der Steden könnte grünen, also wenig möge Tannhäuser Vergebung seiner Sünden erlangen und selig werden. Da ist der Tannhäuser verzweifelt und wieder in den Berg gegangen und ist noch darinnen. Bald nachher erhält Papst Urban eine Offenbarung, wie er soll dem Tannhäuser seine

Sünne vergeben, denn der Steden beginne zu blühen. Darum schickte
der Pabst aus in alle Lande und hieß den Tannhäuser suchen, aber man
konnte ihn nirgend finden. Weil nun der Tannhäuser also mit Leib und
Seele verderben ist, sagt man, der treue Eckhart stehe vor dem Berge
warne die Leute, sie sollten nit hineingehen, es möchte ihnen sonst ergehen
wie dem Tannhäuser.

135.

Das Lied vom Tannhäuser.

Nürnberg Volkslieder Nr. 27. B. 762 ff.

Wir haben alte Lieder von dem edlen Tannhäuser, daß er sein
Frau Venus Berg gezogen, das große Wunder zu schauen, und darin
geblieben, wie selches auch nachfolgendes Lied erzählt.

Nun will ich aber heben an
von dem Tannhäuser singen
und was er wunders hat getan
mit Venus, der edlen Minne.

Tannhäuser was ain zitter guot
wann er wolt wunder schauen,
er wolt in frau Venus berg
zu andren schönen frauen.

„Herr Tannhäuser, ir seind mir lieb,
daran solt ir gedenken!
ir habt mir einen eid geschworn:
ir wolt von mir nit wenken.“

„Frau Venus! das hab ich nit,
ich wil das widersprechen,
und reht das iemant mer dann ir
gott helf mir an im rechen!“

„Herr Danhauser, wie recht ir nun?
 Ir sit bei mir beleiben;
 Ich will euch mein gipselen geben
 Zu einem hüten weibe.“

„Und nām ich nun ain ander weib
 Ich hab in meinen sinnen;
 So muess ich in der helle gluoet
 auch ewilich verprinnen.“

„Ir sagt vil von der helle gluoet,
 habt es doch nie empfunden,
 gedenkt an meinen roten mund!
 der lacht zu allen stunden.“

„Was bilst mich enet vater mund?
 er ist mir gar unuere;
 nun gebt mir urlob, fremelin jart,
 durch aller frauen ere!“

„Danhauser! wölt ir urlob han
 ich will euch saluen geben;
 nun plecht ir, edler Danhauser,
 und frissen enet leben!“

„Mein leben das ist worden frant,
 ich mag nit lenger pleiben;
 nun gebt mir urlob, fremelin jart,
 von euren selzen leide!“

„Danhauser, nit reden also!
 ir tuont euch nit wol bedenken;
 so gen wir in ain kerkerlein
 und spilen der edlen minne!“

„Ere minne ist mir worden laid,
 ich hab in meinem sinne;
 frau Venus, edle frau so jart!
 ir seind ain teufelinne.“

„Dett Danhanler, was redt ir nun
und daz ir mich tuent schelten?
und selt ir lenger hier innen sein
ir muessen set entgellen.“

„Araw Venus! das entwill ich nit,
ich mag nit lenger pleiden.
Maria mueter, raine malt,
nun hilf mir von den weiden.“

„Danhanler, ir selt nitob han,
mein leb das selt ihr preiden,
und wa ir in dem land umb fart
nemt nitob von dem greifen!“

Do schick er widerumb aus dem berg
in jamer und in rewen:

„ich will gen Mem wol in die stat
anf ainem bapstes trewen.“

Nun far ich frölich auf die ban,
gott will mein immer walten!
In ainem bapst der hoiff Urban
er er mich möcht behalten. —

Nich bapst, lieber herre mein!
ich klag euch die mein sünde
die ich mein tag begangen hab
als ich euch will verführen.

Ich bin gewesen auch ain jar
bei Venus einer frauen,
nun wolt ich beicht und knoch empfahn
er ich möcht gott anschawen.“

Der bapst dat ain heclin in seiner hand
und das was alle turc:
„als wenig das heclin grenen mag
kumpen zu gottes hulde.“

„Und soll ich leben nun ein jar,
ein jar auf dieser erden,
so wöll ich leicht und buch empfangen
und gottes trost erwidern.“

Da zog er widerumb auß der stadt,
in jamer und in laide.
„Maria muoter, reine maid!
ich muoch mich von dir scheiden.“

Er zog nun widerumb in den berg
und ewiglich en erbe:
„ich will zu meiner frawen zart,
wa mich gott will hin senden.“

„Seind getreuestem, Danbauer!
ich hab eur lang erbeten;
seind willem, mein lieber herr,
in einem duelen auferstern!“

Es stont biß an den dritten tag,
der hab sing en zu grenen,
der bayß schickt auß in alle land:
wa Danbauer hin wär komen?

Do wos er widerumb in den berg
und het sein lieb erlorn,
des muoch der vierde bayß Urban
auch ewig sein verlorn.

136.

Das Jesuobrünnchen.

Muntich.

Nabe beim Felselberge am Aufsteige, der von Rabienberg nach
Mettern führt, springt auß dem Berge eine kleine frische Quelle, das

Jesubrünnchen genannt. Dort hütete einst ein Schäfer in trüben
Sonnengluth seine Heerde. Die Hitze war so groß, daß der arme Hi
meinte vor Durst verschmachten zu müssen samt seiner kleinen Heer
denn alle Quellen und Brunnen in der Nähe waren völlig vertrock
nirgends war Wasser zu sehen und zu finden. In dieser Angst und No
thetete er zu seinem Herrn und Heiland Jesus Christus, daß er ihm
helfen und ihm und seiner Heerde das Leben fristen möge. Während
betend noch auf seinen Knien lag, rieselte neben ihm aus dem Berge
frischer Quell, der ihm und seiner Heerde Labung brachte und das Leben
erhielt.

137.

Wallmann von Sättelsfeldt.

Schlusß d. 14. Jahrh. d. 13. H. 14. Jhr.

Es saß ein ehrbarer Ritter vor dem Dorfe Sättelsfeldt auf
Vergrüden, wo noch der Wall seiner Lemnate ist, der hieß Herr W
mann von Sättelsfeldt und gehörte zum Hofgesinde des Landgrafen v
wig. Dieser vermaß sich vollkommener Ritterschaft, denn er war
guter Wapener und gestrenger Ritter und solchen Muthes und
Männlichkeit, daß er mit seinem Herrn, dem Landgrafen, zu einem
nach Merseburg ziehen wollte, dahin viele Herren aus Sachsen, aus
Mark, aus Meissen, aus dem Osterlande und Voigtlande, aus Fran
ken und Thüringen kamen. Dabin wollte er am andern Tage
St. Walpurgis ziehen und mit sich führen eine schöne wohlgesch
Jungfrau, die sollte führen einen Sperber und einen fertigen g
Stöber, er selbst wollte dreimal ein Rennen und Stechen halten mit e
jeden, wer da wollte, und wer ihn niedersteche, der sollte seinen Pan
zer und sein Stechzeug gewinnen und den Sperber und den Stöber un
Jungfrau sollte sich mit einem goldenen Fingerring lösen. Stech
aber der Gegner nicht nieder, so sollte dieser der Jungfrau einen gol
Fingerring als Geschenk geben.

Da waren viele Herren, die darauf warteten und Ritterschaft u
weg mit ihm üben, auch stritten sie unter einander und entweiten
wer mit ihm das Stechen halten sollte; und wenn ihrer viel ware
hatte der das Vorreiten, den er sich auser sah. Aber der Ritter b

die Jungfrau auf den Hof nach Werzburg und wickel heim ohne Verlust und sie brachte so viel Fingerringe mit, als sie Finger an beiden Händen hatte, und theilte sie unter die Frauen und Jungfrauen, die am Hofe der heiligen Elisabeth waren, und hatte davon große Freude und sie dankten dem fremden Ritter ob seiner Mannlichkeit.

138.

Vom Mächtersfetter Hirten.

Münch.

T. Ulrich Weverth's Hand B. 700 ff.

T. Wecklein's Eigenh. des Abtstifts von L. 145.

Nicht weit von Mächtersfeld am Wege nach Sättelsfeld ist links einige hundert Schritte vom Wege abseits beim verfallenen Hochgericht ein herrliches klares Brunnlein zu finden, das dort alle Leute kennen und gerne trinken. Bei dieser Quelle hütete einmal der Mächtersfetter Hirt am Berge und ging in der heißen Mittagsstunde dahin sich zum Mittagsschlaf einen frischen Trunk zu holen und im Schatten der Bäume, die das Brunnlein umstehen, ein Stündchen der Mittagsruhe zu pflegen. Der Hirt ersaunte aber nicht wenig, als er nahe am Brunnlein einen noch nie gesehenen Hügel mit einer geöffneten Thür erblickte. Er vergaß das Trinken, trat zur Thüre und sah in einen langen, sonderbar erleuchteten Gang, durch welchen eine weißgekleidete Jungfrau auf ihn zuschritt. Ihr Kleid und Schleier waren altmodisch aber blendender als der Schnee, ihr Gesicht mild und schön, aber bleich und schmerzvoll. Am Eingang der Thüre blieb sie stehen und sah den Hirtten bittend an, der in seiner Verlegenheit nicht wußte, was er thun sollte; er hatte weder das Herz sie anzureden noch davon zu laufen. Da erblickte er plötzlich oberhalb des Brunnens drei wunderschöne Blumen aus einem Strauche gewachsen, die ihm noch nie vor die Augen gekommen waren, so lange er auch die Herde geweidet und alle Blumen der Umgegend dabei kennen gelernt hatte, und er ging hin und pflückte die Blumen ab. Als er sich dann nach der Jungfrau umsah, waren ihre Gesichtszüge heiter geworden und sie sprach zu ihm: „nun laßst du mich erlösen, wenn du hier hinein gehst, aber vergiß auf deinem Rückwege das Beste nicht.“ Der Hirt sagte sich ein Herz, trat in den geöffneten Berg, ging durch den langen Gang, kam durch viele hellglänzende Kammern und Gemächer, darin eine nie gesehene

Pracht und Herrlichkeit, auch eine unermessliche Fülle von Geld und Edelsteinen zu schauen war. Zuletzt betrat er auch einen großen Saal. Darin saßen viele Ritter und Frauen an einer reichbesetzten Tafel; die Schüsseln dampften, der Fesal ging fleißig in die Runde, aber Niemand gab einen Laut von sich, nicht das geringste Geräusch war zu hören. Der Hirt besah sich alles ganz genau, doch zuletzt überkam ihn in dieser unbeinlichen Gesellschaft Angst und Grauen und er dachte wieder an den Rückweg, ehe er aber ging, sah er sich nochmals in dem wunderbaren Gemache um. Ein schönes Trinthorn fiel ihm da in die Augen, das unter drei gekreuzten Schwertern an der Wand hing. „Das willst du dir als ein Andenken mitnehmen,“ dachte er bei sich und legte die Mumen, die er noch in der Hand hielt, auf einen Tisch, langte das Horn von der Wand herunter, betrachtete daran die schöne Arbeit und ging dann aus dem Gemach hinaus ohne an seine Mumen zu denken, und eilte durch die langen Gänge nach dem Ausgange zu. Die Jungfrau trat ihm wieder entgegen, blinnte ihn traurig an, seufzte und bat flehentlich: „vergiss das Beste nicht, sonst mußt ich ewig unertösch bleiben!“ Aber zugleich erhob sich im Innern des Bauberschlusses ein dumpfes Getöse, die Jungfrau wurde von unsichtbaren Händen zurückgezogen, obwohl sie sich sträubte und klägliche Jammertöne ausstieß, der Hirt aber stürzte angstvoll mit seinem Horn zur Merte hinaus ins Freie. In demselben Augenblicke schloß sich rasselnd die große eiserne Thür, der Hügel sank in die Erde und der Platz am Brunnen war wieder derselbe, wie ihn der Hirt vorher alle Tage gesehen hatte. Unter der Erde aber hörte er die Jungfrau jammern und alle Mitage, wenn er zum Brunnlein ging, legte er das Ohr an die Erde, hörte das Klaggetöse und weinte, daß er die Mumen vergessen hatte.

Noch jetzt wollen viele Leute jener Gegend zu gewissen Zeiten des Jahres eine weibliche Stimme jammern und klagen hören.

139.

Der Sammlärmel bei Wallershausen.

Foto d. Wallershäuser Chronik S. 111.
Wäntlich.

Am Strömelberge bei Wallershausen entsprang früher ein Mühlwasser aus dem so genannten sammelten Aermel. Von diesem Wasser

gehet die Sage, es sei einst in so großer Masse zur Stadt herein geströmt, daß die Fluth nicht bloß das Waldthor zerriß, sondern der Stadt den Untergang gebracht habe. In ihrer Noth rufen die Bürger einen Mönch, der den Teufel bannen und die bösen Geister sollte beschwören können, und bitten ihn die Stadt vom Verderben zu retten. Der Mönch ließ sich von Mitleid bewegen, ging zur Quelle, betete und riß dann von seiner Kutte den einen Ärmel und verstopfte damit die Quelle. Dieses Mittel half. Die Quelle ward ruhig, die Wasserfluth verlief und die Stadt war von ihrer Noth befreit. Auf dem trockenen Lande, auf Bäumen und niedrigen Tannenbäumen fand man nachher eine große Menge Karpen und andere Fische und so ist es gekommen, daß die Stadt Waltershausen in ihrem Wappen einen Fisch zwischen Tannen führt. Die Stelle aber, wo sonst die Quelle floss, wird noch heute der Sammtärmel oder auch der Mönchsärmel genannt.

140.

Die Mönchskutte in Waltershausen.

Münchsh.

In dem Thurne zu Waltershausen ist die „eiserne Kammer,“ ein feuerfestes Archiv des Stadtraths; darin hängt seit undenklichen Zeiten eine zerlegte Mönchskutte, an welche sich folgende Sage knüpft.

In alten Zeiten kam oft in der Nacht während der Geisterstunde ein Mönch über den Markt gegangen, legte auf dem ehemaligen breiten Steine, der Grenze des Erfurter Gebietes, seine Kutte nieder, wandelte die Straße hinab geheimnißvolle Wege und lehrte vor dem Mordenschlage zurück auf den Stein zurück, seine Kutte wieder anzuthun. Schon oft hatte der wachsame Thürmer diesen Mönch beobachtet, da kam ihm einmal der Gedanke, dem Mönche einen Streich zu spielen und ihm die Kutte zu entwenden. Gedacht, gethan. Schon eilte der Thürmer mit seinem Hauke dem Thurne wieder zu, da kehrte auch der wandelnde Mönch zurück, ließ dem Diebe seiner Kutte alsbald nach, wie er ihn aber fassen wollte, schlug die Thurnuhr ein. Da verschwand der Mönch mit den Worten: „wäre es nicht weiß und ein, so brähe ich dir Hals und Bein!“

Bruder Volkmar in Reinhardtsbrunn.

Merkenberger Mör. u. Hess. Chron. S. 115.

Zur Zeit, als die heilige Elisabeth zu Marburg starb, lebte in dem Kloster zu Reinhardtsbrunn ein Laienbruder, genannt Bruder Volkmar, ein gar frommer und andächtiger Mann, der seine Sünden zu büßen stets einen Panzer auf dem bloßen Leibe trug. Diesem frommen Bruder hatte sich die heilige Elisabeth, als sie noch am Leben war, in sein Gebet befohlen. Nun war derselbe auch Mühlenmeister des Klosters und es geschah, daß als er an der Mühle etwas besern und ändern wollte, der rechte Arm vom Räderwerk der Mühle ergriffen und eulentiglich zerbrochen und zerstoßen wurde und er an großen Schmerzen darnieder lag. In derselben Nacht aber, als die heilige Elisabeth zu Marburg verschied, erschien sie in großer Klarheit und königlicher Kleidung dem Bruder Volkmar, der in dem Kloster zu Reinhardtsbrunn auf seinem Lager vor Schmerzen wachte, und Gott im Gebet anrief um Gnade in seiner großen Pein. „Bruder Volkmar,“ sprach sie zu ihm, „wie geht es dir?“ Da erschraf er vor ihrer großen Klarheit, aber er erkannte sie doch und erwiderte: „o Herrin, welch' köstlich Gewand tragt ihr jetzt, so ihr doch pfleget nur geringe Kleider anzulegen?“ Sie antwortete: „Bruder Volkmar, ich habe meinen Stand verändert“, und damit rührte sie die kranke Hand an und machte sie gesund.“

Der fromme Bäcker Wolfhart in Reinhardtsbrunn.

Annales Reinh. p. 251.

Joh. Rothe ddr. Chron. S. 351.

Um das Jahr 1279 lebte in dem Kloster Reinhardtsbrunn ein frommer Mann mit Namen Wolfhart, der hatte das Backhaus unter sich und das Brod. Er war wohlthätig und gab den armen Leuten viel Almosen, denn damals war das Korn theuer, daß die Armen vor Hunger große Noth litten und ihrer viel nach Brod gingen. Als dies der Abt vernahm, besorgte er, es möchte dem Convente an Brod und Nahrung

gebrochen und verbot dem Badmceister, er sollte kein Almosen geben, sondern nur so viel, als man von dem Convente Schüsselbrot aufhebe. Aber das that der Badmceister nicht, sondern gab den armen Leuten, wenn sie kamen und klagten, heimlich große Almosen. Das wurde dem Abte wieder gesagt und dieser wartete auf den Väter und wollte ihn bei der That treffen. Als dieser nun einmal den Hof daher kam und unter seinem Kleide viel Stücke geschnittenen Brodes trug, die er den armen Leuten vor dem Thore bringen wollte, welche darauf hessten und warteten, trat ihm der Abt in den Weg und sprach: „Herr Badmceister, was traget ihr?“ „Herr, ich trage Späne in das Thierhaus,“ antwortete jener. Da that ihm der Abt das Kleid auseinander und sah nichts als Späne. So ging der fromme Väter weiter und gab die Almosen den Armen und speiste und erfreute sie. Darnach schaute der Abt auf das Kornhaus und fand eben wenig Korn, daß er erschrad und zornig ward, den Badmceister zu sich rief und ihn fragte, wo das Korn wäre, davon der Convent leben sollte. Dieser antwortete erschrocken: „wir haben Kornß genug.“ „Das zeigt mir,“ sprach der Abt und ging mit ihm und fand alle Leuten voll Korn. „Das war heute nicht hier, woher kommt es?“ frug erstaunt der Abt; „Gott hat es uns bescheert,“ war des frommen Väterß Antwort.

143.

Das Mönchsgrab.

Mährisch.

Auf dem Gipfel des Körnbergs seitwärts Friedrichroda findet der Wanderer einen Erdhügel, der mit einem alten Steine belegt ist. Diesen Hügel bezeichnet die Volkssage als das Grab eines jungen Mönchs aus dem Kloster Reinhardtsbrunn, der von sinnlicher Lust umfangen und bestrickt eine schöne Wälderin in die Einsamkeit der Berge verfolgte und an dieser Stelle einholte und das Gelübde der Keuschheit brach. Ein plötzlicher Tod war die Folge und Strafe seiner Sünde und er erhielt an derselben Stelle, wo er den Fehltritt und die Sünde begangen hatte, sein frühes Grab.

Wie dieser Tod erfolgte, ob durch die Klosterbrüder oder durch eine göttliche Schidung, weiß Niemand zu sagen.

Wo der Hund begraben liegt.

Mündlich.

Neckstein Sagenbuch II. 157. Sagenbuch I. 235.

In Winterstein liegt der Hund begraben. Das wissen und sagen dort alle Leute und erzählen von diesem Vellowert folgende Geschichte.

Der Zeiten war Einer aus dem Geschlecht der Herren von Wangenheim, die in Winterstein ihre Schlösser und Besitzungen haben, Jägermeister eines Herzogs von Gotha und hatte einen sehr guten, klugen und treuen Hund, Stupel genannt. Nach dem Tode dieses Herrn von Wangenheim hatte seine Wittve den Hund noch lange Zeit und war ihm über alle Maßen gut. Stupel war aber auch ungemein klug und geschickt. So ging er mit Briefen, die man an sein Halsband befestigte, ganz allein nach Gotha auf den Friedenstein zur Herrschaft und kam mit Briefen denselben Weg wieder zurück.

Als aber nach Jahren der gute Hund starb, war die Frau Jägermeisterin Wittve über dessen Tod gar sehr betrübt, weinte und legte Trauerkleider an, verlangte auch, daß ihre Dienerschaft über den schweren Verlust, den das Haus erfahren, weinen und klagen sollte. Diese that's auch, stellte sich wenigstens der Herrin gegenüber so an, als weine sie rechtschaffen, und bekam dafür schöne Trauerkleider geschenkt. Hat einer alten Weibin wollten die Thränen nicht fließen und dafür ward sie tüchtig geschelten. Da brachte sie mit Hülfe geschnittener Zwiebeln zuletzt auch Thränen in ihre Augen, trat weinend vor die Frau Jägermeisterin und erhielt zuletzt auch ihr schönes Trauerkleid.

Die gnädige Frau Jägermeisterin hatte dem guten, treuen Hunde einen Sarg machen lassen und wollte ihn durchaus auf dem Gottesacker begraben haben, wie einen Christenmenschen. Das konnte und wollte aber der Herr Pfarrer nimmer zugeben, und nur dann erst gab er seine Einwilligung und ließ die Beerdigung geschehen, als die fremme Wittve der Kirche 100 Thaler stiftete und dazu dem Pfarrer 50 Thaler. So erhielt der Hund nun eine schöne Leiche und ein Wäpfchen auf dem Wintersteiner Gottesacker.

Aber die Sache wurde ruhmbar im Lande und die Wintersteiner hatten von ihren Nachbarn allerlei Rederei zu hören, daß auf ihrem

Kirchhofe der Hund begraben liege. Auch das herzogliche Consistorium in Gotha bekam davon Kenntniß und gab dem Pfarrer, der solches hatte geschehen lassen, einen scharfen Verweis — Andere sagen sogar, der gute Mann sei seines Amtes entsetzt worden —; auch erging sogleich der Befehl, daß Stutzel wieder ausgegraben werden mußte. Er erhielt nun sein Ruheplätzchen in der alten Schlehrrinne, auch einen schönen Grabstein, darauf er abgebildet zu sehen war, wie er lebte und lebte, auch darunter die Inschrift:

1650 war der Hund begraben
Dass ihn nicht sollen fressen die Raben
Stutzel war sein Name genannt
Bei Fürsten und Herren wol bekannt
Wegen seiner Treu und Munterkeit
So er seinen Herren und Fräven geweiht
Schickt man ihn hin nach Friedenstern
So lief er hurtig ganz allein
Gut hat er sein Sach ausgerichtet
Drum hat er diesen Stein gekriegt.

Von diesem Verfall schreibt sich das Sprüchwort her: „In Winter sein, da liegt der Hund begraben.“

145.

Die weiße Jungfer im Burgberge bei Broderode.

Nach Rein Egenkloß des Thüringerlandes II, 31.
Münsterlch.

Bei Broderode erhebt sich an der Straße nach Herges der Burgberg, auf dem alte Leute noch die Ueberreste einer Burg gesehen haben.

Dort zeigte sich nach der gemeinen Sage alle sieben Jahre eine weiße Jungfer. Sie kam aus einem Felsen hervor, worin ein großer Schatz verzaubert war, den die Jungfrau bis zu ihrer Erlösung hüten mußte, und ging den Berg herab nahe bis an die nächsten Gärten des Orts. Sie trug ein ganz weißes Kleid mit einem rothen Bande und wurde von einem Hündchen begleitet, das eine Schelle am Halsbande hatte. Leute, denen sie auf ihrem Wege begegnet ist, wollen gehört haben, daß sie leise vor sich hin die Worte sprach:

„ein Knäblein von sieben Jahren
mit weißen Haaren
sann mich erretten.“

Aber schon seit langer Zeit hat sich die Jungfer nicht sehen lassen; die Leute meinen sie habe ihre Erlösung gefunden.

Man erzählt die Sage von der weisen Jungfer in Breterode auch so. In dem alten Schlosse auf dem Burgberge wohnte eine Gräfin, die gar stolz und heftigen Gemüths war. Sie hatte eine Kесе, welche ihr jeden Morgen das Haar zu strählen hatte. Dieser Strählerin ging jeder Wunsch, den sie lebhaft und nachdrücklich aussprach, sogleich in Erfüllung. Nun geschah es eines Morgens, daß sie ihre Herrin beim Strählen der Haare ein wenig ruspste und zuspste, wofür diese sehr in Unmuth und Zorn gerieth und der Dienerin allerlei böse und harte Worte sagte, welche diese wiederum so erbitterten, daß sie mit dem Fuße auf den Boden trat und dabei heftig den Wunsch aussprach: „ich wollte, daß das ganze Schloß sammt euch und mir tief in den Erdboden versänke!“ – Sofort sank die Burg in die Tiefe der Erde mit allem, was darin war, und Herrin und Dienerin befanden sich seitdem in dem Verge. Noch einen Wunsch zu thun war der Kесе vergenut und so wünschte sie, daß sie von Zeit zu Zeit einmal hinauf an das Licht gehen dürfe, um zu sehen, wie es droben in der Welt aussieht.

Auch dieses Wunsches Erfüllung ist ihr zu Theil geworden. Und so darf sie alle sieben Jahre sich sehen lassen und selber auch sehen, wie es auf der Oberwelt zugeht.

146.

Der tolle Schulmeister.

Thüringen und der Herz IV. 263 f.

Eine Stelle am Seumberg bei Breterode heißt der Noemarft. Das ist eine Verstümmelung aus Ave Maria oder Ave Marce. Hier sieht man einen ausgehöhlten Stein und darauf läßt sich zu gewissen Zeiten noch fremder Obergesang vernehmen und man erblickt die Gestalt des letzten Kästers, den so genannten tollen Schulmeister, wie er singend und das Kreuz schlagend seinen geisterhaften Umgang hält. Sein Gesicht hat das Aussehen eines Spinnengewebes.

Hausgeister in Broderode.

Von dem Bogenhof des Thüringerkreises II. von F.
Münchh.

Auf einer großen Waldwiese von Proterode nach der Kuhl zu gelegen und „am Röndy“ genannt, stand vor alten Zeiten eine Schleifmühle, deren Besitzer wohlhabend und in guten Verhältnissen war. Dieser Wohlstand kam von einem guten Hausgeist her, der in der Mühle wohnte und die Arbeit in aller Weise förderte. Denn wenn die Messerlingen nur in die Mühle gethan wurden, so brauchte sich Niemand weiter darum zu kümmern, nach kurzer Zeit fand sie der Schleifmüller fertig und blank geschliffen. Der so fleißige und hilfreiche Hausgeist war ein kleines, seltsam gekleidetes Männchen, trug ein Mützchen von wunderlicher Form und Gestalt und ließ sich in der Mühle hinweisen sehen, aber auch hören, denn er hatte die Gewohnheit dann und wann einen ganz eigenthümlichen Ton von sich zu geben. Aber Niemand störte und irrte den kleinen Geist, man ließ ihn alle Wege gehen und thun, was ihm beliebte. So war und blieb lange Zeit ein gutes Einverständnis zwischen dem Hausgeiste und dem Schleifer. Da überkam diesen einmal der Gedanke jenen seltsamen Ton nachzuahmen, als ihn der Hausgeist wieder hören ließ. Von Stund an war der Geist verstummt und ließ sich nicht mehr hören und sehen; die Messerlingen blieben fortan ungeschliffen, die Mühle kam ins Stoden, das Geschäft in Verfall und der Besitzer starb in großer Armuth. Von dem Hause ist jetzt keine Spur mehr zu finden.

Eine andere Pergmühle stand bei Proterode auf dem Plage, den man noch „die Schleifethen“ nennt. Darin wohnten zwei Brüder, denen bei ihrer Arbeit gleichfalls zwei gute Hausgeister zur Hand waren, so daß sich ihr Wohlstand von Tag zu Tage sichtbarlich mehrte. Nun waren aber die kleinen hilfreichen Gesellen, so oft man ihrer im Hause ansichtig wurde, stets mit schlechter und geringer Kleidung versehen; die Brüder wollten sich für die Vermehrung ihres zeitlichen Gutes dankbar zeigen, ließen daher den Kleinen neue Jäckchen, Höschen und Hütchen anfertigen und legten diese eines Morgens neben die Akingen, welche ge-

schliffen und geschärft werden sollten. Als die Weister die neue Kleidung sahen, blickten sie eihander wehmüthig an, sprachen:

„da liegt nun unser Lohn,
jetzt müssen wir auf und davon“,

nahmen ihre Kleider und fuhren alsbald von daumen. Niemand hat sie wieder in dieser Wüste gesehen.

148.

Die Funn von Karles quintes.

Mündlich.

Necklein Sagenschap II, 25.

Wenn in Proterode die Kirchweih gehalten wird, was regelmäßig in der Jacobeweih geschieht, wird Montags unter dem Geläute aller Gleden am Kirchthurne eine Fahne aufgesteckt. Diese Fahne, vom Volke als Zeichen der Kirchweihfreiheit betrachtet, bleibt während der ganzen Dauer der Kirnmes am Thurne hängen und wird erst am nächsten Montage wieder unter Gledengeläute eingezogen. In dieser Zeit hat jeder Ortheinwohner nach altem Herkommen das Recht Bier zu schenken und das Dorfwaser zu fischen bis an die Brücke, welche unterhalb des Zainhammers über das Waser führt.

Dieses sogenannte Fahnenrecht leitet die Sage von einer Begnadigung Kaiser Karls V. her, im Munde des Volkes Karlequintes genannt. Seine Gemahlin soll hier eine Niederkunft gehalten haben und von den Proterädern wohl bewirthe und gut bedient worden sein. Aus Dankbarkeit habe der Kaiser der Gemeinde ihre ansehnliche Waldung, das Blutgericht und viele Freiheiten, darunter auch das Fahnenrecht geschenkt.

In der Fahne, die zwar öfter erneuert worden ist, aber noch immer „die Funn von Karles quintes“ heißt, stehen unter einer Krone Bergmannsschlägel und Eisen, welche der Ort auch in seinem Gemeindesiegel führt.

Vom Volke wird jene Begnadigung zuweilen auch Karl dem Großen beigelegt.

Die Wassermenschen.

Danz und Buchs phol. medic. Topogr. des Kreises
Schmalkalden S. 212.

In Proterode und an andern Orten des Thüringer Waldgebirges, namentlich im Schmalkaldischen begegnet man nicht selten ganz oder theilweise verkümmerten Menschen, die man Wasserkinder, Wassermenschen nennt. Der gemeine Mann behauptet, in der Tiefe der Erde wohne ein Geschlecht von äußerst häßlichen, aber menschenähnlichen Geschöpfen, die nur selten an die Oberfläche kommen. Ein tiefer Teich ist ihr Aus- und Eingang, daher haben sie den Namen Wassermenschen. Sie begeben sich besonders bedrögen an die Oberfläche der Erde, um den Müttern, welche allzu fest schlafen oder ihre Kinder allein liegen lassen, die schönsten Sänglinge zu rauben. Für die schönen Kinder legen sie ihre eigenen häßlichen hin und umgeben sie auf einige Zeit mit einem Hauber, so daß die Mutter erst spät die Verwechselung wahrnimmt. Diese ist nun verbunden, mit gleicher Sorgfalt sich des Freutlings anzunehmen, wenn sie das eigene Kind wieder erlangen will, da die Wassermenschen, wenn sie sehen, daß ihre Nachkommen auf der Oberwelt gedeihen und schöner werden, aus Liebe zu ihrem Geschlechte sich zu einem abermaligen Umtausche verstehen.

Noch bis auf den heutigen Tag werden des Nachts die Thüren der Wochenstuben, mit einem Schürzenband, als einem wirksamen Talisman, zugebunden und man vermeidet es sorgfältig, ein neugeborenes Kind allein zu lassen.

Das Geschenk der Here.

Zeitschrift für hist. Geschichte und Landeskunde IV. 117.

In der Umgegend von Schmalkalden erzählt man folgende Geschichte:

Eine Wöchnerin war sehr krank. Da wurde plötzlich um Mitternacht an das Fenster geklopf und als man nachsah, wer noch so spät

draußen vor der Thür sei, erlaunte man eine Frau aus dem Dorfe, welche bei allen Leuten für eine Hexe galt. Diese Frau erkundigte sich zum Schrecken aller Hausleute sehr angelegentlich nach dem Befinden der kranken Nachbarin und reichte dabei einen Apfel zum Fenster herein mit dem Bedeuten, daß diesen die Kranke essen solle, sie würde davon genesen. Darauf entfernte sich die Frau. Der Apfel, welcher zwar angenommen, aber nicht geessen wurde, war am Morgen schwarz.

151.

Die verwünschten Burgen.

Häfner u. Häfner die Herrschaft Schmalkalden V. 57.

Nordöstlich von Seligenthal im Kreise Schmalkalden zieht sich der romantische Grund der Selige hinauf und führt zu dem Haderholzsteine und dem Falkenstein, zwei hohe Felsen, die sich gegenüber liegen. Auf beiden Felsen sollen Burgen gestanden haben, deren Besitzer im tödtlichsten Haße mit einander lebten. Aber der Väter Gefinnungen theilten nicht die Kinder und der Junker vom Haderholzsteine liebte die Tochter des Herrn von der Falkenburg. Sie durften sich aber nur heimlich sehen und hatten unten im Thale eine verborgene Hütte, wo sie sich fanden. Ihr Umgang blieb nicht ohne Folgen und im hohen Berne stieß der Vater in dunkler Nacht die Tochter aus der Burg. Mühsam schleppte sie sich bis zu jener Hütte, wo sie sterbend ein Knäblein gebar. So fand der Geliebte zwei Leichen, legte Hand an sich selbst und verblutete an der Seite seiner Lieben. Doch der Haß der Väter wurde darum nicht milder; bald kamen sie zum Streite und der Falkenberger wurde erschlagen. Auch der Alte vom Haderholzsteine lebte nicht mehr lange und starb aus Gram über den Tod seines Sohnes. Die Geister der Geliebten aber verfluchten die Burgen ihrer Väter und diese wurden in Felsen verwandelt.

Nach jetzt sieht der Volksglaube dort alljährlich Lichter und weiße Gestalten. Sie suchen sich tanzend zu umringen, erreichen sich aber nimmer. Wenn die Mitternachtsstunde schlägt, dann erlöschen die Lichter, die Gestalten eilen hinab und verschwinden unter dem Felsen, wo die Hütte gestanden hat.

152.

Der Mest-Märten in Schmalkalden.

Häfner und Zilcher die Herrschaft Schmalkalden V. 8.

Von einem Witde auf dem Rathhause in Schmalkalden, insgemein der Mest-Märten genannt, erzählt man folgende Geschichte.

Ein Reisender hatte sich bei stürmischem Wetter verirrt. Auf einem Berge hört er die sogenannte große Oster, die größte Mele der Stadt-kirche in Schmalkalden, läuten, geht ihrem Klange und Schalle nach und findet sich auf diese Weise nach Schmalkalden. Im freudigen Gefühl seiner Rettung machte er eine Stiftung, woraus jährlich auf Martini an alle Beamten, vom höchsten bis zum geringsten, selbst an den Hirten und die Todtenfran, und in den beiden Knabenschulen Mest ausgetheilt wird. Während der Austheilung wird mit der großen Oster geläutet; die Leute, welche an diesem Tage das Läuten besorgen, erhalten gleichfalls ihren Mest.

153.

Die niesende Jungfran.

Häfner u. Zilcher die Herrschaft Schmalkalden V. 57.

In Seligenthal bei Schmalkalden läßt sich am Falkensteine alle sieben Jahre eine weiße Jungfrau sehen, welche Zeug an dem Bache wäscht. Geht Jemand vorüber, so nieset sie, doch dankt sie nicht, wenn der Vorübergehende ihr Gott helf! zuruft, sondern sie nieset zum zweiten und zum dritten Mal. Wer ihr aber dreimal Gott helf! zurufen würde, dem fiele sie vor Freuden um den Hals, denn ihre Erlösung wäre dann vollbracht.

154.

Vörle Anir.

Wagner Gesch. von Schmalkalden S. 392 n. 427.

In Schmalkalden lebte einmal ein Mann, Namens Vörle Anir, der in seinem Leben vielfach seine Nachbarn und Anlieger beeinträchtigte,

unter er die Grenzsteine im Felde verrückte und unordentlichlicher Weise seine Ländter durch Abhacken vergrößerte. Als er starb, ward ihm die ewige Ruhe versagt, denn noch bis diesen Tag ist der Herte Anir als feuriger Mann mit dem Kopfe unter dem Arme und einer glühenden Hade auf der Schulter im Felde zu sehen, wo er unstätt die Grenzsteine umspringt, die er versetzt hat.

155.

Der Lutherebrunn.

Alte Vollsage.

Es geht unter den Leuten die Sage, daß der Doctor Luther, welcher auf dem Kürstentage in Schmalkalden im Jahre 1537 schwer erkrankt war, auf seiner Heimreise den alten Weg über den Rosengarten gefahren und unterwegs, weil er großen Durst empfand, bei einer Bergquelle unweit der Jahrstraße ausgestiegen sei, seinen Durst mit deren süßem Wasser zu stillen. Dieser frische Trunk sei ihm aber so heilsam und wohthunend gewesen, daß er sich alsbald erleichtert fühlte und mit guter Hoffnung auf Wiedergenesung in das nahegelegene Lambach einfuhr. Später hat man den Brunnen mit Steinen eingefaßt und er heißt bis auf den heutigen Tag der Lutherebrunn.

156.

Der Falkenstein.

Alte Vollsage. Blüthlich.

Wer von Dietharz oder Lambach durch den Schmalwassergrund, welcher auch der Dietharzer Grund genannt wird, nach Oberhof geht, erblickt am Ende dieses herrlichen Grundes da wo der Weg aufsteigt und ins Gebirge führt, einen hohen mächtigen Felsen, der Falkenstein. Auf diesem Felsen soll ehemals eine Ritterburg desselben Namens gestanden

haben und darin habe ein Raubritter gehaust, welcher die Bewohner der Umgegend in aller Weise plagte und quälte. Wenn Reisende durch den Thalgrund zogen, so überfiel sie der Ritter, plünderte sie aus und führte sie gefangen mit sich auf seine Burg. Wer nicht reiches Lösegeld zahlte, der wurde vor der Burg erwidet, so daß sein Blut den Felsen hinabfloß.

Endlich thaten sich die Bürger und Vaucu der Umgegend zusammen, erstiegen die Burg und stürzten den Burgherrn den thurmbeben Felsen hinunter, daß er an den Klippen und Abhängen zerschmetterte, die Burg aber wurde zerstört und alle Ueberreste derselben sind spurlos verschwunden. Aber noch zeigt man am Berge und zwischen den Felsenspalten das Blut der erwideten Wanderer. Rings umher ist der Felsen und der steile Felsen geröthet von zahllosen Blutstößen, welche aus dem Mute entsprossen sind, das der Raubritter dort vergossen hat.

Eine andere Sage aber erzählt, daß diese Mumen aus dem Mute des getödeten Raubritters erwachsen sind.

Georgenthaler Klostersagen.

Nach Rein Sagenbuch II, 16.

Münchich.

II.

Bei dem Bruchthaus in Georgenthal unter der großen steinernen Mese liegt ein großer Schatz, auch geht es dort in der Nähe um. Die Leute in Georgenthal erzählen, daß vor nicht langer Zeit dort ein Schneider lebte, der Wilhelm hieß, in der Volkssprache Wetm. Dessens Frau träumte drei Nächte nach einander, ein weißes Brautchen erscheine ihr und deute an, daß sie an das Kornhaus gehen und den Schatz heben solle. Weil ihr nun dreimal dasselbe geträumt hatte, geht sie mit ihrem Manne hin, beide voll Todesangst. Sie finden die Stelle, graben beide still und herzlich darauf los; schon rasch und klings, es thut einen Ruck von unten herauf und der Topf ist da, zugleich aber springt auch ein lehl-

schwarzer Kater über den Teyf. Erschreden schreit die Frau: „ach Weim ach Weim!“ — Weg ist der Schag.

b.

Einmal ging in der Mittagsstunde eine Magd in den Klostergarten zu grasen. Plötzlich stand auf der Höhe an der Mauer ein schleierweißes Frauchen und winkte bis die Gledde prötte schlug, da ist es plötzlich verschwunden. Die Magd ging mit ihrer Tracht ins Dorf, der Weg führte sie am Bruchthaus vorbei und da liegt ein schönes Tuch mit hellen Einknoten. Sie wundert sich, wo an diesem Ort die Kuotten herkommen und steckt zwei davon zu sich. Zu Hause sind dieselben zwei blaue Ducaten.

158.

Der Freischühenschuß am Waldthore in Odruf.

Thuringia. Zeitschr. zur Kunde des Vaterlandes. Weisheit 1841. S. 211.

In den Zeiten des dreißigjährigen Krieges lebte in Odruf ein Jüngling, der in dem Verdachte stand ein großes, schweres Verbrechen begangen zu haben. Er wurde daher angeklagt und in ein Gefängniß gebracht. Da nun kein Mittel ihn zum Geständniß einer That bringen konnte, die er nicht begangen hatte, er aber auch die Richter nicht von seiner Unschuld überzeugen konnte, so meinten diese endlich die Tortur anwenden zu müssen, um das verstockte Herz des Sünders zur Reue und zum Bekenntniß zu bewegen. Und so mußte der Angeklagte in dem Thurne auf dem Kahlthor, wo die Tortur damals gehandhabt wurde, schmerzliche Pein und Qual erdulden.

Anfangs hatte der Jüngling Kraft und Stärke genug, die furchtbaren Schmerzen zu ertragen, aber mit der Zeit schwand seine Kraft und er sprach zuletzt das unwahre Geständniß aus, daß er schuldig sei und das Verbrechen gethan habe.

An einem frühen Morgen zogen viele Einwohner der Stadt und viele Fremde aus der Umgegend vor das Waldthor, wo in jener Zeit die

Gerichtsstätte war, und bildeten dort einen großen Kreis. Ein Geistlicher in seinem Ornate, der Rath der Stadt Odruf, sitzend auf den Richtersthühlen, der Scharfrichter mit dem Schwerte in der Hand und ein Säuer im Sterbelleide standen in diesem Kreise. Als der Geistliche mit dem Säuer gebetet hatte, der zu Gott noch still um Rettung bat, und das Todesurtheil ausgesprochen war und der Stab eben gebrochen werden sollte, da kam ein Reiter im purpurrethen Mantel von dem Markte her durch die Waldgasse und durchs Thor herangesprengt und rief: Gnade! Gnade! Er drang ein in den Kreis und sprach den Verurtheilten vor den Richtern frei. Alle Umstehenden waren höchlich erstaunt und auch die Richter wußten nicht, was sie dazu sagen sollten. Der Reiter be-theuerte nochmals feierlich, daß der Jüngling unschuldig sei und zum Zeichen dessen, fügte er hinzu, wolle er hier in einen Stein schießen und dadurch den Schuldigen tödten. Er ritt alsbald aus dem Kreise hin an die westliche Seite des Waldthores und schrieb auf den ersten Sandstein, mit welchem die Wölbung des Thores anfängt, einige geheimnißvolle Zeichen und schoß dann sein Gewehr gegen den Stein ab. Drei Wust-tropfen entquollen sofort der Stelle, welche die Kugel getroffen, und gruben sich unverzüglich in den Stein. Darauf verschwand der Reiter auf demselben Wege eben so schnell, wie er gekommen war.

An dem nämlichen Tage und zu derselben Stunde, als dieses vor der Stadt Odruf am Waldthore geschah, lag vor dem Dorfe Wählberg an dem Wege, der nach Odruf führt, ein Mensch schwimmend im Blute und in seinen letzten Zudungen. Er hatte einen Schuß mitten in das Herz erhalten, aber kein Gewehr lag neben ihm, auch kein Flüchtling war zu sehen, der den Schuß hätte gethan haben können, ja man hatte nicht einmal einen Schuß im nahen Dorfe gehört. Der Erschlagene war ein Bürger aus Odruf.

Die drei rothen blutfarbenen Flecken am Waldthore zu Odruf wurden von den Bürgern der Stadt der Freischützenschuß genannt. Im Jahre 1833 wurde zur Erweiterung der Straße und zur Verschönerung der Stadt das Thor abgebrochen und jener Stein zu einem andern Zwecke verwendet. So ist der Freischützenschuß verloren gegangen, aber die Sage davon lebt noch im Munde des Volks.

Die Jungfer auf dem Schloßberge bei Odruf.

J. B. Heller's *Beschreibungskunsten aus der Kunstgeschichte Thüringen* S. 128.
Hallenheim Thür. Chron. I. 172 f.

Von Odruf aus eine halbe Stunde Wegs nach Mittag zu seithwärts der Chaussee nach Oberhof liegt in einem stillen, einsamen und geschlossenen Waldthale der Schloßberg, an dessen Fuße sich ein kleiner Bach durch grüne Matten hinschlängelt. Auf diesem Berge soll in der heidnischen Zeit ein Tempel oder eine Opferstätte gewesen sein; Andere erzählen auch, daß dort in alten Zeiten ein Schloß gestanden habe. Zwar findet sich darüber in alten Schriften und Urkunden keinerlei Nachricht, nur die Namen Burggraben, Wall und andere erhalten die Sage von dem frühern Dasein eines Schloßes unter dem Pölle wach und lebendig.

Auf diesem Berge, so erzählt die Pöllsage weiter, läßt sich bisweilen eine Jungfer sehen, welche ein großes Gebund Schlüssel an sich hängen hat. Sie erscheint jederzeit Mittags um die zwölfte Stunde und geht vom Berge herab nach dem Hertingsbrunnen, welcher unten im Thale liegt, badet sich in demselben und steigt dann wieder den Berg hinauf. Viele Leute wollen die Jungfer ganz genau gesehen, auch auf ihre Frage geantwortet haben, aber immer verschwand sie wieder mit einem tiefen Seufzer, denn das rechte Befreiungswort wurde nicht ausgesprochen. Das Bund Schlüssel trägt sie, um damit Gewölbe zu öffnen, in denen große Schätze verbergen liegen und demjenigen zu Theil werden, der das rechte Befreiungswort ausspricht, durch welches die Jungfer zu ihrer Ruhe kommt.

Die drei Gleichen.

Wange Thür. Chron. Bl. 97.

Zwischen Gotha, Odruf und Arnstadt liegen in einem Dreieck auf drei einzeln liegenden Bergen die Ueberreste von drei alten Schlössern. Das Volk nennt sie die drei Gleichen. Aber nur das eine dieser Bergschlösser, an dessen Fuße das Freundenthal und etwas weiter das Dorf

Wanderleben liegt, heist mit Recht Gleichen, das südlich gelegene heist Mühlberg, das westliche die Wachsenburg. Von diesen Schloßern geht die Sage, daß sie alle drei zu einer Zeit dasselbe Schicksal gehabt, nämlich im Jahre 1230 auf einmal vom Blitz getroffen und entzündet wie Fackeln gebrannt haben.

161.

Der Graf von Gleichen.

Joh. Manlii locor. commun. collectanea. Basil. per Oporinum 1562 sq.
p. 178.

Nicolaus de Ringen chron. eccl. bei Heßbach Archiv f. Gesch. der Grafschaft Gleichen II. 35 ff.

Vinhard Hür. Chron. I. 174.

Georg's Chronik von Erfurt. Misp. Z. 112 f.

Agillarius Gesch. der Grafschaft Gleichen S. 51-56.

Tenzel mensil. Unterredungen 1698. S. 579, 679.

Wecherer Hür. Chron. Wählungen 1601. S. 265.

Unter den Rittern, welche mit dem Landgrafen von Thüringen und Hessen, Ludwig dem Heiligen, in das gelobte Land zogen, befand sich auch der Graf von Gleichen. Als aber der Landgraf unterwegs gestorben war, zogen die meisten seiner Begleiter wieder in ihre Heimath zurück, aber der Graf von Gleichen ging mit dem Kaiser weiter und sein Arm verrichtete Wunder der Tapferkeit in dem heiligen Lande. Eines Tages hatte er sich aber zu weit von dem Lager der Christen entfernt und wurde von einer Schaar Feinde umringt, mit seinem Knappen gefangen genommen und in die Knechtschaft geführt. Weil er seinen Namen und Stand geheim hielt, mußte er wie die übrigen Sklaven allerlei schwere Feld- und Gartenarbeit thun. Da geschah es eines Tages, daß die schöne Tochter des Sultans, welche an seiner Geschicklichkeit und Anmuth in allen Dingen ein besonderes Wohlgefallen gefunden hatte, zu ihm trat, und ihn mit freundlichem Gespräch erheiterte. Solche heimliche Unterredung pflogen die beiden noch oft und je öfter sie kam, desto mehr wuchs ihre Zuneigung und Liebe zu dem fremden, unbekannten Gefangenen. In dieser Vertraulichkeit vergingen mehrere Jahre, bis der mitgeführte Diener des Grafen der Sultansochter den wahren Namen und Stand seines Herrn offenbarte. Nun versprach sie dem Grafen, daß sie ihn befreien und mit Schätzen begaben wolle, wenn er sie zu Ehe nehmen würde; auch wollte sie mit ihm flüchten, wenn er

nicht in ihrem Lande zu bleiben gedächte. Der Graf hatte aber eine Gemahlin mit zwei Kindern daheim zurückgelassen, doch die Jungfrau lehnte sich nicht daran und auch bei ihm siegte die Liebe zur Freiheit über alle Verehrlichkeiten, daß er ihr alles zusagte, heissend des Papstes Erlaubniß und seiner Gemahlin Verzeihung zu erlangen, zumal da die schöne Heidin auch ihren Glauben abthun und eine Christin werden wollte.

Beide entflohen und kamen glücklich nach Venedig. Von da gingen sie nach Rom zum Papste und dieser gab dem Grafen seine Einwilligung zu der gewünschten Vermählung, nachdem die Zulfandochter vorher den christlichen Glauben angenommen und die heilige Taufe empfangen hatte. Als nun der Graf nach Thüringen kommt, läßt er die Sarazenin eine kurze Strecke Wegs vor seinem Schlosse in der Herberge zurück und eilt voraus zu seiner ersten Gemahlin und wird von ihr freudlich empfangen. Da sagt er ihr, wie es um ihn stehe, daß er noch ein Weib mit sich bringe und daß er es gegen Gott nimmermehr verantworten könne, wenn er sie hätte in den fremden Landen verlassen sollen, die seines Lebens und seiner Erlösung Ursache sei. Die Gräfin sprach: „mein lieber Herr, seit es Gott gethanet, daß ich euch frisch und gesund wieder habe, und weil sie euch hat frei gemacht, so soll sie des ihr ganzes Leben von mir genießen.“ Und sie ging ihr entgegen und führte sie auf das Schloß und beide Frauen vertrugen sich gar wohl. Auch hatte die Sarazenin der Gräfin Kinder nicht weniger lieb, als wenn es ihre eigenen wären.

Der Ort bei Gleichen, wo die beiden Frauen zuerst zusammentrafen, wurde das Freudenthal genannt und am Fuße des Berges steht ein einsames Herkthaus, welches denselben Namen führt. Auch erzählt man, daß die sarazenische Gemahlin des Grafen den Burgweg bis zum Schlosse hinauf habe herstellen lassen, weil sie Erbarmen hatte mit den armen Leuten, die den alten bösen und gefährlichen Weg hinaufgehen mußten. Dieser Weg wird bis auf den heutigen Tag der Türkenweg genannt.

Lange Zeit hat man auf der Burg Gleichen in einer Kammer das dreißigjährige Bett mit rund gewölbtem Himmel gezeigt; es war von Tannenholz, grün angestrichen, vier und eine halbe Elle lang und vier Ellen breit. Im Jahre 1812 ist es von den Franzosen im Heilblager verbrannt worden.

Auch an andern Orten gab es Erinnerungen und Wahrzeichen an die Töppelche des Grafen von Gleichen. So zeigte man auf dem Hauß

Tenna im Archiv den türkischen Bund, den die Sarazenin zu tragen pflegte, und ein goldenes Kreuz, das sie mit in das Land gebracht hatte. Und auf dem Schloß zu Avencheda bei Eisenach, welches den Burggrafen von Kirchberg gehörte, war noch in neuester Zeit eine alte Tapete vorhanden, worauf man die Geschichte in acht besondern Feldern dargestellt hatte. Das erste zeigte den Abschied des Grafen von seiner Gemahlin und seinen Kindern; das andere seinen Auszug in den Kampf; auf dem dritten sah man, wie er gefangen und in Ketten geschlossen wird; auf dem vierten trifft ihn die Sultantochter bei der Feldarbeit und unterredet sich mit ihm; auf dem fünften sah man sie zu Schiffe gehen; auf dem sechsten, wie dies der ersten Gemahlin durch ein Schreiben kund gethan wird; auf dem siebenten, wie der Papst die Dispensation ertheilt und die Trauung vor sich geht und endlich auf dem achten den Einzug in das Schloß Weichen und wie die erste Gemahlin die Sarazenin empfängt.

Auf dem Petersberge zu Erfurt in dem vermaligen Benedictinerkloster war ein mit Perlen und Edelsteinen reich und künstlich verzierter Altarstein, ein Geschenk der beiden Frauen. Und in demselben Kloster war auch der Leidenstein, auf dem der Graf zwischen seinen beiden Frauen in Stein gehauen ist. Nach Aufhebung des Klosters ist dieser Grabstein im Dom aufgestellt worden, wo er noch heute zu sehen ist.

Nach einer andern Sage wurde der Graf in einem harten Treffen mit den Ungläubigen überwunden, und in einen festen, wohlverwahrten Thurm geführt. Da sah ihn des Sultans Tochter im Vorübergehen am Fenster und fand an seiner Schönheit und Wohlgestalt großen Gefallen. Nachdem sie auch vernommen hatte, daß der schöne Gefangene hohen Standes und ein Graf sei, wuchs ihre stille Zuneigung zu einer herzlichen und starken Liebe. Eines Tages veranstaltete ihr Vater, der Sultan, ein Freudenfest an seinem Hofe. Diese Gelegenheit nahm die Tochter wahr und ging wohlgeschmückt zum Vater ins Gemach, that einen Auffall und ersuchte von ihm die Gewährung einer Bitte. Als der Sultan in seiner großen Liebe zur Tochter dies unbedenklich zugesagt hatte, bat sie um die Freiheit des gefangenen Grafen und daß ihr derselbe zu einem ehelichen Gemahl gegeben würde. Der Vater war über diese Bitte wohl sehr bestürzt, doch konnte und wollte er seine Befehle nicht zurücknehmen, sondern hielt sein Wort und bewilligte beides. Reichlich mit Schätzen begabt ließ er seine Tochter mit dem Grafen von Gleis-

den aus dem Lande ziehen und stattdich nach Venedig begleiten. Alles andere begab sich dann, wie schon erzählt worden ist.

162.

Das Bischofskreuz bei Gleichen.

Thüringia. 1-11. S. 115.

Edbrecht II., Markgraf in Thüringen und Sachsen, hatte das Schloß Gleichen inne und war ein Anhänger Hermanns von Luxemburg. Das Schloß Gleichen ward 1059 vom Kaiser Heinrich IV. mit Heeresmacht belagert, aber der Markgraf zog von vielen tapfern Rittern und Mannen begleitet am heiligen Abende vor Weihnachten zum Entsatz heran. In einer blutigen Schlacht wurde der Kaiser geschlagen; auch sein treuester Freund, der ritterliche Bischof Burchart von Kaufanne, aus dem Hause Ottingen, fiel mit der Lanze des heiligen Constantin in der Hand an der Spitze einer Heeresabtheilung und starb den Heldentod.

Ein hohes, jetzt ergrautes Kreuz in der Nähe von Arendenthal gegen Apfelfeldt zu bezeichnet die Stelle, wo er gefallen ist. Das ist das Bischofskreuz, woran Viele vorübergehen, ohne es zu beachten.

163.

Die Nixe im Sülzenbrücker Teiche.

Thüringia.

Vergl. Die deutsche Sagen. Göttingen 1846. S. 1.

Bei Melkersdorf nach Abend zu in der Richtung nach Sülzenbrück ist ein Hain gelegen, gewöhnlich der Sülzenbrücker Teich genannt, weil vermuthlich an seiner Stelle ein Weiher war. Auch von diesem Teiche erzählt man die in Thüringen so verbreitete Nixensage.

In Melkersdorf war Kirchweih und das junge Volk hielt einen lustigen Tanz. Im Sülzenbrücker Teiche wohnte eine Nixe. Zu dieser drang in der stillen Nacht die Musik aus der nahen Schenke, lauschend streckte sie ihr Haupt aus dem Gewässer empor und bekam Lust nach Melkersdorf zum Tanze zu gehen. Sie stieg ans Ufer, trocknete ihr Haar und schmückte sich und ungeschen huschte sie dann in den Tanzsaal unter die Zahl der übrigen Mädchen. Hier wollte sie ein wenig am Tanze

sich erfreuen und dann wieder unbemerkt, wie sie gekommen, in ihr Beliebig zurückkehren, ehe noch der Morgen graute. Ihre seltene Schönheit fiel allen auf; der schönste Bursche hette sie zum Tanze und lustig und fröhlich schwebte sie mit ihm im Saale dahin. Bald überkam den Burschen eine wunderbare Liebe zu der schönen Tänzerin, mit Freude und Entzücken ruhte sein Auge in dem ihrigen; das Mädchen hatte es ihm angethan. Doch auch ihr ist so wehl und so wehe, sie fühlt nicht minder die Gluth der irdischen Liebe und vergift darüber die rechte Stunde des Scheidens und Abschieds. Als es schon zu tagen beginnt, wird sie mit Schrecken ihrer Versäumnis inne; sie erblaßt und reißt sich mit Gewalt von ihrem Tänzer los, eilt nach dem Weiser und stürzt sich athemlos und verzweifelt in die Gluthen. Wild schäumt das Wasser auf und seine Klarheit ist mit Blut getrübt. Den Burschen aber, der ihr aus Wasser nachgecilt ist, ergreift ein unendliches Weh und Leid; eine unsichtbare Gewalt treibt ihn an, daß er der holden Nixe nachstürzt und mit ihr in den Gluthen auf ewig verschwindet.

164.

Meister und Gesell.

J. G. v. Hellbach *Novell.* von der Lieben Frauen-Kirche zu Arnstadt. B. II.

Als in Arnstadt die Liebfrauenkirche erbaut werden sollte, übertrug der Meister den Bau des vordern Thurmes seinem Gesellen. Dieser will dem Meister Ehre machen und ein rechtes Kunstwerk aufstellen, widmet deshalb seiner Arbeit ganz besondere Liebe und allen eifertlichen Fleiß. Und wunderbar ging ihm das Werk von Statten. Es war gar nicht zu verkennen, daß der Thurm des Gesellen weit schöner und herrlicher emporstieg als der des Meisters, und Jedermann, der vorüberging und den Bau betrachtete, lobte und rühmte des Gesellen Kunst und Geschicklichkeit. Das verdross aber den Meister, der deshalb einen tiefen Groll gegen den Gesellen faßte und sich an ihm zu rächen gedachte. Als nun der Thurbau fertig war, ruft ihn der Meister zu sich hinauf auf den Thurm unter dem Vorgeben, daß er ihm etwas zeigen wolle, was an der Arbeit noch fehlerhaft sei. Der Geselle steigt ohne Arg die Treppe empor und mit ihm läuft lustig auch sein Hundlein hinauf. Oben heißt ihn der Meister zum Schallstocke hinausschauen und den Hebler selber

auffuchen; wie er aber sich weit hinanbiegt nur dennoch nichts Aelterbastes entdecken kann, gibt ihm der tödtliche Meister einen Stoß, daß er hinunterstürzte und todt zur Erde fiel. Als das treue Hündlein den lieben Herrn hinunterfallen sah, sprang es ihm sogleich nach und fiel todt nieder neben seinem todtten Herrn.

Zum Gedächtniß an diese abscheuliche That hat man eben am Thurne in Stein eine hervorragende Manns- und Hundgestalt angebracht.

165.

Die Größermette in der Liebfrauenkirche.

J. Ghr. v. Hellbach Nachr. von der Lieben Frauen Kirche zu Ahrhaff. Z. 115.

Man erzählt auch, daß ein Diacenus an der Liebfrauenkirche des Nachts einmal aus dem Schläfe erwacht sei und in der Meinung, es sei die Zeit zur Frühmette, sich in die Kirche begeben habe, seines Dienstes dort zu warten. Bei seinem Eintritt findet er den Gottesdienst schon begonnen, die Kerzen sind angezündet, an dem Hochaltare aber nur an den Seitenaltären stehen Messpriester und Vicare, welche vor vielen hundert Jahren den Gottesdienst besorgt hatten. Während der Diacenus staunend dieses alles betrachtet, schlägt die Thurmuhre ein und sogleich erlöschen alle Kerzen, der gesammte Cierus ist mit einem Male verschwunden und mit ihm aller Glanz und alle Herrlichkeit der nächtlichen Westminster. Der erschrockene Diacenus steht allein in der finstern Kirche.

166.

Die Wichtel oder Böhlermännchen im Jonasthale bei Arnstadt.

Thuringia. 1842. B. 780 B.

Vor alter Zeit lebte in Arnstadt eine arme Wittwe, die sich und ihre Kinder nur nothdürftig vom Spinnen ernährte. Einen kleinen Zuschuß zu ihrem Unterhalte gab ihr noch ein Stückchen Feld im Jonasthale, auf dem sie einen Theil von ihrem Jahrbrote baute. Eine frohe, fröhliche Zeit war für die ganze Familie die Zeit der Ernte, Mutter und Kinder freuten sich schon lange vorher auf das Schneiden, Sammeln und Binden der weisen Früchte.

In einem Jahre war aber die Witterung sehr übel und böse geworden; es regnete fortwährend und nur wenig sonnige Tage gab es, an denen man die reife Frucht schneiden und in die Scheuern einbringen konnte. Die reichen Feldbesitzer hatten die Schnitter in der Stadt und Umgegend für die ganze Erntezeit in Lohn genommen, um jede Stunde zur Arbeit benutzen zu können, die armen, kleinen Leute dagegen konnten für ihre wenigen Acker keine arbeitsamen Leute haben. So erging es auch der armen Wittwe. Sie hatte sich schon viel Mühe gegeben einige Schnitter zu bekommen, aber immer vergeblich. In dieser Noth und Verdrängniß ging sie eines Morgens, als gerade die Sonne wieder einmal schien und es einen guten Tag geben wollte, hinaus in das Jonasthal, hoffend unterwegs vielleicht einige Leute zu finden, die ihr die nöthige Arbeit um Geld und gute Worte thun möchten. Ihr Gang war aber vergeblich und umseufzt gewesen; sie stand an ihrem Acker und weinte bitterlich, daß sie die schöne, reife Frucht nicht heimbringen konnte. Mit einem Male sah sie an ihrer Seite einen von den kleinen Wichtelmännern, die seit undenklichen Zeiten im Jonasthale wehnten. Das Männlein fragte gutmüthig nach der Ursache ihres Kummer und ihrer Thränen und die arme Wittwe klagte ihm ihre Verlegenheit und große Sorge, daß sie im Winter mit ihren Kindern große Noth erleiden müßte, wenn die schönen Früchte auf dem Felde verderben müßten. Das ging dem Wichtel sehr zu Herzen und er versprach der Frau Hilfe zu schaffen, sie möge nur einstweilen heingehen und für einen Wagen zum Einfahren der Frucht sorgen.

Erfreut über solche Ausage und im voraus dankend für den versprochenen Beistand eilt die Wittwe frühlich nach der Stadt einen Wagen zu holen. Unterwegs schaut sie von einer Anhöhe auf ihren Acker und traut kaum ihren Augen, als sie ein rastloses Gewimmel unzähliger Wichtelmänner erblickt, alle beschäftigt den reichen Erntesegen zu schneiden, zu sammeln und in Garben zu binden. Der schönste Sonnenschein begünstigt die Arbeit und so war dieselbe auf dem ganzen Acker in kurzer Zeit gethan.

Die Wittwe hatte in ihrer Freude die Start bald erreicht, ging da zu einem guten Freunde ihres seligen Mannes und bat ihn beweglich um seinen Wagen auf einen Nachmittag. Derselbe ließ sogleich anspannen und die Frau holte noch ihre beiden ältesten Kinder und fuhr mit ihnen auf dem Erntewagen so schnell als möglich dem Jonasthale zu.

Dort sauden sie auf ihrem Ader alles zum Anstaden und Einfahren bereit, nicht eine Aehre lag noch auf den Steppen umher und die Kinder waren ihrer gewöhnlichen Beschäftigung die Aehren sorglich zu sammeln für diesmal ganz überhoben.

Oern hätte die Wittwe den guten Wichteln ihren Dank gesagt, aber sie spähte vergebens nach ihrer Wohnung; sie sah nur eine kleine Höhle am südlichen Abhang des Sonnenbergs und in der Meinung, daß darin die Wichtelmänner wohnen möchten, rief sie wiederholt ihren Dank hinein, erhielt aber keine Antwort. Man nennt dort in der Gegend die Höhle das Wöhleresloch und die darin wohnenden Gezwerge die Wöhleresmännchen.

167.

Der Spack im Walperholz bei Arnstadt.

Thürsch.

V. Beschlein Thüringer Sagenbuch II. W.

Das Walperholz bei Arnstadt, ein schöner Bergwald, hat seinen Namen von einem Kloster der heiligen Walpurgis erhalten, das in alten Zeiten auf diesem Berge gestanden hat. In diesem Hölze ist eine Waldede, darauf steht eine so genannte Jagdbuche und um dieselbe ist ein runder Platz, auf dem kein Rasen wächst, noch sonst ein Kraut gedeiht. Der ruhelose Geist einer Bierzapferin ist dahin gebannt, welche bei ihrem Leben stets zu geringes Maß gegeben hat. Viele Leute haben sie in altväterischer Tracht rastlos um die Buche wandeln gesehen und dabei ihren kläglichen Ruf gehört, den sie fort und fort ausstößt: „Vell Maß, vell Maß!“

Dieselbe Sage erzählt man auch anderwärts in Thüringen. So ist sonst unterhalb Wehlis dem reisenden Stein gegenüber ein Straußen mit einem Schlüsselbund umgegangen und den Leuten in der Mittagsstunde erschienen, schreiend und klagend: „Drei Viertel für ein Pfund! Drei Quärtchen für eine Kanne!“ Es war eine Handelsfrau, die bei Lebzeiten also betrogen hatte und zur Strafe nach ihrem Tode dort umgehen mußte.

Der Jungfernsprung bei Arnstadt.

Mündlich.

Am Jenasthale bei Arnstadt befindet sich auch eine senkrechte schroffe Felswand, der Jungfernsprung genannt. Dort soll eine Jungfrau, von einem Reiter verfolgt, in ihrer Angst hinunter gesprungen sein, nachdem sie sich vorher dem Schutze der Engel anbefohlen hatte. Die Engel haben sie auch in Schutz genommen und sanft zu Boden getragen, der Reiter aber, welcher sein Ross und seine Leidenschaft nicht zu zügeln vermochte und ihr nachsetzte, stürzte zertrümmert mit seinem Ross in den tiefen Abgrund.

Von allerlei Erscheinungen in der Umgegend von Arnstadt.

Mündlich.

An der alten Straße von Schmerfeld nach Arnstadt zeigt sich zuweilen ein Reiter ohne Kopf und bei Schmerfeld in gewissen Nächten eine weiße Taube. Sie soll eine verzauberte Jungfrau sein. Auch der feurige Drache, von den Leuten „Feterhäunsschen“ genannt, wird hier zuweilen gesehen. Er fährt zum Scherstein hinein und bringt Welt, Sped, Würste und andere Dinge der Art.

Die Zwerge in den Kammertlöchern bei Angeltroda.

Mündlich.

Nördlich von Angeltroda erhebt sich ein walziger, am Fuße mit Weidenbüschen bedeckter Kuschellaltruden. Die Waldung ist größtentheils Kirchenholz. Auf dem Rücken des Berges öffnen sich mächtige Felsenspalten, oft wunderbar gestaltet und mit herrlichen Schlingpflanzen bewachsen. Früher ragten mächtige Fichten aus den Felsenspalten empor, die ehemals noch colossaler gewesen sein mögen; die herunter gestürzten Felsstübe zeigen dieses an. Der Berg selbst heißt Weissenstein und

seine Fortsetzung bei Angelreda die Kummel. In den unbeheimlichen Höhlen und Grotten dieser Felsen hauste früher eine Zwergsfamile, die sich auch bis zum Jenaerthale bei Arnstadt verbreitet hatte. Es war ein niedliches, lustiges Völkchen. Durch ihre Tarnlappen konnten sie sich unsichtbar machen und wenn sie wohl wollten, dem vertuschen sie eine solche Tarnlappe. Junge Ehepaare, welche ein frommes, arbeitsames, bescheidenes Leben führten, beschenkten sie oft mit reichen Gaben. Solche Leute fanden nicht selten eines Morgens eine schöne Kuh in ihrem Stalle, wenn sie selber noch keine hatten einstellen können. Den meisten Menschen waren sie aber als böse Geister verhasst, da sie ihnen manchen Schabernack zufügten.

So kamen sie auch durch den Kummelberg in den Keller des Wirths, dessen Haus am Fuße desselben liegt, und naschten den Kuchen und Wein zum großen Aerger des Besitzers. Ihre Fußspuren, die sie hinterließen, waren wie kleine Hühnerfüßchen gestaltet. Die Leute sammelten auf Mittel, sie aus der Gegend zu vertreiben. — Lange wollte es nicht gelingen. Endlich kam ein weiser Mann nach Angelreda, den man um Rath fragte. „Es gibt hier viel Tarns (Eibenbäume),“ sagte er, „legt Zweige von diesen Bäumen vor die Löcher der Zwerge und zwar am Johannisabende, da werden sie sofort weichen.“ Als der Johannisabend heraufkam, sammelte Tags vorher Jung und Alt Eibenzweige und Abends legte man sie kreuzweis vor die Löcher der Zwerge. In stiller Mitternacht gab man Acht, welchen Ausgang es mit dem Zwergvölkchen nehmen werde. Man hörte ein leises Weinen und ein unbeheimliches Rauschen durch die Luft; der Zwergsfamile zog mit einer großen Schaar Gezwerge durch die Luft hinüber nach Rippelrode zu. Ein lichter Schimmer bezeichnete ihre Straße. Die Redereien der Zwerge hatten nun zwar ein Ende, aber auch der frühere Segen ihrer Gegenwart hatte sich verloren. Einzelne Zwerge hat man hier und da später noch gesehen, bis sie endlich ganz verschwunden sind.

171.

Der Hirsch mit dem goldenen Geweih in den Kammertlöchern.

Abtheilung 1841. B. 10.

Ueber Angelreda im Walde, wo die Kammertlöcher sind, wechsell ein schneeweißer Hirsch mit einem goldenen Geweih. Nur ein Zehn-

tagöfunde, welches reines Herzeng ist und bei Nacht durch diesen Wald geht, kann diesen Hirsch erbliden, auch ist demselben die Macht gegeben den Hirsch zu fangen und bis an die Kammerlöcher zu führen, wo er durch einen Schlag an die Felswand sein goldenes Geweih abwirft und damit zugleich eine lange Reihe von Kammern öffnet, welche Goldsand, etliches Weitein und andere Schätze der Erde in reicher Fülle enthalten. Der Glücklich, welcher den Hirsch gefangen hat, kann sich von diesen Schätzen nehmen so viel ihm gefällt. Auch die goldenen Stangen sind sein Eigenthum, welche der Hirsch bei seinem Entweichen hinterläßt, denn er verschwindet nun auf so lange Zeit, bis seine goldene Krone wieder gewachsen ist. Alldraun erscheint er abermals in diesem Walde und einem andern Sonntagöfunde kann dasselbe Glück zu Theil werden.

172.

Der goldene Kaisersarg.

Münchich.

Westlich von der Reinsburg erhebt sich in einem einsamen unfruchtbaren Thale ein Berg, der Kaiser genannt. Von ihm geht die Sage, daß ein Kaiser in einem goldenen Sarge darin begraben liege. In grauer Verzeit mag er hier auf seinen Hügel erkrankt und gestorben sein und in nächtlicher Stille, ungesehen von Menschen hat man ihn in den felsigen Berg gebettet. Viele Schatzgräber haben nach dem goldenen Sarge gesucht, ihn aber nicht gefunden.

173.

Der Schatz im Reinsberge.

Züringia 1813, S. 13. — Münchich.

Am westlichen Abhange des Reinsberges hütete im Sommer ein Schäfer des herrschaftlichen Gutes zu Blaue seine Heerde. Dabei war es seine Lieblingsbeschäftigung nützliche Kräuter und Pflanzen zu suchen, um davon für Menschen und Vieh heilsamen Gebrauch zu machen. Eines Tages kam ihm eine noch nie gesehene schöne Blume vor Augen, die er ihrer Seltenheit wegen sogleich abpflückte und seinen Hut damit schmückte. Langsam trieb er seine Heerde den Berg hinan und gewahrte

auf einmal eine schmale Kluft, die in den Berg hineinführte. Er drängt sich zwischen diese Kluft, bald aber findet er einen bequemen Weg und gelangt in ein hell erleuchtetes Gewölbe, worin unermessliche Schätze und Kostbarkeiten aufgehäuft waren, von denen seine Augen fast geblendet werden. Als er sich in dem Gewölbe noch weiter umschaut, erblickt er in einem Winkel eine weiße Frau, welche ihm in aller Weise andeutet von den vorhandenen Schätzen zu nehmen, was ihm beliebt und so viel er tragen könne. Mit Ehrfurcht nimmt er seinen Hut vor der weißen Frau ab und schickt sich an in stummer Vessonnenheit von den Schätzen aufzutassen. Die weiße Frau erinnert ihn dabei, daß er ja nicht das Beste vergehen solle. Er nahm, was ihm das Beste schien. Die Frau wiederholt ihre Warnung; noch einmal durchmustert er sorgfältig die Schätze, nimmt noch so viel als er tragen kann, und will nun wohl belastet den Rückweg antreten. Da tritt ihm die weiße Frau in den Weg und ruft ihm fast ängstlich ihre Warnung zum dritten Male zu, aber der Schäfer meint das Beste gewählt und genommen zu haben und geht aus dem Gewölbe hinaus. Kaum ist er ins Freie getreten, so schließt sich hinter ihm raschend die Kluft und jetzt erst fällt ihm ein, daß er seinen mit der seltenen Blume geschmückten Hut zurückgelassen hat.

Andere erzählen, der Schäfer habe bei seiner Ehrlichkeit nichts von den Schätzen berührt, sondern getrennt der Hallstride des Satans sich eiligst auf den Rückweg gemacht. Als er aber in der freien Natur wieder freier aufathmend seinen Hut abnahm, denn der Angstschweiß rann ihm von der Stirne, sah er die seltene Blume nicht mehr daran, und als er sich umblidte, war auch die Grotte verschwunden.

Die Schätze des Berges wären kein gewesen, wenn er muthig zugegriffen hätte. Erst nach hundert Jahren wird die Blume wieder blühen und ein Glücklichcr wird sie pflücken. Sie ist der Schlüssel zu den verborgenen Schätzen, die nur ein frommer, unschuldiger Mensch heben kann.

174.

Das Strinbild an der Kirche in Stadt Alm.

(Nach einem alten Wigt.)

Als die Kirche in Stadt Alm erbaut wurde, suchten die Mönche nicht nur die Bürger sondern auch die Pöndleute zu reichlichen Beiträgen

zu bereiten. Sie stellten den Leuten das gute Werk so süß mit so vielen Verheißungen vor, daß fast Jedermann über sein Vermögen zu geben sich bestrehte. Damals lebte auch eine arme Wittve in der Stadt mit sechs Kindern, welche ein kleines Häußchen und ein einziges Geldstückchen in ihrem Vermögen hatte. Zu dieser kam wiederholt ein Mönch und redete ihr in aller Weise eindringlich zu, ihren güldenen Sparfennig zum Kirchenbau beizusteuern; dabei versprach er der Wittve alles Glück und Wohlergehen für die Zukunft und versicherte hoch und theuer, daß ihre Gabe nur für die Kirche verwendet würde; wäre das nicht der Fall, so würde sie das Geldstück gewißlich bei ihren Kindern wieder finden.

In guter Einnast und in der Hoffnung reichen Segens gibt die Frau dem sammelnden Mönche ihr Geldstück. Dieser brachte es aber nicht der Kirchbaulasse, sondern einer Weibsperson, mit welcher er geheimen Umgang pfleg. Als nun derselbe Mönch am nächsten Sonntage Messe liest und dabei der eingegangenen Beiträge für den Bau der Kirche rühmlich gedenkt, auch über die frommen Geber den Segen spricht, aber den Beitrag der armen Wittve weder erwähnt, noch ihr den Segen ertheilt, wird er plötzlich von einer unsichtbaren Macht über die Mauer der Kirche, soweit solche damals erhöht war, in die Luft geführt, zum Schrecken und Erstaunen aller anwesenden Leute. Zum Andenken an diese Begebenheit setzte man an der südlichen Außenseite der Kirche an eben der Stelle, wo der Mönch über die Mauer hinweggeführt worden war, ein hervorragendes Steinbild ein, welches einen Mönch vorstellt, den ein böser Geist entführt, und noch heute zu sehen ist.

Als nun nach einigen Jahren die Kirche eingeweiht werden soll und von allen Orten viel Volk dazu herbeikommt, so wird angedeutet, daß alle die, welche etwas zum Baue beigetragen, vorzüglich und zuerst in die Kirche gelassen und vor den Altar gestellt werden, die andern Kirchgänger nachher erst Eintritt erhalten und den noch übrigen Raum einnehmen sollen. Bei dieser Gelegenheit trängt sich auch jene Wittve mit ihren Kindern hervor, will Einlaß haben und des Segens theilhaftig werden; weil man aber ihren Namen nicht unter den milden Gebern findet, wird sie zurückgewiesen. Da betheuert sie unter vielen Thränen, daß sie ihr einziges Geldstück beigetragen und jenem Mönche gegeben habe, welcher von einem bösen Geiste entführt worden sei, wie das Steinbild an der Kirche besage; erzählt auch, daß derselbe Mönch ihr versichert, daß, wenn das Geldstück nicht zum Bau der Kirche verwendet

würde, es bei ihren Kindern sich wider fluten werde. Da man sie aber dennoch hinaufweisen will, fängt plötzlich der in Stein gehauene Wöndy an zu reden und versichert, daß die Wittwe die Wahrheit gesagt habe, er aber zur Strafe seines Betrugs damals vom Teufel geholt werden sei.

Darauf wird die Wittwe in der Kirche gleich neben den Altar oben an gestellt. Während nun der Priester den Segen über die Gemeinde spricht, greift der jüngste Knabe der Wittwe zufällig in seine Tasche und — findet das bekannte Geldstück seiner Mutter darin. Da erkennt das Volk den Finger Gottes und die Wittwe wird einstimmig zur Verwalterin des Guteselassens erwählt und zugleich bestimmt, daß dieses Amt für alle Zeit bei ihrer Familie verbleiben soll. Diese soll jedoch vor nicht langer Zeit davon abgetrennt sein.

175.

Das verwünschte Schloß auf dem Zingerbergr.**Erste Sage.**

mitgetheilt vom Herrn Johann Nitzsch.

Nicht weit von der Stadt Jm erhebt sich westlich der schwach bewaltete Zingerberg, an dessen Fuße das Dorf Zingen gelegen ist. Auf dieses Berges felsiger Kuckuckskuppe stand in frühern Zeiten eine feste, stolze Ritterburg. Die Zinnen der Thürme erheben sich kühn in die Lüfte und glänzten in der goldenen Morgensonne. Aber die Burg war ein Schrecken der Umgegend, denn ein wüthes, tolles Raubrittervolk wohnte in ihren Mauern. Sie plünderten und trübten die unwehrenden Lantleute und beraubten die Kaufleute, welche harmlos die Straße des Huthales dahin zogen. Wenn das nahe Kloster Paulinelle Getraide und Weinlieferungen erhielt, so kamen sie aus ihrem sichern Versteck und nahmen, was und wie viel ihnen beliebte. Ungestraft trieben sie lange ihr gottloses Räuberwesen und Niemand fand sich, der sie für ihre Unthaten gestraft hätte. Da geschah es, daß der große Reformator D. Luther von Reburg die Straße des Huthales daher zog. Er freute sich in seinem Wäglein über die schöne Gegend, die vor seinen Augen ausgebreitet lag. Aber die Nacht überraschte ihn und da gewahrte

er auf dem hohen Zingerberge die hellerleuchtete Räuberburg. Ein tolles, wildes Geschrei ertönte aus der Ferne herüber durch die stille Nacht und gotteslästerliche Klänge stiegen zum Himmel empor. In Zaud und Braus verjubilte man das, was man durch Raub und List erbeutet hatte. Mit Entrüstung und großem Zorn hörte der Mann Gottes die Erzählungen seiner Begleiter von diesen Raubrittern und wie ihre Verwethaten laut um Rache schriegen; in seinem heiligen Zorn sprach er daher den Kluch aus: „so hoch jetzt die Burg in die Luft ragt, so tief mag sie in des Verges Schoosch versinken!“

Nach in selbiger Nacht erfüllte sich dieser Kluch und Gottes Strafgericht brach los. Ein schreckliches Ungewitter erhob sich, Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag erfolgte; es war als ob alle Elemente mit einander im offenen Kampfe stünden. Aber oben auf der Burg trank und jubelte, lästerte und fluchte die gottlose Ritterschaar. Jetzt that sich der ganze Himmel auf, ein schwefelgelber Blitz erschellte schrecklich die ganze Gegend und ein Donnerschlag folgte ihm nach, daß die Erde erzitterte. Des Verges Tiefe öffnete sich und die Burg samt ihren Bewohnern fuhr in den grausen Abgrund. Nach und nach verzog sich das Gewitter. Die Morgensonne beleuchtete die frischen Bergmatten und grünen Wälder, aber verwundert schauten die Umwohner nach des Verges lahler Spitze. Die Burg war und blieb verschwunden. Ruhig und unangefochten zog nun der Reisende seine Straße. Aber aus des Verges Tiefe hört man zuweilen bei stiller Nacht die Klänge der begrabenen Ritter. Der Wanderer blidt dann schen und furchtsam umher, beslügelt seine Schritte um das sichere Obdach zu erreichen und spricht ein Stofgebet gegen böse, hellsche Weister.

176.

Zweite Sage.

Nach einem alten Wjst.

Das feste Schloß auf dem Zingerberge bewohnte ein alter Ritter mit seiner Haushälterin in stiller Abgeschlossenheit von der übrigen Welt. Man erzählte allerlei von ihm in der Umgegend, namentlich daß er viele Schätze und Reichthümer in seiner Burg aufgehäuft habe. Seine Nachbarn auf den umliegenden Burgen waren durch ihr wüßes Leben ver-

armt und die Räubereien, die sie verübten, schafften und brachten nur länglichen Unterhalt. Deshalb sprachen sie gar fleißig bei dem Ritter auf dem Zingerberge ein und wurden ihm durch ihre Besuche nicht wenig lästig. Zuletzt ließ der alte Burgherr ihnen unverhohlen seinen Unmuth merken und darüber wurden ihm jene von Stund an so böse, daß sie übereinkamen, ihn gemeinsam zu überfallen, seine Schätze zu rauben und unter sich zu vertheilen. Wohlbekannt mit des Schloßes Gelegenheit drangen sie bei Nacht in dasselbe ein, brachten den Alten und sein Gefinde mit Ausnahme der alten Schließerin, die ihnen Speise und Trank aus Küche und Keller herbeischaffen mußte, scheinungslos um und zechten und schlemmten Tag und Nacht hindurch. Einer der Räuber, der mit dem erschlagenen Ritter nahe verwandt war, gab vor, der Alte sei plötzlich gestorben und nahm als Erbe von der Burg Besitz. Geld und Gut war aber bald verthan, der Mangel stellte sich wieder ein und die saubern Gesellen lehnten zurück zu ihrem alten Gewerbe, dem Straßentrab.

Eines Tages griffen sie eine vornehme Frau mit ihren Töchtern und Besen auf, brachten sie auf den Zingerberg in das Schloß, zwangen sie an ihren wüsten Gelagen Theil zu nehmen, ja sie ließen es auch nicht an entehrenden Zummthungen fehlen. Zum Glück für die Frauen wurden sie bald unter sich uneinig, da ein jeder die schönste Jungfrau für sich begehrte. Der Streit wurde endlich dahin geschlichtet, daß derjenige, welcher beim nächsten Raubzuge den reichsten Fang thun und die meiste Beute in die Burg bringen würde, auch die schönste als Beutelehn erhalten sollte und nach der Größe der Beute gedachten sie die übrigen Jungfrauen ihrer Schönheit nach unter sich zu vertheilen.

Die Räuber zogen aus und legten sich hinter Gebüsch und Dickicht, aber kein Kaufmannszug erschien, kein Wagen mit Wein oder Waaren beladen, nur ein Zug Erfurter Mönche kam aus dem Kloster Paulinzelle zurück, auf einer Pestsahrt begriffen, des Wegs daher. Auf diese stürzen die Wegelagerer, ziehen sie aus und nehmen einen der Mönche zur Kurzwelt mit auf ihre Burg. Der Gefangene war D. Luther. Ehe sie aber mit ihm den Berg hinauf reiten, erblicken sie in der Ferne einen Wagenzug. Ohne Verzug reiten sie diesem entgegen, nachdem sie einen der Gefangenen bei dem gefangenen Mönche zurückgelassen haben. Weil aber dieser vor Müdigkeit und Trunkenheit auf dem Rasen bald einschläft, so entflieht Luther und eilt hinauf nach dem Schloße, daß ihm als der

Räuber Nest noch nicht bekannt ist, dem Schirm und Schutz zu suchen. Eben auf der Mauer steht die gefangene Frau und ruft ihm zu: „entfliehe, du kennst ja einer Räuberburg!“ Luther lehrt um, fällt aber in die Hände der heimkehrenden Ritter und wird in die Burg gebracht. Hier stellt er sich nun ganz vergnügt, macht gute Miene zum bösen Spiel, nimmt Theil am Gelage, singt Trübslieder mit den zehenden Rittern und wartet auf Zeit und Gelegenheit, bis sie dem tiefen Schlafe verfallen sind. Dann nimmt er der alten Schließerin, die auch schlafend da liegt, die Schlüssel ab und entkommt glücklich mit den gefangenen Frauen aus der Burg.

Aber bald erwacht einer der Ritter und entdeckt auch sofort, daß der Mönch und die Frauen entflohen sind. Sogleich ruft er die andern wach und sie eilen auf die Entflohenen auf der Landstraße wieder einzuhaken, glücklich waren diese aber auf einem andern Wege davon geritt und hatten sich verborgen im Walde bei Paulinzelle. Die alte Schließerin aber, der Ritter Rache und Strafe fürchtend, erhängt sich im Thurmthore.

Müde und ermattet stehen endlich die Raubgesellen von ihrer vergeblichen Verfolgung ab und reiten nach ihrer Burg zurück; aber wie staunen sie, als sie dieselbe auf dem Singerberge nicht wieder finden. Luther hatte auf der Flucht das Lied gesungen: „Allein Gott in der Höh sei Ehr“ u. und dabei das Schloß tief in die Erde hinein verwünscht in der Weise, daß Niemand dasselbe je wieder erblicken solle, als wer auf der Stelle, wo es gestanden, dieses Lied singe.

Noch waren die Keller mit ihren Weinverräthen den Räubern geblieben. Sie thun sich also in diese ein und setzen darin zehend und schmausend ihr gewohntes Leben weiter fort. Als aber Luther Rauch aufsteigen sieht, verflucht er den Ort noch einmal, so daß auch die Keller mit ihren Zufassen in die Tiefe des Berges versinken.

Nach vielen Jahren hütete ein Schäfer auf dem Berge und spielte zufällig das oben erwähnte Lied auf der Flöte. Da sieht er plötzlich eine Schlüsselblume aus der Erde empor wachsen und eine Burg aus der Erde sich erheben. Hierüber erstaunt wagt er nicht in die Burg zu treten, denn auch die alte Haushälterin hängt noch im Thore. Endlich sagt er sich ein Herz, tritt hinein und findet überall Todtenstille. Er nimmt was er eben herkringen kann, und als er zum Thore hinausstreitet, sinken Mauern und Thürme in den Berg zurück.

Stetig treibt der Schäfer seine Heerde ferner dahin, aber die Purg zeigt sich ihm nicht wieder, bis er endlich zufällig jenes Vieh wieder bläst. Nun merkt er, wie der Zauber zu lösen ist, und er tritt ein in das Schloß, steigt in die Keller hinab und findet das ganze Gelage der Juchbrüder in der nämlichen Stellung, als ob sie äßen und tranken. Erschrocken tritt er ein wenig zurück, da aber keine der Gestalten sich bewegt, wagt er sich näher und gewahrt, daß sie sämmtlich in Stein verwandelt sind. Er trank köstlichen Wein aus den Kässern und that sich nachher noch oft gütlich, entdeckte aber sein Geheimniß erst auf dem Tottenbette seinem Reichvater.

177.

Dritte Sage.

Wälsch.

Ein Kauritter auf dem Singerberge lebte mit dem Abte in Paulinzelle in beständiger Feindschaft und großem Unfrieden, so daß es an Reibungen und Feindseligkeiten aller Art zwischen beiden nicht fehlte. So hatte der Abt, von dem Ritter vielfach geschädigt, den Brunnen am Fuße des Singerberges dergestalt verwünscht und verflucht, daß ein jeder, welcher daraus trank, Päuse bekam. Darum heißt er noch heute der Päusebern und die Leute in der Umgegend hätten sich wohl daraus zu trinken.

Nicht lange nachher hatte der Ritter auf dem Singerberge durch seine Kundschafter in Erfahrung gebracht, daß einige Fuhrn guten Weins für das Kloster unterwegs seien. Diese Nachricht war ihm sehr willkommen. Ungestört legt er sich mit seinen Leuten nahe der Straße in einem Wäldchen bei Wöselbern da, wo es noch jetzt „zur Wälsche“ genannt wird, in einen Hinterhalt und lauert auf die mit Wein beladenen Wagen. Spät in der Nacht kommt der schwere Wagenzug herangefahren; die schwache Bedeckung wird von den hervorbrechenden Kaurgesellen leicht niedergeworfen, zum Theil in die Flucht gejagt und die Fuhrleute müßen den Wein auf den Singerberg fahren, anstatt ins Kloster Paulinzelle.

Dem Abte in Pansinzele ist dieser Weinraub ein schmerzlicher Verlust, vorzüglich aber beunruhigt ihn, daß ein Haß mit ganz besonderm Inhalte in die Hände des Singerbergers gekommen ist, und gar viel ist ihm daran gelegen zunächst dieses Haß wieder ausgeliefert zu erhalten. Er sucht daher mit guten Worten und Versprechungen den Ritter zu gewinnen ihm einige Häflein gegen eine gute Auslösung zurückzugeben, namentlich aber bezeichnet er ein Haß ganz genau und bittet dringend um dessen Auslieferung; da es einen besonders stärkenden, seinem Alter und seiner Leibeschwäche unentbehrlichen Wein enthalte.

Der Ritter ist der Bitte des Abts nicht unzugänglich und sagt ihm die Rückgabe des so lebhaft begehrten und sorgsam bezeichneten Haßes zu. Vorher aber bedenkt er demselben eine kleine Probe zu entnehmen, den stärkenden Magenwein des fremden Abts wenigstens zu kosten und seine Vortrefflichkeit kennen zu lernen. Der Haßsen wird eingestochen, aber kein Tröpflein entquillt dem Haße und man findet, daß es in seinem Rauche durchaus trocken und weinleer ist, gewisse Anzeichen deuten auch auf einen ganz andern Inhalt. Das seltsame Haß wird also geöffnet und siehe da, eine wunderschöne Maid steigt aus dem hölzernen Häußchen ans Tageslicht.

Der Ritter und sein Hofgefolde jubeln laut auf über diese herrliche Entdeckung und auf den nächsten Tag — es war das gerade der Johannistag — werden alle Nachbarn und guten Freunde zu einem fröhlichen Schmause und Trinkgelage auf den Singerberg eingeladen, der Tag soll in besonderer Freude und Ausgelassenheit gefeiert werden.

Die Kunde von der Oeffnung des Haßes und der dareb veranstalteten Johannifeier war bald ins Kloster nach Pansinzele gedrungen und hatte den Abt in gewaltigen Zorn versezt. In seiner großen Aufregung und Erbitterung verwünscht er am Johannistage zur Mittagsstunde das Schloß mit allen, die darin verweilen und ihm zum Hohn und Spott den Tag in so gottloser Weise begehen, mit einem kräftigen Stuche in den tiefsten Abgrund der Erde.

Eine Vertiefung auf dem Berge zeigt die Stätte an, wo die Burg ehemals gestanden.

Man erzählt auch vom Singerberge, daß er große Wasserfluthen in seinem Innern bergen soll. In Sachsen, so geht die Sage, hieße man, daß sein Inneres verschluckt bleibe, damit nicht eine zweite Sündfluth über Thüringen und Sachsen kommen möge.

Der Kornfuhrmann im Singerberge.

Vom Herrn Harter Schenke in Singen.

Vor langer Zeit fuhr ein Mann aus Wöhrenbach mit seinem einspännigen Karren auf die Deube, um daselbst Frucht einzukaufen und in seinen Ort zu fahren, wo es eben daran fehlte. Nachdem er dort seinen Karren mit der gehandelten Frucht beladen und das Geld bezahlt hatte, fuhr er noch desselbigen Tages, obwohl es schon zu dämmern anfing, zurück um in Göttersdorf zu übernachten und am folgenden Morgen bei guter Zeit wieder nach Hause zu kommen. Aber nicht lange war er gefahren, so wurde es auf einmal so finster, daß er den Weg nicht mehr wahrnehmen konnte, von demselben ganz abkam, in der Irre umherfuhr und zuletzt nicht mehr wußte wo er war. Auf einmal erblickte er ein großes, hell erleuchtetes Gebäude. Ohne sich lange zu besinnen, fuhr er darauf zu und klopfte bei seiner Ankunft am Thore an. Ein altes Männchen mit schneeweißem Haupt und langem, weißen Barte öffnete das Thor und fragte nach seinem Begehr. Der Fuhrmann sagte: „ich habe mich in der großen Dunkelheit verirrt und bin mit meinem Wagen vom Wege abgekommen; wenn es geschehen kann, so möchte ich hier mit meinem Geschirr übernachten.“ Das Männchen antwortete: „dein Wunsch wird dir gewährt, fahre herein.“ Der Fuhrmann that, wie ihm gesagt wurde, und das alte Männchen geleitete ihn mit seinem Geschirr auf einen großen Hof, half ihm ausspannen, das Pferd in den Stall bringen und füttern, ihn selbst aber führte es in eine hell erleuchtete Stube. Da fand der Fuhrmann Speise und Trank und eine gute Streu zum Nachtlager. Nachdem er sein Abendbrot verzehrt hatte, legte er sich auf sein Lager und schlief ein. Als er wieder erwachte, wollte es eben Tag werden. Er stand auf und eilte sein Pferd zu füttern. Das alte Männchen war wieder an seiner Seite, ihm bei der Fütterung zu helfen. Als sie in den Stall traten, wieherte ihnen das Pferd muthig entgegen; es bekam sein Morgensfutter und auch für den Fuhrmann stand ein gutes Frühstück bereit. Er ließ sich dasselbe wohl schmecken, dann wollte er bezahlen und fragte nach seiner Schuldigkeit. Aber das Männchen verbat sich alle Bezahlung und sprach: „Irrende beherberge und bewirthe ich umsonst.“ Unter tausend Danksagungen ging der Fuhrmann nach dem

Stalle sein Pferd zu holen und anzuspannen; das Männlein war ihm dabei wieder behülflich, öffnete das Thier und wünschte ihm eine glückliche Heimkunft. Als der Fuhrmann zum Thore hinausfuhr, fragte ihn noch das alte Männchen, ob die bunten Gadelstern noch auf Erden lebten. Da der Fuhrmann das bejahte, schufte das Männchen ein lautes ach! und verschwand, das Thier aber schlug mit einem furchtbaren Geprahl zu. Dem Fuhrmann kommt darüber ein gewaltiger Schrecken an und als er sich umschaut, erstaunt er nicht wenig, daß das große Gebäude verschwunden ist und er sich mit seinem Karren vor dem ihm wohlbelannten Singerberge befindet.

Nachdem er sich von seinem Schrecken und Staunen einigermaßen erholt hat, fährt er nach Gettendorf zu und durch das Dorf gerade durch, in welchem ihm aber allerlei ganz anders vorkommt. Ohne sich weiter darum zu bestimmen, fährt er durch Gräfinau und Angstedt. In beiden Orten zeigen sich seinen Blicken wieder manche Veränderungen und er weiß gar nicht, was er davon denken soll. Auch in Gögren wird er zu seiner Verwunderung ganz andere Häuser gewahrt, als er sie erst gestern nach seiner Meinung gesehen hat, und begegnet vielen Leuten, die er nicht kennt. Als er aber mit seinem Geschirr nach Möhrenbach, seinem Heimathort, kommt und zum Thore seines Wohnhauses einfahren will, steht an dessen Stelle ein ganz anderes Haus, auch andere Leute bewohnen dasselbe und verwehren ihm die Einfahrt. Der Mann weiß der Staunen und Verwunderung nicht, was er denken oder sagen soll. Die Sache wird laut im Dorfe und die Bewohner versammeln sich nach und nach bei dem Hanse. Niemand von ihnen kennt den Fuhrmann und auch er sieht unter ihnen nur fremde Leute. Er nennt seinen Namen, aber selbst die Ältesten Leute wissen sich seiner nicht zu erinnern. Endlich schlägt man in einem alten Kirchenbuche des Orts nach und da findet sich gerade vor 100 Jahren sein Name mit der Bemerkung eingetragen, daß dieser Mann mit seinem Geschirr zum Fruchtankauf von Möhrenbach weggefahren, aber nicht wiedergekommen sei. Und als nun der Fuhrmann sein Erlebnis erzählte, da wurde Allen klar, daß derselbe mit seinem Pferde gerade 100 Jahre im Singerberge verschlafen hatte.

Die Gemeinde nahm ihn nun zwar als den Ihrigen auf, aber bald darauf wurde der Mann in seinem überaus hohen Alter zu seinen Vätern versammelt.

Der bethörte Förster.

Beckstein im Erfurter Beobachter der vierten Säkular Jubelfeier
der Erhebung der Kaiserkrone. Erfurt 1800. S. 145 f.

Vor Jahren ging der Förster von Dörnfeld mit seinem Kreißer am frühen Morgen in der Dämmerung durch die Waldung am Singerberg. Im Gehölz unter der Felswand blieb der Förster stehen, um nach einem Raubvogel, der den Bergscheitel umkreiste zu schießen, und sagte dem Kreißer, er möge nur einstweilen vorangehen, er werde bald nachkommen. Als dieser eine gute Strecke gegangen ist, bleibt er stehen und sieht sich nach dem Förster um. Da dieser nicht kommt, stopft er sich eine Pfeife Tabak und wartet noch ein wenig, doch jener bleibt aus und der Kreißer meint von Ferne ein ängstliches Rufen und Schreien zu hören. Da es anhält, ruft er gleichfalls und jenes Geschrei scheint sich zu verdeppeln. Nun geht er zurück und dem Rufe nach, der bald daher, bald dorthier erschallt, und erst nach einer guten halben Stunde findet er den Förster an dem Felsen stehen und ängstlich um Hülfe rufen, denn dieser weiß nicht mehr, wo er ist, hat Weg und Steg verloren und kann sich in dem sonst so wohl bekannten Walde nicht zurecht finden, Felsenmauern scheinen ringsherum den Pfad zu sperren. Der Kreißer sagt den Förster und dreht ihn herum, da sieht jener den Weg und kommt zu sich. Er hatte auf das Irrkraut getreten, das im Walde des Singerberges wächst, und konnte sich erst dann zurecht finden, als der Kreißer ihn umgedreht hatte. Verstärkt kehrte er heim, die Jagdlust aber war ihm für diesen Tag ganz vergangen.

Der glückliche Schäfer.

Beckstein im Erfurter Beobachter S. 146.

Ein Schäfer weidete seine Heerde auf dem Singerberge. Eines Tages bemerkt er in den Fessenspalten eine schöne gelbe Blume, die er

abbricht. Wie er nun die Mume betrachtend emporhebt, sieht plötzlich ein weißes, aber wunderschönes Fräulein in geringer Entfernung vor ihm und winkt. Er folgt ihrem Winke und sie leitet ihn durch Fels und Geflüst; mit einem Male steht er vor einem großen prächtigen Schloß, dessen gewaltiges Thor sich aufthut. Durch Gänge, Säle und Hallen voll bligender Wehr und Waffen wandelt die Erscheinung dem Schäfer voran. Wern wäre er still gestanden, aber rastlos weiter schreitet seine Führerin und er muß ihr folgen.

Jetzt treten beide in einen mächtig weiten und hohen Saal, in dem eine lange steinerne Tafel steht, daran sitzen viele Ritter, aber alle schlafend, und ihre Härte sind durch die Tafel gewachsen. Wie der Hirt staunend dasieht, erhebt einer der Schlafenden sein bleiches Antlitz und fragt: „sieht man die weißen und schwarzen Vögel noch am Berg?“ — „Man sieht sie noch,“ antwortet jagend der Schäfer und der Ritter seufzt: „so ist die Stunde noch nicht gekommen!“ und entschlummert wieder. Weiter geht das weiße Fräulein und der Schäfer wandelt ihr nach. Sie treten in die Ställe, darin gerüstete Pferde stehen, angeschirrt mit Sattel und Zeug, doch alle schlafend, und hinter den Ställen öffnen sich ungeheure Gewölbe voll hoch aufgeschichteter Häfer, und in das eine dieser Gewölbe schimmert ein Lichtstrahl von oben. Ueber sandige Erdbäusen schreitend bedeutet das Fräulein dem Schäfer von dieser Erde zu nehmen. Er aber denkt, was soll mir der Riez, und greift nicht zu. Darauf naht ihm die Führerin, fällt ihm eigenhändig die Taschen und spricht: „das ist dein Vohn für den weiten Weg und die beantwortete Frage!“ und verschwindet. Eine Pforte schlägt dann krachend zu und er sieht sich im Freien, sieht seine Heerde ruhig weiden auf besonnter Verg- trift und eilt auf diese zu. Da drückt ihn was in dem Schuh; es war von der Erde hineingefallen; er zieht und schüttelt den Schuh aus, und siehe, eitel Goldkörner fallen heraus. Rasch untersucht er den Riez in den Taschen und findet auch diese lautern Goldes voll. Troß treibt er seine Heerde zum Dorfe, laßt sich ein großes Gut, wird reich und glücklich und erzählt gern Kindern und Enkeln von der verzauberten Prinzessin im Sinkerberge.

Allelei Spuk und Zauber im Singerberge.

Festslein im Erfurter Wochenblatt S. 146 und 147.

War Wanderer, der zur Nachtzeit oder in der Dämmerung am Singerberge vorbei und an ihm hin nach Kénigssee, Paulinzelle oder nach Singen und Gieselborn ging, ist irre geführt und geschreckt werden, bald durch ein vorausladerndes Licht, bald durch Gestalten oder durch Rufe und Töne. Auf dem Wege von Hammerfeld nach Griessheim erscheint ein schwarzer Wär mit feurigen Augen und wälzt sich dem nächtlichen Wanderer in den Weg. Doch nur dem Wesen ist er gefährlich, wer reines Herzens ist und auf Verusföwegen geht, dem kann er nichts anhaben. Zu gewissen Zeiten hört man grausenhaftes Rummern der Geister und derer, die in den Berg gebannt sind, gleich als wenn wilde Gelage darin gehalten würden. Dazu erschallt Hörnerklang, Peitschenknall und lautes Hallelu weithin in die Thäler.

Einst fuhr zur Zeit der zwölf Nächte eine Marktfrau am frühen Morgen aus Hammerfeld nach Kénigssee. Es war noch dunkel, als sie am Singerberge hinfuhr, und der Weg war schlecht. Jetzt nahte aus der Ferne ein Licht und die Frau war froh, daß ihr weite geleuchtet werden; sie grüßte den Lichtträger, als er näher herankam, mit einem freundlichen guten Morgen. Der Lichtträger städert aber am Wagen vorbei, seine Augen sind feurig und diese sind, die so leuchten. Kaum ist die grausige Gestalt vorüber, so sitzt der Wagen fest und die Pferde stehen wie angewurzelt. Die Frau spricht in ihrer Herzensangst alle Gebete, die sie weiß, aber erst beim Anbruch des hellen Morgens ziehen die Pferde den Wagen weiter ohne alle Anstrengung.

Die Leute in jener Gegend erzählen auch, wer in der Christnacht zum Singerberge aufschane, sehe droben zwei große und helle Lichter brennen, welche die verwünschte Prinzessin zu Ehren der heiligen Nacht anzünde; wer aber hinaufsteige, finde die Herzen niemals, auch nicht die Stelle, wo sie brennen. Am Berge sollen zauberkräftige Kräuter wachsen. Ruthen in der Mitternachtsstunde droben geschnitten zähmen das Vieh und gewöhnen es schnell zum Gehorsam; Stämpfel in Butterfässern, deren Holz in den zwölf Nächten auf dem Berge geschlagen wurde, mehrten die Butter. Vielen ist aber der Versuch, solches Holz in der genannten Zeit zu holen, sehr übel bekommen.

Vom Quertlichloch bei Königssee.

Züringen u. der Harz VII. 239.

Bei Königssee in der obern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt ist das Quertlichloch, eine Höhle an welche sich allerlei Sagen knüpfen, die noch jetzt im Pölle nicht verklungen sind.

Der uralten Zeiten hausten in diesem Loch Quertliche, die große Schätze an Gold und Silber bewahrten.

Die Quertliche waren sehr klein, nicht viel größer als einen Daumen hoch; sie trieben allerlei unheimliche Stücke in den Berghöhlen; namentlich aber gruben sie nach Gold und Silber auf dem Gebirg und im Fimmel. Die gefundenen Schätze aber häuften sie im Quertlichloche auf, und bewachten sie. Sie hatten die Gewohnheit barfuß und ohne Kopfbedeckung herumzulaufen, dabei waren sie launenhaft, sehr reizbar, doch auch wieder dienstfertig und halfen, wenn man es mit ihnen gut meinte, dem Hausherrn und seinem Gesinde überall, namentlich bei der Fütterung des Viehes. Wer sie reizte oder erinnerte, daß sie keine Mägen oder Schuhe hätten, dem thaten sie manchen Schabernack an.

Einmal wohnte eine Pächterin in Marzig, eine alte, gute, verständige Frau, die es auch mit den Quertlichen, welche sie im Winter öfters besuchten, ganz gut meinte. Nach dem Abendessen gingen die Quertliche in den Stall und fütterten die Schafe, wodurch Knechte und Mägde aller Arbeit überheben wurden. Die Futtervorräthe, sie mochten noch so gering sein, nahmen niemals ab, und in Winterzeiten konnte sie immer noch verkaufen. Deshalb wurde auch die alte Pächterin von Jahre zu Jahre reicher.

Entlich dachte die Pächterin, daß sie sich gegen die guten Quertliche dankbar bezeigen, und weil es denselben an Schuhen und Pelzmägen gebreche, solche kaufen und ihnen schenken müsse. Gedacht, gethan. Sie kaufte beides und legte Mägen und Schuhe den kleinen Zwerglein im Stalle hin zum Geschenke.

Als die Quertliche diese Gaben bei der nächsten Fütterung bemerkten, so verdroß es sie dermaßen, daß sie von Stund an davongingen und nicht wiederkamen. Die Pächterin mußte nun mit ihrem Gesinde die Schafe selbst füttern.

Auch waren einmal die Quertische in Pennemig auf einer Hochzeit erschienen, wo es recht lustig herging. Man mochte aber diese Gewerbe und sie nahmen es sehr übel und wurden darüber böse. Als nun eine große Schüssel auf den Tisch gebracht wurde, so sprangen sie auf den Schüsseltrand, tanzten darauf herum und versalzten die Bräthe.

Die alte Bäckerin von Garzig erzählte, sie habe als Kind folgendes von ihrer Urgroßmutter gehört.

Ein Soldat, Namens Rauch, habe im Vommel, dem fruchtbarsten Ackerstück bei Rönigsee, Soldaten aus Häderling gemacht; sowie er solchen ausgestreut, gleich wären Soldaten, oder vielmehr Quertische aus ihren unterirdischen Gängen und Löchern hervorgekommen.

Es ging einmal eine Magd von Garzig in den Wald um Holz zu holen. Der Weg führte sie an dem Quertischloche vorbei. Als sie hineinsah, erblickte sie einen goldenen Tisch, und auf demselben viele goldene und silberne Geräthe, auch eine goldene Schüssel mit Perlen. Neben dem Tische stand ein goldener Stuhl, auf dem ein schlafender Quertisch saß. Ein großer schwarzer Hund mit feurigen Augen und aufgesperrtem Rachen wachte dabei. Das Mädchen erschrad zwar sehr, allein sie besann sich, sagte Ruth und ging hinein, nahm schnell goldene Messer und Gabeln vom Tische und sprang eiligst davon. Wie sie nun so reich geworden war, hat sie auch bald einen schönen Mann bekommen.

Eine Gans, die sich zufällig in das Quertischloch verirrt hatte und darin herumgelaufen war, ist drei Tage hernach auf dem Zingerberg ganz vergoldet wieder herausgekommen.

183.

Wie Paulinzelle erbaut wurde.

Nach einem alten Mst.

Die Markgräfin Pauline unternahm eine Reise nach Start Alm, den Grafen Sizzo zu besuchen, verirrt sich aber über Blankenburg in einem unwegsamem Gebölze. Der Gegend unfähig schickte sie einen Diener aus, den Weg zu suchen. Dieser kehrte aber nicht wieder und Pauline mußte nun selbst die Kasse vorwärts treiben. Nach langem Umherirren im dunkeln Forste blieben die Thiere am Ende eines Wiesengrundes, wo der Bärenbach und der Rottenbach zusammenstießen, len-

chent und ermattet stehen. Während die hungrigen Kasse hier auf die Weide gingen, sah sich die ermüdete Gräfin mit ihrer Jase nach einem Ruheplätzchen um und erblickte eine verlassene Kehlerhütte. Sie traten ein und fanden darin einige Stüddchen schwarzes Brod, dicht von Kohlenstaub überzogen, das sie in dem verübertschenden Wädelin erst reinigen und erweichen mußten, um es genießbar zu machen.

In der Nacht, die sie in der engen Hütte zubringt, träumt Pauline, sie bete vor einem hölzernen Altare und eine Stimme rufe ihr zu: „hier wirst du ruhen!“ Aus diesem Traume erwacht errichtet sie noch in derselben Nacht unter einer mächtigen Tanne von einigen Holzstüden einen Altar, stellt ein Crucifix darauf und betet davor, während der Mond seinen milden Glanz über sie ausgießt. Bald tritt auch ihre Jase aus der Hütte und erzählt sie habe geträumt, daß hier unter einer Decke, gleich einem hohen Gewölbe, ihre Herrin bete.

Am frühen Morgen setzen sie ihre Reise fort und gelangen in einem Thale an dem Abflusse zu einigen Fischerhütten, wo sie von den Bewohnern etwas Brod und Fisch zu ihrer Stärkung erhalten. Die Gräfin gibt sich den Fischern zu erkennen und theilt ihnen mit, daß sie in der Nähe ein Kloster zu bauen gedenke, was auch ihnen Nutzen bringen werde. Von einigen Fischern wird sie darauf nach Stadt Alm geleitet. Die Einwohner aber nannten von nun an ihr Dorf, das bisher Fischerau geheissen, der fremden Gräfin zu Ehren Gräfinau.

Grafizzo versprach den Klosterbau in alle Wege zu fördern, ließ Baumeister und arbeitsame Leute kommen und zu der Kirche und dem Kloster vielerlei Risse und Pläne machen. Unter diesen Meistern ist einer, der den Plan entwirft, das Kirchengewölbe solle auf hohen Säulen ruhen, die je aus einem einzigen Steine gebauen wären, und weil die andern Meister begierig sind dieses Kunstwerk zu sehen und abzuwarten, so erklären sie als Gefellen an dem Kirchenbau arbeiten zu wollen und der oberste Meister gibt ihnen auf die Mauern der Kirche zu bauen, die auch, weil lauter Meister daran gearbeitet haben, ein rechtes Meistersstück geworden ist.

Jener Meister aber, welcher den ganzen Plan entworfen hatte, schritt gleichfalls ungesäumt zu seinem Werke und arbeitete eifrig mit seinen Gefellen an den riesigen Säulen, die er in einem nahen Steinbruche aus dem Ganzen berausarbeitet. So oft eine Säule im Steinbruche gehoben wurde, betete Pauline auf Ritten des Baumeisters ein

brünstiges Gebet für das Gelingen der Arbeit. So waren alle Säulen bis auf zwei glücklich vollendet und ausgerichtet. Als aber die beiden letzten gehoben werden sollten, hielt die fromme Pauline durch ein Gespenst erschreckt plötzlich im Gebet an und augenblicklich wurde durch eine unsichtbare Gewalt der Steinbruch so erschüttert, daß beide Säulen an einander stießen und von jeder am obern Theile ein Stück absprang, als ob es mit einem Meßer abgeschnitten wäre. Aber der kunstfertige Meister fügte die Steine wieder so geschickt und fest zusammen, daß Jedermann das Gebäude nicht ohne freudiges Staunen über des Meisters hohen Geist betrachtete.

Als nun die Kirche bis auf den Altar fertig war, befohl Pauline einen solchen, jedoch nicht von Erde, Stein oder Holz zu fertigen. Dieses brachte der Köhler, in dessen Hütte Pauline jenen merkwürdigen Traum gehabt hatte, dadurch zu Stande, daß er einen starken Eichenstamm verholzte und ihm einen solchen Glanz gab, daß Niemand errathen konnte, woraus er gearbeitet war. Auch der Ueberzug des Altars, welcher gleichfalls weder von Holz, noch von Stein, noch von Erde sein sollte, stellte der erfindsame Köhler aus einem zierlich gegerbten Kalbsfell her. Auf diesen Altar stellte Pauline das Crucifix, vor welchem sie einst bei der Köhlerhütte gebetet hatte; den Köhler aber ernannte sie zum Aufseher über Küche und Keller.

Während der Vorbereitung zur feierlichen Einweihung des Klosters und der Kirche wollte Pauline nach dem Kloster Hirschau in Schwaben reisen, den zum Abte erwählten Vater Gerung und eine Anzahl Mönche abzuholen. Sie hatte aber auf dieser Reise das Unglück vom Pferde zu fallen, einen Arm zu brechen und an diesem Armbruch zu sterben. Ihr Leichnam wurde in das von ihr gestiftete Kloster gebracht und in der Kirche vor dem Altare des heiligen Kreuzes beigesetzt.

Das wilde Herr.

Ph. v. Waldenfels erloch. antiq. p. 376.
Prätorius Weismuthsfraggen prop. 56.
Grimm deutsche Sagen I. 7.
Wunderk.

In der Gegend von Arnstadt, Ilmenau und Königssee läßt sich in der Frau Hellen Nacht das wilde Herr sehen und man hört deutlich das

Gebell der Hunde und das Hufsa der Jäger. Ein Mann setzte eine Flasche mit Bier hin als er den Spul sah, und die Jäger tranken daraus. In dieser Flasche war ein großer Segen; sie wurde nie wieder leer. Ein Anderer rief die Jäger an, sie möchten ihm ein Viertel Fleisch beschaffen. Am andern Morgen hing wirklich ein Viertel Fleisch vor der Thür und so oft er es auch wegstrug, jedesmal am Morgen hing es wieder da.

Von der Frau Hella und dem wüthenden Heere, dem der treue Edart vorangeht, hat man in Thüringen noch folgende bekannte Sage.

Nicht weit von der Stadt Suhl am südlichen Abhange des Thüringer Waldes liegt neben Benshausen ein Ort Namens Schwarzja. Dort geschah es, daß Frau Hella auf Weihnachten vorüberzog mit dem wüthenden Heere. Vorn in dem Haufen ging der treue Edart und warnte die Leute aus dem Wege zu gehen, damit ihnen kein Leid widerfahre. Diesem Zuge haben ein paar Knaben desselben Dorfes zugehört, welche aus der Schenke Bier geholt hatten, daß sie nach Hause tragen wollten. Weil aber der Gespensternzug die ganze breite Straße einnahm, wichen sie mit ihren Kannen abseits in eine Ecke und wollten sich verstecken, einige Weiber aber aus dem Haufen eilten ihnen nach, nahmen die Kannen und tranken daraus. Die Knaben ließen es ruhig geschehen und schwiegen aus Furcht ganz stille, obwohl sie nicht wußten, was sie thun oder vorwenden sollten, wenn sie nach Hause kämen und kein Bier mitbrächten. Da tritt zu ihnen der treue Edart und spricht: „daß rieth euch Gott, daß ihr kein Wörtchen gesprochen habt, sonst wären euch die Fässer umgedreht worden. Nehmt eure Kannen und geht flugs nach Hause und saget von dieser Geschichte keinem Menschen etwas, so werden eure Kannen immer voll sein und wird ihnen niemals an Bier gebrechen.“

Das thaten die Knaben und ihre Kannen waren voll Bier und wurden nicht leer, wie oft man auch davon trank. Drei Tage haben sie das Wort in Acht genommen und es ist ihnen ergangen, wie jener Wittwe mit ihrem Delfrug; als sie aber nicht länger schweigen konnten und die Sache aus Verwey ihren Eltern erzählten, stunden alsbald die Kannen leer da und alles Bier war versiegt.

Anderer sagen, es sei dieses nicht eben zu Weihnachten geschehen, sondern auf eine andere Zeit.

Vom Zinselloch und Ruthenacher.

Regler von Sprengel'sen Topographie des Herzoglich Meiningischen
 Antheils am Herzogthum Coburg. 1781. S. 29 f.
 Bräuner Landestheile des Herzogthum Meiningen II. 505.

Zwischen Reschenbach und Rabenäugig liegt am obern Reschenbach das kesselförmig vertiefte Zinselloch, eine Tropfsteinhöhle im Flözfall.

Den Namen hat diese Höhle von den berühmten kleinen Bergmännchen oder Bergzwergen, so man in hiesiger Gegend Zinselmännchen heisset. Diese sollen sonst ihre Wohnung in dieser Höhle gehabt haben. Als aber einst ein solches Zinselmännchen von einem Bauer aus Reschenbach in seinen Erbsen angetroffen ward, hat der unartige Bauer diesem armen Männchen sein Mützchen genommen; dieses hat ihm endlich versprochen, wenn er ihm sein Mützchen wiedergeben würde, wolle er ihm eine Ruthe steden, wodurch er auf immer glücklich sein sollte. Das Zinselmännchen war aber sehr falsch und stecte den ganzen Ader voll Ruthen, folglich konnte der Bauer den Schatz nicht finden. Hierüber ergrimmt schlug der Bauer, als er wiederum ein Zinselmännchen in seinen Erbsen antraf, dasselbe, daß es starb. Dieses verdroß die kleine unterirdische Gemeinde so sehr, daß sie sich entschlossen davon zu ziehen und man hat ihren neuen Aufenthalt noch nicht erfahren können. Indessen müßte Einer sehr verstockten Herzens sein, der an dieser Geschichte zweifeln wollte, weil noch bis diesen heutigen Tag der Ader, wo diese Mordgeschichte vorgegangen, der „Ruthenader“ heisset. Auch fand sich noch vor 50 Jahren ein Stüd im Thal herunter eine Höhle, welche die „Zinsellkirche“ hieß, so aber, da sie von den Kirchkindern verlassen worden, eingestallen ist.

Die güldene Kirche bei Glasbach.

Kirchlich.

Im engen Schwarzathale liegt zu beiden Seiten des Flusses das Dörfchen Glasbach. Ueber denselben erhebt sich ein steiler Berg, auf

dessen Gipfel der Granit zu Tage geht. Diese Granitkuppe, in der ein alter Stollen sich befindet, heißt die gäldene Kirche. Davon erzählen die Leute folgende Sage.

Ein Mann aus Obßfelderschmiede ging einmal zur Kirche nach Wellenbach; sein Söhnchen folgte ihm. Das Kind blieb aber zurück, und als der Vater aus der Kirche nach Hause kam, war es verschwunden. Viele, viele Jahre später kam ein Mann nach Obßfelderschmiede und erzählte, er sei jener Knabe, der von seinem Vater beim Kirchgange wegelaufen und in die gäldene Kirche gerathen sei; erst jetzt habe er wieder herauskommen können und finde nun Niemanden von seinen Eltern und Verwandten mehr am Leben. In jener Kirche aber sei alles von Gold.

187.

Das Mooskind.

Wittenberg.

Ein Mann aus Meura nahe bei Schwarzburg ging auf den Meierstein und wollte Grangelwiden (Weidenruthen zum Festbinden des Wagen-Grendels) holen. Da traf er eine Frau, die an einem Feuerchen saß und ein Kind wartete. Sie sagte zu ihm: „wenn du unterdessen mein Kind warten willst, so will ich dir Grangelwiden holen, daß du Zeit deines Lebens satt daran hast.“ Das war dem Manne recht, er nahm das Kind und die Frau ging fort. Wie aber der Mann das Kind auf seinem Schooße hatte und es näher betrachtete, gewahrte er, daß es ein Mooskind war. Er dachte: „es ist doch recht dumm von dir, daß du dich da her setzt und wartest ein Mooskind,“ und alsbald warf er es in das Feuer. Kaum aber hatte er es gethan, so überkam ihn darob eine namenlose Angst; er machte sich aus dem Staube und lief nach Hause, so schnell er nur laufen konnte. An seiner Hausthür holte ihn aber doch die fremde Frau noch ein und hieb ihn mit einer Grangelruthe um die Weine. Darauf verschwand sie.

Der Mann starb noch in derselben Nacht, am Morgen aber fand man in der Hausthür die abgebrochene Spitze der Weidenruthe, sie war von Gold.

188.

Die Querliche in Menra.

Wien.

In Menra stand sonst eine alte Linde, unter der die Feuerleitern aufgehoben wurden. Unter dieser Linde wohnten Querliche, welche den Leuten bei ihrer Arbeit gern halfen. Hatte Jemand viel Flachs, den er nicht selbst aufspinnen konnte, so legte er ihn Abends auf eine der Feuerleitern und am Morgen fand er ihn fertig gesponnen wieder. Zum Lohn für diese Hilfe legte er ein Geldstück hin; war es zu viel, so ließen die Querliche den Ueberschuß liegen. Als aber Jemand gar zu wenig Lohn hingelegt hatte, wurden die Querliche darüber erzürnt und sind für immer von dort weggezogen.

189.

Zwerge als Bergleute.

Bräuner Landessache des Herzogthum Meiningen II, 593.

Nicht weit von dem Marktflecken Wallendorf, welcher an der Poststraße von Sonneberg nach Saalfeld gelegen ist, wurde vormals ein Kupferbergwerk betrieben. Die Stollen des Werks, das den Besitzern des Wallendorfer Guts gehörte, ziehen sich in nördlicher Richtung fast bis nach Schmiedefeld, sind aber jetzt am Eingange verschüttet; auch die anscheinliche Wasserlunst desselben ist eingegangen.

Wenn in diesem Werke die Bergleute Feiertag gemacht hatten und nach Hause gegangen waren, sollen jederzeit sechs Zwerge in der Nacht fortgearbeitet und viel zu Tage gefördert haben. Da sie schlecht bekleidet waren und sehr zerlumpt aussahen, legte ihnen die alte Berg-räthin Hammann, die Besitzerin des Werks, aus Mitleid und Dankbarkeit am Christmorgen sechs neue, niedliche, bunte Kleidungsstücke vor den Ausgang des Stollens zum Geschenk hin. Die Zwerge haben die Kleidungsstücke genommen, angezogen, sich aber auch alsbald mit den Worten entfernt:

„nun haben wir unsern Lohn
und gehen auf und davon.“

Wilde Wasser fielen bald darauf ins Werk, so daß es nicht mehr betrieben werden konnte.

190.

Warum die Blankenburger sonst Eselsfreßer genannt worden sind,

erzählt die Chronik ihres vormaligen Stadtschreibers Abadverus Philipp Theuring.

In Blankenburg wurde vor Zeiten die Feier des Palmsonntags also bezeugen. Der Pfarrer führte an diesem Sonntage die versammelte Bürgerschaft aus der Stadt an einen Brunnen unweit des sogenannten Steingrabens. Hier wurde die Vorbereitung den Einzug des Heilands nach Jerusalem vorzustellen gemacht. Man weihete den Brunnen und das auf einem hölzernen Esel sitzende Bild, besetzte es mit grünen Zweigen und verkündigte Ablass. Auch die Gemeinde wurde mit geweihtem Brunnenwasser besprengt, weshalb diese Quelle den Namen Jesuborn bekommen und bis heute behalten hat. Von Sünden gereinigt ging nun der ansehnliche Zug, welchem die Gläubigen aus der ganzen Umgegend sich angeschlossen hatten, in möglichster Stille durch Weinberge und Felder bis auf die Höhe des Delbergs, eines Hügelns am unteren Thore der Stadt. Auf diesem Delberge wurde in einer dazu errichteten Capelle Messe gelesen, dann zog man mit dem Palmesel den Berg hinab, das Volk streute grüne Zweige, rief: „Hosianna in der Höhe! Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn!“ und begleitete seinen Palmesel und hölzernen Heiland mit Jauchzen und Frohlocken zum unteren Thore herein durch alle Gassen der Stadt bis zur Kirche, in welche die Versammlung einzog und den damals gewöhnlichen Gottesdienst verrichtete. Schmausereien und Trinkgelage beschloßen das Fest, das man „Eselsfreßerei“ nannte, und daher mögen auch die Blankenburger den Spottnamen „Eselsfreßer“ erhalten haben.

Die guten Leute waren aber für ihr Fest dermaßen eingenommen, daß sie sich für dasselbe sogar in einen blutigen Handel mit der Gemeinde Schwarzja eingelassen haben.

Graf Heinrich von Schwarzburg, welcher mit dem Kaiser Friedrich in das gelobte Land gezogen war, hatte bei seiner Rückkehr zum Transport seines Heergeräthes und seiner Beute einen Esel aus dem gelobten Lande mitgenommen und auf seine Burg Greifenstein gebracht. Dieses Thier wurde nachmals in den herrschaftlichen Stall nach Schwarzburg, wovon die Gegend noch heute der Thiergarten heißt, gethan. Der Thierwärter, welcher bei dem Kaufe des Esels zugegen gewesen war und das Thier genau kannte, erzählte dieses einigen Bekannten als etwas ganz Besonderes. Seine Erzählung breitete sich unter den Leuten aus und gelangte auch zu den Ohren des damaligen Pfarrers in Schwarzburg, welcher sich bewegen fand den Wärter darüber weiter zu befragen und das Thier selbst in Augenschein zu nehmen. Bald hatte sich bei ihm auch die Ueberzeugung gebildet, daß dieser Esel kein gewöhnlicher Esel sei, sondern in gerader Linie von der Eselin abstamme, auf der unser Heiland seinen Einzug in Jerusalem gehalten habe, wovon das Evangelium am Palmsonntag zeuge.

Des Pfarrers Glauben theilten natürlich auch die Pfarrkinder, ja männiglich war weit und breit von dieser Ueberzeugung erfüllt und begierig ein so merkwürdiges, herrliches Thier zu sehen. Groß war der Zulauf nach dem heiligen Esel. Man brachte ihm Geschenke und legte Opfer zu seinen Füßen und der würdige Pfarrer gab den frommen Leuten reichen Segen mit nach Hause. Dabei verspürte auch das Kirchlein einigen Nutzen von dieser neuen Wallfahrt.

Während die Bewohner der ganzen Gegend das herrliche Thier bewunderten, sahen allein die Blankenburger mit scheelen Augen auf das große Glück des benachbarten Dorfes. Der Geistliche bestärkte den Neid seiner Reichthümer, weil er den erheblichen Nutzen und Vortheil, welchen jener Esel der Kirche und den Leuten in Schwarzburg brachte, seiner Kirche und seiner Stadt zuzuwenden gedachte. Daher sprach er in seiner nächsten Predigt also zu seiner Gemeinde: „weit schädlicher ist es, meine Lieben, daß der heilige Esel, dieses köstliche Kleinod, zu uns gebracht werde, da ich ein Stadtpfarrer bin. Was will ein mir so weit nachstehender Dorfpfarrer einem so köstlichen und verehrungswürdigen Thiere vorstehen! Unsere Stadt ist die Residenz unseres regierenden Herrn; wir halten alljährlich einen feierlichen Umgang mit dem hölzernen Palmesel. Würden wir aber mit jenem lebenden Esel die heilige Prozession nicht ansehnlicher und feierlicher, den Einzug des Heilandes nicht natürlicher und erbaulicher

vorstellen? Und hat unsere alte ehrwürdige Stadt nicht ein größeres Recht zu dieser Wallfahrt als ein schlechtes Dorf? Darum laßt uns mit Eifer bemüht sein des Esels habhaft zu werden, es geschehe nun durch List oder Gewalt. Unsere St. Cyriak-Kapelle umgeben die schönsten Wiesen; dahin wollen wir ein Häuslein bauen und dem Thiere solches nebst den Wiesen zu seiner Wohnung und zu seinem Unterhalte anweisen. Ja, schaffet das heilige Thier zur Stelle und empfanget dazu meinen priesterlichen Segen."

So redete der eifrige, für das Wohl und die Ehre der Stadt sorgsame Priester. Die Zuhörer aber gingen höchlich erbaut und voll Begeisterung aus der Kirche. In nicht geringer Aufregung befand sich fortan die Stadt. Ein wohlhabender Bürger verehrte schon jetzt zum Unterhalte des noch zu gewinnenden Esels das vom Pfarrer bezeichnete Grundstück, welches noch heute einen Theil des Blankenburger Pfarrgutes bildet und die Cyriakwiese heißt. Die Bürgerschaft suchte beim Grafen einen Befehl zu erwirken, daß das Thier von Schwarzburg nach Blankenburg gebracht und daselbst ernährt werde. Allein der Graf schlug das Gesuch ab. Der Pfarrer suchte aber dennoch zu seinem Esel zu kommen. Er berebete dem Grafen zum Troste die erhitte und glaubenkeifrige Gemeinde mit Gewalt auszuführen und durchzusetzen, was in Güte und mit Bitten nicht zu erreichen war. Mit Waffen aller Art ausgerüstet und mit den Panieren der Kirche und der Stadt trat die Bürgerschaft angeführt und ermuntert von ihrem Geistlichen den Kriegszug nach Schwarzburg an. Dort hatten aber die Einwohner die Anschläge der Blankenburger bereits erfahren und sie stellten sich zahlreich und männlich mit Dreschflegeln, Seusen und Hengabeln entgegen, den Besitz des Esels zu behaupten. Auch ihnen sprach der Dicksfarrer Muth ein und ermunterte sie zur Tapferkeit.

Zwischen Blankenburg und Schwarzburg beginnt der Kampf an einem Orte, der davon den Namen Streitau erhielt. Von beiden Seiten wird mit großer Tapferkeit und mit noch größerer Erbitterung gekämpft; hinter der Fronte schürten unermüdblich die beiden Seelenhirten den entbrannten Streit; kein Theil wankt und weicht und auf beiden Seiten fällt mancher Tapfere im Kampfe um den heiligen Esel.

Inzwischen schleichen sich einige Blankenburger listig ab, ergreifen den Esel, da dessen Wächter neugierig dem Kampfe zuschaut, und eilen mit ihrer Beute auf Abwegen unter den Bergen herauf nach der Stadt. Von

dieser Eroberung heimlich benachrichtigt ziehen sich die Plankenburger vom Kampfplatze zurück; als aber die Schwarzaer den Raub erfahren, eilen sie sofort ihren Feinden bis an die Flurmarken nach, können sie aber nicht mehr erreichen, und weil es ihnen unthunlich erscheint dieselben in ihrer wohlbesetzten Stadt zu belagern, ziehen sie mit Schimpfen und Flüchen nach Schwarza zurück.

Erhigt und von Schweiß triefend wird der Esel in seinen Stall gebracht und gegen einen Ueberfall durch eine starke Wehr gesichert; die Plankenburger sind überglücklich über den guten Ausgang der Sache, der Pfarrer segnet die Gemeinde und den Esel und fast hätte man in der Siegesfreude den ambrosianischen Volkgesang angestimmt.

Doch Freude und Glück kann nur zu schnell in Leid und Trauer übergehen. Am andern Morgen sollte eine feierliche Messe gelesen und die Wallfahrt eingeweiht werden, viele Leute aus der Stadt und Umgegend gedachten der Einweihung dieser wichtigen Wallfahrt in Andacht beizuwohnen und ihre Opfer darzubringen, aber der mit so vielen Schlägen und Blut errungene Esel war eine Leiche, hingestreckt vom blauen Tode. Die Entführung hatte ihn allzu sehr ermüdet und aufgerieben. Da wollte nun Jedermann noch eine Reliquie von diesem Wunderthiere mit nach Hause nehmen und zum ewigen Gedächtniß aufbewahren. Der Esel wurde zerstückt und ein Jeder nahm, was er eben erhalten konnte. Ich will nicht behaupten, daß die Plankenburger allzu begierig darnach gewesen wären und die Auswärtigen verdrängt hätten, aber etwas Auserordentliches mag leicht dabei vorgekommen sein.

Noch andere Begebenheiten sollen sich in Plankenburg zeitweiliggetragen haben, welche den Ueberramen der Plankenburger nicht leicht in Vergessenheit und Abgang kommen ließen. Doch es ist besser derselben nicht weiter zu gedenken.

Die sieben Schwestern.

Schmiedelnscht Bad Plankenburg S. 71.

Die Neumühle zu Plankenburg gehörte einst sieben Schwestern, welche sich nicht verheiratheten und in Frömmigkeit und Tugend ihr

Leben beschloßen. Der Kirche zu Blankenburg vermachten sie den größten Theil ihrer Feldgrundstücke. Dafür stellte man in der Kirche ihre aus Holz geschnittenen Bilder auf, von denen die Sage geht, daß sie lange Zeit hindurch eigensinnig ihren Platz am Altare behauptet hätten und, wenn auch nur ein Bild an einen andern Ort getragen wurde, der Sturmwind so lange an den Thüren und Fenstern der Kirche gerüttelt, ja selbst die Schwarzja über ihre Ufer getreten sei und den Grund und Boden der Kirche durch Ueberschwemmung beschädigt habe, bis das Bild wieder an seine alte Stelle gebracht wurde.

192.

Wein im alten Schloße bei Blankenburg.

Zeitungin. 1813. S. 76.

Ein ehrbarer Bürger von Blankenburg ging eines Tages mit seiner Frau über Land und gibt in guter Laune der zurückbleibenden Magd den Auftrag, eine gute Weinsuppe zu kochen, damit sie bei ihrer Rückkehr sich gütlich thun könnten. Die nicht recht kluge Dirne nimmt den Scherz für Ernst und fragt, wo sie den Wein dazu hernehmen solle. Der Hausherr weist hinauf auf die alten Burgtrümmer und sagt, dort liege ein ganzer Keller voll Weins. Die Magd macht sich bald darauf auf den Weg, steigt den steilen Burgberg hinauf, tritt in die verfallenen Gemäcker des alten Schloßes und findet bald eine Thüre, die nach ihrer Meinung in den Keller führen muß. Der Schlüssel steckt an, sie dreht ihn um, schließt auf und kommt in ein Gewölbe, das ganz angefüllt mit Fässern ist. Am nächsten Faße steckt ein Schlauch. Ohne sich weiter zu bedenken, dreht sie an dem Hahn, füllt sich die Kanne mit Wein und wundert sich nur, daß ihre Herrschaft sie heute zum erstenmal in das große Weinlager geschickt habe. Als sie fortgehen will, ruft ihr eine Stimme zu: „nimm den Schlauch gleich mit!“ Gut, denkt die Dirne und zieht den Schlauch aus dem Faße und steckt ihn in die Tasche. Glücklich zu Hause wieder angelangt kocht sie die bestellte Suppe, wirft aber den Schlauch, der ihr lästig wird, in das Topfbrett. Sie deckt einstweilen auch den Tisch und als ihre

Heirathschaft zurückkommt, trägt sie die dampfende Suppe auf. Darüber nicht wenig verwundert fragt der Hausherr, als er die Suppe gekostet hat: „wie bist du zu diesem Wein gekommen?“ „Wo soll er her sein,“ antwortet die Magd in ihrer Einfalt, „als aus dem großen Weinkeller auf dem alten Schlosse? Ich habe ihn ja dort holen sollen.“ „Das mache andern Leuten weiß; alte Steine giebt es dort, aber weiter nichts.“ — „Wenn ihr mir nicht glauben wollt,“ entgegnet die Magd und läuft in die Küche ihr Wahrzeichen holend, „so seht, ich habe ja den Schlauch vom Faße mitgebracht.“ Sie betrachten den dargereichten Schlauch und trauen ihren Augen kaum, denn er war von purem Golde und wog an drei Pfund.

193.

Die Musikanten aus Klingölich.

—————

Musikanten aus Klingölich hatten in Blankenburg zum Tanze aufgespielt und gehen in der Nacht wieder nach Hause. Ihr Weg führt sie am alten Schlosse vorbei. Da macht der eine den Vorschlag, dem alten Grafen, der oben in der Burg umgeht, ein Ständchen zu bringen. Die andern sind es wohl zufrieden und so spielen sie lustig und guter Dinge ein oder auch mehrere Stückerlein. Als sie aber ihres Weges weiter ziehen wollen, steht vor ihnen ein graues Männlein, dankt ihnen freundlich für die schöne Nachtmusik und reicht jedem der Musikanten ein grünes Buchenreis. Zwei werfen unterwegs den Zweig lachend und verächtlich weg, der eine steckt ihn aber an seinen Hut und trägt ihn so nach Hause. Am andern Morgen sieht er, daß der Zweig von dem reinsten Golde ist. Natürlich laufen seine Kameraden, als sie davon hören, sogleich den Weg zurück ihre weggeworfenen Zweige zu suchen, aber keiner kann den seinen wieder finden.

194.

Erscheinungen in der Gegend von Schwarzja zwischen Rudolfstadt und Saalfeld.

*Sohn Schiller von Stern. Stern 1855. B. 76.
 Thüringia. 1871. B. 634.*

In der Gegend von Schwarzja zwischen Rudolfstadt und Saalfeld am rechten Ufer der Saale wußten noch vor wenigen Jahren die Leute zu erzählen, daß zu gewisser Jahreszeit um Witternacht ganze Rüge von Reitern ohne Kopf längs der Saale und Schwarzja auf und nieder jagten.

Auch erzählt man, daß im Jahre 1811 am Weihnachtsfeste früh nach 9 Uhr der Wachtposten auf dem Schlosse zu Rudolfstadt in der Richtung nach Saalfeld zu den Anmarsch von fremden Truppen erblickte. Auf erstattete Anzeige wurde dasselbe auch vom Schlosse selbst genau wahrgenommen und obgleich man sich die Erscheinung eines so unerwarteten fremden Heeres nicht erklären konnte, so sand man es doch der Ordnung gemäß, dem fremden Heere entgegen zu gehen. Verschiedene Herrn vom Hofe zogen daher, begleitet von einem mehr oder minder großen Publikum, dem Truppenzuge entgegen. Auf der Kunststraße sahen sie deutlich die Waffengattung, sie erkannten Würtemberger und Franzosen, doch — unglaublich ist es, aber wahr — an der Brücke, welche am andern Ende die Straße von Saalfeld und Stadt Jim scheidet, verschwand der ganze Zug in Nichts.

195.

Das Dorf Langenschade.

Grünau deutsche Mythol. 2. Hefte. B. 100.

Bei Saalfeld liegt das Dorf Langenschade, das nur vier und fünfzig Häuser zählt und doch eine kleine Stunde lang ist, weil sie einzeln in einer Reihe liegen. Der Teufel flog Häuser in einer Schürze tragend durch die Luft; ein Loch der Schürze ließ unvermerkt eins nach dem andern herauffallen. Als es der Teufel rückwärts blickend gewahrte, rief er aus: „daß ist Schade!“

196.

Das Mäuslein.

Prätorius Weltliche, I. 10 f.
 Grimm deutsche Sagen I. Nr. 217, S. 335 f.

Auf einem vornehmen Oefsfitze zu Wimbach bei Saalfeld hat sich Anfangs des 17. Jahrhunderts folgendes begeben.

Das Gefinde schälte eines Tages Obst. Dabei war in derselben Stube eine andere Magd, welche der Schlaf ankam, daß sie von den übrigen sich absenterte und nicht weit davon auf eine Bank etwas zu ruhen niederlegte. Wie sie ein wenig stille gelegen, knickt ihr zum offnen Kande ein rothes Mäuslein heraus, das die andern Leute meistens gesehen und einander bald gezeigt haben. Das Mäuslein eilt dem Fenster zu, das eben ein wenig offen stand, schlüß hinaus und blieb eine Zeit lang aus. Darüber steht eine verwitzige Hese auf und geht, obwohl es die andern ihr stark verboten, zu der entsetzten Magd, rüttelt dieselbe nicht allein, sondern bewegt sie auch auf eine andere Stelle etwas ferner und geht dann wieder davon. Dann kommt das Mäuslein, das aus der Magd Mund gestochen war, wieder, läuft nach der vorigen bekannten Stelle und wie es nicht recht aufsummt noch sich zurecht findet, verschwindet es und die Magd war und blieb mausetott. Vergebens bereute nun jene Hese ihren Verwag.

Uebrigens soll auf demselben Hese ein Rucht gewesen sein, der vorher vielfach von der Trud getödtet wurde und keinen Fricken haben konnte, als nach dem Tode jener Magd.

197.

Die Kirschenboller.

Uebersetz. Einleitung in die Thür. Schmarzh. Geschichte. Kasselstadt 1798, S. 55.
 Grimm deutsche Sagen I. Nr. 217, S. 335 f.

In Dittersdorf nördlich Blankenburg zwischen Kasselstadt und Saalfeld erzählt man von einer Hännin und ihrer Tochter folgende Geschichte.

Am Eingang des Schwarzthales auf der Hünenleippe wohnte eine Hünin mit ihrer Tochter. Die Tochter fand auf dem Gemeinberg einen feierstehenden Bauer, that ihn mit Pflug und Ochsen in ihre Schürze und ting der Mutter den kleinen Keil mit seinen Rägchen hin. Zornig befahl die Mutter, Mann, Thier und Pflug augenblicklich wieder an Ort und Stelle zu tragen: „Sie gehören zu einem Volke, das den Hünen großen Schaden zufügen kann.“ Bald darauf verließen beide die Gegend.

198.

Die drei Kreuze bei Pflanzwirthbach.

Mündsch.

Bei Pflanzwirthbach im Amte Kufelsstätt stehen am Wege drei alte Steinkreuze, auf welchen eine Zimmel, ein Rad und ein Hammer eingebauen sind, wie man vor Zeiten deutlich sehen konnte. Diese Kreuze sind drei Handwerksburschen zum Andenken gesetzt, einem Bäder, Wagner und Schmied, die einst an der Kirmse zu Pflanzwirthbach erschlagen worden sind.

199.

Der Wassermann.

Prätorius Weltwunder, I. 208 ff.

Reimn. deutsch. Sagm. I. Nr. 67. G. 64 f.

Am Anfange des 17. Jahrhunderts erzählte eine alte Wehmutter in der Pfarrei zu Freilip bei Zaasfeld in Gegenwart des Geistlichen, was ihrer Mutter, die auch Kindfrau war, einmal widerfahren sein sollte.

Diese Frau wurde des Nachts gerufen, daß sie sich anziehen und mitgehen sollte zu einer kreisenden Frau. Als sie herunter kam, sagte sie zu dem Manne, der ihrer unten wartete, er möchte ein wenig verzichen, sie wolle erst eine Leuchte holen und dann mitgehen, denn es war eine stockfinstere Nacht. Der Mann aber hatte Eile und versicherte, daß er den Weg schon zeigen wollte, sie sollten nicht irren. Darauf verband er der Frau sogar die Augen, daß sie erstmal und schreien wollte, allein er sprach ihr Tiefs ein und sagte, daß ihr kein Leid widerfahren sollte, sie

möge nur mitgehen. So sind sie mit einander weiter gegangen. Bald merkte die Frau, daß der Mann mit einer Ruthe ins Wasser schlug und sie immer tiefer hinunter gingen, bis sie in eine Stube kamen. Darin war Niemand als die schwangere Frau. Der Gefährte nahm ihr nun das Band von den Augen, führte sie an das Pette und nachdem er sie seiner Frau anbefohlen hatte, ging er selber aus der Stube hinaus. Darauf hat die Wehmutter das Kindlein zur Welt befördern helfen, die Kindbetherin zu Pette gebracht, das Kindlein gebadet und alle dabei nothwendigen Sachen verrichtet.

Aus heimlicher Dankbarkeit sprach die Wehuerin warnungsweise zur Wehmutter: „ich bin sowohl als ihr ein Christenmensch und weggeführt werden von einem Wasermann, der mich ausgekauft hat. Er frist mir am dritten Tage alle meine Kinder; kommt nur am dritten Tage zu eurem Teich, da werdet ihr das Wasser in Blut verwandelt sehen. Wenn mein Mann jetzt herinkommt und euch Geld bietet, so nehmt nicht mehr Geld von ihm, als ihr sonst zu kriegen pflegt, sonst dreht er euch den Hals um; nehmt euch wohl in Acht.“ Indem kam der Mann, der gar zornig und böse ansah, zur Stube herein, sah sich um und besand, daß alles hübsch abgetausen war. Er lebte darum die Wehmutter und warf einen großen Haufen Geld auf den Tisch sprechend: „daren nehmt euch so viel ihr wollt.“ Sie war aber gescheut und antwortete jedesmal: „ich begehre von euch nichts mehr als von andern (welches denn ein geringes Stück Geld gewesen), gebt ihr mir das, so habe ich genug daran; oder ist euch das zu viel, so verlange ich auch gar nichts, außer daß ihr mich wieder nach Hause bringt.“ Der Wasermann antwortete: „das hieß dich Gott sprechen,“ zahlte ihr so viel Geld aus als sie gefordert hatte, und geleitete sie wieder nach Hause.

An den Teich aber ist die Frau an dem bestimmten Tage auch durch nicht hingegangen.

FIN.

Der hohe Schwarm bei Saalfeld.

Nach einem alten Mss.

Die Zerkenburg bei Saalfeld, auch der hohe Schwarm genannt, soll ehemals ein königlicher Sitz und eine Festung der Sassen gewesen

sein. Sie war mit tiefen Gräben, hohen Wällen und Mauern umgeben, wovon jetzt freilich wenig mehr zu sehen ist. Ehe die Sorben diese Burg erbauten, ließen sie eine weiße Taube mit Schellen oder Stöcklein aufsteigen, um aus deren Flug und Niederlassung den Ort zu erkennen, wo die Burg sollte angelegt werden. Die Taube setzte sich auf eine hohe Eiche und so wurde der Platz, darauf die Eiche stand, zur Festung erwählt. Als man aber den Grund legen und die Eiche umbauen wollte, flog ein großer Vienschwarm aus derselben heraus und hing sich an den Baum und deshalb ist das Schloß der hohe Schwarm genannt worden.

Früher soll diese Burg vier Thürme gehabt haben und zwischen diesen habe ein Haus in Ketten gehangen. Jetzt sind nur noch zwei Thürme vorhanden.

201.

Der Kessel bei Saalfeld.

Nach demselben Manuscript.

Es ist auch über Saalfeld ein Ort im Walde, der Kessel genannt, ein Platz bei der hohen Eiche, wo die Sorben ihr Gericht sollen gehalten haben, daher der Ort noch das wendische Gericht heißt. Man hat sonst auch noch steinerne Tische und Bänke in der Erde befestigt gesehen und an einer alten Eiche nicht weit davon hat eine verrostete Kette gehangen zur Verhaftung der Wipethäter.

202.

Die Jungfrau mit dem Carl.

Gräfinns Wälscheltzche S. 112 f. und wendische Erzählung.
Gräfinns wendische Sagen I. Nr. 129. S. 430.

In Saalfeld mitten im Fluß steht eine Kirche, zu welcher man durch eine Treppe von der nahegelegenen Brücke eingeht, worin aber nicht mehr gepredigt wird. An dieser Kirche ist als Wappenstein oder Zeichen der Stadt in Stein aufgezauhen eine gekreuzigte Henne, vor welcher ein

Mann mit einer Weige lüet, der neben sich einen Pantoffel liegen hat. Daren wird folgendes erzählt. Die Nonne war eine Königs-tochter und lebte zu Saalfeld in einem Kloster. Wegen ihrer großen Schönheit verliebte sich ein König in sie und wollte nicht nachlassen, bis sie ihn zur Gemahl nähme. Sie blieb ihrem Gelübde treu und weigerte sich beständig, als er aber immer von neuem in sie drang und sie sich seiner nicht mehr zu erwehren wußte, bat sie endlich Gott, daß er zu ihrer Rettung die Schönheit des Leibes von ihr nähme und ihr Ungestalttheit verleihe; Gott erhörte die Bitte und von Stund an wuchs ihr ein langer, häßlicher Bart. Als der König das sah, gerieth er in Wuth und ließ sie ans Kreuz schlagen.

Aber sie starb nicht gleich, sondern mußte in unbeschreiblichen Schmerzen etliche Tage am Kreuz schmachten. Da kam in dieser Zeit auch fonderlichem Willen ein Spielmann, der ihr die Schmerzen lindern und die Todesnoth versüßen wollte. Der hub an und spielte auf seiner Weige, so gut er vermochte, und als er nicht mehr stehen konnte vor Müdigkeit, da lüete er nieder und ließ seine tröstliche Musik ohne Unterlaß erschallen. Der heiligen Jungfrau gefiel das so gut, daß sie ihm zum Lohn und Angedenken einen kostlichen, mit Gold und Edelsteinen geschmitten Pantoffel von dem einen Fuß herabfallen ließ.

203.

Von Schätzen in der Marienkirche zu Saalfeld.

Nach einem alten Manuscript.

Am Westende der Brudergasse in Saalfeld steht auf dem höchsten Punkte der Stadt die alte Klosterkirche der Marienmünche mit ihren hohen Mauern und spitzigen Giebeldach. Nach Einführung der Reformation benutzte man ihre feuerfesten Kapellen und Kreuzgänge zum Vertrieb der Münze, daher sie den Namen Münzkirche erhielt, in das Klostergebäude aber legte man die Anabaptisten.

In dieser Kirche haben die Münche, als sie das Kloster verlassen mußten, viele Schätze versteckt und dazu eine Orgel mit lauter silbernen Pfeifen. Später ist ein solcher Schatz beim Nachgraben auch entdeckt

aber nicht völlig gehoben werden. Denn als eben die Vergleute den eisernen Kasten voll dünner, hohler Silbermünzen heraus zu heben im Begriff sind, rußt bald diesen, bald jenen Vergmann bei seinem Namen; weil sie aber sich nicht daran lehren, auch in ihrer Arbeit nicht stören lassen, fängt auf einmal oben an der Tode ein Rallen an zu brennen, daran man die Kohlen noch bis heute sehen kann. Darüber erschrickt ein Vergmann so sehr, daß er sich vergift und Feuer schreit, der Kasten aber stürzt bei diesem Schrei augenblicklich in die Tiefe. Ein Schüler, der dabei stand, hat noch das Herz gehabt, nach den Münzen zu greifen und eine Hand voll aus dem Kasten zu nehmen, die er dem Herzog und verschiedenen Gelehrten gebracht hat.

Von der silbernen Orgel aber erzählt man folgende Geschichte. Einen Lehrer der Knabenschule führt einmal Abends in der Dämmerung sein Weg an der Kirche vorüber und er sieht dieselbe hell erleuchtet, und wie er noch weiter um die Kirche herum geht, gewahrt er auch, daß der Eingang, der sonst mit Brettern verschlagen war, offen ist und darin der Herzog steht und neben ihm ein bekannter Kupferschmied, der gewöhnlich in der Münze zu thun hatte. Der Kupferschmied winkt dem Lehrer und so trägt dieser kein Bedenken dahin zu gehen; wie er aber reden und mit Worten grüßen will, wird ihm bedeutet, daß er schweigen soll. Der Herzog geht nun voraus und die beiden andern Leute folgen ihm in die Kirche. Darin ist aber alles verändert, namentlich stehen die Kanzel, der Altar und die silberne Orgel jenseit an ihrer Stelle, die sie früher gehabt haben. Nur unten in der Kirche fehlen die Stände und etliche Vergsacken sahen in Kadeberrern Schutt herum und schütteten selbigen dem alten Contractor auf die Hüfte, worüber dieser unwillig den Kopf schüttelt, aber die Vergjungen lächeln dazu und fahren fort in ihrer Arbeit. Der Herzog geht dann die Treppe hinauf, welche zur silbernen Orgel führt, ihm hinterdrein der Kupferschmied und diesen ruft der Contractor am Ermel, um ein Zeichen zu erhalten, ob er folgen dürfe. Allein der Schmied sieht sich so heftig um und macht dabei ein so fürchterliches Gesicht, daß jener ganz erschrocken dasteht und nicht weiß, was er thun soll. Endlich geht er doch hinaus und weiß er Niemand weiter sieht, die Orgel aber mit den silbernen Pfeifen vor ihm steht, so meint er, daß dieser Schatz ihm beschert sei, geht hin, nimmt etliche Pfeifen, so viel er fortbringen kann, heraus, will aus der Kirche hinaus eilen und seinen Schatz in Sicherheit bringen. Allein er kann keinen Ausgang finden, denn wo sonst die Thür

war, liegen viele Lebkensleje und Menschengebeine. Todhols trägt er die Pfeifen wieder an ihren Ort und alsbald sieht er unten in der Kirche den Ausgang und eilt zur Thür hinaus nach Hause. Kaum ist er etwa fünfzig Schritte weit gegangen, so späht hinter ihm Jemand und er gemahnt sich umsehend in der Kirchenthür eine fürchterliche Gestalt, die ihn mit einer gewaltigen Keule dreht.

Des andern Tages erzählte der alte Conrector verschiedenen Personen sein Vergegniß, wäre aber darüber bei Hese fast in große Ungnade gefallen, weil er vergab, daß der Herzog, der doch nicht aus seinem Schloß gekommen war, sich bei lebendigem Leibe als Gespensst sehen lasse; auch der Kupferschmied war über die Erzählung nicht wenig ungehalten und zuletzt mußte der alte Mann noch beschwören, daß diese Begebenheit nicht erdichtet sei.

Man hat nachher zu verschiedenen Malen nach der silbernen Orgel gegraben und soll bis an ein Gewölbe mit einer eisernen Thür gekommen sein, durch deren Schlüßelloch man die Orgel gesehen haben will. Weil dieselbe aber mit zwei Menschenseelen versezt ist, so hat man sich billig ein Gewissen gemacht und das weitere Nachgraben unterlassen. Zu Zeiten sollen Mönche kommen, welche alte Nachrichten von diesem Kloster haben, und die Kirche in Augenschein nehmen, ob noch alles im vorigen Stande sei. Im Kreuzgange hat auch ein Bergmann dem Herzoge durch einen Ertspiegel ein goldenes Crucifix gezeigt, dessen Schurz mit vielen lestharen Steinen besetzt war. Weil aber dessen Versezung nicht minder abscheulich sein soll, hat man auch diesen Schatz fahren lassen.

201.

Von den Nixen bei Saalfeld.

Pötrorisch Wittenbr. I. 172 S.

Geimn. braunse. Sagen I. Nr. 67. S. 77.

Wittenbr.

Aus der Saale kamen auch zuweilen die Nixfrauen in die Stadt Saalfeld und kauften Fleisch auf der Pank. Man unterschied sie allein an den großen und gräßlichen Augen und an dem triefenden Schwweif ihrer Röde unten. Sie sollen verankelte Menschenfinder sein, statt deren die Nixen ihre Weibskälge eben gelassen haben.

Das Schloß auf dem Weitsch bei Obernitz.

Verfasser: Faust, des Freyschützens Weisungen II. 678.

Auf dem Weitsch oberhalb des Dorfes Obernitz am rechten Saaleufer hat der Sage nach ein Schloß mit vergoldetem Thore und hohen Thürmen gestanden, das vom Nix zerstört wurde.

Der wilde Jäger jagt die Moosleute.

Verfasser: Weisungen. I. 691 B.

Walden deutsche Sagen I. Nr. 47 a. 19. B. 10 f.

Ein Bauer aus der Gegend von Saalfeld hatte auf der Heide Holz gehauen und zwar Nachmittags. Da trat zu ihm ein klein Moosweibchen und sprach: „Vater, wenn ihr werdet nachher aufhören und Feierabend machen oder den letzten Baum umhauen, so hauen ja in den Stamm drei Kreuze, es wird euch gut sein.“ Und damit ging es wieder weg. Der Bauer aber hielt das für Unadelei und das Moosweibchen für ein Gespenst und unterließ das Einhauen der Kreuze, als er gegen Abend nach Hause ging. Des andern Tages um dieselbe Zeit ging der Bauer wieder in den Wald um seine Arbeit weiter zu thun. Das Weibchen kam wieder und sprach: „ach ihr Mann, warum habt ihr gestern die drei Kreuze nicht hinein gehauen? Es sollte euch und mir geholfen haben. Wir werden sehr oft und fast ohne Unterlaß des Nachmittags, sonderslich aber des Nachts von dem wilden Jäger gejagt und haben keine Ruhe, wo wir nicht auf dergleichen behauene Bäume kommen, denn davon kann er uns nicht bringen und wir sind sicher.“ „Hehe,“ sprach der Bauer in seiner gewohnten Gerechtigkeit, „was soll das sein und was können die drei Kreuze helfen? Dir zu Gefallen will ich noch keine hinhauen.“ Darauf fiel das Moosweibchen über den großen Bauer her und zerdrückte ihn so sehr, daß er krank daran wurde, obwohl er von starker Natur war.

Nachher soll der Bauer niemals unterlassen haben, die drei Kreuze einzuhauen, auch ist ihm dann nichts widerliches geschehen.

Solche Weibchen und Männchen wohnen in jener Gegend auf der

Heide oder im Holz an dunkeln Orten und in Höhlen unter der Erde. Sie liegen auf grünem Moos und sind um und um mit Moos bedeckt. Die Sache ist allgemein bekannt; Handwerker, besonders die Drechsler, bilden dergleichen Püppchen nach und stellen sie zum Verkaufe aus. Die Moosleute werden aber von dem wilden Jäger oft gejagt, doch zu eine Zeit mehr als zur andern. Die umwohnenden Leute hören es oft mit Verwunderung und sprechen dann Einer zu dem Andern: „der wilde Jäger hat sich ja nächsten wieder zugejagt, daß es immer klufterte und knasterte.“

Ein Bauer aus Rintischgerente nahe bei Saalfeld war aufs Gebirge gegangen zu holzen, als eben der wilde Jäger jagte, den er zwar nicht sah, aber seine bellenden Hunde hörte. Da gab ihm sein Verwag ein, daß er auch wollte mit jagen helfen und hub an zu schreien wie der wilde Jäger. Dabei verrichtete er seine Arbeit und ging dann wieder heim. Des andern Tags will er früh in seinen Pferdestall gehen, da war vor der Thür ein Viertel von einem grünen Wald- oder Moosweibchen aufgehängt, gleichsam als ein Theil oder Yehu der Jagd. Darüber eifschrad der Bauer und lief geschwinde nach Hirbach zum Edelmann von Wagdorf und erzählte die Sache. Der hat ihm gerathen, er solle ja um seiner Wohlfahrt willen das Fleisch nicht anrühren, sondern hängen lassen, sonst würde ihn der Jäger hernach drum ansichten. Daß hat der Bauer auch gethan und das Wildpret ist nachher von selbst wieder unerwartet weggekommen; auch ist der Bauer ohne weitere Ansehung geblieben.

207.

Die Roggenmüller.

Prätorius Lichtschreibung I. 125. I.
Erstem deutsche Sagen I. Nr. 90. B. 136.

Ein Edelmann bei Saalfeld hat einmal zur Erntzeit eine Sechswöchlerin von seinen Unterthanen gezwungen auf dem Felde mit zu helfen und das Korn in Garben zu binden. Die Frau nimmt ihr kleines Kind mit sich hinaus und legt es auf den Acker, um mit den andern Leuten desto hurtiger binden zu können. Ueber eine Weile sah der Edelmann, der bei seinen Leuten auf dem Felde war, daß ein Erdweib mit einem andern Kinde kam, dasselbe mit dem hingelegten Kinde der Wäucherin vertauschte und dann wieder wegging. Bald hab das fremde Kind

an zu schreien und die Mutter kam herbeigelaufen ihr verweintes Kind zu stillen. Da hat ihr der Edelmann gewehrt und sie zurückbleiben heißen, er wolle ihr schon sagen, wenn es Zeit wäre. Die Frau fügte sich mit schwerem Herzeleid, denn sie meinte, der Edelmann wolle es so haben der fleißigen Arbeit wegen. Das Kind schrie unterdessen unaufhörlich fort, da kam die Reggenmutter wieder, nahm ihr weinendes Kind zu sich und legte das gestohlene wieder an seinen Ort.

Nachdem der Edelmann das alles mit seinen Augen selber gesehen hatte, rief er die Mutter herbei und hieß sie flugs nach Hause gehen. „Den nun an,“ sprach er, „will ich nimmermehr eine Kindbettlerin hinauszagen und zu Diensten zwingen.“

268.

Der Kirchhauer zum Herrn eingeladen.

Prätorius, Weihnachtsstücken pag. 50.
Grimm's Deutsche Sagen I. Nr. 113. S. 172.

In Zaalsfeld war eine Schreiberin, die sich heimlich in ihren Schreiber verliebt hatte. Sie wollte ihn durch Gauberei gewinnen, ließ deshalb ein frisches Brod backen, steckte mitten in der heiligen Christnacht freyweise zwei Messer hinein und murmelte dazu gewisse Worte. Bald darauf kam der Schreiber aus dem Schloß ganz ohne alle Kleidung zur Stube hereingesprungen, setzte sich am Tisch nieder und sah die Frau schau an. Sie stand auf und lief davon. Da zog der Schreiber beide Messer aus dem Brode, warf sie ihr nach und hätte sie bald sehr verletzt. Darauf ging er wieder zurück. Eine Ruhme war in der Stube zugegen und über diesen Vorgang so heftig erschrocken, daß sie etliche Wochen krank zu Bette liegen mußte. Der Schreiber hat am folgenden Tage zu den Hausgenossen gesagt, er möchte nur wissen, welche Frau ihn vergangene Nacht so geängstigt habe, er wäre so abgemattet, daß er es kaum sagen könne, denn er hätte sollen mit ihr festklemmen und sich nicht genug wehren können; auch hätte er beten mögen, was er nur gewollt, so wäre er doch getrieben worden.

Dieselbe alte Frau, die diese Geschichte erzählt hat, fügte noch folgendes hinzu. Auch zu Reburg, sagte sie, hat es sich begeben, daß einige

Erstjungfrauen aus neuerlei Ehen etwas aufgehoben, um Mitternacht auf den Tisch gestellt und sich dazu gesetzt haben. Darauf sind ihre Liebsten alle gekommen, jeder mit einem Messer, und wollten sich zu ihnen an den Tisch setzen, aber die Jungfrauen stehen erschrocken daven. Einer daven nahm ein Messer und warf es einem Mädchen hinterher. Dasselbe Mädchen schaute um, blickte den, der geworfen hatte, an und hub das Messer auf.

Ein andermal soll aber statt des eingeladenen Liebhabers der leidhaftige Tod in die Stube gekommen sein und sein Stundenglas bei einem Mädchen niedergelegt haben, das denn auch das Jahr über gestorben ist.

209.

Der Wechselbalg zu Goshwik.

Thurington. 1841. 8. Nr.

Man hatte in der Rodenstube zu Goshwik Feierabend gemacht, denn die Mitternachtsstunde hatte eben geschlagen und die Burschen und Mädchen dachten an ihre Heimkehr. „Wenn wir nur nicht an dem alten Keller vorüber müßten!“ sagten verlegen und betreten einige Mädchen. Diese Aurdtsamkeit rief unter den Burschen lautes Gelächter hervor, obgleich sie selber dem verrufenen Kellergeiste, der in dem alten Gemäuer wohnte, möglichst aus dem Wege gingen und noch keiner von allen ihm ins Gesicht gesehen hatte; ja sie erboten sich sogar in ihrem Uebermuthe demjenigen Mädchen auf gemeinschaftliche Kosten einen neuen Rod machen zu lassen, welche noch in dieser Nacht beweisen könnte, daß sie den Geist besucht habe.

Alle Mädchen entsetzten sich ob dieser Zumuthung. In dem einen Winkel der Stube saß fern von den Spinnerinnen die Wagt des Hauses, beschäftigt mit dem mißgestalteten Kinde ihrer Frau. „Es gilt,“ rief die fröhliche muthige Dirne, indem sie zu den andern Mädchen heratratt; „es gilt! Ihr gebt mir den Rod und ich gehe zum Kellergeiste. Habt nur, bis ich wieder komme, einstweilen auf das Kind dort Acht.“

Schon gerente die Burschen der Perwig und Scherz, den sie getrieben, und die umstehenden Mädchen suchten alle durch Bitten und Beseßungen die leide, rasche Dirne von ihrem Vorhaben abzubringen, doch

nuntenst. Schnell war die furchtlose Magd zur Stube hinans und an den Gärten des Dorfes vorbei geritt und stand vor dem alten, verrufenen Gemäuer hinter dem Schulzenhause. Verschühtig und ferkhend schaute sie hinab in die kellerartige Vertiefung, weraus, wie gewöhnlich zur Mitternachtstunde, ein Licht unheimlich ihr entgegenflimmerte.

„Guckst du, so weis ich“ — riefß aus der Vertiefung herauf.

„Wirst du, so haß ich“ — entgegnete dreiß das Mädchen, ohne dabei ihre Stellung zu verändern.

„Guckst du, so weis ich“ — rief abermals der Geist und abermals antwortete die Magd: „wirst du, so haß ich.“ Und als der Kellergeist zum dritten Male mit seinem Wurfe drohte, rief beherzt die Magd: „weis zu, ich haße schon.“ Dabei hielt sie ihre Schürze auf, der Wurf geschah und in der Schürze lag ein Kind.

Alsbald eilte die Magd nach Hause. Das junge Volk in der Kottenstube, welches mit großer Bangigkeit auf ihre Rückkehr gewartet hatte, murrte sie neugierig und mit freudigem Staunen beschaute man das schöne, wohlgestaltete Kind. Auch der Hausvater und seine Frau waren herbeigekommen und erkannten in der wunderbar errungenen Beute ihr eigenes Kind, das ihnen gegen jenen Wechselbalg ausgetauscht worden war, den sie wegen seiner Mißgestalt und seines abentheuerlichen Wesens der Magd zur Wartung übergeben hatten. Vergeblich sah man sich jetzt nach diesem um, er war verschwunden und das Glück des Hauses wieder hergestellt.

Zeit jener Nacht ist das Licht in dem alten Keller nicht mehr gesehen worden auch hat man nie wieder von einem Wechselbalge gehört, der zu Gefährd gegen ein Christenkind ausgetauscht worden wäre.

Zu dem neuen Kede, den die Magd so muthig sich verdient hatte, fügten die glücklichen Eltern noch ein neues Nieder und eine Sonntagshauhe und bald führte der schönste Burche im Dorfe das Mädchen zum Traualtar.

Perdtha's Hebersahrt.

Wörter Buchstaben auf dem Orlagen 6. 113 8.

In dem fruchtbaren Saalthal zwischen Buchs und Wilhelmstert hatte Perdtha, die Königin der Feinschen, ihren Wohnsitz und ihre un-

sichtbare Nähe verbreitete Stüd, Gedeihen und Heiterkeit über die ganze Natur. Mit den Feinden aber waren die Einwohner so befreundet, daß sie sich bei ihren Arbeiten an den Spielen und Nöckereien der Kleinen, an ihrem plötzlichen Erscheinen und Verschwinden ohne Furcht und Schen ergötzen. Wenn der Bauer seinen vollen Erntewagen von steilen Höhen herab nach Hause fuhr, saß oft ein Feindchen, bekürzt mit Achren, jubelnd auf dem Zugvieh und sicher und wohlbehalten kam der reiche Segen der Felder in die Scheuer; breiteten die Leute auf ihren Wiesen die Heuschaber aus, so geschah es nicht selten, daß ein freundliches Feindchengesicht ihnen daraus entgegenlachte, und bei der Obsternte fiel mit der reifen Frucht wohl auch ein Feindchen vom Baum herunter und verschwand mit schallhaftem Gelächter. Auf Perchtha's, ihrer Königin, Gebot mußten die Feindchen die Felder und Ähren der Menschen bewässern, während sie selbst unter der Erde mit ihrem Pfluge aderte und den besten Samen ausstreute, wenn droben die Leute ihre Felder bestellten.

So lebten die Bewohner jener Gegend lange Zeit ein glückliches, frohes Leben, später aber veruneinigten sich die Leute mit Perchtha, daß sie beschloß das Land zu verlassen. Auf Perchthabend wurde der Jährmann im Tische Altar noch spät in der Nacht bestellt, es war um die zwölfte Stunde, und als er zum Saalufer kam, sah er eine große, hehre Frau, umgeben von weinenden Kindern. Erschrocken dachte der Mann daran, daß Perchthzeit so eben sei und wollte zurück in seine Wohnung flüchten, aber Perchtha ferterte drohend Uebersahrt über den Fluß. Sie trat in das Fahrzeug, die Kleinen folgten und schleppten einen Aderpflug und eine Menge andern Geräthes zu ihr hinein unter lautem Wehklagen, daß sie die schöne Gegend nun verlassen mußten. Der Schiffer begann die Fahrt und als Perchtha am andern Ufer angelangt war, gebot sie ihm nochmals zu fahren und die zurückgebliebenen Feindchen herüber zu holen. Auch dieses geschah. Unterdeß hatte Perchtha am Aderpfluge gezimmert, deutete auf die Späne und sprach zum Jährmann: „da nimm, das sei der Lohn für deine Mühe!“ Wüthend stieß der Mann drei von den Spänen ein, warf sie zu Hause auf das Heuscherbrett und sich selbst göngstigt ins Bett. Am Morgen lagen drei Geldstücke an dem Plaze, wohin er die Späne gelegt hatte.

Diese Sage von Perchtha's Uebersahrt hat sich auch bei Rautdorf an der Saale und an der Elster zu Röstrij unweit Wera erhalten.

Der verschmähte Kucheu.

Hörner Volksliedern aus dem Elsaß B. 205 f.

Der Fußsteig von Wilhelmöfers nach Dobian führt an einer einsam gelegenen Bergwand verüber, „die Eisengruben“ genannt. Dort aderte ein Knecht auf dem Felde und hörte bei seiner Arbeit ganz in der Nähe, obwohl er Niemand sah, ein leises Gerede verschiedener Stimmen und als er recht aufmerksam hinherchte, vernahm er folgendes Gespräch:

„Na, Trude, flugß den Rehrbesen her!“

„Geduld, was eist es euch denn sehr?“

„Will baden.“

„Bad' hent eben se,

im Ofen brennt's schon lichterleh.“

„Nun gar, was badt ihr denn für Kucheu?“

„Verbadu.“

„und ich Käsefucheu.“

„Gi, badt ihr ausgebadu,“ rief laut und verlaut der Knecht drin, „so bringt mir auch ein Stück von euerm Verbadu und von euerm Käsefucheu.“ Bald darauf legt sich der Knecht zur Mittagsruhe nieder und als er erwacht und weiter adern will, liegen zwei große Kucheustücke, das eine Verbadu, das andere Käsefucheu, auf seinem Aderpsfluge. Ihn graut vor der unheimlichen Mahlzeit und er wirft den Kucheu vom Psfluge herunter, doch sofort liegen beide Stücke wieder darauf. Seine Angst und sein Grauen wächst und zuletzt schleudert er den Kucheu so weit von sich, als er nur vermag. Nun bleibt zwar die verschmähte Gabe weg und der Knecht eist nach Hause, erkrankt aber und stirbt.

Des Waldweibchen im Bauerhause zu Wilhelmöfers.

Hörner Volksliedern B. 156 ff.

Bei einer Paneröfran in Wilhelmöfers hatte sich ein Waldweibchen eingethan. Das kleine Wesen war gar fleißig und arbeitsam, half überall, wo etwas zu thun war, so daß im Hause eine Magd erspart wurde.

Wenn Morgens die Bäuerin aufstand, war alles in Küche und Stube geegelt und gekehrt, geküchert und gewaschen und blank und rein in Ordnung gestellt. Auf den Wiesen und auf den Feldern ging die Arbeit zur Erntezeit so flink von der Hand, daß Heu und Grummet und jede Frucht gerade in dieser Wirthschaft zuerst in die Scheuer kam. Hatte das Waldweibchen treu und fleißig kein Tagewerk verrichtet, so nahm es Abends seinen Platz hinter dem Ofen ein und gab von da aus den Leuten im Hause allerlei gute Lehren und Rathschläge. Am liebsten aber beschäftigte sich das kleine Wesen vor dem Ofen. Ob es dort zu thun, so trug es Brennholz zu, unterhielt das Feuer, schob und hob die Töpfe, zog die Krüde, wenn es zum Brodbaden kam, und ließ und zeigte an, wenn alles bereit und fertig war. Das alles war der Bauersfrau ganz recht, nur eins war ihr zuwider. Sobald sie nemlich den Rücken wendete, war der Kochtopf, zumal wenn Klöße gekocht wurden, wohl bis auf die Hälfte ausgeleert, und wenn die gebadenen Brode aus dem Ofen genommen und an Ort und Stelle gebracht werden sollten, so war das Waldweibchen niemals zur Hand, es hockte dann in irgend einem Winkel und ließ bereits ein frisch gebadenes Brod sich schmecken. Zwar hatte die Frau schon oft ihren dienstbaren Geist deshalb geschelten und ausgejault, aber es half nichts, die Klöße und Brode wurden nach wie vor gezehnet. Da kam der Frau ein Sprüchlein in den Sinn, das ihr das Waldweibchen oft als gute Lehre vorgelegt hatte:

„Pip kein Brod,
schäl keinen Baum,
erzähl keinen Traum,
bäd keinen Kümme! ins Brod,
so hilfst dir Gott in aller Noth.“

„Ei, dachte die Bäuerin, hörst du nicht auf meine Worte, so will ich auch von deinem Rath nichts wissen“ und buß dem Waldweibchen zum Pöffen und Aerger das nächste Mal Kümme! in die Brode und pipete sie richtig von dem ersten an bis zur vollen Wandel fort.

Besser wäre es gewesen, sie hätte das nicht gethan. Denn als das Waldweibchen von dem neuen Brode gekostet hatte, ließ es unwillig aus dem Hause fort zurück in seinen Wald schreitend:

„sie haben mir geboden Kümme!brod,
das bringt diesem Hause lauter Noth.“

Und so geschah es. Die Familie kam seit jener Zeit höchlich von

ihrem Wehstaude herab und es gebrach ihr zuletzt an Broden mit Rüm-
mel und ohne Rümnel.

Die Leute in jener Gegend erzählten, daß diese Waldweibchen, die auch Noosweibchen genannt werden, vordem in dichten Wäldern wohnten, besonders in den Hölzungen an der Saale. Sie waren in Noos gekleidet, von Ansehen alt und grau und gehörten zum Geschlecht der Zwergge, obgleich sie die Heimchen an Größe noch übertrafen. Oft kamen sie aus ihren Waldungen hervor und thaten sich ein in den Häusern und Gehöften der Bauern, wurden als Gehülfen bei den häuslichen Verrichtungen gern gesehen, zuweilen aber auch wegen ihrer Raubhaftigkeit lästig befunden. Rathend und helfend, dabei aber schüchtern und reizbar, wollten sie gleichwohl gern; sie bewiesen sich den Hausleuten gutmüthig und zugethan, so lange man sie pflegte, sich ihrer Hilfe bediente und ihren Rath befolgte, geriethen aber auch leicht in Zorn gegen Undankbare, die ihren Rath und ihre Gaben verschmähten und wußten dieselben zu bestrafen. Sie konnten auch über Schätze verfügen waren aber in steter Lebensgefahr, namentlich der Verfolgung des wilden Jägers fortwährend ausgesetzt.

213.

Das Waldweibchen mit dem zerbrochenen Schubkarren.

Hörner Volksagen S. 205 f.

Am steilen Schmiedeberge, da wo der Weg von Wilhelmstorf hinab in die Saale in die Portenschmiede führt, traf ein Bauer ein Waldweibchen jammernd und klagend, daß sein kleiner Schubkarren auf dem bösen Wege zerbrochen war. Dringend bat das Weibchen den Bauer zu helfen und das zerbrochene Rad so gut als möglich auszubessern. Dieser hieb mit der Art, die er bei sich führte, ein Bäumchen im Walde um und machte das kleine Fuhrwerk wieder brauchbar. Während dieser Arbeit hatte das Frauchen dankbar alle abfallenden Späne dem Manne in die Tasche gesteckt, doch dieser war ärgerlich über die gehabte Versäumniß und warf das unnütze Zeug, wie es ihm versam, bald wieder heraus; nur ein einziger Span blieb unbemerkt zurück und wurde am andern Tage in einen harten Thaler verwandelt zufällig in der Tasche gefunden. Zwar lief der Mann sogleich zurück zur Stelle, wo er die Späne wegge-

werfen hatte, allein die Gabe, die er gestern verachtet, war heute nicht wieder zu finden.

214.

Das Waldweibchen klagt um sein Männchen.

Böerner Volksagen S. 222 ff.

Mein Großvater, so erzählte ein Bauer aus Wilhelmstorf, sitzt mit seinen Leuten an einem Winterabende um den Tisch herum, draußen aber ist stodrunke Nacht. Da macht etwas die Thüre auf und ein Waldweibchen tritt in die Stube, das ist ganz außer sich gewesen, hat seine Hände über dem Kopfe gerungen und immer dabei gerufen: „hu, hu! der wilde Jäger hat jetzt mein Männchen todt geschossen, hu, hu!“ Mein Großvater hat das Herz auf dem rechten Kiede, er dreht sich um und spricht: „das muß ja ein bitterböser Kerl sein der wilde Jäger; was hat dein armes Männchen ihm denn gethan gehabt?“ „Ei, an euch liegt die Schuld,“ gibt das Weibchen zur Antwort, „und über uns geht es hinaus. So est ein Mensch ein Männchen auf dem Stamme driekt, so est muß eins von uns sterben. Um's Himmels willen thut es nur nicht wieder.“ Und dazu hat es immerfort hu, hu! geschrien und nicht geruht, bis alle in der Stube es ihm versprochen und der Reihe nach die Hand darauf gegeben haben. Meine Großmutter denkt, das arme, abgejagte Ding wird Hunger haben und setzt ihm eine Schüssel voll Zaaerfraut vor, da hat es gegessen, aber immer dazwischen hu, hu! gejammert und ist zuletzt hinter den Ofen gekrochen. Als aber meine Großmutter frühmorgens aufsteht und das Waldweibchen rufen will, ist es schon über alle Berge fort gewesen.

215.

Die goldne Wiege des Waldkindes.

Böerner Volksagen S. 171.

Eine Bauerstfran aus Wilhelmstorf war auf den Hungerberg gegangen Hely zu lesen und durch das Wimmern eines kleinen Kindes tiefer in den Wald geleckt werden, als sie sonst zu gehen pflegte. Da sieht sie in einer runden Baumrinde ein schreindes Kindlein liegen und mit-

leidig, sie hat ja selbst daheim einen Säugling, setzt sie sich nieder, nimmt das Waldkind auf und reicht ihm ihre Brust. Während das Kind aber trinkt, kommt die Waldfrau, die Mutter des Kindes, zurück, staunt und spricht:

„Bauerndblut,
du bist gut!
Nach ich's quitt;
rennen soll dich heut kein Tritt.
Gib geschwind
mir mein Kind
und zum Danke nimm die schöne Wiege mit.“

Bei diesen Worten reichte sie der Bauernfrau die Baumrinde, worin das Kind gelegen hatte. Diese sprach: „es ist nur, daß ich euch den Willen thue, ich habe ja schon genug zu tragen,“ nahm ihre Bürde auf und brach sich von der Baumrinde ein kleines Stückchen ab, warf es über die Achsel auf das gesammelte Reisig und ging zufrieden ihres Wegs nach Hause. Am andern Morgen findet sie in ihrem Reisig einen hellglänzenden Gelfsplitter; es war das abgebrochene Stüd von der Wiege, welche das Waldweibchen ihr dankbar hatte geben wollen.

216.

Das verwünschte Bergwerk bei Wilhelmsdorf.

Thuringia. 1^{tes} B. S. 176.

In der Nähe von Wilhelmsdorf wurde sonst reicher Bergbau getrieben. Grube reichte sich an Grube und viele Bergleute bezogen daraus reichen Lohn und Unterhalt. Unter diesen Bergleuten war ein junger Arbeiter, dessen Mutter hart an der Gicht darnieder lag. Der Sohn pflegte sie in aller Weise, kochte ihr Suppe, wenn sie Hunger spürte, hob und trug sie, wohin sie verlangte, von einer Stelle zur andern, und wusch, wenn er Schicht gemacht hatte, ihr nicht von der Zeit. Eines Morgens will er nach seiner Grube gehen, da sagt die Mutter: „hast du Zeit, so trage mich in den Garten hinaus in die liebe Sonne, daß ich noch einmal die schönen Blumen sehe und den blauen Himmelsblau, ehe meine müden Augen sich schließen.“ Der fromme Bergmann besinnt sich nicht lange, nimmt die kranke Mutter auf den Arm und trägt sie hinaus,

macht ihr ein weiches Lager zurecht und bettet sie darauf. Nun läuft er rasch zur Arbeit, kommt aber zu spät, denn geraume Zeit war über die Wartung der Mutter verfloßen. Zernig setzt ihn der Steiger wegen seiner Verschümmelung zur Rede, aber der junge Bergmann meinte seinen Verwurf verdient zu haben und spricht freimüthig aus, daß er Kindespflicht habe erfüllen müssen. Bei dieser Gegenrede gerieth der Steiger noch in größern Zorn und stieß in seiner Wuth den Bergsnappen hinunter in den tiefen Schacht. Tödt und zerschmettert wurde der Arme herausgebracht. Auf das Gerücht von dieser Frevelthat war die ganze Knappschaft herbeigeeilt und umstand ernst und trauernd die Leiche, denn alle hatten ihn lieb gehabt wegen seines kindlich frommen Sinnes. Da tritt plötzlich die alte Mutter in den Kreis hinein. Die Kunde von dem Tode ihres Sohnes war bald zu ihr gelangt, Verzweiflung hatte ihre Kräfte gestählt und sie empfand keine Schmerzen mehr. Sie schaut auf des Sohnes blutige Leiche, dann auf den Schacht, in den er hinabgestürzt war, und die zusammengebeugte Gestalt richtet sich in die Höhe, ergreift eine Bürste, die ihr zufällig zur Seite lag, schleudert sie in die Tiefe hinab und ruft verwünschend:

„hu! hu!
 Teufel du,
 schleuß dich zu!
 So viel Haare,
 so viel Jahre;
 so von oben, so von unten,
 alle Zeit und alle Stunden,
 hart gebunden,
 fest gebunden,
 thu dich zu,
 Teufel du!“

„Thu dich zu!“ rief sie noch einmal und sank todt an ihres Sohnes Leiche nieder. Zugethan hatten sich für immer ihre Augen und Mutter und Sohn wurden todt von dieser Stätte hinweg getragen. Zugethan war aber auch das Bergwerk. Der Gluck der Mutter ging von Stund an in Erfüllung, Gewässer traten ein und hinderten jeden weitem Betrieb. Noch sind die Oeffnungen der Gruben, eine an die andere gereiht, vorhanden. Im Wachtthügel, am äußersten Ende der Gruben gegen Morgen, soll ein Hirsch ganz aus geriegemem Golde stehen, doch Niemand

magt den Bergbau wieder zu betreiben, denn noch nicht die Hälfte der Jahre mag verfloßen sein, welche die Bärte in den Tiefen des Bergwerks erfordert. Die Grube, in welche der junge Bergmann gestürzt worden ist, liegt am westlichen Ende des Grubenjuges und ist fast immer bis an den Rand mit Wasser gefüllt. Jetzt wohnt die Wassertiefe darin und bleicht an dem Rande ihre Wäsche zur Mittagszeit. Viele Bewohner von Wilhelmndorf haben es ganz in der Nähe mit angesehen. Das Weißzeug der Rize ist sehr schön und sämmtlich roth gerändelt. Auch die Wehmutter des nahen Dorfes ist in frühern Zeiten dahin geholt worden. In der Nacht bezeichnet ein Licht die unheimliche Stelle.

Eine gleiche Sage erzählt man von dem ehemaligen Goldbergwerke bei Reichmannsdorf. Dort hat eine Mutter, deren Sohn unschuldig als Dieb gehängt worden war, ein Kiesel voll Weizenkörner in den Schacht geschüttet und das Bergwerk damit versetzt und verflucht.

217.

Der erschrockene Wichtel.

Zürich, 1863, 70.

Eine Bauersfrau aus Gessig war eben daran auf ihrer Holzwiege im Schlingengrunde den letzten Heuschaber auszubreiten, als sie zu ihrem Schrecken auf dem Schaber ein ganz kleines, graues Männchen sitzen sah, nicht größer als eine aufrecht sitzende Kage, mit dem Rücken ihr zugewandt. Was da anfangen? Fertigt wollte die Frau gern mit der Arbeit werden und doch getraute sie sich nicht den Kleinen anzureden und herunter gehen zu heißen. Geträngt von der Zeit macht sie sich ans Werk, schleicht von hinten heran und zupft mit dem Rechen etwas Heu von dem Schaber ab. Der Wichtel merkte nichts davon. Die Frau zupfte wieder und immer wieder Heu, so gut es gehen will, unten weg von dem Schaber, bis er endlich zusammenbricht. Pant auf freischte im Fallen das Männchen und rang mühsam aus dem Heu, das es bedeckt hatte, sich hervor. Aus dem Schwarzholze aber kam ein ganzer Haufe seines Geblüthes heraus und fragte mit drohender Weiberde:

„sag an, sag an,

Edele, hat es dir was gethan?“

Der Wichtel aber schaute verwundert immer nur den eingestürzten
Häusen an, schüttelte den Kopf und sprach:

„ei! ei!

das Ding fiel nur so ein,
ich purzelte hinterdrein,
da möchte Eius nicht schrein.

Ei, ei,

das ist mir lieb,
daß ich nicht drunter stecken blieb.“

Dann lief er, was er nur laufen konnte, ohne auf die Bannertöchter
zu achten, mit seinen Kameraden in den Wald hinein.

218.

Das Kind mit dem Thränenkrug.

Grüner Mythol. 2. Hefte. C. 101 f.

Börner Volksagen aus dem Orlagan S. 112 f.

Einer jungen Frau war das einzig Kind gestorben. Sie weinte
über alle Wachen und konnte sich nicht zufrieden stellen. Jede Nacht lief
sie hinaus auf das Grab und jammerte, daß es die Steine hätte erbar-
men mögen. In der Nacht vor dem h. Dreißigste sah sie Perchtha
nicht weit von ihr vorüberziehen, da gewahrte sie, den andern Kindern
hinterdrein, ein kleines mit einem ganz durchnässten Hemdchen angethan,
daß in der Hand einen Krug mit Wasser trug und matt geworden den
übrigen nicht folgen konnte; ängstlich blieb es vor einem Zaun stehen,
den Perchtha überschritt und die andern Kinder überklettern. In diesem
Augenblick erkannte die Mutter ihr Kind, eilte hinzu und hob es über
den Zaun. Während sie es so in den Armen hielt, sprach das Kind: „ach
wie warm sind Mutterhände! Aber weine nicht so sehr, du weinst mir
meinen Krug senft gar zu schwer und voll, da sieh, ich habe mir mein
ganzes Hemdchen schon damit beschüttet.“ Von jener Nacht an, so erzählt
man in Wilhelmstorf, habe die Mutter aufgehört zu weinen.

Zu Bodelwitz erzählen die Leute, das Kind habe gesagt: „ach wie
warm ist Mutterarm“ und seiner Bitte „Mutter weine nicht so sehr“
dann noch die Worte beigefügt: „ich muß ja jede Jahre, die du weinst,
in meinen Krug sammeln.“ Da weinte sich die Mutter noch einmal
herzlich aus.

Perdtha läßt sich den Wagen verkeilen.

Grimm Mythol. 1. Abthl. S. 752 f.

Börner Volksagen aus dem Orlgau S. 173 183.

Ein armer Bergmann lebte in der Percthennacht von Bucha nach König zurück. Auf dem Kreuzwege trat ihm Perdtha drohend entgegen und verlangte, daß er ihren Wagen verkeilen solle. „Ach gute Frau,“ sagte der Mann, „ich verstehe nichts vom Fuhrwerke und bin ein armer Bergmann; habe auch weder Holz noch ein Messer bei mir.“ Perdtha aber reichte ihm beides und so schnitzte er, so gut es gehen wollte, einen Keil und paßte ihn in Perdtha's Wagen ein, die ihm die abgefallenen Späne als Lohn für seine Willfährigkeit und Arbeit schenkte. Er las dieselben sorgsam auf, Perdtha selbst war ihm dabei behülflich und zu Hause zog er in Perdtha's Gabe Geld in Menge aus allen Taschen.

Dasselbe begegnete zwei Bauern aus Jüdowien, die sich im Käftiger Viechtuge auf Percthenabend verspätet hatten. Sie waren noch nicht weit gegangen, da kommt Perdtha auf einem Wagen gefahren und ruft sie an, sie sollten ihr einen Pflod in die Wagendeichsel machen. Der eine Bauer hatte ein Messer und mit Holz half Perdtha aus, der Pflod wurde eingepaßt und der hüffertige Mann trug einige Geldstücke im Schuh als Lohn nach Hause.

Das gezüchtigte Waldweibchen.

Börner Volksagen S. 217 f.

Ein Bauer aus Bucha brachte sein Heu in Hausen. Aus dem Buchenholze, das über der Wiese gelegen war, sprang ein junges, munteres Waldweibchen hervor, warf sich auf die Heuschuber und zerstörte in seiner Ausgelassenheit des Bauern mühevollen Arbeit. Er bat das Weibchen solche Streiche zu unterlassen, aber das muthwillige Ding hörte nicht darauf und erwiderte mit Lachen die Tretungen, die jener zuletzt aussprach. Da ging aber dem Manne die Geduld zu Ende und er gab mit seinem Rechenstiele dem kleinen Wildfang einige empfindliche Schläge. Laut auf

schrie das geschlagene Waldweibchen und aus dem Holze hervor sprang sein Männchen und rief zernig:

„Jhan! Jhan!

Bauer du, was hast du vor mit meiner Frau?“

Der Bauer deutete auf den angerichteten Schaden und erzählte ruhig den Hergang der Sache, wie oft er das muthwillige Weibchen abgemahnt und wie fruchtlos jede Verstellung geblieben sei; da habe er sich zuletzt nicht anders helfen können. Nach kurzem Bedenken sagte das Waldmännchen sein Weibchen bei der Hand sprechend:

„wie du gethan,

nimm hin deinen Lohn!

Hätt' er dich umsonst geköt' an,

wär's um ihn geschehn.“

gab ihm auch noch Berweise über seine Unart und führte es in den Wald zurück.

221.

Das Waldweibchen auf der Wogendröschel.

Wiener Holzjagen S. 212 f.

In Wehlendorf war ein Schaffnecht, der trieb seine Herde gewöhnlich nach dem Brandholze hin, das nicht weit von Haus liegt, und dort wo der Hirsch aufgeschlagen war, stand auch der kleine Karren, darin der Knecht seine Mittagrast hielt und zuweilen übernachtete. Dem gefellte sich ein Wald- oder Holzweibel zu und klagte ihm oft die Verfolgungen, die es mit seinen Verwandten vom wilden Jäger zu erdulden habe, erzählte auch, wie nur die Holzstöcke, darauf drei Kreuze in einem Zwidel eingehauen seien, gegen diese Verfolgungen eine Zufluchtsstätte und Sicherheit gewährten. Da schnitt der Schaffnecht aus Mitleid mit seinem Taschenmesser drei tiefe Kreuze in die Deichsel seiner Hütte ein, damit das kleine Weibchen darauf Ruhe finden möge. Das Mittel war gut. Denn so bald das Jagdgetöse im nahen Walde sich erhob, flüchtete das Weibchen heraus auf die schützende Deichsel und war sicher vor den Nachstellungen des wilden Jägers. Dankbar für diesen Schutz beschenkte es den Knecht, den es immer fleißig striden sah, mit einem Garnknäul, der — so versicherte das Weibel — nie ein Ende nehmen werde, auch

wenn er sein ganzes Leben lang daran stridte. Die Leute aus der Umgegend haben es oft gesehen und sich darüber gefreut, wie das Waldweibchen auf der bestreuten Deichsel ganz guter Dinge sich schaukelte und mit dem Schäfer freundliches Gespräch hielt, der daneben saß und fleißig von dem Garnknaut stridte. Der wilde Jäger mochte aber doch dem kleinen Wesen auf die Spur gekommen sein und so geschah es, daß er eines Nachts mit dem ganzen wüthenden Heere heranbrausete und weil er das Waldweibchen von den drei Kreuzen, darauf es sich nach seiner Gewohnheit geflüchtet hatte, nicht herunterbringen konnte, die ganze Wagendeichsel abbrach und Deichsel und Weibchen mit sich fortführte.

Von dem geschenkten Knaut stridte der Knecht noch viele Jahre fort und erzählte Jedermann, wie er dazu gekommen war und was es für eine Verwandniß damit hatte. Einst stritt er darüber mit einem Bekannten, der die Sache nicht glauben wollte, und rief in seinem Eifer aus: „ei so wolle selbst daben los und behalte für dich, so viel du willst, ich weiß und sage dir, der Knaut nimmt kein Ende.“ Als aber jener dieses that, hatte der Knaut alsobald sein Ende.

227

Das Futtermännchen.

Wiener Volksagen S. 211—217.

Der Schafmeister in Ruppig, einer einzeln gelegenen Schäferei bei Raniß, hatte es seiner Zeit gar gut; ein kleines Männchen, das Futtermännchen genannt, besorgte ihm die ganze Arbeit und er selbst führte ein sehr gemächliches Leben. Wollte er seiner Heerde Futter geben, so war dieselbe, ohne daß er es gemerkt hatte, bereits abgefüllt; sah er nach dem Futtervorrath, so war keine Abnahme daran zu spüren; dabei war seine Heerde in der ganzen Gegend die schönste und wellreichste und kein Stüd erkrankte, während anderwärts die Schafställe oft bis zur Hälfte anseefarben. Daß alles bewirkte, wie gesagt, ein kleines Männchen, das sich zur Nachtzeit in den Stall schlich und darin in aller Weise handthirte, der Schäfer aber that, als ob er nichts merke und ließ das wunderliche Männlein ganz nach Belieben schalten und walten. So war es viele Jahre recht gut gegangen und der Schäfer hatte sich dabei ganz wohl befunden. Da sieht derselbe an einem Wintertage, als gerade tiefer Schnee

gefallen war, in der Dämmerung die Aufstapfen seines kleinen Hutmännchens im Schnee abgetrückt und bemerkt auch, daß es barfuß laufen muß. Daß geht ihm zu Herzen, daß kann er nicht mit ansehen noch ferner so gehen lassen, dieser Noth muß Hilfe werden. Versichtlich und genau nimmt er in den Aufstapfen im Schnee das Maß zu ein Paar Schuhen für den kleinen Stallgeist, läßt solche machen und trägt sie, als es Abend wird, in den Schafstall und will in seinem Versteck nur mit ansehen, wie sich das Männlein über die Beschierung freuen wird. Das kam nun freilich ganz anders. Als das Hutmännchen in den Stall geht, nimmt es recht die Schuhe in die Hand, spricht aber ganz traurig: „ach! nun wissen sie es und ich muß fort.“ Von diesem Tage an hat der Schafmeister seine Arbeit selber thun müssen und dennoch ist es mit ihm und seiner Herde rückwärts gegangen.

Ein solches Hutmännchen hatte sich auch auf dem Wege eines Bauern in Thiemendorf eingefunden und von selbst die Verforgung des Viehes übernommen, das unter dieser Pflege auch wunderbar gedieh. Die Ochsen und Kühe dieses Bauern waren stets rund und glänzend, von Häusern weit und breit gesucht. Und das alles brachte der kleine Hausgeist zu Wege. Weil aber das Männlein selbst sehr thätig und überall bei der Hand war, so war es auf träge und unerdentliche Dienstboten sehr ungehalten und that ihnen für ihre Faulheit und Unerdung allerlei Pessen und Schabernad an. Das verdrieß nun die Leute und so kam es, daß kein Knecht und keine Magd lange auf diesem Bauerhofe bleiben wollte. Ja der Bauer selbst fühlte sich zuweilen in seiner Behaglichkeit gestört; es wurde ihm unheimlich zu Muth, wenn sich das Männchen in seinem alten grauen Kittel sehen ließ. Er kam auf den Gedanken sich gegenüber ein neues Haus zu bauen. Gedacht, gethan. Bald stand auch das Haus fertig da und der Tag des Einzugs war bereits bestimmt und man hoffte dadurch des unheimlichen Gastes sich zu entledigen. Da sah man am Abend vor dem Einzuge noch spät das bekannte Männchen am Bache, der vor dem alten Wohnhause verüberfloss, sitzen und gar eifrig sein altes graues Köcklein ins Wasser tauchen und darin hin und her ziehen. „Was machst du da?“ rief Jemand ihm vom Fenster zu. Ohne sich eben hören zu lassen antwortete der Kleine:

„da wisch' ich und wasch' ich mein Köckchen mir aus,
denn morgen beziehen wir ein neues Haus.“

So waren denn alle die Anstalten und Anstrengungen, die man ge-

macht, den unheimlichen Hausgenossen los zu werden, rein vergeblich gewesen und es blieb dem Bauer nichts übrig als sich in seinem neuen Hause in das unvermeidliche Geschick zu fügen.

Nach vielen Jahren kam ein fremder Mann ins Haus und übernachtete daselbst. Das Gespräch kam auch auf den kleinen Hausgeist und man sagte seine Noth. „Ei,“ sagt der Fremde, „wollt ihr ihn los sein, laßt ihm nur ein neues Röschchen machen und legt es Abends auf den Futterkasten, dann gebt Acht, was drauf geschieht.“ Das Röschchen wird angeschafft, auf den Kasten gelegt und man steht und lauscht erwartungsvoll, was geschehen wird. Das Futtermännchen kommt zur gewöhnlichen Zeit, sieht sein Geschenk und spricht trauernd:

„da hab ich meinen Lohn,

„nun muß ich auch davon,“

und ist seit dieser Zeit nie wieder gesehen worden. Mit dem Weggange des wohlthätigen Hausgeistes ging aber auch der Viehstand und Wohlstand des Bauern sichtbar zurück und bald war zwischen ihm und dem geringsten Bauer im Dorfe sein Unterschied.

223.

Das Brod mit harter Cholera gefüllt.

Wiener Volkslied S. 226.

Zwei Bauerweiber gingen, die leeren Tragkörbe auf den Rücken, von Steinersdorf in den nahen Wald und besprachen ihre häuslichen Geschäfte. Brod baden wollten beide am nächsten Morgen für ihren Haushalt. Während sie so mit einander reden, steht mit einem Male ein Waldweibchen ihnen zur Seite, bittet und spricht:

„hast doch ein Brod

auch mir in meiner Noth,

groß oder klein,

am besten wie ein halber Mühlstein.

„Ach, wir haben selbst genug Mäuler daheim zu füttern,“ gaben die Frauen zur Antwort, „und unser Ofen ist laum groß genug Brod für uns zu baden.“ „So wißt ihr also auch, wie Mangel thut und Armuth drückt,“ entgegnete das Waldweibchen, „erbarmt euch deshalb und bodd mir ein Brod und legt es morgen hierher auf diesen dreifach besetzten

Haunstedt.“ Nach dieser Rede war das Waldweibchen wieder verschwunden.

Die Bauerweiber sprachen hin und her, was zu thun sei, ynsagt aber meinten sie doch in ihrer Gutmüthigkeit, sie dürften das arme Ding nicht vergeblich nach Brod suchen lassen. Am andern Morgen buken sie gemeinschaftlich aus ihrem kleinen Mehlvorrath ein Brod, so groß wie die andern Brode, und trugen es selbster in den Wald an den bezeichneten Ort.

Nach drei Tagen gingen diese Weiber wieder denselben Weg ins Holz. „Ob wohl das Waldweibchen sein Brod geholt hat?“ sprach die eine Frau zur andern, und sie sahen nach, fanden aber ihre Kabe noch auf demselben Plage liegen, völlig unangerührt, wie es schien. Was sollte das heißen? Sie wußten sich nicht zu erklären, warum das Brod verschmährt liegen geblieben war, hatten sie es doch so gut gemeint. Unrecht aber schien es ihnen, das liebe Brod noch länger da liegen zu lassen, sie nahmen es also auf, aber gewaltig schwer war es unterdessen geworden. Das konnte wieder nicht mit rechten Dingen zugehen. Neugierig und verwundert schneiden sie ihren Laib Brod auf und — lauter blanke Thaler rollen daraus hervor. So war ihre Gutthat auf lange Zeit hin aus reichlich bekehrt werden.

224.

Das versunkene Schloß.

Thuringia. 1813. B. 615.

Nicht unter dem Dorfe Kleingeschwende stand in uralter Zeit ein Schloß, darin ein Fräulein wohnte, geehrt und geliebt von allen Leuten in der Umgegend. Wer das Fräulein in dem Schlosse aufsuchte, den nahm es gütig und freundlich auf, und weil Niemand ungetröstet und unbegabt von dannen ging, so kam Jedermann, dem Hüße noth war. Und obwohl sie selber so reich war, um alle Leute reich zu machen, so nahm sie doch auch die Gaben an, welche von allen Seiten Dankbarkeit und Liebe ihr darbrachten.

Aber jene schöne Zeit ist längst vorüber. Schloß und Fräulein sind tief in den Erdboden versunken, Niemand weiß zu sagen warum. Nur ein runder Hügel ist übrig, den ein breiter und tiefer Graben umgibt.

Dort läßt sich das Fräulein bei Nacht noch zuweilen sehen, wenn auch nicht für alle Menschen.

Einst zog eine Bande Musikanten an dem Wallgraben vorbei; sie hatten in Reizengeschwende bis spät in die Nacht aufgespielt. Fremmen Sinnes denkt der eine an das Fräulein in dem versunkenen Schloße und bleibt zurück, während die andern süßbaß ziehen. Er kniet nieder auf dem Wall und bläst zu Ehren der Versunkenen ein Lied. Noch ist er damit nicht zu Ende, da stieg vor seinen Augen aus dem Hügel das Fräulein auf, durchschritt den Graben, kam auf ihn zu und reichte ihm einen goldenen Becher mit Wein dar. Der Spielmann ergreift den Becher und trinkt ihn bis zum letzten Tropfen leer. So hatte es ihm noch nie geschmeckt. Wundersam gestärkt eilte er den Genossen nach und erzählt das Märd, das ihm zu Theil geworden war. „Wo hast du aber den goldenen Becher?“ frugen die Andern, „der war ja das Beste?“ Verwundert sah der Erzähler die Fragenden an und gestand ehrlich, daß er an das Gold bei dieser Weinspende gar nicht gedacht habe. „Desto beßer für uns,“ rufen die habgierigen Genossen aus, „begnüge du dich mit dem Weine, wir wollen uns den Becher holen.“

Spottend der Thorheit ihres Kameraden lehren sie nach dem versunkenen Schloße zurück und spielen und blasen schon von Ferne um die Wette den goldenen Becher zu gewinnen. Doch ehe sie den Rundwall noch erreichen, bricht ein wildes Thier daraus hervor, das die Spielente zerreißt.

225.

Vom Henneberge bei Heberndorf.

Eigenthum und Zustände des Hirschth. Schloßburg-Hausbath I. 48.

Ein Mann aus Heberndorf war am Tage vor Neujahr in Weithenberge und als es anfing dunkel zu werden, wollte er wieder heim gehen. Weil aber ein so grausames Schneegestöber war, daß er die Hand vor den Augen nicht sehen konnte, hat er sich bald verlaufen, ist mitten in ein Dickicht gerathen und über ein Paar Stunden darin herum gelaufen. Weil ihn nun die Angst überkam, daß er darin umkommen müßte, ist er den Berg hinauf gelaufen, um droben vielleicht ein Licht zu sehen, auf das er zugehen konnte. Als er eben war, hört er es zwölfe schlagen. Da

wird es mit einem Male rings umher hell und er steht vor dem großen Stein, der glänzt wie lauter Silber und Gold, und auf der andern Seite kommen Ritter in die Höhe gestiegen mit großen Schwertern und andere tragen Schüssetn, darin lauter gutes Essen ist. Da hat sich der Mann nieder geduckt und konnte sich nicht satt genug sehen, weil er aber so scharf hingesehen hat, mußte er plötzlich niesen, daß es nur so gepraßelt hat. Darüber sind alle Ritter in die Höhe gefahren, zwei nahmen ihn sogleich beim Kragen und brachten ihn zu den andern; man fragte ihn aus und sagte ihm zuletzt, er solle nach Hause gehen, aber keinem Menschen sagen, was er gesehen habe, sonst müsse er übers Jahr sterben. Daraus hat ihn einer auf den rechten Weg gebracht. Aber seit jener Zeit ist der Mann wie krank gewesen und weil ihm seine Frau mit Fragen keine Ruh gelassen hat, hat er ihr zuletzt alles gesagt. Seitdem aber konnte er nichts mehr essen und in der Neujahrsnacht ist er gestorben.

226.

In Eiba kommt der letzte Türke um.

Sigmund Vonderlinde des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt II, 212.

Eine alte Prophezeiung unbekannten Ursprungs weisagt, der letzte Türke Europa's werde in einem Vadesen zu Eiba umkommen.

227.

Die Teufelskanzel bei Ranis.

Thuringia, 1841, S. 60—92.

Unter dem Städtchen Ranis dem Schlosse Brandenstein gegenüber ragt hoch und steil ein Fels empor, die Teufelskanzel genannt. An diesen Riesenfelsen schließt sich in einem großen Wiesengrunde ein halber Kranz kleinerer Felsen, grünbewachsen, von Süden nach Westen streifend. Liebliche Thäler mit labenden Bächen biegen dieser Stätte von allen Seiten zu, und geheimnißvoll thun sich Grotten und Höhlen auf am Fuße wie in der Höhe des wunderschönen Berggebirges.

Ein heidnischer Kultusplatz soll diese Stätte in vorchristlicher Zeit gewesen sein und Leute, welche im Dunkel der Nacht durch das Teufels-

thal gegangen sind, wollen allerlei Erscheinungen gesehen haben. So geht die Sage, daß um Mitternacht eine schwarze Rage dem verübereilenden Wanderer sich zugesellt, ihn bis auf die Höhe zum ersten Opferheerd am Sämtigbache begleitet, sich dann in einen schwarzen Hund verwandelt, der bis an die Hertzawiesen mitgeht, wo er zur weißen Ruh wird und im Schöneberg verschwindet. Langsam und gemessenen Schrittes kommt dagegen aus den unterirdischen Gemächern der Teufelskanzel eine weiße Jungfrau hervor; statt des Kopfes hat sie zwei goldene Hörner und in der Hand ein Schlüsselbund. Sie durchzieht die grünen Wiesen am Sämtigbache, nähert sich dem Teufelsthal, weilt dahin gerichtet einige Minuten, kehrt dann wieder zurück, umkreist die Teufelskanzel und verschwindet zuletzt in dem Haine am Brandensleine.

228.

Perchtla untersucht die Rodenstuben.

Grimm Mythol. 3 Bde. C. 155.

Bönerer Volksgagen aus dem Orlagan C. 153—167.

Nachts vor dem heiligen Dreikönigstag untersucht Perchtla in dem ganzen Orlagan die Rodenstuben, bringt den Spinnerinnen leere Spulen mit der Weisung, daß dieselben in einer bestimmten sehr kurzen Frist vollgesponnen sein müssen, und bestraft, wenn die geforderte Arbeit nicht geliefert werden kann, mit Verwirrung und Verunreinigung des Glases. Auch schneidet sie bei dieser Gelegenheit allen, die an diesem Tage nicht Zemmene gegessen haben, den Leib auf, nimmt die genossene anderartige Speise heraus und füllt den leeren Raum mit Wirbischeln und Badsteinen an, zuletzt näht sie den Leib wieder zu, wobei sie sich statt der Nadel einer Pflugspitze, statt des Zwirns einer Röhmkette bedient.

Zu Oppurg traf Perchtla bei ihrem jährlichen Umzuge in jener Nacht einmal die Spinnstube voll schälernder Wäste an. Hocherzürnt darüber reichte sie zwölf leere Spindeln oder Spulen durch das Fenster, die in einer Stunde bis zu ihrer Wiederkehr vollgesponnen sein sollten, und droht ernstlich mit Strafe, wenn es nicht geschehen sei. In langer Erwartung der angedrohten Strafe und unter vergeblichem Sinnen, wie dieselbe zu vermeiden sei, verstreicht eine Viertelstunde nach der andern,

da springt ein ledes Mädchen auf den Dachboden, langt einen Widel Werrig und unwidelte die leeren Spulen, dann überspannen die Mädchen das Werrig zu ein, zwei bis dreimalen, so daß die Spulen voll schienen. Als Perchtha zurück kam, überreichte man ihr die gefertigte Arbeit und kopfschüttelnd zog sie damit ab.

Zu Langendembach war eine alte Spinnfrau, die im ganzen Winter so fleißig spann, daß sie allen Mädchen und Frauen zum Muster dienen konnte. Selbst am Abende vor dem Dreikönigsfeste setzte sie nicht aus, obwohl Sohn und Schnur warnend sagten: „wenn Perchtha kommt, es wird euch übel gehen.“ „Ei was,“ gab sie zur Antwort, „Perchtha bringt mir keine Peinden, ich muß sie selbst spinnen.“ Nach einer Weile wird das Fenster aufgeschoben, Perchtha schaut in die Stube und wirft ihr eine Menge leerer Spulen zu mit der ernststen Weisung dieselben voll zu spinnen, sonst werde es ihr schlimm ergehen, wenn sie nach einer Stunde wiederkomme. In ihrer Angst und Noth faßte sich die Spinnerin ein Herz, spann in aller Eile einige Reifen auf jede Spule und warf die Spulen insgesamt in den Bach, der an dem Hause vorüberfloss.

Dadurch mag Perchtha versöhnt werden sein, wenigstens erzählt die Sage nichts von einer Bestrafung der alten Spinnfrau.

229.

Von Perchtha's Umzügen.

Grimm Mythol. 3 Hefte. S. 252.

Öbner Volksagen S. 126, 127.

Von Perchtha's Umzügen mit dem Aderpfluge im Geleit der Heimschaar hat man diese Sagen.

Der Wagnermeister aus Colba ging am Vorabende des heil. Dreikönigsfestes von Oppurg, wo er auf Arbeit gewesen war, spät in der Nacht nach Hause. Am Ufer der Orla stieß er auf Perchtha, deren zerbrochenen Pflug Heimschen fliegend umringten. „Hast du ein Beil bei dir, so hilf und zimmere!“ rief Perchtha den erschrockenen Mann an. Er half so gut als ihm möglich war, doch von den gefallenen Spänen, dem ihm zugewiesenen Lehne, nahm er nichts, „dergleichen hab ich selbst genug zu Hause,“ gab er zur Antwort. Daheim erzählte er, was ihm begegnet

war und als die Leute ungläubig den Kopf schüttelten, zog er den Schuh aus, worin ihn ein hineingefallener Span gedrückt hatte, schüttelte ihn aus und ein blankes Goldstück rollte auf den Tisch. Jahr und Tag vergingen, ein Gefelle, der des Meisters Erzählung mit angehört hatte, macht sich in der Percthemacht auf den Weg und harret an der Orla, da wo sein Meister auf Perctha getroffen war. Bald kommt sie mit ihrem Kinderzuge an. „Was suchst du hier um diese Zeit?“ rief sie zürnend. Jener zeigt auf sein Beil, stottert etwas her von Hülse und von Spänen aus dem Aderpfluge, die er gern haben möchte. „Diesmal bin ich mit Werkzeug besser versehen, du aber nimm hin, was dir für solche Mühe gebührt,“ spricht Perctha und haut mit ihrem Beil den Burschen in die Schulter.

Zu einer andern Zeit ging in derselben Nacht eine Spinnerin aus der Rodenstube von Reidenberge nach Hause. Sie hatte rein abgespinnen und war wohlgenuth, da schritt den Berg heran ihr entgegen Perctha mit dem großen Zuge der Heimchen, alle Kinder von gleicher Art und Größe. Mühsam schob eine Schaar der Kleinen an einem schweren Aderpflug, ein anderer Haufe war mit allerlei Wirthschaftsgeräth beladen, alle aber klagten laut, daß sie keine Heimath mehr hätten. Ueber diesen wunderlichen Zug lachte die Dirne von Herzensgrunde laut auf. Darüber schreckten die Heimchen zusammen, ließen den Pflug los und das Gepäc fallen und beides rollte den steilen Abhang des Berges herunter. Zürnend trat Perctha vor die leichtfertige Dirne und blies sie an, daß sie auf der Stelle erblindete. Das arme Mädchen irrte die ganze Nacht umher, erst am Morgen gelangte sie mit Hilfe anderer Leute in ihr Dorf Altar, sie war unglücklich, konnte nicht mehr arbeiten und saß traurig am Wege und bettelte. Als das Jahr verstrichen war und Perctha am Abende vor dem Dreikönigsfeste wieder in Altar einkehrte, bettelte die Blinde, weil sie Niemand kannte, auch die vorüberziehende hohe Frau an und erzählte wie gewöhnlich die Geschichte ihres Unglücks. „Es ist wahr,“ sprach Perctha gütig, „voriges Jahr blies ich hier ein Paar Lichtlein aus, so will ich sie heuer wieder anblasen,“ und bei diesen Worten blies sie der Magd in die Augen, welche alsbald wieder sehend wurden.

Dieselbe Sage findet sich auch in der sogenannten Sorge bei Neustadt an der Orla.

210.

Das goldene Kegelspiel auf der Burg Schanensorff.

Thuringia. 1917. S. 231.

Von der Burg Schanensorff erzählen die Bauern, daß in den verfallenen Gewölben der Ruine ein goldenes Kegelspiel begraben sein soll.

231.

Der feurige Mann.

Thuringia. 1841. S. 517.

In der Gegend von Arnshausen und Moderwig ist ehemals lange Zeit ein feuriger Mann umgegangen. Er that aber Niemand etwas zu Leide, sondern ging ruhig seinen Weg von dem Dorfe Burgwig an, durch Arnshausen hindurch bis zum Silberberge bei Moderwig. Dort blieb er einige Zeit stehen und verschwand dann. Manche erzählten auch, er habe gar keinen Kopf gehabt. Einst kam eine arme Frau mit ihrem Schubkarren aus einer Neustädter Mühle und wollte ihr Mehl nach Moderwig schaffen. Bei Arnshausen wurde sie von dunkler Nacht überfallen. Da erschien plötzlich der feurige Mann, ging vor ihr her und leuchtete ihr bis zum Silberberge. „Habe Dank, lieber feuriger Mann,“ sagte die Frau. Da verschwand der Feuermann und ist seitdem nicht wieder gesehen worden.

Das Wort des Dankes hatte ihn von seinem Umgange erlöst.

232.

Die weiße Frau auf dem Rittergute Lemnitz.

Thuringia. 1917. S. 21.

Auf dem Rittergute Lemnitz läßt sich von Zeit zu Zeit eine weiße Frau sehen, die mit einem Schlüsselbunde an der Seite in dem Outagebäude umher wandelt, die Ställe untersucht, das Vieh füttert und melkt, aber keinem Hausbewohner etwas zu Leide thut.

Die Holzbilder in der Kirche zu Neustadt.

Thuringia. 1842. S. 61. 1843. S. 306.

In der Kirche zu Neustadt an der Orla befinden sich am Altar zwei Holzfiguren, von denen die eine einen Lindwurm tötet, die andere aber eine Milchgelte in der Hand hat. Diese beiden Figuren sollen zwei Brüder vorstellen, von denen der eine, Namens Ernst, einen Lindwurm, der in der Gegend von Neustadt gehaust und viel Unheil angerichtet hat, erlegt haben soll; der andere, Namens Haug, soll eine große Feuersbrunst in Neustadt oder in einem nahe gelegenen Dorfe wunderbarer Weise mit einer Gelte voll Milch gelöscht haben. Zum Andenken an diese Wunderthaten hat man ihre Bildnisse in der Kirche aufgestellt.

Beide Brüder sollen auch das bei Neustadt gelegene und nach ihren Namen genannte Schloß Arnshausen erbaut haben.

Nach einer andern Sage stellt das eine Holzbild den Kurfürsten Johann den Beständigen vor und erinnert an eine menschenfreundliche That, die er in Neustadt verrichtet haben soll, als er im Jahre 1525 auf seinem Zuge durch diese aufständischen Gegenden auch hierher kam. In der Nacht, die er in der Stadt verweilte, sei nämlich ein Brand entstanden, wobei der Kurfürst in eigener Person in einem Kübel Wasser getragen und so die Feuersbrunst habe dämpfen helfen.

Die Kröte auf dem Brodlaib.

Thuringia. 1847. S. 121 f.

An der Abendseite des Rathhauses zu Neustadt hängt an einer eisernen Kette ein steinernes Brod, worauf eine Kröte sitzt. Ein wohlhabender Neustädter Bürger hatte noch bei rüstigen Jahren seinen Kindern Haus und Hof übergeben, ihn selbst aber sollten sie bis an seinen Tod ernähren und pflegen. Eine Weile ging das auch recht gut, aber der alte Vater lebte den bösen Kindern zu lange, sie hielten ihn später immer schlechter und verschloßen ihm endlich gar das Brod. Als nun der alte Mann zuletzt dem Hunger und Kummer erlag und gestorben war, fanden seine Kinder im Brodschranke auf dem Brodlaib eine große giftige

Kröte sitzen und so oft sie Brod suchen und in den Schrank thaten, war auch die Kröte da. Zur Warnung für alle bösen Kinder ließ deshalb der Magistrat in Neustadt ein Brod, worauf eine Kröte sitzt, in Stein aushauen und an dem Rathhause öffentlich aufhängen.

Später wurde dieser Stein den am Pranger ausgestellten Feld- und Gartendieben angehängen und dieses sollte eine Schärfung ihrer Strafe sein.

235.

Der Hirt und das Moosweibchen.

Thuringia. 1842. S. 271.

Der Hirt von Moderwig hütete einmal in der Nähe eines Gehölzes seine Heerde. Während er sein Frühstück verzehrte, kommt ein Moosweibchen zu ihm und bittet ihn um etwas Brod. Der Hirt sagt: „wenn du mir ein Mittel für kranke Schafe lehren willst, sollst du Brod bekommen.“ Bereitwillig theilte ihm das Moosweibchen eine Menge Heilmittel für krankes Schafvieh mit. Als der Hirt genug gehört zu haben glaubte, sprach er: „nun ist's gut, deine Heilmittel kenne ich, sieh du nun zu, wer dir das Brod gibt.“ Da fing das Moosweibchen an laut zu lachen und rief nach dem Gehölz zu laufend: „das beste weißt du doch nicht; was wider den Bettel *) hilft, ist dir doch nicht bekannt.“ Wenige Tage nachher erkrankten die sämmtlichen Schafe des Hirten an jener Krankheit und starben.

236.

Die verflüschle Frau mit dem Kartoffelsteller.

Thuringia. 1841. S. 681.

In dem Dorfe Moderwig lebte eine böse, zänische und geizige Frau, die kein Mitleid kannte und Hungrigen, die sie um ein paar Kartoffeln ansprachen, schändte die Thüre wies. Zur Strafe wurde sie in die Gichtleite

*) Bettel nennen die Schäfer eine das Schafvieh schnell tödtende Krankheit, gegen welche es noch kein Mittel geben soll.

verbannt, ein kleines Fetzchen, das am Wege von Koderwig nach Rötznitz gelegen war. Dort erscheint sie noch oft mit einem Teller in der Hand, auf welchem drei Kartoffeln liegen; wer ihr aber begegnet, muß bald darauf sterben. Einst that ein Bauer aus Steinbrücken an jener Stelle Stöcke heraus, da erschien ihm jenes Weib und reichte ihm schweigend ihren Teller mit Kartoffeln hin, gleich als wolle sie ihn bitten, sich eine Kartoffel zuzulangen. Der Bauer lief aber erschrocken davon und schon nach wenigen Tagen war er gestorben. Hätte er nur eine der dargereichten Kartoffeln vom Teller genommen, so wäre das Weib erlöst gewesen.

Später ritt einmal der Oberförster von Arnshausen an jener Stelle vorüber. Es war ein rauher stürmischer Abend und nur selten blidte der Mond aus dem Gewölk hervor. Plötzlich wurde das Pferd scheu und bäumte sich, der Oberförster blidte auf und gewahrt, da eben der Mond hinter einer Wolke hervortritt, die Frau mit ihrem Kartoffelteller. Furcht und Entsetzen erfaßt ihn, er gibt seinem Pferde die Sporen und saust im gestreckten Galopp dahin, aber schon nach wenigen Tagen war er eines plötzlichen Todes gestorben.

237.

Thalmann von Vundersiedt sprengt den Rothenstein hinab.

*Agricola Sprichwörter 160.
Grimm deutsche Sagen II. 370.
Zähr. Vaterlandskunde 1823, S. 204.*

Thalmann von Vundersiedt lebte in Feindschaft mit Erfurt, der Hauptstadt von Thüringen. Einmal wurde dieser Ritter von seinen Feinden zwischen Jena und Kahla an der Saale bei dem Rothenstein hart bedrängt, also daß es unmöglich schien zu entinnen. In der Roth sprengte aber Thalmann mit dem Gaul vom Felsen in die Saale und entkam glücklich. Dem Thalmann hat es geglückt, hunderttausenden sollt' es wohl nicht glücken.

Von diesem Rothenstein, in welchem etwas abwärts mehrere Fufseisen eingehauen sind, wissen Andere folgendes zu erzählen.

Ein schwedischer Trompeter wurde im dreißigjährigen Kriege von Kroaten verfolgt. Er kommt auf seiner Flucht an diese hohe, senkrechte Felswand und blidit mit Schaudern in die entseßliche Tiefe. Was soll er

wählen? Hart hinter sich sieht er die verfolgenden Feinde, unter sich die rauschenden Kluthen des Stromes. Den gewissen Tod in den Kluthen einer schimpflichen Gefangenschaft verziehend wagt er den entsegliden Sprung; er spernt das wildschäumende Ross, sprengt den Felsen hinab und glücklich trägt ihn sein Ross die Wogen durchschwimmend an das jenseitige Ufer. Gott dankend bläset er langsam weiter reitend das Lied: „Herr Gott, dich loben wir,“ da knallt von der Felswand ein Schuß aus dem Doppelbaken eines Kroaten und der Trompeter sinkt tödtlich getroffen von seinem Ross.

238.

Von der Saalnixe.

Schriftl. Mittheilung von Herrn Archivsecretär H. Ruc in Weimar.

1.

Vor einigen Jahren ging in Jena die Sage, daß einer der Fischer auf den Kuniger Wiesen zwei Nixen in weißen Kleidern und langen gelben Haaren und bei ihnen einen Knaben mit spitzer Mütze gesehen habe.

2.

Ein Fischer in Jena behauptete immer, daß wenn er so viele Thaler hätte als er die Nixe gesehen, er ein reicher Mann sei; sie habe sich ihm zu jeder Tageszeit in verschiedener Kleidung und Gestalt gezeigt. Gewöhnlich geschah es auf dem Wasser. Fuhr er den Fluß auf oder ab, so war sie bald vor, bald hinter ihm, singend und plätschernd, meist in weißem Kleide und mit einem Schülfranze auf dem Haupte. Zuweilen hatte sie schwarzes Haar, in der Regel gelbes. Er enthielt sich aller Rede und alles Kludens, wenn er den Flußgeist sah und so konnte er ihm nichts anhaben. Mitunter sah er die Nixe an dem Ufer Wäsche trocknen und kaum hatte er dies gesehen, so plätscherte und sang sie in dem Wasser.

3.

Die Tochter eines andern Fischers spielte als Kind in dem Paradiese an dem Ufer der Saale. Sie sah Blumen an dem Rande des Wassers und bog sich vor sie zu pflücken, wobei sie wahrscheinlich in den Fluß

gefallen wäre, wenn nicht plötzlich eine junge Frau in städtischer Kleidung zwischen ihr und dem Wasser gestanden und sie mit dem Finger bedroht hätte. Die Gestalt verschwand sogleich. Es war die Rixe.

4.

Ein Mädchen, das elternlos bei fremden Leuten lebte, die es übel behandelten, beschloß sich zu ertränken und ging zu dem Ende in das Paradies. Sie ward aber von der Ausführung ihres Vorsatzes durch hin und her gehende Leute abgehalten. Daher hielt sie für das beste in das dort befindliche Badegehege zu steigen, wo sie unbemerkt den Abend erwarten und von diesem begünstigt ihr Vorhaben ausführen könnte. Es war schon dämmerig, als sie sich dahin begab. In dem Gehege lag sie auf der Pank. Da trat eine junge Frau in der Kleidung höherer Stände zu ihr heran und bat sie beweglich von ihrem verderblichen Vornehmen abzustehen. Sie bekämpfte das Mädchen mit den Gründen der Religion, und als ihr jenes Folge versprechen, verschwand sie. Da das Gehege verschlossen wie es war, nur erstattet oder durch Schwimmen von der Saale her erreicht werden konnte, dieß aber dem Mädchen nicht entgehen konnte, es aber nichts davon gesehen oder gehört hatte und die Besucherin zudem endlich verschwand, so mußte es die Rixe sein, die in verschiedenen Gestalten einher geht.

5.

Es hielt sich einmal ein Maler in Jena auf, der die seltsame Absicht hatte, die Rixe kennen zu lernen und deshalb Abends in dem Paradies an dem Ufer hin und her ging die Rixe durch Weisen auf der Guitarre losend, von denen man wohl wußte, daß sie der Rixe eigen wären. So that er auch einmal, begleitet von einem in Jena heimischen Maler, der einige Schritte vor ihm herging. Dem fremden Maler kam eine Furcht an, er sah sich um und sah die Rixe in ihrer Schöne hinter ihm kommen. Von Schreden überwältigt floh er an dem andern verüber nach der Saale zu, wo er verschwand. Der andere rief und suchte ihn vergebens, eben so andere Leute, die bald dazu kamen. Sie eilten zu dem nahe wohnenden Fischer, der mit seinem Sohne sogleich zu suchen begann, aber denselben Abend nichts fand; erst am folgenden Tage sahen sie an dem obern Ende des Paradieses nahe dem Ufer einen Gegenstand gleich einem Hühnerkorbe. Sie ruderten dahin und wurden gewahr, daß es die

von dem Wasser ausgebreiteten langen Haare eines auf dem Grunde stehenden Menschen waren. Sie zogen ihn heraus; es war der Maler.

6.

Die Frau dieses Fischers ging einmal durch den hinter ihrem Hause liegenden Garten an das Ufer, ihre Wäsche zu läutern. Mit Schrecken sah sie in geringer Entfernung unter dem Wasser ein weißgekleidetes Weib mit greulichen schwarzen Augen und dunklen Haaren sitzen. Sie entfernte sich, kam aber bald wieder und begann ihre Arbeit. Die Nixe blieb und verschwand erst lange nachher.

7.

Ein Fleischer badete sich einmal bei der Schneidemühle, wo man sich eigentlich nicht baden darf. Er war schon einmal von dem Paradiſe aus bis zur Schneidemühle geschwommen und kehrte nun wieder um. In der Mitte des Flusses ward er bei den Hüften fest gehalten und diese unter das Wasser gezogen. Er rief um Hilfe und einige weiter unten badende Leute schwammen heran. Sie ergriffen ihn und versuchten durch gemeinsame Anstrengung ihn los zu machen. Dieß gelang endlich und nun sah man an den Beinen den mit Nute untertauchten Abdruck zweier großer Krallen. Die Nixe hatte ihn nieder zu ziehen gestrebt.

8.

Wenn sich Jemand in der sogenannten Paradiſſaale ertränket, höret der anwohnende Fischer Abends von der Stimme des Ertrunkenen unter seinen Fenstern seinen Namen rufen. Man hat das oft bemerkt, wenn bekannte Leute sich dort in dem Flusse den Tod gegeben hatten.

9.

Ein Seiler aus Lobeda kam von Jena nach Hause. Als er auf der Brücke war, die von Lobeda über die Saale führt, sah er den Fluß abwärts ein wunderschönes nacktes Weib mit langen gelben Haaren gegen die Brücke schwimmen. Singend und plätschernd nahte sie dem Wehre und als sie es erreicht hatte, verschwand sie.

10.

Ein vornehmer Mann ging an der Saale hin von Jena nach Draſendorf. Da erhob sich an einer gewissen Stelle des Flusses eine

weibliche Gestalt wie die eben beschriebene mit halbem Leibe aus dem Wasser und winkte ihm, er aber ging seines Weges.

In dem Jahre 1804 soll bei einer für das weimarische Land wichtigen Begebenheit die Rixe der Saale bei hellem Tage in dem Paradiese gelufterwandelt und viele Leute sie gesehen haben.

11.

Es ist eine allgemein bekannte Sage, daß die Rixe der Saale jedes Jahr an einem bestimmten Tage ihr Opfer haben wolle. Darum vermeiden die Anwohner des Flußes an diesem Tage zu baden; namentlich unterlassen es die Fischer zu derselben Zeit ihrem Gewerbe nachzugehen. Schon Mancher, der dieses nicht glauben wollte und darum nicht beachtet hat, mußte seinen Verwag mit dem Tode im Wasser büßen.

239.

Der Kopf an der Brücke in Jena.

Abdrucken aus der Herz III. 73.

Von der steinernen Brücke am Köbberthore in Jena erzählt man, daß ein reicher und vornehmer Ehebrecher, der von den Richtern zum Tode verurtheilt war, sich verbindlich gemacht habe, statt der vormals hölzernen Brücke eine steinerne auf seine Kosten zu erbauen, wenn ihm die Strafe erlassen werde und er mit dem Leben davon komme. Dieser Vorschlag wurde angenommen und die Richter schenkten ihm das Leben. Zur Erinnerung an diese Begebenheit ließ der Verbrecher seinen Kopf in Stein bilden und in einem an der Westseite der Brücke befindlichen Loch einmauern.

240.

Der Kobold in Jena.

*Keller Merkwürdigkeiten aus der Vauzgrafschaft Thüringen.
Jen. u. Leipzig. 1731. 8. 61.*

An dem vor dem Köbberthore in Jena gelegenen Wirthshause zum gelben Engel soll der gemeinen Sage nach vor Zeiten ein Kobold sich aufgehalten haben, dem alltäglich ein halbes Stübchen Bier sammt etwas

Fleisch und anderer Kost gegeben, auch alljährlich ein rothes Kleidchen hingelegt werden mußte. Dafür pflegte er die Ställe rein zu halten, auch der Wirthin gute Nahrung zu bringen. Wenn man aber etwas von der genannten Pflege unterließ, mag er sich gar unruhig und widrig bezeugt haben.

241.

Das Dorf der Geißler.

Schriftlich von Herrn H. Rue in Weimar.

Die Höhe des Hausberges bei Jena, da wo der obere Weg nach Rieghenhain beginnt, ist in dem Rufe nicht gebauer zu sein. Wendet man sich von jener Stelle nach der linken Seite, so gelangt man an das verdere Ende des nördlichen Abhangs unter der Höhe. Dort lag einst ein Dorf, genannt Schlehdendorf. Wenn nun Mittags Leute an jene Stelle gekommen sind, haben sie gar oft das Dorf deutlich vor sich gesehen, sind auch selber hineingerathen ohne es zu wollen, wo ihnen Bewohner desselben in alter Tracht mit schrecklichen drohenden Gesichtern begegneten.

242.

Der Riesenfinger.

Zufachendruck für Liebe und Brennlichkeit 1915. S. 279 ff.
Grimm deutsche Sagen I. 207 f.

Wer von Jena über die Sanddorfer Brücke geht, erblickt nach Osten hin in der Nähe des Dorfes Rieghenhain auf dem Hausberge einen hohen Thurm. Davon erzählt man diese Sage.

Im Saalthale in der Nähe von Jena hauste ein wilder, böser Riese. Auf den Bergen hielt er seine Mahlzeit und noch heißt auf dem Landgrafenberge ein Stück der Fössel, weil er dort seinen Fössel hinschleppen ließ. Die Menschen nannte er Zwergen und behandelte sie hart und grausam. Auch gegen seine Mutter war er gottlos und böse, besonders wenn sie ihm Vorstellungen oder Vorwürfe über sein wüthes Leben machte. Als er aber einmal bei solcher Ermahnung mit seinen Häuften nach ihr schlug, versunkerte sich alobald der helle Tag in dunkle Nacht, ein Sturm brauste

daher und der Donner rollte und krachte fürchterlich, daß der gottlose Riese niederstürzte und von den umliegenden Bergen, die über ihn fielen, ganz bedeckt wurde. Aber kein kleiner Finger wuchs aus diesem Grabe hervor, zur Strafe für ihn und zugleich zur Warnung für die kommende Zeit. Dieser Finger ist der schmale, einsame Thurm auf dem Hausberge, in der Neuzeit der Fuchsthum genannt.

243.

Der ungeheure Baum.

Mündlich.

Ein Mädchen aus Kößstedt bei Jena ging auf den Wiesen an der Saale Rümmelein zu suchen. Es sah um eine Erle sehr schönen fetten Rümmelein stehn und pflückte ihn. Als sie fertig war, wollte sie weiter, konnte aber nicht von der Stelle, sondern ward vielmehr in einem kleinen Kreise mehrere Stunden von unsichtbarer Macht um den Baum getrieben. Endlich hörte das auf und sie konnte weiter gehen. Nach zwanzig Jahren widerfuhr das Rümmelein einer Frau aus Jena.

244.

Wein aus der Kuniburg.

Manc. Wapinger VI, 304 f.

Bei einer Hochzeit zu Kunig unweit Jena ging um Mitternacht der Wein aus. Da gab der Hausherr der Wagd Weid und sagte scherzhaft: „geh auf die Burg und hole Wein!“ Das Mädchen, welches im Orte noch fremd war, ging ohne Bedenken mit einem Krüge auf das unbewehrte Bergschloß und klopfte an die Thüre, welche bald von einer weißen Gestalt geöffnet wurde, die nach der Wagd Begehren fragte. Diese antwortete, sie solle für ihren Herrn, dessen Namen sie nannte, Wein holen, worauf die Gestalt mit ihr in den Keller ging, den Krug aus einem Faße füllte und zurückgab, ohne Bezahlung anzunehmen. Im Hochzeitshause erkannte man den Wein für altes, treffliches Gewächs und fragte die Wagd, wo sie ihn geholt habe. Ueber ihre Erzählung wunderte sich alles, man bewahrte von dem Wein auf und zeigte die Sache in

Jena bei Gericht an. Dort wurde das Mädchen eidlich vernommen und nachher die ganze Kunigburg amtlich untersucht, allein darin weder Haß noch Wein gefunden.

245.

Die goldene Gans zu Tümppling.

Brückner Landeskunde des Herzogthum Meiningen II. 711 f.

Unter dem Herrenhof zu Tümppling finden sich noch alte Gewölbe, in denen, wie die Leute sagen, ein goldener Gänserich mit 12 goldenen Eiern sitzt. Die goldene Gans hat aber ein früherer Pächter geheben, was er mit dem Leben seines Sohnes bezahlt hat. Auch soll es in einem der Keller pfeifen, als ob ein Schäferhuchd darin wäre.

246.

Der Galgenhügel bei Kleinprießnitz.

Brückner Landeskunde des Herzogthum Meiningen II. 712.

Etwa zehn Minuten von Kleinprießnitz liegt der Galgenhügel, auf dem die Verbrecher hingerichtet wurden, denn das Gut hatte die Obergerichte. Da nun zuletzt einmal in fünfzig Jahren kein Verbrecher vom Leben zum Tode gebracht werden war, so fiel die Gerichtsbarkeit dahin, wohin der Schatten des Hügel's fiel, nämlich nach Tümppling. Auf diesem Hügel liegen auch drei Steine in Form eines Dreiecks. So oft sie aus einander gestoßen werden, findet man sie immer wieder zusammengelegt.

247.

Die Salerne bei Ramburg.

Brückner Landeskunde des Herzogthum Meiningen II. 729 f.

Auf dem Kirchberge bei Ramburg auf dem linken Saaleufer im siebensten Holze stand in alten Zeiten die Chriastkirche und nahe dabei ein Kloster gleiches Namens. Beide, Kirche und Kloster, sind eingegangen und nur wenige noch vorhandene Spuren und Trümmer zeigen die Stätte, wo sie gestanden. Das Kloster soll durch einen Gang unter der

Erde mit dem Dome zu Raumburg eine Verbindung gehabt haben. Vielfach wird aber von den Leuten in der Umgegend die Laterne beobachtet, ein Licht, welches in bestimmten Zeiten des Herbstes vom Cyriakskloster über die Saale auf die Meißner Seite und in einem großen Kreisbogen wieder zurück kehren soll. Davon weiß die Sage folgendes zu erzählen.

In Veislau wohnte in einem schönen großen Hause ein Mann, von dem Niemand wußte, was er trieb. Seinen einzigen Sohn hielt er streng und eingezogen. Als derselbe erwachsen war, machte er sich in günstigen Stunden frei und wird mit einem schönen Wänselmädchen bekannt, die er besucht, so oft der Vater abwesend ist. Einmal kommt aber der Vater nach Hause, nimmt den Sohn sogleich in den Wagen und bringt ihn nach Raumburg in den Dom, wo er ein Mönch werden muß und bald darauf ins Cyriakskloster gethan wird. Hier sinnt und denkt er nun auf Mittel aus dem Kloster heraus und zu seinem geliebten Wänselmädchen zu kommen. Es gelingt ihm durch eine Fallthüre, die er zu öffnen und zu schließen weiß, ins Freie zu kommen. Mit einer Mende laterne eilt er vom Kloster die Mönchschöpfe herab und am Saalufer etwas aufwärts zu einem Kahn, eilt über den Clausberg und über Schindig nach Veislau unter das Fenster seiner Geliebten und verlebt da einige glückliche Stunden; dann kehrt er rasch zurück zum Kloster. Diese Wanderungen und Besuche hatte er schon oft und stets glücklich gemacht. Als er aber einmal wieder hingeeilt war, die Fallthüre gehoben hatte und nach der hingestellten Laterne greifen will, schlägt diese in demselben Augenblicke zu und schneidet ihm die Hand vom Arme. Am andern Morgen findet man ihn todt auf der Treppe, doch ohne die rechte Hand, die mit der Laterne verschwunden ist. Seitdem macht die Laterne ihre Wanderungen meist auf dem Wege, den der Mönch nach Veislau genommen und eilt von da auf verschiedenen Wegen zurück.

248.

Der Strudel bei der Kudeleburg.

Thüringen und der Harz IV. 103.

Nicht unter dem Felsen, worauf die Kudeleburg liegt, bildet die Saale einen Strudel, davon erzählt man folgende Sage.

Die Besitzer der Rudelsburg und der Krainburg am jenseitigen Ufer der Saale lebten in guter Nachbarschaft und waren einander treue Freunde. Der schmale Fluß trennte ihre Besitzungen, aber auch dieser war unter sie getheilt, denn die Fischerei in demselben war beiden gemeinschaftlich. Der Herr der Krainburg hatte einen einzigen Sohn und der Besitzer der Rudelsburg eine Tochter, und beide Väter wünschten ihre Kinder einst mit einander zu vermählen. Diese gute Nachbarschaft hatte zwischen den beiden Burgherrn lange Zeit bestanden. Da geschah es, daß der Rudelsburger, angereizt durch den Bischof in Raumburg, welcher dem Ritter der Krainburg übel wollte, uneingedenk des alten Vertrags und der guten Freundschaft sich die Fischerei in der Saale allein und ausschließlich anmaßte. Die frühere Freundschaft ging in bittere Zwietracht über und den liebenden Kindern wurde jede Vereinigung von den feindseligen Vätern streng untersagt. Sie konnten sich fortan nur heimlich sehen und sprechen. Ein leichter Fischerkahn trug gewöhnlich des Nachts den Jüngling hinüber über die Saale.

Einst sollte bei einem heftigen Gewitter das Schiffschen den Geliebten an das jenseitige Ufer bringen. Schon befand sich der Kahn in der Mitte des Stroms, da erhob sich ein furchtbarer Sturm, hoch schäumte die Saale empor und zog den Kahn in ihre Tiefe — der Jüngling landete nimmer. Vergeblich harrete die Geliebte die Nacht hindurch des Ersehnten und angstvoll eilte sie am Morgen den Burgsfad hinab an den Strand der Saale. Da gewahrte sie nahe am Ufer in dem Strome einen rothen Streif, den der Morgenwind auf den Wellen ihr zutrieb. Sie bündt sich hinab in den Fluß den Streif zu erfassen und siehe, da hält sie die Feldbinde des Geliebten, die sie ihm selbst gestickt, in ihrer Hand und sinkt hinab in die Tiefe des Flußes. An der Stelle aber, wo die beiden Liebenden ihr Grab fanden, bemerkt man noch jetzt einen Strudel.

249.

Die lachende Brant und der weinende Bräutigam.

Reyher N. Schriften I, 251.

Im Dom zu Raumburg findet man zwei Personen ausgehauen, von welchen die eine weint, die andere aber lacht. Das sollen zwei Ver-

lebte sein. Der Bräutigam war mit frühlichem Muth in fremde Länder verreiselt und hatte sich durch sein Bitten, Warnen und Flehen seiner Braut davon abhalten lassen. Inzwischen begab sich die herzlich betrübte Braut ins Kloster, ließ den Dem bauen und verachtete hernachmals den wiederkehrenden herzlich betrübten Bräutigam mit gleicher Festigkeit.

Eine geschriebene naumburgische Chronik erzählt die Sache folgendermaßen. Eine Braut habe, als ihr Bräutigam in der Fremde gewesen, unterdessen ihre Güter und auch von des Bräutigams Gütern, die sie in Verwaltung gehabt, zur Aufrichtung des Dems hergegeben und sich selbst als eine geistliche Braut Christi dem Nonnenstande gewidmet. Als nun der Bräutigam wieder heimkam und der Braut zusprach, warum sie das gethan habe, hat sie gelacht und gesagt, sie sei nun nicht mehr seine Braut, sondern Gottes Braut; und obwohl sie von seinem Gute etwas Geld zu Ehren angewendet habe, so möchte er sich das nicht misfallen lassen, es sei zu seiner Seligkeit geschehen, auch hätte sie ihm noch so viel übrig gelassen, daß er sich seinem Stande gemäß halten könnte. Da hat es der junge Mann geschehen lassen auch selbst noch mehr dazu gethan, damit der Bau des Dems vollführt würde.

250.

Das Kellermännchen.

Prätorius Weltbeschreibung. I. 172 f. 210 f.
 Grimm deutsche Sagen I. 40. ©. 56.

In Vögen hat sich folgendes zugetragen. In einem Hause lief ein klein Männlein aus dem Keller hervor und sprengte vor dem Hause Wasser aus einer Wette oder geh es aus. Darauf lief es wieder stillschweigend nach dem Keller, die Magd aber, die gerade zugegen war, fürchtete sich, fiel nieder auf ihre Kniee und betete einen Psalm. Da fiel das Männlein zugleich mit ihr nieder und betete so lange als die Magd. Nicht lange nachher kam eine Feuersbrunst in dem Städtlein aus und mehrere neu erbaute Häuser wurden in Asche gelegt, aber jenes Haus blieb unverletzt. Nach solchem Resultat soll das Männchen noch einmal erschienen sein und Wasser gesprengt haben, allein es erfolgte an selbigem Orte nichts daraus.

251.

Tod des Domherrn zu Merseburg.

Grasm. Francisci boll. Protens 2. 1678.
 Grimm deutsche Sagen Nr. 262.

Von langer Zeit her wurde in der Stiftskirche zu Merseburg von dem Absterben eines jeglichen Domherrn bei der Nacht ein großer Lärm gehört. Es geschah nämlich auf den Stuhl dessen, welcher sterben sollte, ein solcher Schlag, als ob ein starker Mann aus allen Kräften mit geschlossener Faust einen gewaltigen Streich thäte. Sobald solches die Wächter vernahmen, deren etliche sowohl bei Tage als bei Nacht gewacht und wegen der stattlichen Kirchenschätze und Kleinodien die Hände gemacht, haben sie es gleich des andern Tages hernach dem Capitel angezeigt. Und dieses ist dem Domherrn, dessen Stuhl der Schlag getroffen eine persönliche Vertagung gewesen, daß er in dreien Wochen an den blaffen Reigen müßte.

252.

Des Nixes Weine.

Prätorius Weibsbäse. I. 533.
 Grimm deutsche Sagen Nr. 66.

In Merseburg kam einmal um Mitternacht ein Weib vor das Haus eines Barbiers, der nahe am Wasser wohnte, und schrie zum Fenster hinein, die Wehmutter solle doch herausgehen, was diese anfänglich nicht thun wollte. Endlich ging der Barbier mit, der ein Licht bei sich hatte und sah flugs nach des befürchteten Nixes Weinen. Da hat sich der Nix niedergeduckt. Als solches der Mann merkte, hat er den Nix greulich ausgescholten und gehen heißen; darauf ist dieser sogleich verschwunden.

253.

Der Schellenmorih.

Büchling weidentl. Nachrichten II. 400.

In Halle lebte vor alten Zeiten ein Bischof, Namens Morig, mit seiner Schwester. Beide waren baulustig. Der Bruder baute die dortige

Merigkirche, die Schwester zu gleicher Zeit die im dreißigjährigen Kriege durch die Schweden zerstörte Merigburg. Jener war ein sehr harter und böser Mann, und weil er die Pauleute über ihre Kräfte zur Arbeit nöthigte und um sich ihnen dadurch immer bemerklich zu machen, einen Gurt von Schellen trug, begaben sie sich lieber zu seiner sanftern Schwester und arbeiteten an ihrer Burg. Dieses hatte zur Folge, daß diese viel früher fertig wurde, als seine Kirche. Darüber lebte er mit der Schwester in Unfrieden und beichtete sich an ihr zu rächen. Um dieses aber leichter ausführen zu können, bot er ihr scheinbar die Hand zur Versöhnung und kam sie zu besuchen. Weil sie seine Tücke nicht ahnte, ging sie ihm bis unter die Thüre ihres Schloßes entgegen. Da zog er den Delsch und stieß ihr denselben unter dem Vorwande sie umarmen zu wollen, ins Herz.

Zum Andenken dieser That hat man das Bild der Prinzessin mit dem Delsche in der Brust über dem Thore der Merigburg aufgestellt, wo es noch heute zu sehen ist. Auch sein Bild mit dem Schellengehänge befindet sich in der Merigkirche zu Halle.

254.

Gegen Miren schüßl Dosten und Dorant.

Prätorius Weltbehr. I. 106 H. 531 H.

Präumer's Geschichten 31 H.

Grimm deutsche Sagen Nr. 65.

Sommer Sagen, Märchen u. Abenteuer aus Sachsen u. Thüringen Nr. 26.

Prätorius erzählt, einer hallischen Wehmutter sei folgendes einmal begegnet. Nachts wurde dieselbe von einem Manne zum offenen Stadtthore hinaus an die Saale geführt. Unterwegs bedrohte sie der Mann ja kein Wort zu sprechen und nicht zu mucken, sonst würde er ihr bald den Hals umdrehen, übrigens sollte sie nur getrost sein. Die Frau dachte an Gott hoffend, der würde sie schon behüten und ergab sich darcin, denn sie gieng in ihrem Veruse. An der Saale that sich sogleich das Wasser und weiter unten auch das Erdreich auf; sie stiegen hinunter und kamen in ein schönes Schloß, darin ein niedliches Weibchen lag. Dieser half die Wehmutter in Kindsnüthen, unterdessen war der Mann wieder hinaus gegangen. Als alles glücklich gethan und geschehen war, sprach mittheilig das Weibchen: „ach, liebe Frau, nun jammert mich, daß ihr hier bleiben müßt bis an den jüngsten Tag; nehmt euch wohl in Acht, mein Mann

wird euch jetzt eine ganze Mulde voll Tulsaten versetzen, nehmt aber nicht mehr, als euch auch andere Leute für eure Mühwaltung zu geben pflegen. Und wenn ihr dann zur Stube hinauskommt und unterwegs seid, so greift flugs an die Erde, da werdet ihr Dosten und Dorant erfassen, selches hattet fest und laßt es nicht wieder aus der Hand fahren. So werdet ihr auf freien Fuß und glücklich heim kommen.“

Kaum hatte sie das gesagt, so kam der Rix, gelbtraub von Haar und bläulich von Augen, in die Stube zurück. Er hatte eine große Mulde voll Geld und setzte sie der Frau vor, sprechend: „sieh da, nimm so viel du willst.“ Sie nahm einen Geldgülden. Da verzog der Rix sein Gesicht, machte grausame Augen und sprach: „das hast du nicht von dir selber, sondern mit meines Weibes Halbe gepflügt; die soll dafür leiden! Nun komm und geh mit mir.“ Die Frau stand auf und der Rix führte sie hinaus; da bückte sie sich und griff mit der Hand Dosten und Dorant. Ihr Führer sagte: „das hast du auch von meinem Weibe gelernt; nun geh nur hin, wo du hergekommen bist.“ Als bald war sie aus dem Fluß am Ufer gewesen, ging zur Stadt hinein, deren Thore noch offen standen, und kam glücklich in ihr Haus.

Eine andere Hebamme aus der Gegend von Quersfurt erzählte, daß in ihrer Heimath ein Ehemann ausgegangen war und seine Frau als Kindbetterin hatte zu Hause lassen müssen. Um Mitternacht kam der Rix vor's Haus, nahm die Sprache des Mannes an und rief zum Gartenfenster hinein, sie sollte herauskommen, er habe ihr etwas Besondere zu weisen. Das schien der Frau wunderbar und sie antwortete: „komm du doch herein, aufzustehen mitten in der Nacht schickt sich für mich nicht. Du weißt ja, wo der Schlüssel liegt, draussen im Voch vor der Hausthür.“ „Das weiß ich wohl,“ sprach der Rix, „du mußt aber herausgehen,“ und plagte sie so lange mit Worten, daß sie zuletzt aufmachte und in den Garten kam. Das Gespenst ging vor ihr her und immer tiefer hinab; sie folgte nach bis zu einem Wasser in der Nähe des Hauses. Mittlerweile sprach der Rix:

„heb auf dein Gewand,

daß du nicht fällst in Dosten und Dorant,“

welche Kräuter viel im Garten wuchsen. Indem aber erklidte sie das Wasser und fiel mit Fleiß ins Kräutlich hinein. Sogleich verschwand der Rix und konnte ihr nichts mehr anhaben. Nach Mitternacht kam der Ehemann nach Hause, fand Thür und Stube offen, seine Frau aber nicht

im Bett und hub deshalb an erbärmlich zu rufen, bis er leise ihre Stimme im Garten vernahm und sie aus dem Kraut wieder ins Zimmer brachte.

255.

Laß die Todten ruhen.

Monat's Anzeiger VIII, 60.

Einem Schulmeister aus Friedel, der seinen Sohn aus der Klosterschule in Gisleben besuchte, wurde von diesem die dazu gehörige Kirche gezeigt. Sie kamen an ein steinernes Kennenbild, welches, wie alle solche Bilder, anzeigte, daß daselbst eine Klosterfrau eingemauert worden ist. „Schade um dich, daß sie dich eingemauert haben!“ sagte der Schulmeister, indem er das Bild in die Wange kucpte, und als sein Sohn ihn ermahnte, die Todten in Ruhe zu lassen, machte er es nochmals so. In der folgenden Nacht um eils, wo er bei seinem Sohne lag und beide noch wachten, kam die Kenne zur Thür herein, trat zum Bette, schaute hinein und ging, nachdem sie den Sohn vorn liegen gesehen, unten herum an die hintere Seite. Dort kucpte sie mit ihrer eisalten Hand den Vater zweimal in den Backen und verließ dann wieder die Stube. Nachher hat der Schulmeister nie mehr sich unterfangen, mit den Todten Scherz zu treiben.

256.

Mönch und Nonne zu Schloß Mansfeld.

J. G. Wülfing Volksagen u. s. w. 1792. 162. S. 252.

Für das Wahrzeichen des Schloßes Mansfeld hält man einen Mönchs- und Nonnentopf, wovon der erste unweit des Thores, wenn man nach der so genannten Mine zugeht, unter dem Erker der ehemaligen Kommandantenstube in der Mauer, der andere aber bei der Kirchthüre in der Höhe an einer Ecke befindlich war. Man erzählt davon, daß eine Nonne mit einem Mönche vernehmen Geschlechts ein Liebesbündniß gehabt und ihre Liebe entdeckt worden sei. Beide wurden auf dieses Schloß in Verwahrung gebracht. Der Mönch aber stürzte sich vom Schlosse

herab, die Kanne endete ihr Leben, indem sie sich in der sogenannten dunklen Kammer erhing, wo man den Ort und den Strid noch lange zeigte. Ihre Bildnisse wurden in Stein gehauen und an die bekannten Orte gestellt.

257.

Der Ritter St. Georg in Mansfeld.

Thuringia. 1412. S. 538.

Sommer Sagen, Märchen u. Gebräuche S. 50.

Der Ritter St. Georg, der den Drachen getödtet und des Königs einzige Tochter von dem Ungeheuer befreit hat, wurde besonders und allgemein in der Grafschaft Mansfeld als Schuttpatron verehrt, und man sagte, er sei ein Graf von Mansfeld gewesen. Sein Bildniß war fast an allen Gebäuden, Säulen, Brunnen, Wappen und Fensterscheiben angebracht und wurde auf die Mansfelder Münzen geprägt. Auch war zu seiner Ehre in der Stadt Mansfeld eine Kirche gebaut. Noch immer erzählen die Väter und Mütter ihren Kindern an langen Winterabenden, daß der Ritter St. Georg auf dem Schlosse zu Mansfeld gewohnt und an dem Schloßberge den gefährlichen Lindwurm getödtet habe.

258.

Ursprung der Grafen von Mansfeld.

Hollzapf bei Otmaz S. 290 f.

Grimm deutsche Sagen Nr. 540.

Während einst Kaiser Heinrich sein Hoftager auf der Burg bei Ballhausen in der goldenen Aue hatte, bat sich einer seiner Mannen von ihm ein Stück Feld zum Eigenthume aus, das an die goldene Aue grenzte und so groß wäre, daß er es mit einem Scheffel Gerste umsäen könnte. Der Kaiser, weil er den Ritter seiner Tapferkeit wegen liebte, bewilligte ihm die Bitte ohne sich zu bedenken. Dieser nahm einen Scheffel Gerste und umsäete damit die Grenzen der nachmaligen Grafschaft Mansfeld.

Doch dies erregte den Neid der übrigen Mannen und sie hinter-

brachten dem Kaiser, daß seine Gnade durch eine falsche Deutung gemißbraucht worden. Aber der Kaiser antwortete lachend: „gesagt ist gesagt! Das ist des Mannes Feld!“ Daher der Name Mansfeld und in dem gräflichen Wappen die Versteukörner, welche die Wappenkünstler Weden nennen.

259.

Die Strinkkreuze bei Allstädt.

Thüringen und der Herz 1, 196.

Nabe bei Allstädt auf der Nordseite stehen am Rande des Hernsfeldes aus gewöhnlichem Sandstein roh gearbeitet 6 Kreuze; früher sollen 9 dagestanden haben. Man erzählt von diesen Kreuzen, daß sie warnende Denksteine auf den Grabstätten von neun an diesem Plage wegen Meuterei oder wegen Theilnahme am Bauernaufzuge hingerichteter Männer seien.

260.

Das Roberrmännchen im neuen Schloße zu Sangerhausen.

Thüringen. 1912, S. 181.

Das neue Schloß in Sangerhausen, jetzt Vokal für das königl. Land- und Stadtgericht, das Steuer- und Rentamt, wurde um das Jahr 1736 vom letzten Herzoge von Sachsen-Weissenfeld, Christian II. erbaut. Das Geld zu diesem Baue soll ein Nachkomme des wadern Triller vorgekehren und es selbst von Zeit zu Zeit in einem Kober gebracht haben. Dafür stellte man ihm zum Gedächtniß, der auch die so genannte Trillerei in der Rittergasse erbaut hat, auf der Haupttreppe im Innern des Schloßes seine in Stein gehauene Statue, aber im kleinen Maßstabe, mit dem Kober auf.

Eines Tages kam ein Bauer in das Schloß. Er sah das kleine Männchen, zupfte es an einem Ohr und sprach: „ei, ei, Männchen, wo willst du mit dem Kober hin? Er ist ja größer als du.“ Da erhob das Männchen seine steinerne Hand und gab dem Bauer einen so gewaltigen

Schlag auf den Kopf, daß er niederfiel und bald darauf seinen Geist aufgab.

Seit diesem Vorfall war das Männchen sicher vor jeder Spötereï und Rederei. Alte Leute erinnern sich noch, daß sie in ihren Kinderjahren aus Furcht vor einer solchen Thatsache dem Männchen nie zu nahe gekommen sind, noch weniger ein uedendes Wort sich erlaubt haben.

261.

Das Zimmer des Gebannten.

Thuringia. 1847. G. 7^{ter}.

Der St. Jacobskirche in Sangerhausen gegenüber liegt am Markte ein stattliches Haus. Wer es suchen will, wird es an den zwei Linden erkennen, die an seinem Eingang stehen.

Gerade vor so viel Jahren als die Linden gepflanzt sind, erschlug in dem obersten Wohnzimmer dieses Hauses ein Sohn seinen Vater. Bald nach der That ließ die Familie des Ermordeten das Zimmer fest verwahren, damit es nie wieder bewohnt würde. Und wie damit gewissermaßen ein Fluch über das Gemach ausgesprochen war, so fing derselbe nun auch an auf den Geist der Thäters zu wirken. Denn sobald Niemand mehr das Zimmer betreten konnte, so schien es, als wäre ein böser Geist in dasselbe eingezogen. Erst entstand ein heftiges Poltern, daß man es selbst im Keller hören konnte. Ein späterer Besitzer des Hauses ließ das Gemach wieder einmal öffnen, den Grund des Lärmens zu untersuchen. Aber man denke sich den Schrecken der Leute, als sie die Gestalt des Mörders im Zimmer auf- und abgehen sahen. Entsetzen trieb sie von der Thür hinweg und die Furcht, der Geist möchte vielleicht aus seinem Bannkreise heraustreten, bestimmte sie, das Zimmer wieder fest zu verschließen. Man hat nachher mehrmals noch das Zimmer geöffnet und zu betreten versucht, aber immer derselbe Anblick und dasselbe Entsetzen.

Diese Sage erzählten vor nicht gar langer Zeit noch alle Leute in Sangerhausen. Jetzt soll das Zimmer des Gebannten für Jedermann zugänglich sein.

262.

Der Huh.

Züringla. 1812. G. 182.

In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts brach in Sangerhausen eine Hungersnoth aus, die viele Bewohner ins Grab brachte.

Zu dieser Zeit lebte dort eine reiche Frau, welche außer ihrem Wohnhause in der Ulrichsstraße noch mehrere andere Häuser in der Stadt besaß, aber sehr geizig war. In seiner größten Noth kam zu ihr ein armer Mann und bat um ein Stückchen Brod für sich und die Seinigen. Sie schmähte ihn zuerst und verwies ihn dann auf die Disteln des Feldes, die für solches Bettelvolk gut genug zur Speise wären. Da wünschte der arme Mann in seinem Schmerze, daß Gott sie mit Disteln strafen und ihren Reichthum vergehen lassen möchte. Als bald entstand ein distel-ähnlicher Auswuchs in ihrem Gesichte, sie erblindete und starb später unter unsäglichem Schmerzen. Ihr Reichthum zerfiel und verfiel, wie Spreu in dem Winde, und ihre Nachkommen leben in Armuth.

263.

Das besprochene Feuer.

Züringla. 1842. G. 183 f.

Nahе beim Riestädter Thore in Sangerhausen wendet sich von der Ulrichsstraße ab eine Gasse nach dem alten Markte und nach dem alten Schlosse hin. Sie heißt der Spedwinkel. Nur wenige Wohnhäuser stehen darin, an dem Schlosse drei, auf der entgegengesetzten Seite unter andern ein einzeln stehendes, zwar bewohntes aber von der Zeit geschwärztes und benagtes Haus.

Sangerhausen erstreckte sich einst bis zum sogenannten Brandraine, der eine Viertelstunde vor der Stadt die Straße nach Eisleben durchschneidet. Vor einigen hundert Jahren legte nämlich eine furchtbare Feuersbrunst den ganzen obern Stadttheil von dem Brandraine an bis zum Hause des Bürgermeisters Kaiser auf dem Kernmarke in Asche. In der Gegend jenes Häuschens wüthete das Feuer am schrecklichsten.

Nirgends war fast alles niedergebrannt oder brannte noch und eben wollte das Feuer auch dieses Häuschen erfassen. Da sprengte ein Reiter auf einem weißen Hesse herbei und umritt das Haus, Flammen und Dampf nicht achtend, dabei murmelte er gewisse Sprüche und beschrieb allerlei Zeichen. Das Häuschen war gerettet, es blieb allein stehen, während alle andern rings umher von den Flammen verzehrt in Schutt und Graus darnieder lagen. Der Reiter war aber wieder verschwunden. Vor nicht gar langer Zeit, sagt man, sei noch ein Palken zu sehen gewesen, der schon gebrannt hatte.

264.

Die Flämmchen vor dem Hasenthore in Sangerhausen.

Thuringia. 1842. G. 795.

Rechts vor dem Hasenthore in Sangerhausen liegt auf der Mittagsseite ein kleiner Grasplatz, der einst der Gottesacker eines nahegelegenen Klosters gewesen sein soll. Hier haben die Leute zum öftern hellbrennende Lichtchen hüpfen gesehen. Da der Platz hoch liegt und keinesweges sumpfig ist, so kann man nicht an Irlichter denken. Es müssen daher die Geister der abgeschiedenen Mönche sein, die als Flämmchen dort herum hüpfen und erst jetzt ihr Licht vor den Leuten leuchten lassen.

265.

Der Mönch im Helmrsthal.

Oberrh.

Eine halbe Stunde von Sangerhausen entfernt liegt das Helmrsthal. Dieses Thal hat an seinen Bergabhängen zur linken Hand zuerst Obstbaumpflanzungen, dann wüste Berge, zur rechten Seite aber Gebüsch und Wald. Steigt man etwa den dritten Theil dieser bewaldeten Berg-
höhe empor, so findet man das Gemäuer einer Kapelle, die einst zu dem Kloster gehörte, das auf der Höhe des Berges lag, jetzt aber völlig verschwunden ist. Bei dieser Kapelle ist eine wunderschöne Aussicht über Sangerhausen und prächtige Thäler nach dem Kyffhäuser und nach der Sachsenburg hin.

Wer aber zur Vollmondzeit um Mitternacht dahin käme, dem würde es gar nicht wohl zu Muthe sein. Ein Mönch in sein Leichenruch gehüllt steigt aus der Tiefe und umwandert die Kapelle. Schon vielen Leuten hat er einen tödtlichen Schrecken eingejagt, obwohl er Niemandem etwas zu Leide thut. Manchem Jägermann, der dort auf dem Anstande war, hat er gewünskt, ihm zu folgen, aber das hat noch keiner zu thun gewagt.

266.

Die Butterkuppe.

Thuringia. 1517. G. 79^r.

Neben der Straße, die von Zangerhausen nach Wallhausen führt, zieht sich in geringer Entfernung ein Höhenzug hin, der erste der Vorberge des Unterharzes. Ungefähr eine Stunde von Zangerhausen ragt auf diesem Zuge eine Spitze empor, zwar nicht sehr hoch, aber in der sonst flachen Gegend sehr deutlich sichtbar. Das ist die Butterkuppe. Davon erzählen die Leute diese Sage.

Der langer, langer Zeit lebte auch in dieser Gegend ein Riesengeschlecht. Eine Tochter dieses Geschlechts wollte sich ein unzerstörbares Denkmal errichten. Sie bildete die Butterkuppe, indem sie das Material in ihrem Schutze aus dem Thale holte, und vollbrachte das Werk in einem Gange.

267.

Die Laterne.

Thuringia. 1517. G. 79^r.

Eine halbe Stunde südlich von Zangerhausen liegt am Rande einer kleinen, etwas hochgelegenen Ebene das Pfaffenholz, ein kleines Gehöft, zur Pfarre in Oberriebelingen gehörig, über eine Stunde davon entfernt in südwestlicher Richtung das Dörschen Martinörieth. Auf der Landstrecke zwischen Dorf und Holz wandelt eine Laterne.

Ein Jäger war dort einmal bis Mitternacht auf dem Anstande. Da kommt bei mattem Mondsichte statt des erwarteten Fuchses weit un-

ten im Felde von Martinsriedth her ein Licht auf ihn zu. Obwohl ihm alsobald die Sage von der Laterne einfiel, wartete er doch zu sehen, was es wäre. Näher und näher kommt das Licht und als es nicht mehr weit entfernt ist, ruft er es an. Keine Antwort. Es kommt immer näher und der Jäger ruft nochmals. Keine Antwort. Je näher aber das Licht kommt, desto deutlicher wird die Gestalt einer etwa eine Elle hohen Laterne, die eben von einer Hand gehalten wird. Endlich ist die Erscheinung etwa noch zehn Schritte von dem Jäger entfernt. Daven laufen scheint ihm eben so gefährlich als stehen zu bleiben; er legt also das Gewehr an, ruft zum dritten Male wer da! und weil er wieder keine Antwort erhält, drückt er in Gottes Namen ab und — weg ist die Laterne. Alsobald eilte der Jäger nach Hause.

Der Jäger hat dies Erlebnis nachher vielen Leuten erzählt und stets versichert, daß er weder geschlafen noch geträumt habe; er könne stets die Wahrheit dieser Begebenheit behaupten. Auch andere Leute sagen, daß sie diese Laterne gesehen haben.

268.

Der verlorne Kaiser Friedrich.

Nach dem Bruchstück eines Gedichts aus dem 11. Jahrh. (Cod. palatin. 844. Bl. 13.)
 3. Grimm Gedichte des Mittelalters auf Friedrich I. von Staufen. Berl. 1811. S. 109.
 Berl. deutsche Sagen II. 188.

Ein altes Gedicht erzählt, daß der Papst den Kaiser Friedrich in den Bann gethan und die Fürsten der Eide und Treue gegen ihren Herrn ledig gemacht habe. In dieser Zeit waren dem Kaiser überall Kirchen und Kapellen verschlossen, kein Gottesdienst wurde ihm gehalten und keine Messe gesungen. Da ritt nun der Kaiser einmal vor dem Osterfest, damit die Christenheit die heilige Zeit zu begehen durch ihn nicht gehindert werden möchte, hinaus auf die Jagd. Niemand von seinen Leuten wußte des Kaisers Sinn und Veranlaß. Er hatte sein edles Gewand angelegt, das ihm aus dem Lande Indien gesendet war, nahm ein Gläschlein mit schmadhaftem Brunn zu sich, bestieg sein gutes Ross und ritt hinaus in den fernen Wald. Nur wenig Herren waren ihm dahin gefolgt. Dort steckte er sein wunderkräftiges Ringlein an den Finger und sogleich verschwand er vor den Augen Aller, daß ihn Niemand mehr gesehen

hat und man nicht weiß, ob er noch lebendig sei. So ward der hochgeborne Kaiser Friedrich dort verloren. Doch sagen die Baiern, daß er sich oft bei ihnen als ein Waller habe sehen lassen, auch öffentlich ihnen gesagt habe, daß er auf römischer Erde noch gewaltig werden und die Pfaffen stören solle und nicht aufhören noch ablassen werde, bis er das heilige Grab wieder in der Christen Hand gebracht habe. Dann werde „er seines Schildes Last hangen an den dürren Ast.“

Der Stadtarzt Johann Adelpbus zu Schaffhausen schließt seine „History von den Kaiser Friedrich mit einem langen roten barte“ (Vandöbnt 1519) mit diesen Worten: „Der Kaiser,“ sagt er, „lebet seligslich, was gresstättig, künmüttig, milts, gestrenge und ain Redspredich man, vnd außserhalb der kirchen vernelung in viel sachen berümbt, das nach dem gresen kaiser Karel in geschichten keiner mer gethen hat, vnd ist zuletzt verloren worden, das niemandt weiß wo er hin ist kommen, noch begraben, die pawren und schwarzen künstner sagen, er sey noch lebendig in einem hohen Berg, soll noch herwider komen, vnd die Weysstlichen straffen, vnd sein schiltt noch an den dürren paum henglen, welches paumst all Seldan noch fleissig hütten lassen, das ist war das hütter darzu gestift.“

269.

Wie Kaiser Friedrich auf der Burg Kyffhausen wandert.

Joh. Rothe 407. Chron. p. 126.

Von Kaiser Friedrich dem Keger erhob sich eine Kegeri, die noch heimlich unter den Christen ist, die gänglich glauben, daß derselbe noch lebe und lebend bleiben solle bis an den jüngsten Tag und daß kein rechter Kaiser nach ihm worden sei oder werden solle. Er wandere zu Kyffhausen in Thüringen auf dem wüsten Schloße und auch auf andern wüsten Burgen, die zu dem Reiche gehören, und rede mit den Leuten und lasse sich zu Zeiten sehen.

Diese Vüberei bringet der Teufel zu Wege, damit er die Keger und etliche einfältige Christenleute verleite. Man meinet wohl, daß vor dem jüngsten Tage ein mächtiger Kaiser der Christenheit werden solle, Frieden zu machen unter den Fürsten. Derselbe werde eine Meersfahrt thun und das heilige Grab gewinnen und werde Friedrich genannt werden, weil er Frieden machet, auch wenn er nicht so getauft ist.

Der im Berge schlafende Kaiser.

Trifolius Westphal. I. 208 f. Alcotryomania p. 60.
 Tengel monatl. Unternehmungen 1089. S. 219 f.
 Melissantes curiose Belst. verewürter Bergschlefer. 1721. S. 129.
 Rite u. neue Thür. Chronik. Weisheit. 1725. S. 22.
 Wehrens Horeylin cariosa p. 131.
 Haricola Spindmücker 710.
 Grimm deutsche Sagen I. 23. S. 79.

Von dem Kyffhäuser wissen die Leute in der Umgegend gar vielerlei zu erzählen. Die gemeinste Sage ist, daß wie Kaiser Carolus Magnus zu Nürnberg auf der Burg sich in einen sehr tiefen Brunnen verwünscht habe, so wohne Kaiser Friedrich, der Rothbart zuenannt, mit seinem Hofgefinde in dem Kyffhäuser. Er sitze darin auf einer Bank an einem Steintische, halte den Kopf in der Hand und ruhe oder schlafe, dabei wache er aber stets mit dem Kopfe und winkere mit den Augen, als ob er nicht recht schlafe oder bald wieder erwachen wolle; sein rother Bart sei ihm durch den Tisch hindurch bis auf die Füße gewachsen. Auch stehen die Leute in dem Gedanken, daß derselbe vor dem jüngsten Tage wieder aufwachen und sein verlassenes Kaiserthum aufs neue antreten und wieder bestätigen werde.

Wenn er dann hervorsteht, werde er seinen Schild hängen an einen dürrn Baum, davon werde der Baum grünen und eine bessere Zeit werden. Andere sagen, sein Bart sei um den Tisch gewachsen, dergestalt, daß er dreimal um die Rundung des Tisches reichen muß bis zu seinem Aufwachen, jetzt aber geht er erst zweimal darum.

Der Hirt auf dem Kyffhäuser.

Georg Brand sächsische Tischreden. Basel 1613. S. 227 f.
 (Aus einem Gespräch eines römischen Senatoris und eines Deutschen anno 1537 abgegangen.)
 Clearius Thür. Vöster. u. Chron. Vys. 1701. S. 140.
 Rite u. neue Thür. Chronik. Weisheit. 1725. S. 212.
 Grimm deutsche Sagen I. Nr. 206.

Etliche sprechen, daß bei Frankenhäusen in Thüringen ein Berg liege, darin Kaiser Friedrich seine Wohnung habe und vielmal gesehen

werden sei. Ein Schafhirt, der auf dem Berge hütete und die Sage gehört hatte, fing an auf seiner Saupfeife zu pfeifen und als er meinte, er habe ein gutes Hefrecht gemacht, rief er überlaut: „Kaiser Friedrich, daß sei dir geschenkt!“ Da soll sich der Kaiser hervergethan, dem Schäfer essenbart und zu ihm gesprochen haben: „Gott grüß dich, Männlein, wem zu Ehren hast du das gethan?“ „Dem Kaiser Friedrich,“ sagte der Schäfer. Der Kaiser sprach weiter: „hast du das ihm gethan, so komm mit mir, er soll dir darum lohnen.“ Der Hirt sagte: „ich darf nicht von den Schafen gehen.“ Der Kaiser aber antwortete: „folge mir nach, den Schafen soll kein Schade geschehen.“ Der Hirt folgte und der Kaiser nahm ihn bei der Hand und führte ihn nicht weit von den Schafen zu einem Loch in den Berg hinein. Sie kamen zu einer eisernen Thür, die alsbald von selbst aufging; da war nun ein schöner, großer Saal, darin viele Herrn und tapfere Diener, die ihm Ehre erzeigten. Nachfolgend erzeigte ihm der Kaiser auch freundlich Ehre und fragte, was er für einen Lohn begehre, daß er ihm gerissen? Der Hirt sagte: „keinen.“ Da sprach der Kaiser: „geh hin und nimm von meinem goldenen Handschuh den einen Fuß zum Lohn.“ Das that der Schäfer, wie ihm der Kaiser befohlen, ging auch den andern Tag nach Frankenhäusen, verkaufte das Gold und erzählte, er habe dasselbe von Kaiser Friedrich, und als er von dannen geschieden, habe ihm der Kaiser viel seltsame Waffen, Par-nische, Schwerter und Büchsen sehen lassen und gesagt, er sollte den Leuten erzählen, daß er mit diesen Waffen das heilige Grab gewinnen werde. Darauf habe ihn der Kaiser wieder hinaus geleiten lassen.

272.

Der Schäfer und der Kaiser.

Rehren Marrynn curion S. 131.

Motischall Nitterburgen u. Bergschloß II. 200 f.

J. G. Wälsing Westfalen S. 311.

Tubloff ibid. Sagen u. Volkswunden. Conterthausen 1827. S. 226.

Einmal pflüß ein Schäfer auf dem Kyffhäuser ein Pledchen. Das gefiel dem Kaiser so wohl, daß er den Schäfer durch einen Zwerg zu sich rufen und ihm aus Dankbarkeit von seinen reichen Schätzen, die in dem Berge vergraben sind, viel Gold geben ließ. Dabei fragte er den Schäfer, ob die Raben noch um den Berg stögen, und da dieser die Frage

bejahte, sprach der Kaiser: „nun muß ich hier noch hundert Jahre schlafen.“

Die Landleute in der Gegend sagen: „So lange die Raben den Kaiserfriedrichsturm umflattern, so lange ist Kaiser Friedrich noch im Innern des Berge und laßt mit dem Falken; sobald aber diese Vögel wegbleiben, ist er erlöst und nicht mehr in dem Berge, sondern die Verwünschung hat ihr Ende erreicht und der Kaiser ist nun im Himmels-
saale.“

273.

Die goldenen Haare aus des Kaisers Bart.

Vollstagen. *Wiener* 1795—1800, II. Th. S. 60 ff.

In einem Dorfe unter dem Kyffhäuser waren junge Mädchen und Bursche beisammen in der Spiinstube. Man scherzte und lachte, neckte und erzählte und trieb allerlei Kurzweil. Zuletzt setzten die Mädchen ihre Spinnräder in die Ecke und ein Pfänderspiel begann. Das war aber mehr eine abgeredete Sache, als ein zufälliger Einfall. Unter den Mädchen war eine, der man im ganzen Dorfe gram war und deshalb bei jeder Gelegenheit etwas anzuhängen suchte. So sollte es auch diesmal geschehen. Die jungen Bursche hatten unter sich verabredet, daß derjenige, welcher die Pfänder einsammelte, beim Auslösen derselben jedes Mal ein gewisses Zeichen geben sollte, wenn ein Pfand jenem Mädchen gehörte, und allerlei Teufelszeug ausgedacht, was sie ihr zu thun alsdann auflegen wollten.

So mußte das Mädchen um ihre Pfänder wieder zu bekommen, viel schnurriges Zeug machen und beim letzten Pfande sollte sie sogar aus dem Kyffhäuser Schloß gehen und zum Beweis, daß sie dorthin gewesen sei, dem Kaiser Friedrich drei Haare aus seinem Barte rupfen und mit herunter bringen.

Weil nun das Mädchen von keiner Furcht etwas wußte und auch der ganzen Gesellschaft zeigen wollte, daß sie Herz im Leibe habe, trat sie ohne Wortwechsel ihre Wanderung nach dem Kyffhäuserberge an und brachte nach Verlauf einer Stunde glücklich die verlangten Haare, deren brennend rothe Farbe und überaus große Länge satifam bewiesen, daß sie aus Kaiser Friedrichs Barte waren.

Das Mädchen hatte den Kaiser gesehen und gesprochen, hatte auch einem großen goldenen Becher, den ihr ein Zwerg gebracht, Wein getrunken auf des Kaisers und der Frau Kaiserin Gesundheit und zuletzt auch vom Kaiser die Erlaubniß ihm drei Haare aus seinem langen, durch den Tisch gewachsenen Bart rupfen zu dürfen mit der Weisung erhalten, daß sie dieselben ja nicht weggeben, sondern heilig aufbewahren solle. Das that sie auch. Sie verschloß die Haare sorgfältig in ein großes Papier gewickelt in ihre Wäschlade, wo sie wohl ein ganzes Jahr lagen, ohne daß sie wieder daran gedacht hatte. Eines Tages aber, als sie in ihrer Wäsche herumstraunte, kommt ihr doch in den Sinn wieder einmal nach des Kaisers Barthhaaren zu sehen. Sie nimmt das Papier auf, vermag es aber kaum aus der Lade zu heben. Mit einem Werts, die drei Haare hatten sich in drei Wulstlangen verwandelt, jede im Durchmesser von anderthalb Zoll.

274.

Flachsknotten auf dem Kyffhäuser.

1.

Nach Eagen, Gebrüder u. Mädchen aus Westfalen I. 301.

Eine Zeit lang hat es einmal in der Gegend des Kyffhäusers fortwährend geregnet. Der Schäfer eines der benachbarten Dörfer, der seine Herde auf dem Berge geweidet, hat aber jedesmal, wenn er auf denselben gekommen, dort das schönste Wetter gefunden, ja die Sonne hat sogar so warm geschienen, daß Frau Hulle aus dem Berge gekommen ist und einen großen Haufen Flachsknotten ausgebreitet hat um ihn zu trodnen. Wie er Abends wieder heimgetrieben hat und am Fuße des Berges gewesen ist, hat's gerade wieder so geregnet wie vorher und so ist es viele Tage fortgegangen. Da hat er's denn vielen Leuten im Dorfe erzählt, daß es hier bei ihnen fortwährend regne, dagegen auf dem Kyffhäuser das schönste Wetter sei, allein sie haben es ihm nicht glauben wollen, obgleich er es ihnen hoch und theuer versicherte und haben zuletzt gesagt, dann solle er doch einmal ein paar Hände voll Flachsknotten mitbringen, damit sie es glauben könnten. Das hat er auch versprochen und wie er an den Berg

kommt, ist alles wie an den frühern Tagen gewesen und er hat Frau Hulle gebeten, sie möge ihm doch erlauben, daß er ein paar Hände voll trodener Glachösnotten mitnehme, damit er sie daheim überzeuge, was hier für Wetter sei. Da sagt sie, das wolle sie gern erlauben, er solle nur zugreifen und sich alle Taschen vollstecken; das hat er denn auch gethan und als er nach Hause gekommen ist, sind die Glachösnotten lauter's Gold gewesen.

2.

Otmar Voltslagen. Bremen 1799. S. 111 f.

Wettsholt Witterburgen u. Bergschlößer Zeitschrift II. 211.

J. W. Büchling Voltslagen S. 211 f.

Einmal ging ein Schwarm Knaben aus Kelbra auf den Kyffhäuser, um Nüsse zu pflücken. Sie gingen in die alte Burg, kamen an eine Wendeltreppe, stiegen hinauf und fanden ein kleines Gemach mit schönen achtseitigen rothen und blauen Fenstern. In der einen Ecke lag eine Spindel mit Glachö, in der andern ein Haufen Glachösnotten. Von den Knotten nahm jeder der Knaben aus Schäderei so viel in seinen Hut, als er eben fassen mochte, um die andern damit zu werfen. Und so geschah es, als sie den Berg hinab liefen. Sie warfen einander und streuten dabei die Glachösnotten auf dem Wege aus. Als sie nach Kelbra zurückkamen, war es Abendbrodzeit, und der ärmste der Knaben fand seine Eltern gerade beim Tischgebet. Er nahm sein Hütchen ab und dabei fiel klingend etwas Glänzendes auf die Erde, darauf noch ein Stück und noch sieben andere. Die Mutter lief hinzu und fand goldene Glachösnotten, womit die Prinzessin auf dem Kyffhäuser dem armen Mann ein Geschenk machte, der seinen Sohn nun dafür ein Handwerk lernen ließ.

Das Ereigniß wurde noch selbigen Abend in ganz Kelbra bekannt. Alle Nachbarn liefen herzu, die seltsamen Glachösnotten zu sehen, und am folgenden Tage zog Jung und Alt auf den Kyffhäuser. Alle suchten, aber keiner fand die rothen und blauen Fenster, keiner die Spinnstube der Prinzessin noch die aufgehäuften Glachösnotten. Alle schlichen verdrießlich wieder heim.

Der Ritterkeller auf dem Koffhäufer.

Erster Besetzung S. 114 ff.

Zweiter Besetzung S. 120 ff.

Ein armer, guter aber immer lustiger Mann in Tilleda richtete einmal Kindtaufe aus; es war schon die achte. Den Gevattern mußte er nach Sitte und Brauch einen Schmaus geben. Der Landwein, den er seinen Gästen versetzte, war bald ausgetrunken und man begehrte mehr. „Weh,“ sagte der lustige Kindtaufvater zu seiner ältesten Tochter, einem hübschen Mädchen von sechzehn Jahren, „geh und hole uns noch besseren Wein aus dem Keller.“ „Aus welchem Keller?“ frug das Mädchen. „Je nun,“ sagte im Scherz der Vater, „aus dem großen Weinkeller der alten Ritter auf dem Koffhäufer.“

Das Mädchen geht in seiner Einfalt mit einem kleinen Eimer in der Hand den Berg hinan. In der Mitte des Berges findet sie den verfallenen Eingang eines großen Kellers und dabei sitzt eine bejahrte Schafnerin in ganz ungewöhnlicher Tracht mit einem großen Schlafrock an der Seite. Das Mädchen verstummt vor Erstaunen. Freundlich fragt die Alte: „gewiß willst du Wein holen aus dem Ritterkeller?“ „Ja“, antwortet schüchtern das Mädchen, „aber Geld habe ich nicht.“ „Komm nur mit,“ spricht die Schafnerin, „du sollst umsonst Wein haben und bessern, als dein Vater je gekostet hat.“

Beide gingen nun durch einen halb verschütteten Gang und standen bald vor der Kellertür. Die Schafnerin schloß auf. Es war ein großer geräumiger Keller und auf beiden Seiten lagen viele Stüßfässer. Die Schafnerin nahm den kleinen Eimer, zapfte ihn voll Weines und sagte zu dem Mädchen: „da, das bringe deinem Vater, und so oft ein Fest in eurem Hause ist, kannst du wieder kommen; aber keinem Menschen außer deinem Vater sage, woher du den Wein hast. Auch dürft ihr den Wein nicht verkaufen; umsonst bekommt ihr ihn, umsonst sollt ihr ihn geben.“

Das Mädchen brachte den Wein nach Hause. Er schmeckte den Gästen vortreflich, aber Niemand wußte woher er kam. So oft nachmals ein Fest im Hause war, ging das Mädchen mit dem kleinen Eimer auf den Koffhäufer und holte Wein. Die Nachbarn und Freunde wunderten

sich zwar nicht wenig, wobei der arme Mann immer den herrlichen Trauf bekam, der so gut im ganzen Lande nicht war, fragten und forschten deshalb, aber der Mann sagte es keinem und das Mädchen auch nicht.

Von diesem wunderherrlichen Weine hatte auch ein Schenkwirth im Orte gehört. Er dachte bei sich, solchen Wein konntest du zehnfach verdünnen und doch noch theuer verkaufen. Er schlich dem Mädchen nach, als es mit dem kleinen Eimer wieder nach dem Kuffhäufer ging, versteckte sich hinter ein Gebüsch und sah es nach einiger Zeit aus dem Eingange, der zu dem Keller führte, mit dem gefüllten Eimer herauskommen.

Schon am nächsten Abend schob er auf einer Karre die größte leere Tonne, die er hatte auffinden können, den Berg hinauf. An dem Orte aber, wo er den Eingang zum Keller gesehen hatte, wurde plötzlich alles dunkel und finster um ihn her, der Wind fing an fürchterlich zu heulen und warf ihn mitsamt seiner Karre und leeren Tonne von einer Mauer zur andern. Zuletzt fiel er immer tiefer und kam in eine Todtengruft. Schreckbilder aller Art zichen an ihm vorüber, Grausen durchschauert ihn und er fällt in eine Ohnmacht.

Nach einiger Zeit erwacht er aus seiner Betäubung und hört über sich die bekannte Thurmuhre in Tilleda zwölfe schlagen. Da tritt ein Mönch zu ihm und trägt ihn eine hohe Treppe empor, schließt eine Thür auf, drückt ihm schweigend etwas Geld in die Hand und legt ihn auf den Boden nieder. Bald darauf schleppt er sich mühsam ohne Tonne und Wein nach seinem Hause hin, muß sich aber sogleich zu Bette legen und nach drei Tagen war er todt. Das Geld, das ihm der Mönch gegeben hatte, reichte gerade zu seiner Beerdigung.

276.

Der Zwerg und die Wunderblume.

Otmar Bollfagen. Bremen 1800. S. 117 ff.

Fälsching Bollfagen S. 325 ff.

Grimm deutsche Sagen I, Nr. 303.

Ein Schäfer aus Zittendorf trieb einst am Fuße des Kuffhäufers. Er war ein hübscher Mensch und mit einem guten, aber armen Mädchen verlobt. Doch weder er noch sie hatten ein Stütdchen oder Geld ihre Wirthschaft einzurichten. Traurig stieg er den Berg hinan, aber je höher er kam — es war ein schöner Tag — je mehr verlor sich seine Traurig-

leit. Bald hatte er die Höhe des Berges erreicht, da fand er eine wunderschöne Blume, dergleichen er noch nie gesehen hatte. Die pflückte er und steckte sie an seinen Hut, um sie seiner Braut mitzunehmen.

Oben auf der Burg findet er ein offenes Gewölbe, dessen Eingang nur etwas verschüttet war. Er geht hinein und findet viele kleine, glänzende Steine auf der Erde liegen und steckt soviel ein, als seine Taschen fassen können. Nun wollte er wieder ins Freie, da rief ihm eine dumpfe Stimme zu: „vergiß das Beste nicht!“ Er wußte nicht, wie ihm geschah und wie er wieder heraustrat aus dem Gewölbe. Dann sah er wieder die Sonne und seine Heerde, so schlug die Thüre, die er vorher gar nicht gesehen hatte, hinter ihm zu.

Er faßte nach seinem Hute und die wunderschöne Blume, die er seiner Braut hatte geben wollen, war fort; sie war herabgefallen beim Stelpern. Unerplich stand vor ihm ein Zwerg: „wo hast du die Wunderblume, die du fandest?“ — „Verloren,“ sagte traurig der Schäfer. „Dir war sie bestimmt,“ sprach wieder der Zwerg, „und sie ist mehr werth, als die ganze Rotenburg.“

Traurig geht der Schäfer am Abend zu seiner Braut und erzählt ihr die Geschichte von der verlorenen Wunderblume. Beide weinen, denn Hüttchen und Hochzeit waren nun wieder auf lange Zeit verschwunden. Endlich denkt der Schäfer an seine Steine und wirft sie scherzend seiner Braut auf den Schoß und siehe — es waren lauter Goldstücke. Sie kauften sich nun ein Hüttchen und ein Stück Ader dazu und in einem Monat waren sie Mann und Frau.

Die Wunderblume ist verschwunden und wird von den Bergleuten noch bis auf den heutigen Tag gesucht und in den Gewölben des Kufshäuser's nicht allein, sondern auch, da verborgene Schätze rüden, auf der Enästenburg und selbst auf der Nordseite des Harzes.

Das Brautpaar im Kufshäuser.

Geschichte Rottenburger und Bergstädter Deutschlands II. 206 f.
J. W. Büchling Volksagen S. 131 ff.

In Tillerä wohnte ein armer, fremder Tagelöhner. Seine Tochter war Braut mit einem eben so armen dürftigen und redlichen Hand-

werker. Morgen sollte die Hochzeit sein. Die Gäste waren geladen, aber kein Mensch hatte daran gedacht, daß im ganzen Hause nur ein Topf, eine Schüssel und zwei Teller waren. „Was machen wir?“ sprachen alle, sahen verlegen sich an und Niemand wußte Rath. Endlich sagte der Vater halb im Scherz, halb im Ernst: „ei, geht auf den Ruffhäuser, vielleicht leihet die Prinzessin uns alles.“

Das Brautpaar geht wirklich hin. Vor der Oeffnung des Verges steht die Prinzessin und schüchtern und ängstlich bringen sie ihr Anliegen an. Die Prinzessin lächelt, befiehlt ihnen zu folgen und Braut und Bräutigam sind außer sich vor Freude. Sie bekommen nun zuerst zu essen, dann packt ihnen die Prinzessin selbst einen großen Tischlerb voll Teller, Schüsseln, Töfel u. s. w. auf. Beide bedanken sich schönsten, versprechen morgen alles unverfehrt zurück zu geben, auch etwas Heidekraut und Hochzeitstuchen mit zu bringen.

Sie eilen nun nach Tilleda zurück zu kommen, so schwer ihnen auch der zugedeckte Tischlerb war. Aber wie wurde ihnen zu Muth, als sie ein ganz anderes Dorf vor sich sahen! An der Stelle, wo ihres Vaters Häuschen stehen sollte, stand ein großer Ackerhof, kein Nachbarhaus war ihnen mehr kenntlich, kein Baum, kein Garten war mehr da, wo sie solche sonst gesehen hatten. Vauter fremde, unbekannte Menschen in ganz anderer Tracht umstanden das Brautpaar und betrachteten dasselbe eben so verwundert, wie dieses verwundert um sich blickte. Da kam auch der Prediger herbei. Die Braut ging auf ihn zu, klagte, daß sie wie verrathen und verkauft unter den fremden Leuten stehe, und erzählt, daß sie gestern mit ihrem Bräutigam auf den Ruffhäuser gegangen sei und sich einiges Geschirr zu ihrer Hochzeit von der Prinzessin geholt habe. Der Pfarrer nahm das Brautpaar mit in sein Haus, schlug das Kirchenbuch nach und fand daß beide gerade zweihundert Jahre in dem Ruffhäuser gewesen waren.

278.

Der Birgenhirt.

J. M. Büßing Volksagen B. 117 ff.

Otmar Volksagen. Bremen 1900. S. 133 ff.

Peter Klaus, der Ziegenhirt aus Sittendorf, der seine Heerde am Ruffhäuser weidete, pflegte sie am Abend auf einem mit alten Gemäuer

umschloßenen Platz andrücken zu lassen, wo er die Musterung über sie hielt. Zeit einigen Tagen hatte er bemerkt, daß eine seiner schönsten Ziegen bald nachher, wenn er auf diesen Platz gekommen war, verschwand und erst spät der Heerde nachkam. Er beobachtete sie genauer und sah, daß sie durch eine Spalte des Gemäuers durchschlüpfte. Er wand sich ihr nach und traf sie in einer Höhlung, wo sie die Haserkörner auslas, die einzeln von der Decke herabfielen. Er blickte in die Höhe, schüttelte den Kopf über den Haserregen, konnte aber nichts weiter entdecken. Endlich hörte er über sich das Wiehern und Stampfen einiger muthigen Hengste, deren Krippe der Haser entfallen mußte.

So stand der Ziegenhirte da, staunend über die Pferde in einem ganz unbewohnten Berge. Da kam ein Knappe und winkte ihm zu folgen. Der Hirt stieg einige Stufen in die Höhe und kam über einen ummauerten Hof an eine Vertiefung, die ringsum von hohen Felsenwänden umschloßen war, in welche durch überhangende dichtbelaubte Zweige einiges Dämmerlicht fiel. Hier fand er auf einem Rasenplage zwölf ernste Ritter, deren keiner ein Wort sprach, beim Kegelspiel. Er wurde schweigend angestellt, die Regel aufzurichten.

Anfangs that er dieses mit schlotternden Knien, allmählig aber machte ihn die Gewöhnung dreister, er überfah alles um sich her mit festem Muth und wagte es endlich aus einer Kanne zu trinken, die neben ihn hingeseht war und woraus ihm der Wein lieblich entgegen duftete. Er fühlte sich wie neu belebt und so oft er Ermüdung spürte, holte er sich aus der nie versiegenden Kanne neue Kräfte. Endlich übermannt ihn der Schlaf.

Beim Erwachen fand er sich auf dem umschloßenen grünen Plage wieder, wo er seine Ziegen gewöhnlich andrücken ließ. Er rieb die Augen, konnte aber weder Hund noch Ziegen entdecken, staunte über das hochaufgeschossene Gras und über Sträucher und Bäume, die er vorher hier nie bemerkt hatte. Kopfschüttelnd ging er weiter, alle Wege und Stege hindurch, die er täglich mit seiner Heerde zu durchhüten pflegte, aber nirgends sah er eine Spur von seinen Ziegen. Unter sich sah er Zitterdorn und endlich stieg er hinab, dort nach seiner Heerde zu fragen.

Alle Leute, die ihm vor dem Dorfe begegneten, waren ihm unbekannt, waren anders gekleidet und sprachen nicht wie seine Bekannten; auch stritten ihn alle an, wenn er nach seinen Ziegen fragte und saßen sich an das Kinn. Fast unwillkürlich that er dasselbe und fand seinen

Part um einen Fuß länger. Die ganze Welt kam ihm zuletzt verzaubert vor und doch kannte er den Berg, den er herabgestiegen war, als den Kyffhäuser, auch waren ihm die Häuser mit ihren Gärten und Verplätzen wohl bekannt.

Er ging in das Dorf nach seiner Hütte. Dieselbe war sehr verfallen und vor ihr lag ein streuter Hirtenknabe in zerrissenem Kittel neben einem abgekehrten Hunde. Träumen in der Hütte fand er alles so wüste und leer, daß er aus der Hinterpfote wieder hinaus wankte und Frau und Kinder bei ihren Namen rief. Niemand hörte und keine Stimme antwortete ihm.

Sald umdrängten den suchenden Mann mit dem langen, eisgrauen Barte Weiber und Kinder und fragten ihn, was er suchte. Vor seinem eigenen Hause Andere nach seiner Frau und seinen Kindern oder gar nach sich selbst zu fragen schien ihm so sonderbar, daß er, um die Fragenden los zu werden, die nächsten Namen nannte, die ihm einfielen. „Kurt Steffen!“ Die meisten Leute schwiegen und sahen ihn an, endlich sagte eine besahnte Frau: „seit zwölf Jahren wohnt er unter der Sachsenburg, dahin werdet ihr heute nicht kommen.“ „Wetten Meier!“ „Wett habe ihn fertig!“ sprach ein altes Mütterchen an der Krücke, „der liegt schon seit fünfzehn Jahren in dem Hause, das er nimmer verläßt.“

Der Hirt erkannte mit Schauern seine altgewordenen Nachbarinnen und die Lust war ihm vergangen weiter zu fragen. Da drängte sich durch die Leute ein junges rasches Weib mit einem einjährigen Knaben auf dem Arm und einem vierjährigen Mädchen an der Hand, die alle drei seiner Frau wie aus den Augen geschnitten waren. „Wie heißt ihr?“ fragte er staunend. „Maria.“ „Und euer Vater?“ „Wett habe ihn fertig! Peter Klaus; es sind nun zwanzig Jahre, daß wir ihn Tag und Nacht suchten auf dem Kyffhäuser, da die Heerte ohne ihn zurückkam; ich war damals sieben Jahre alt.“

Länger konnte sich der Ziegenhirt nicht halten. „Ich bin Peter Klaus,“ rief er, „und kein anderer!“ und nahm seiner Tochter den Knaben vom Arm. Alle standen wie versteinert, bis endlich eine Stimme und noch eine Stimme rief: „ja, das ist Peter Klaus! Willkommen Nachbar, nach zwanzig Jahren willkommen!“

Der Bergmann und der Mönch.

Wett[el] Rittersburgen u. Bergschloß II. 238 ff.
J. G. Wü[st]ing Wett[el]agen G. Du ff.

Ein stiller, frommer Bergmann ging einst am dritten Ostertage auf den Kyffhäuser. Da fand er an der hohen Warte einen Mönch sitzen, dessen langer weißer Bart ihm bis auf die Kniee reichte. Als der Mönch den Bergmann sah, knappte er ein großes Buch zu, worin er las, und sagte freundlich zu ihm: „komm mit mir zum Kaiser Friedrich, der wartet schon seit einer Stunde auf uns. Der Zwerg hat mir schon die Springwurzel gebracht.“

Dem Bergmann lief es eiskalt über den ganzen Körper, doch der Mönch sprach ihm tröstlich zu, daß jener freudig mitging und ihm versprach, keinen Laut hören zu lassen, es möchte kommen, was käme. Sie gingen auf einen freien Platz, der ringsum von einer Mauer umschlossen war. Der Mönch machte einen großen Kreis mit seinem Krummstabe und schrieb wunderbare Zeichen in den Sand, dann las er lange und laut Gebete aus dem großen Buche, die der Bergmann aber nicht verstand. Endlich schlug er mit seinem Stabe dreimal auf die Erde und rief: „thue dich auf!“

Sogleich entsteht unter ihren Füßen ein dumpfes Getöse wie bei einem fernem Gewitter und es zittert unter ihnen die Erde. Der Bergmann sinkt mit dem Mönche, der seine Hand gefaßt hat, mit dem Erdboden, so weit der Kreis umzeichnet war, ganz sanft in die Tiefe hinab, dann treten sie von dem Boden hinunter und derselbe steigt sofort wieder langsam in die Höhe. Nun waren sie in einem großen Gewölbe.

Der Mönch geht mit festem Schritt voran, der Bergmann folgt zitternd hinterher. So gehen sie durch einige Gänge, bis es anfängt ganz dunkel zu werden, aber in einem geräumigen Kreuzgange finden sie eine ewige Lampe hängen und der Mönch steckt zwei Fackeln an für sich und seinen Begleiter. Sie wandern weiter und kommen an ein großes eisernes Thor.

Der Mönch spricht ein Gebet, hält dann die Springwurzel an das Schloß, rufend: „thue dich auf!“ und sogleich springen alle Schloßher und Riegel krachend von selbst auf. Beide stehen nun in einer runden Ka-

pelle. Der Boden darin war spiegelglatt wie Eis und die Decke und die Seitenwände des Gewölbes stimmerten und stammten beim Schein der Fackeln, denn große Fackeln von Krystall und Diamanten hingen herab und dazwischen noch größere von getiegem Geste. In der einen Ecke stand ein goldener Altar, in der andern ein goldenes Taufbecken auf silbernem Fuße.

Der Mönch winkte seinem Begleiter gerade in der Mitte stehen zu bleiben und gab ihm in jede Hand eine Fackel; er selbst ging an eine silberne Thür, klopfte dreimal mit dem Krummstabe an und die Thür sprang auf. Dieser Thür gerade gegenüber saß auf einem goldenen Throne der Kaiser Friedrich, wie er lebte und lebte, mit einer goldenen Krone auf dem Haupte, mit dem er beständig nickte und dabei seine großen Augenbraunen zusammenzog. Sein langer rothet Bart war durch den Steinisch, der vor ihm stand, hindurch gewachsen und reichte ihm bis auf die Füße herab. Dem Bergmann verging Hören und Sehen bei diesem Anblick.

Endlich kam der Mönch zurück und zog seinen Begleiter schweigend fort. Die silberne Thüre schloß sich von selbst wieder und das eiserne Thor schlug mit schrecklichem Geprassel zusammen. Als sie den Kreuzgang hindurch gegangen und in der weiteren Höhle angelangt waren, senkte sich langsam der freisprungte Boden wieder herab, beide traten darauf und wurden sanft in die Höhe gehoben.

Denn gab der Mönch dem Bergmann zwei kleine Stangen von einem unbekannten Erz, die er aus der Kapelle mitgebracht hatte, welche seine Urenkel noch jetzt zum Andenken aufbewahren.

280.

Der Kornfuhrmann aus Reblingen.

Seheult Hermylin curiosa p. 131.

Anno 1669 sah ein Bauer aus dem Dorfe Reblingen den Kaiser, jedoch unbeweglich und schlafend. Denn als er Willens gewesen einen Wagen mit Korn beladen zu seinem Kauf nach Nordhausen zu führen, ist derselbe von einem Mönchen gebeten worden, die Frucht auf den Kyffhäuserberg zu liefern und dafür so viel und nicht mehr Geld zu nehmen, als dieselbe nach der damaligen Zeit werth wäre. Dieses hat der Bauer

auch gethan und bei dieser Gelegenheit den Kaiser Friedrich zu sehen bestimmen. Er erhielt von dem Kaiser vieles Geld mit allerhand Gepräge und unter denselben befand sich eine Münze, die auf der einen Seite das Bildniß des Kaisers Tiberius hatte, auf der andern aber die Aufschrift HALBER SECEL.

281.

Musikanten bringen dem Kaiser eine Nachtmusik.

Gottswall Rittersburg u. Bergschleier Teufelsdröck II. 215.

J. W. Büßing Volkssagen S. 334 ff.

Ruhn u. Schwarz norddeutsche Sagen, Märchen u. Gebräuche S. 219.

Eine Gesellschaft Musikanten aus Tillerda beschloß einmal dem alten Kaiser eine vollständige Nachtmusik zu bringen. In der Mitternachtstunde machen sie sich auf den Weg und als unten im Dorfe die Glocke zwölf schlägt, blasen sie los. Beim zweiten Stück kommt die Prinzessin mit einem Richte in der Hand tanzend auf sie zu und winkt ihnen zu folgen. Der Berg thut sich auf und spielend zieht die ganze Gesellschaft hinein. Essen und Trinken wird reichlich aufgetischt und sie lassen sich's gut schmecken. Das war nun zwar recht gut, doch hätten sie gern auch etwas von den Schätzen, von dem Gold und Edelsteinen gehabt die nur so unher lagen. Aber Niemand bietet ihnen etwas an. Endlich als schon der Morgen graut, brechen sie auf, der Kaiser nickt ihnen recht freundlich zu und seine Tochter gibt jedem Musikanten einen grünen Busch.

Ehren halber nimmt ihn ein jeder an, als sie aber wieder aus dem Berge heraus und im Freien sind, werfen sie die Büsche weg und laden und schenken über ein sehr kaiserliches Geschenk. Nur einer behält den Busch und will ihn zum Andenken aufheben. Als er nach Hause kommt, überreicht er seiner Frau scherzend den Busch, in demselben Augenblick aber gewahrt er auch, daß der Busch nicht mehr leicht, vielmehr schwer ist und alle Blätter und Zweige sich in Gold verwandelt haben. Augß tiefen die andern auf den Berg zurück, wollten ihre Büsche holen, aber fort waren sie.

Man erzählt auch selgendes. Musikanten kommen einmal von einer Hochzeit und ziehen über den Kyffhäuser nach Hause. Unter ihnen ist so ein recht Toller, der sagt: „hört ihr Gesellen, haben wir so viel gespielt,

wollen wir auch noch dem alten Kaiser Friedrich eins aufspielen.“ Das wollen die andern zwar erst nicht thun, da sie müde sind, aber er redet ihnen doch so lustig zu, daß sie zuletzt allsamt anstimmen. Als sie fertig sind, tritt eine Wamsell aus dem Erfurter Thor, die bringt ihnen schönen Dank vom alten Kaiser und verehrt jedem von ihnen zum Andenken einen Hirtelöffel. Den sah noch jeder von ihnen staunend an, als die Wamsell schon wieder verschwunden war, und nun schelten sie auf den Teller, daß er sie so schnöden Lohnes halber aufgehalten, und warfen ihre Hirtelöffel weit von sich. Der Teller aber war lustig wie immer, behielt den seinen und sagte: „ist's nichts weiter, so giebt's doch daheim einen Spaß mit meiner Alten!“ Und so zogen sie denn nach Hause, wo der Teller seiner Frau den Hirtelöffel heimlich unter's Kopfkissen legte und, als sie andern Morgens aufwachte, zu ihr sagte: „und e'mal hin, was ich dir schönes mitgebracht, das hat mir der alte Rethbart verehrt!“ Da hob sie das Kopfkissen auf und nun dachte er, sie würde recht erschrecken, aber sie zog einen großen Geldklumpen hervor, so schwer, daß sie ihn kaum heben konnte.

Einige erzählten auch, die Musikanten seien am Morgen hingezogen und als sie gespielt, hätte die Wamsell ihnen einen Morgentruuf und jedem eine Hirtelkeule hinausgebracht, die habe nur einer behalten, und als sie heimgekommen, sei sie Gold gewesen.

Endlich sagen noch andere, im Kyffhäuser sitze der Kaiser Otto, den habe ein Musikant einmal dert vor dem Berge getroffen, da habe ihm der Kaiser geheißen, einen Marsch zu spielen, und als er das gethan, habe derselbe ihm drei Knochen als Belohnung gegeben, die er jedoch nicht eher habe ansehen dürfen, als er zu Haus gewesen, und da seien sie zu Gold geworden.

282.

Venetianer auf dem Kyffhäuser.

Tabliss ihr. Sagen und Volksmärchen. Zenterschhausen 1827. 2. 5.

Viele Leute in der gestreuten Aue haben erzählt, daß sonst und noch zu ihren Zeiten allerlei fremde Männer, Venetianer oder Walen genannt, die Schluchten des Kyffhäuserbergs durchstreichen oder an dem Hange desselben herumgesehen und, was sie gefunden, sorgfältig versteckt

haben. Diese Fremden wären oft mit den gefundenen Schätzen zu Fuß nach Hause gewandert und zu Pferde wieder gekommen. Ein solcher herumziehender Venetianer soll einmal zu Jemanden, mit dem er sich lange von dem Innern des Ruffhäusers unterhalten hatte, gesagt haben: „Ihr lieben Deutschen, ihr werft oft einen Stein nach einer Kuh, der mehr werth ist als die Kuh.“

283.

Der Müller und der Zwerg.

Vabloff (Här. Sagen und Volksmärchen S. 1 ff.)

Zu Sondershausen lebte vor vielen Jahren ein Müller, Namens Pau, der die Wippermühle vor der Stadt im Pacht hatte. Dieser Müller hatte eine furchtbare Stärke und Kraft, war ein Mann von wenig Worten, doch treu und wahr. Er hatte unter König Friedrich Wilhelm I. unter der großen Peterdamer Garde gestanden. Dieser holte wie die andern Müller der umliegenden Gegend seine Mühlsteine auf dem Ruffhäuser. Dabei ist ihm einmal folgende Geschichte passiert, die er selbst erzählt hat.

„Ich bin doch schon oft,“ pflegte er zu sagen, „auf dem Ruffhäuser gewesen, habe mir Mühlsteine geholt, und nie ist mir dazwischen etwas Absonderliches begegnet, obgleich der Teufel sein Spiel da treiben soll. In der vorigen Woche aber ging es mir fonderbar und schlecht genug und ich laun noch jetzt nicht begreifen, was für ein Rebeld mich in der Arbeit gehabt haben mag. Ich fuhr mit meinem Knappen nach dem Ruffhäuser, einen Mühlstein zu holen; ich selbst gehe den Fußsteig und lasse den Knappen den Kennweg fahren und mir nachkommen. Als ich oben bin, gehe ich nach dem alten Thurne, sehe der untergehenden Sonne nach und ergehe mich an der schönen Aussicht. Da kommt auf einmal wie aus der Erde gepauert ein dider, stämmiger Junge in einer Bergmannsjacke hinter dem Thurne den Berg herauf, tritt zu mir heran und bietet mir einen guten Abend. Ich erwidere den Gruß und zwischen uns beginnt ein Gespräch. Da tritt zuletzt der Kleine mit einem seltsamen Antrage hervor, ich sollte mit ihm in eine Höhle schlüpfen, die kaum Oeffnung genug hatte, einen Dachs durchzulassen. Er bat so dringend und sagte mich zu überreden: „arbeitet euch in die Höhle hinein und helft mir einen Stein

loßbrechen, der soll uns beide glücklich machen.“ — Ich bin aber zu solchen Quadeleien nimmer aufgelegt gewesen und schlage ihm sein Begehren rund ab. Nun wurde der Purfche grob und drehete, daß er mich zu seinem Willen noch zwingen würde. Ich weiß ihm aber darauf zu antworten, und wie er in seinem Aerger, roth wie ein Rindshündchen, schimpfen will, hat er ehe er sich's versieht, einen tüchtigen Schlag hinter seine Ohren. Das hatte ich aber nicht gut gemacht. Denn alsbald fühlte ich mich gepackt, der vertrackte Knirps hängt mir wie ein Bleislumpen am Halse und wirft mich mit einer solchen Festigkeit zur Erde, daß mir alle Rippen im Leibe krachten. Ich ermaune mich zwar wieder, trüde ihn fest zusammen und werfe ihn herum, er aber schlingt sich mit seinen beiden Armen wie eine Kneipzange um mich und zwidt mich so zusammen, daß ich laut aufschreien mußte. Ein Ringen auf Leben und Tod beginnt. Der Aerger, mich von einem Zwerge so überwältigt zu sehen, gibt mir zwar immer neue Kräfte und bald lag dieser, bald ich unten, aber das half mir alles nichts, ich fühlte mich bald ermattet und es wäre um mich geschehen gewesen, wenn nicht zu rechter Zeit und zu meinem Glücke mein Knappe gekommen wäre und mit einem Reiterstode tüchtig auf den Jungen losgeschlagen hätte, daß er mich im Augenblicke fahren lassen mußte. Schnell wie ein Regenwurm entschlüpfte er in ein Loch, das kaum eine Spanne im Durchmesser hatte. Da war vergebens ihm nachzusehnen. Was war nun zu thun? Ich richtete mich, so gut es gehen wollte, wieder ein und fuhr, nachdem wir geladen hatten, mit meinem Knappen voller Scham mit schmerzenden Gliedern und blauen Fleden nach Hause.“

284.

Von zwei Schatzgräbern auf dem Ruffhäuser.

Vukobf Hbr. Sagen und Volkswörter S. 101.

In Zenderöhausen lebte vor Zeiten ein rascher, gesunder, munterer Mann, Gutbier genannt, von dem es auf einmal hieß, er sei fortgegangen und habe Frau und Kinder daheim sitzen lassen. Er wurde schon seit sechs Tagen mit einem Andern vermißt und man wollte wissen, er sei nach dem Ruffhäuserberge zu gewandert. Die zurückgelassenen Weiber von beiden weinten, machten Lärm und der Vorfall erregte allgemeines Aufsehen. Nach einer Zeit von acht Tagen erschien auf einmal Gutbier

wieder, aber abgeblüht und abgerissen, so daß man ihn kaum kannte. Er war vorher munter und lustig, suchte frohe Gesellschaft und heiterte sie auf, nun war er still, düster, in sich gekehrt und suchte die Einsamkeit, hatte ein erschlaßes Ansehen und soll es mit ins Grab genommen haben. Drei Tage später kam auch der andere Bürger, Namens Did, der mit Gubier fortgegangen und vermißt werden war, auf einer Karre in Stroh gepackt und tödtlich krank wieder an.

Von beiden ging im ganzen Ort die Sage, daß sie Kaiser Friedrich gesprochen und widrige Zufälle auf dem Kyffhäuser in einer Himmelfahrt nacht, als sie Schätze heben wollten, gehabt hätten. Man konnte aber nicht eigentlich erfahren, was den beiden Männern begegnet war.

285.

Der Kyffhäuser als Wetterprophet.

Friedrich Thier. Sagen und Volksgeschichten S. 91.
v. Kuhn Deutsche Gelehrten des Kaiserthums S. 256.

Den Vandleuten in der gütigen Aue dient der Kyffhäuser auch als ein Wetterprophet. Wenn der Kyffhäuser mit Nebel bedeckt ist, sagt das Volk: „Kaiser Friedrich hat einen Gut auf.“ Auch haben sie von in der ganzen Gegend bekannten Spruch:

„Steht Kaiser Friedrich ohne Gut,
bleibt das Wetter schön und gut;
ist er mit dem Gut zu sehn,
wird das Wetter nicht besohn.“

286.

Die Eisfrau von Isfeldt.

Wolf's Jahrb. für deutsche Mythol. u. Sittenkunde III, 54 f.

Auf sagenberühmter Erde, südöstlich vom Kyffhäuser, liegt der freundliche Ort Isfeldt. Hinter dem uralten, viele Jahre hindurch von der Familie Wüsthoff bewohnten Schloße steigt die Höhe hinauf des Schloßgarten, in welchem ein mannshoher schmaler Gang Aufmerksamkeit erregt, der in den Berg führend in ein größeres Gemach, Eiskloß ge-

nannt, endigt. Hier waltet nur Sonntagshintern erkennbar die Eiesfrau. Silberfarbig ist ihr Haar, bleich das Gesicht, schneeweiß ihr langes Gewand; sie selbst ist lautlos, nur das Klirren des Schlüsselbundes, das sie am Gürtel trägt, kündigt ihr Naben an. Um Mitternacht zeigt sich in der Nähe des Eiesloches und auf dem Wege nach dem Schloß, welches sie jedoch selbst nicht betritt; in dunkeln Nächten zündet sie sich auf einem Baume ein Licht an. Begleiter der Eiesfrau ist ein silbergrauer Hase, der sich oft im Schloßgarten gezeigt hat, oft versetzt wurde, aber immer zu dem Eiesloche entkommen ist, wo ihn seine Herrin schützt.

Die Eiesfrau ist nicht nur ein nächtliches Gespenst, sondern hat auch am Tage Gewalt anziehen und abzuwehren. Noch vor kurzem wollte ein fauler Knecht am Eiesloche vorüber gehen, leckte aber unwillkürlich seine Schritte nach dem Eingange. Da gedachte er der Eiesfrau und in Todesangst versuchte er zu fliehen, eine unsichtbare Hand aber zog und schob ihn vorwärts und stürzte ihn in das Eiesloch, so daß er im Fallen einen Arm brach. Feldarbeiter hatten seinen Gang nach dem Felde bemerkt und kamen herbei; so ward er noch gerettet.

Aber die Eiesfrau schreckt und straft nicht bloß. Nordöstlich vom Eiesloche befindet sich ein fortwährend mit Wasser gefüllter Ertzfall, das Gründlingsloch — grundloses Loch — dessen Tiefe man auf 200 Fuß schätzt. Es nimmt namentlich bei starken Gewittergüssen eine ungeheure Menge Wassers auf, das es bis zu einem gewissen Höhepunkte durch unterirdische Kalkfelsenklüfte mit reißender Schnelligkeit weiter führt und schließlich schon mehrmals vor Ueberschwemmungen geschützt hat. Aus diesem Gründlingsloche schöpft die Eiesfrau Wasser, es ist ihr Brunnen, den sie gegraben hat, um verderbliche Wasser abzuleiten. So ist die Eiesfrau die wohlthätige Beschützerin Idsteds.

287.

Das Nonnengespenst zu Gehofen.

Happel relationes curio an III. p. 221.

Eine Frau von Eberstein wollte in ihrem Schloße Gehofen, welches bei Altstedt liegt, aus einer kleinen Küche und Kammer eine schöne große Küche machen lassen. Während nun die alten Mauern abgerissen wurden, ließ sich eine schöne Renne vor ihr sehen mit einem rothen Kreu-

auf der Stirn, und dankte der Edelstein dafür, daß sie die Küche hatte vergrößern lassen, fügte auch hinzu: „viel reiche Leute haben vor euch in diesem Schloße gewohnt, doch keine hat daran gedacht, diese Stube besser ausbauen zu lassen; dafür sollt ihr auch einen Schatz bekommen, der un-
 ansprechlich groß ist.“ Die Edelstein entsetzte sich darüber und sprach: „behaltet euren Schatz für euch; ich begehre ihn nicht.“ Da kiff die Kenne sie hant und blatt, daß sie den Schatz nehme, ging ihr vier ganze Wochen lang nach, fuhr mit ihr in die Kirche und wieder herauß, sprach ihr selbst dann ins Ohr, wenn sie neben Jemand saß. Niemand aber sah die Kenne, ausgenommen die Edelstein, eine Dienstmagd und ein Knecht. Immer lag der Spul ihr an, was sie mit dem Schätze thun sollte, nämlich zwei Kesenfränze würden darauf liegen und diese sollte sie in ein katholisches Kloster senden; die Kirche zu Gehöfen, worin sie, die Kenne nämlich, begraben liege, müsse neu davon aufgebaut werden. Sie nannte der Edelstein auch die Stelle, wo das Grab sich befände; darauf müsse ein großer Grabstein gelegt, darüber ihr Bildniß aufgehängt und diese Versteine, welche sie aussprach, auf dem Steine ausgehauen werden.

Die Frau von Eberstein schickte einen Boten nach der Kirche, um alles zu untersuchen, und alles fand sich ganz so, wie es die Kenne gesagt hatte. Lange Zeit quälte sie die Edelstein noch, damit sie zu dem Schätze ginge; sprach, sie könne mitnehmen wen sie wolle, viele oder wenige Leute, auch ihren Prediger, müsse aber am Tage gehen und zwei Schürzen vor-
 thun. Sobald sie zur Stelle gekommen, sollte sie eine Schürze abnehmen und auf den Schatz werfen. Zwar würde ein schwarzer Hund auf demselben liegen, doch thue der ihr nichts zu Leide, denn sie werde neben ihr stehen und sie in die Arme nehmen. Zanter Zweifel hätte die Edelstein endlich sich dem Willen der Kenne gefügt, nur um sie los zu sein, doch meinte sie zuvor ihren Prediger darüber sprechen zu müssen. Der fand das aber nicht für gut und mahnte sie zum Gebete an. Eines Tages nun betete sie sehr fleißig. Da trat die Kenne zu ihr und sprach: „betet nur zu, ich bete auch gern und bin gern wo man betet, denn ich bin kein Teufel; dafür haltet mich nicht. Eben weil ihr so fleißig betet, ist euch der Schatz beschied und ten bekennet ihr auch, selbst gegen euren Willen.“

Dies ewige Quälen schwächte die Edelstein dergestalt, daß ihr Mann einen berühmten Arzt holte, um ihn über ihren Zustand zu Rathe zu

ziehen. Inst als er ankam, sprach sie mit der Koune, die neben ihrem Bette auf einem Stuhle saß, doch nur ihr sichtbar war. Als der Arzt auf denselben Stuhl zuging, stand sie auf und trat vor's Bett.

Der Arzt konnte natürlich wenig bei der Sache helfen und wartete sich an die theologische Facultät der Universität von Jena, welche den Ausspruch that, daß es ein Teufelsgespens sei, wie solches sich auch erwiesen hat. Denn es ist mit der Frau von Oberstein sehr übel verfahren, hat derselben einen Arm, nachher auch ein Bein zer schlagen, ja ihr zuletzt den Arm umgerichtet. Ebenso hat es der Magd, welche ihrer Herrin zu Hülf kam, einen Arm gebrochen.

288.

Die letzte Aebtissin im Kloster Donndorf.

Zusammen mit der Hatz III. 109.

Die Herren von Werthern, welche die Schutzgerichtsbarkeit über das Kloster Donndorf hatten, waren nach der Reformation im Jahre 1519 zur lutherischen Kirche übergetreten. Sie ließen nun die Nonnen des Klosters aussterben. Die zuletzt übrig gebliebene war die Aebtissin Jeclicas Hade, welche am 12. Juli 1561 vom Wige getroffen ihr Leben beendeten haben soll. Die darauf bezügliche Sage erzählt man also.

An dem genannten Tage war ein starkes und heftiges Gewitter am Himmel emporgestiegen und stand furchtbar drohend über dem Kloster. Obwohl die erschrockenen Bewohner andächtig beteten, so wollte es doch nicht weichen und blieb lange Zeit unbeweglich am Himmel stehen. Da erkannte die fromme Aebtissin darin eine Weissung Gottes, welcher sie im Wetter von der Erde abrufen wolle. Sie stieg voller Ergebung aus ihrem ebern Gemache die Treppe herunter, setzte sich vor dem Kloster betend in ihren alten Lehnstuhl nieder und erwartete getrost ihr Ende. Bald fand sie entsett zu Boden; ein Blitzstrahl hatte sie getroffen und das Gewitter zog nun ruhig verüber.

Die Nixe der Aufrul.

Zürich, 1848. 328 ff.

I.

Die Aufrulnixe, so erzählte eine alte Frau, ist gar ein gutes und besed Ding. Sie hat lange und triefende Haare, die vom Kopf bis zur Ferse herunter hängen. Ihre Augen sind klein und wässerig, nur wenn sie freundlich gesinnt ist, so blinzelt sie mit denselben wunderbar schelmisch. Ihr Antlitz ist schön und einnehmend, doch blaß vom Wasser. Ihre ganze Gestalt ist wehigeförmt und vegetarisch. Ihr Kleid raucht wie Seide, ist aber aus Stoffen gewebt, die tief unter den Wellen begraben liegen. Zuweilen steigt sie an das Ufer, aber nur in den Dämmerstunden, und lustwandelt auf und nieder. Sie ist trotz ihrer Einsamkeit im Wasser eitel, denn nicht selten lächelt sie wehigefällig, wenn der glatte ruhige Spiegel der Bluth ihr Bild freudlich zurückschleudert, und in solchen Augenblicken beglückt sie die Menschen gern mit ihrer Gans.

2.

Eine blutarme Wittwe brachte einst ganz allein ihren weinigen Klach an die Aufrul zum Kasten und weinte bestig dabei, weil ihr einziges Töchterlein erst vor einigen Wochen ins Wasser gefallen und spurlos verschwunden war. Die Thränen rollten ihr hellglänzend über die Wangen und mischten sich mit den Wellen. „O, meine Tochter, mein liebes, einziges Töchterchen!“ seufzte sie klagend und jammernd. „Am kalten Wasser liegst du begraben, du armes Kind! Oder hat dich vielleicht die Nixe, von deiner Schönheit bestochen, hinabgezogen in ihre dunkle Wohnung? Nur einmal möchte ich dich sehen, unglückliches Kind!“ So jammerte die Mutter. Da werden plötzlich die Wellen ruhiger, bewegen sich leichter und rings umher flüstert und tönt es so lieblich und aus den Klüften des jenseitigen Ufers taucht die Nixe empor und hält in den Armen das vielbeweinte Kind. „Wie, ach gib mir mein fremmes Töchterlein, gute Nixe, verlange mein Leben dafür!“ flehte die Mutter. Die Nixe schwebte mit leichtem Äuge auf dem Wasser wankend wunderbar

näher und legte das Kind in die mütterlichen Arme. Es war aber starr und todt. „Hast du es getödtet?“ fragte die Mutter weiter, die Nixe schmerzlich anblickend. „O nein, so grausam bist du nicht, denn du siehst mich ja freundlich theilnehmend an. Nicht wahr, es ist ertrunken und du senkstest ihm nicht zur Rettung herbeieilen? Das hättest du gewiß gethan. Nun, da ich's aber wieder habe, will ich es auch feierlich begraben lassen und sein Grab mit schönen Blumen bepflanzen.“ „Thue das, arme Mutter,“ sagte die Nixe, und im Ton ihrer Stimme lag tiefe Rührung, „und damit du es auch kannst, so nimm hier die Perlen in goldener Schale, sie sind dein Eigenthum; denn alle deine Thränen habe ich aufgefangen und in Perlen verwandelt. Da, nimm nur!“ So sprach die Nixe und verschwand in den rauschenden Wellen.

3.

Einige Knaben spielten einmal in der Nähe der Unstrut. „Kommt,“ sagte einer der Knaben, als sie des Tobens und Jagens müde waren, „wir wollen die Nixe zu Tode steinigen! Dort an der Wartenecke, wo's am tiefsten ist, da wohnt sie.“ Nun ging's mit lautem Jubelgeschrei und im vollen Laufe nach der bezeichneten Stelle. Steine auf Steine, von den Händen der Knaben geworfen, flogen in die Tiefe, indem sie in wilder Ausgelassenheit dazu schrien:

„Wassernixe, du mußt sterben
in dem tiefen Wassertoch;
Wassernixe bist getroffen,
Wassernixe, lebst du noch?“

Bei jedem Wurf schäumten und brauschten die Fluthen ärger und immer ärger. Dieses machte den Knaben viel Vergnügen und sie fanden eitel Lust daran und setzten darum ihr Spiel eifrig fort. Mägligh stand aber die Wassernixe mitten unter ihnen und keiner hatte gesehen, woher sie gekommen war. Sie blidte zornig und strafend umher, erfasite den Angeber beim Haar und sprang mit ihm die Tiefe hinab. Die übrigen Knaben zitterten und behten und konnten vor Schreck nicht von der Stelle. Ein gellender Schrei aus der Tiefe sagte ihnen, daß die Nixe den Knaben todt gemacht habe. Bald darauf farbte sich auch das Wasser röthlich.

Von Herrn S. Rie in Weimar. Schiffsf. Mittheilung.

Zwei Mädchen gingen einmal an der Unstrut spazieren. Die eine rief nach dem felsigen Ufer zeigend: „siehst du dort die schöne Weinwand und die gestickten Tücher?“ Die andere verneinte verwundert und die Gefährtin bezeichnete ihr die Stelle ganz genau, aber umsonst. Da sprach jene: „nun wenn du es siehst, so hole es doch; bade dich hinab, ich will dich halten.“ So geschah es. Die erste war eben im Begriff, die Weinwand zu fassen und rief: „ich hab's!“ als sie auch sogleich laut schrie, die andere aber erschrocken sie los ließ und verschwinden sah. Kaum aber war die Freundin ihren Augen entwichen, so sah sie ein schönes Weib inmitten des Wassers stehn. Nachsuchend fand man keinen Leichnam; die Rixe hatte ihren Raub vollbracht.

Züricholn. 1842. S. 241 f.

Ein Müller an der Unstrut wollte das Wehr, das die Bogen schon zweimal zerrißen hatten, wieder aufbauen lassen und besprach sich deshalb mit einem Baumeister. „Unsere Mühe ist umsonst,“ sagte dieser dem Müller ins Ohr, „wenn ihr nicht im Geheimen ein Kind laßt, das noch an der Mutterbrust trinkt.“ „Und was soll's damit?“ fragte neugierig der Müller. „Das müssen wir lebendig hincinmanern,“ antwortete der Baumeister, „wenn das Wehr der Gewalt des Wassers widerstehen und nicht in seinen Grundfesten erschüttert werden soll.“ Der Müller lächelte zu dieser Rede, hatte aber keine große Lust eine solche Schuld auf sich zu laden. Allein der Baumeister sprach so lange auf ihn hinein, bis der Müller sich zu dieser Unmenslichkeit entschloß. Eifrig war er nun darauf bedacht ein Kind zu erkaufen. Endlich fand er eine Mutter, die für schönen Lohn ihr Kind dem Müller überlieferte. Nun ging's ans Werk. Unter allerlei Zaubersprüchen manerte der Baumeister den Säugling ein und Niemand erfuhr die böse That. Das Jahr darauf wurde die Unstrut so groß und wild, wie nie zuvor, aber das Wehr trogte den Bogen, als sei es aus Quatern von Porphyr und Granit erbaut. Zwanzig Jahre lang hat es unerschütterlich gestanden. Da geschah es einmal, daß die

Mutter des Kindes von ungefähr in die Nähe des Wehres kam. Zugleich fing das Wasser an zu brausen und zu toben und wühlte sich sichtbar in den tiefuntersten Grund. Das Wehr wankt, berstet und stürzt unter gewaltigem Krachen und mitten aus seinen Trümmern steigt die Nixe, eine helfselige Jungfrau an der Hand, singend empor. Die Rabennutter, welche dem Unsturze zugeesehen hatte, erkannte sogleich ihr Kind und entschloß mit Furcht und Entsetzen, soll aber noch desselbigen Tages todt an den Ufern der Unstrut gefunden werden sein.

290.

Ein Mönch verschafft der Unstrut einen Durchbruch.

Thuringia. 1913. B. 247.

Vor mehr als tausend Jahren soll der Thälkefel der Unstrut ein großer, tiefer See gewesen sein. Lange habe man darüber nachgedacht, wo und wie man für das Wasser einen Abfluß gewinnen könne, aber alles Nachdenken habe keinen Ausweg gezeigt. Da sei es geschehen, daß ein Mönch, der das Gelübde der Keuschheit leichtsinnig gebrochen hatte, zur gerechten Sühne dieses Verbrechens habe lebendig eingemauert werden sollen. Das Urtheil wurde von den strengen, geistlichen Richtern gesprochen und sollte Tags darauf vollstreckt werden. Kurz vor der Vollstreckung ließ der zum Tode verurtheilte Mönch den Abt bitten noch einmal seine Beichte anzuhören. Der Abt gewährte die Bitte. Da soll nun der Mönch sich erboten haben, unter der Bedingung, daß man ihm das Leben schenke, dem See einen Durchbruch zu verschaffen. Nachdem sämtliche Klöster dieser Gegend die Sache in Erwägung gezogen, kam man überein, daß ihm die Strafe erlassen werden solle, wenn er für sich allein, ohne alle menschliche Hülfe, den Abfluß bewerkstellige.

Der Mönch untersuchte nun jeglichen Ort ganz genau, aber keiner eignete sich dazu. Endlich kam er auch unterhalb Mentleben; hier schien der Durchbruch weniger schwierig zu sein, weil sich jenseits des felsigen Berges das Land immer mehr abflachte und er ging daher rüstig an das ungeheure Mauerwerk, das übermenschliche Kraft und Ausdauer erforderte. Einige Fuß tiefer als der Wasserstand des Sees fing er an eine

Höhle durch den Felsen zu arbeiten und als er sie nach langer Zeit und Anstrengung glücklich zu Stande gebracht hatte, leitete er durch Gräben das Wasser bis an den Fuß des Berges. Nun schob es in die Höhle hinab und bahnte sich nach und nach einen immer breiteren und tieferen Weg und riß mit der Zeit auch die darüber liegenden Felsmassen mit sich fort.

So erzählt die Sage, schweigt aber von den fernern Schicksalen des Mönchs und setzt nur hinzu, der Bese habe seine Hand zur Dienstleistung dargeboten.

291.

Die Lindwürmer bei Apolda.

Wagm. Mär. Vaterland-Stunde. Grf. 1923. S. 174. 279.
Jen. wöchentliche Nachrichten. 1928. Nr. 20.

An der rechten Seite der Kirche zu Apolda, an der sogenannten Vorstädter Seite, einige Fuß hoch über der Erde ist ein noch gut gehaltener Stein eingemauert, worauf zwei einander gegenüber liegende Ungeheuer, die einen Menschenkopf in ihrer Mitte in die Höhe halten, abgebildet sind. An diesen Stein ist folgende Sage geknüpft.

Wo jetzt das Dorf Schöten bei Apolda liegt, wogte ehemals ein großer Teich, überall mit Schilf bedeckt. Darin lagen zwei Lindwürmer, ein Männchen und ein Weibchen, die der umliegenden Gegend großen Schaden, besonders den Viehheerden, zufügten. Die Herren von Apolda, denen damals die ganze Gegend gehörte, wendeten alles an, die beiden Unthiere aus der Welt zu schaffen, aber vergebens, es wollte ihnen nicht gelingen.

Da geschah es, daß ein Knecht und eine Magd dieser Herren sich vergingen und das Mädchen ihre Unschuld verlor, was damals sehr hart bestraft wurde. Der Tod war beiden gewiß. Doch sollte ihnen das Leben geschenkt sein, wenn sie die Lindwürmer in dem Schilfsumpfe aus dem Wege räumen würden. Sie entschloßen sich zu dieser That und mußten das Loos werfen. Obgleich nun das Loos zuerst die Magd traf, so übernahm es doch zunächst ihr Liebhaber sich der Gefahr des Kampfes mit den Lindwürmern anzukuchen. Mit Spieß und Schwert bewaffnet eilte der Knecht muthig und beherzt nach dem Sumpfe. Doch stand die

Sonne am Himmel, es war gerade zur Mittagszeit am Johannistage und die beiden Ungeheuer lagen, die Schwänze in einander geklungen am Ufer sich zu fennen. Langsam schlich sich der Kämpfer heran und hieb mit einem Streiche beide Schwänze ab. Ein schwarzer Muthstrem quoll aus den Eibern der Eintwürmer, beide aber waren todt, denn in den Schwänzen war ihr Leben.

Zum Andenken an diese That wurde dort ein Brunnenn gesaßt, mit einer eisernen Kelle zum Trinken versehen und in einen Stein zwei Eintwürmer mit verschlungenen Schwänzen gehauen. Dieser Stein wurde zunächst an dem Brunnenn angebracht, später kam er nach Apolda in die Kirchhofsmauer, wurde aber nachher in die Mauer der Kirche selbst eingesetzt. Der Brunnenn neben einem kleinen, mit Steinen eingelassenen Teiche ist noch vorhanden und daran hängt an einer Kette die eiserne Kelle, das Wahrzeichen des Dorfes Schöten, im Munde des Bellschütten genannt, das nach und nach an der Stelle des großen, verschütteten Zumpfes entstanden ist. Auch wurde jährlich am Johannistage ein feierlicher Umzug gehalten und dabei aus dem Brunnenn mit dem eisernen Vessel getrunken. Bei diesem Umzuge pflegte man sonst einen Puschmann ganz in Laub zu kleiden und mit Kornblumen und Kränzen zu schmücken, in seiner Hand trug der Laubmann ein mit Blumen umwundenes Schwert zur Erinnerung an den siegreichen Kampf mit den Eintwürmern. Als aber im Jahre 1768 ein furchtbares Hagelwetter die Ackerfrüchte auf der Acker von Schöten gänzlich vernichtete, soll der damalige Pfarrer diesen bisher üblichen Umzug abgestellt haben. Seit jener Zeit feierte nur die Schuljugend noch den Johannistag. Festlich gekleidet, in der Hand einen langen weißen, blumenumwundenen Stab mit einem Kreuze, woran ein schöner Kornblumenkranz hing, zogen die Kinder geistliche Lieder singend von Haus zu Haus. Der Brunnenn war mit Blumen geschmückt. Bei ihrem Umzuge erhielten die Kinder von den Ortobewohnern Geld, Eier, Semmeln und andere Victualien, wovon sie sich des Nachmittags ein kleines Fest bereiteten.

Das schwindende Bild in der Kirche zu Ober-Kosla.

Theatrum Europ. VII, 136.

Happellii relist. curios. V, 326.

In der Kirche zu Ober-Kosla bei Weimar, sagt man, habe sich im Jahre 1651 dieses zugetragen.

Der Pfarrer predigte eines Sonntags vom Creut der Verwüstung in der christlichen Kirche und führte insonderheit an, wie noch gar viele aus Halsstarrigkeit oder Unbedachtsamkeit Kirchen und Schulen zu bauen und zu bessern unterließen und in solcher Weise den Verwüstungscreut handhabten. Dabei brachte er zur Erweichung der Gemüther einige Worte aus Luthers Schriften vor. Während dieser Predigt weilen nun etliche Zuhörer, die auf dem Chore standen und Luthers Bildniß, das ein Hefprediger in Weimar der Kirche in Ober-Kosla verehrt hatte, genauer betrachteten, wahrgenommen haben, daß Luthers Angesicht auf dem Bilde voller Schweistropfen war, an Größe und Farbe den Thränen nicht ungleich; auch haben sie gesehen, daß drei große Tropfen von dem Haupte auf das offene Buch herabfloßen. Nach dem Gottesdienste ist das Bild von dem Pfarrer, dem Schuldiener und den Altartenten genau besichtigt worden und es hat sich befunden, daß der Staub auf dem Bilde überall ganz trocken, auch sonst keine Feuchtigkeit weder an dem Rahmen noch an derleinwand vorhanden war, und obgleich man die Schweistropfen aus dem Gesichte abwischte, sind doch an deren Stelle bald andere häufig hervorgetreten. Erst am Nachmittage verlor sich dieser Schweiß und das Bild ward wieder trocken.

Die Nire der Alm.

Nr. 293. 296 Schriftl. Mittheil. von Herrn R. Hue in Weimar.

Eines Tages ging ein Wägdlein mit einigen Erwachsenen nach dem Lustigsteß Bettedere. Sie nahmen den Weg durch Lud's Garten, wie

der Theil des Parkes heißt. Als sie in die Nähe der Brücke kamen, welche die reihe oder Schafbrücke genannt wird, sah das Kind eine wunderschöne Jungfrau in weissen Kleide und mit langen gelben Feden am südlichen Ufer hin und her gehen. Lebend verländete es die Erscheinung den Begleitern, die aber nichts sahen und das Kind verachteten. Sie gingen der Brücke näher und als sie dieselbe betraten, verschwand die Erscheinung vor den Augen des Kindes.

Nicht weit von der genannten Brücke bildet der Fluß eine Krümmung und ist dort sehr tief. Nach der Sage der Leute befindet sich tief unten das unsichtbare Schloß der Nixe und ein großer Kessel voll Geldes liegt dort gleichfalls verborgen.

2.

Zu einem Fleischer kam erst die Nixe Fleisch zu kaufen. Sie hatte gelbe Zähne und der Saum ihrer Kleider war naß. Sie sprach kein Wort, sondern deutete auf die Stücke die sie haben wollte. Den Fleischer ärgerte das, er sprach davon und man rieth ihm, der Nixe, wenn sie wieder auf das Fleisch zeige, die Hand abzuhaueu. So geschah es. Da that die Nixe ihren Mund auf und sprach: „merke wohl, was du gethan hast und hüte dich vor dem Wasser.“ Seitdem vermied der Fleischer das Wasser auf alle Weise. Als er aber einmal an einen kleinen Tümpel gekommen war, fuhr die Nixe heraus und ertränkte ihn.

3.

Ein Mädchen hatte auf einer Wiese an der Alm in Tuds Garten, gerade an der Krümmung, wo tief unten das unsichtbare Schloß der Nixe steht, Heu zu machen. Es war Mittags von 11 bis 12 Uhr. Dem Mädchen kam mächtiges Grausen an, ohne daß es von der Unheimlichkeit des Ortes Kenntniß hatte. Da trat mit einem Male gänzliche Windstille ein und alsbald begann ein heftiges Rauschen rings um das Mädchen und umgab es auf jedem seiner Schritte. Das währte bis es prötte schlug.

Einige sagen auch, daß in dem Theile der Alm, der in Tuds Garten begriffen ist, zwei Nixen einander gegenüber wohnen.

4.

Ein Soldat ging auf dem untern Tieffurter Wege sich in den Weibischen Stüde zum Austräumen des Gewehrs zu schneiden. Als er nun damit beschäftigt war, drang aus der nahen Alm zuerst ein Geplätscher, dann schallendes Gelächter an sein Ohr und als er sich umsah, stund ein nacktes schönes Weib mit goldglänzenden langen Haaren in dem Flusse und winkte ihm, rief ihn bei seinem Namen und fuhr dann fort zu plätschern und zu lachen. Der Soldat enteilt so schnell er konnte.

5.

Eine Frau ging mit ihrer Tochter eines Abends durch den Park nach Belvedere. Als sie auf dem untersten Wege rechts von den Wiesen an der Alm waren, sahen sie ungewöhnlich lange Fleischstücke bis an den Fuß der Höhe, wo der Weg führt, ausgebreitet liegen. Die Tochter beschloß schon hinab zu gehen und sich die Leinwand anzueignen, als sich wunderbarer Gesang von dem Flusse her hören ließ. Sie eilten vorwärts und als sie sich umsahen, war die Leinwand verschwunden, der Sang aber tönte bezaubernd hinter ihnen.

In einer andern Zeit Abends denselben Weg gehend sahen sie die Wiese unter Wasser und der Zauberfang ließ sich daraus vernehmen.

6.

Ein Mann kam Abends von Oberweimar. Als er auf dem untersten Wege die Stelle erreichte, wo eine Thür die Höhle verschließt, welche die Parkknechte zum Aufbewahren ihrer Geräthe benutzen, war im Nu der Weg vor ihm durch einen breiten Wassergraben versperrt. Wohl wissend, daß dieß kein natürlicher Graben sei, nahm er Zuflucht zu einem bekannten Mittel, er trat drei Schritte zurück. Sogleich verschwand der Graben, erschien aber sofort wieder, als der Mann ferner schreiten wollte. Er wiederholte sein Zurückschreiten noch zweimal, da blieb die Erscheinung endlich aus.

Die Kirche der Grisser.

Der Wirth des Stadtkirchner in Weimar dachte einmal in der Christnacht es müsse Zeit sein die Kirche zu öffnen. Sie stieg auf und sah die Kirche erleuchtet. Angestrichen machte sie auf und war heftig betroffen, da sie die ganze Kirche voll kleiner Mönche sah, die nicht höher waren als einer Elle. Augenblicklich zog sie sich zurück. Man hatte sie aber wahrgenommen und warf ihr eine große Angel nach, die sie aufhub und stoh. Außer sich ging sie heim, erzählte den Verfall und starb vor dem neunten Tage. Die Angel war von Golde und soll noch aufbewahrt werden, doch ist ungewiß von wein und wo.

Man erzählt von dieser Kirche noch folgende Sage. Als der Herzog Wilhelm dieselbe, die vor Zeiten eine katholische Kirche war, zu einer protestantischen einweihen ließ, verbot er den Mönchen die Kirche je wieder zu betreten und seinen Fuß in dieselbe zu setzen. Und weil die Mönche sie in Eile verlassen mußten, vergaßen sie auch ihre große Schätze, welche darin verbergen waren, mitzunehmen. Dieß ärgerte sie ganz besonders und sie gruben deswegen vom Aernhause, was ihr Aeste war, einen Gang unter dem Hause hinweg zu der Kirche und räumten in einer Nacht alles Werthvolle heraus. Wegen dieser That mußten sie nach ihrem Tode alljährlich eine Stunde vor der Christmette in der Kirche erscheinen und unter Gepränge in Prozession so lange in der Kirche umher ziehen, bis der Kirchner die Lichter anzündete. Aldann verschwanden sie wieder, einer nach dem andern.

Nachrede hört der Todten Ruhr.

Drei Schwestern in Weimar waren nicht recht einig. Die eine starb. An dem Sterbetage mußte die andere auf ihr Krautland gehen und als sie da arbeitete, ging die verstorbene vorüber. Bald darauf besuchte die überlebende das Leichenhaus, ihre Schwester noch einmal zu sehen. Es war weiter Niemand zugegen. Als nun die Trauernde di-

Veide mit Innigkeit betrachtete, erhob sich die Veide mit dem Oberleibe und starrte die Schwester an, dann legte sie sich wieder. Die Tordentian kam dann und verwunderte sich über das verstörte Ansehen der Frau, die den Verfall nun erzählte. In der dritten Nacht nach dem Todesfalle kam die Kubeleise an das Bett der Schwester, die mutbig sprach: „warum hast du doch keine Ruhe? Ich bin ja gut mit dir.“ Der Geist antwortete: „du störst mich, denn du sprichst zu viel von mir.“ Die Schwester versprach es zu unterlassen und der Geist schied für immer.

296.

Der Schatz in der Schanze.

Auf dem Wege von Weimar nach Belvedere, Oberweimar gegenüber, ist eine mit Fels bewachsene Höhe, an die sich nördlich kleine Felsen schließen. Die südliche nun abgedachte Seite zeigte die Eingänge zu mehreren Höhlen, die sich weithin bis in den Park, eine der Sage nach bis unter die Stadtkirche ziehen. Diese Erhebung heißt die Schanze, auch die Schwerenschanze, und stund feinst die Feste Falkenburg dort.

Einige Mädchen gingen an einem Sommermorgen sehr früh nach Belvedere. Als sie an die Schanze gekommen waren, sahen sie einen Topf voll glühender Kohlen mitten im Wege stehen. Sie waren betroffen über diese Erscheinung, brachen ihre Gespräche ab und stießen einander an. Behutsam gingen sie um den Topf, besahen ihn von allen Seiten, hüteten sich aber wohl ihn zu berühren. Sie eilten nach Belvedere zu ihrem Vater, der sie sehr darum tadelte, daß sie nicht etwas ihrer Kleidung auf die Kohlen geworfen hätten, so wäre der Schatz ihnen sicher gewesen. Die Kinder erklärten sich sehr bereit auf ihrem Rückwege nach keiner Vorschrift zu thun, er aber bedeutete sie, daß sie, nachdem sie gesprochen, den Schatz nicht wieder finden würden, denn wenn man einen Schatz fände, müßte man schweigend etwas von der Kleidung darauf werfen. Und so geschah es. Die Mädchen sahen den Topf nicht wieder.

Der Reiter ohne Kopf im Webicht.

*Eintracht, 1843, 2, 50,
Hantisch.*

In dem bei Weimar gelegenen Hölzchen, das Webicht genannt, läßt sich das Nachts oft ein Reiter sehen, welcher seinen Kopf wie einen Hut unter dem Arme trägt. Er verfolgt die Leute und führt sie irre, kann aber nicht aus dem Hölz heraus, daher man vor ihm sicher ist, sobald man das Hölz verlassen hat.

Zuweilen zeigt sich der Geist auch anders. So gingen einige Mädchen in dieses Hölz Beeren zu suchen. Eines dieser Mädchen sah zu einem dichten Gebüsch sich beugend unter ihm das obere Theil eines Mannes in Jägerkleidung aus der Erde ragen als wenn er darin mit halben Leibe verschauert wäre. Er riebete mit dem Finger und das Mädchen stieß schreckend davon.

Der Wihbrunnen (Weihbrunnen) bei Lichfurt.

Nach mündlichen Erzählungen.

Zwischen Lichfurt und Grommstedt befindet sich eine Quelle, die sogleich in die Aue fällt. An einem Markttage gingen zwei Bauerweiber von Weimar zurück nach Grommstedt. Es war schon die Dämmerstunde gekommen. Da sahen die beiden Marktfräuen an dieser Quelle, welche der Wihbrunnen genannt wird, ein wunderschönes Kind sitzen, welches etwa 1½ Jahr alt ist. Die beiden Frauen fragten es aus, aber das Kind redete nicht verständlich, so daß sie gar nichts von ihm erfahren konnten. Weil es aber schon dunkel wurde und Niemand sich sehen ließ, der das Kind abgeholt hätte, so nahmen es die Frauen mit und übergaben es dem Geistlichen des Orts, der mit seiner Frau schon bejahrt war und selbst keine Kinder hatte. Dieser nahm das Kind gern bei sich auf und war in aller Weise auf eine gute Erziehung desselben bedacht. Indes war es merkwürdig, daß das kleine Mädchen so gern im Wasser spielte und darin patzschelte; doch geschah ihm nie ein Uebel. Viel es auch

einmal in den Teich oder selbst in die Aem, so trugen die Wellen es sanft aus Ufer und ununter sprang es wieder fort. Erschienen die hohen Festtage, Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Michaelstag, so besah das Kind jedesmal in der Nacht von einer vornehmen Dame, die aber so schnell wieder verschwand als sie gekommen war, Zielsachen, Kleider und Badeweiß. Wenn man fragte, wie die Dame aussehe, sagte es, sie sei in einen weißen Schleier gehüllt gewesen. Das Kind war aber gut, spielte gern mit den Dorfkindern und unterrichtete sie. Alle Leute hatten es lieb und nannten es die gute Pasterstöchter. Aus einem geringen Stande konnte sie nicht sein, das zeigte ihr Gesicht und ihr Gebahren. Ihren Pflegältern war sie stets folgsam, nur wenn sie mit ihnen ausging und an dem Brunnen vorbei kam, achtete sie nicht auf ihre Worte sondern tanzte allemal um den Brunnen herum und that überhaupt als wäre ihr die größte Freude widerfahren. Als aber der alte Parrer gestorben und das Mädchen zu Verwandten desselben gekommen war, begab es sich bald in einen verbotenen Umgang und entsetzte, um sich seine Schande und den Verwandten keinen Verdruß zu bereiten. Merkwürdiger Weise ward die Pasterstöchter an dem Weibbrunnen wiedergefunden. Hier sah sie beständig ins Wasser oder sie tanzte und hüpfte um den Brunnen herum und gebedete sich dabei als wenn sie mit Jemand spräche; wenn aber die vorübergehenden Leute sie grüßten, dankte sie stets recht freundlich. Eines Morgens aber war sie wieder verschwunden und einige Zeit darauf fand man im Brunnen ein nengebornes Kind, welches nach der Leute Staunen und Vermuthen der guten Pasterstöchter gehört hatte. In den Fasten und in der Adventszeit ließ sich dann jedes Jahr an der Quelle ein stetes Wehklagen und Wimmern hören und eine Lichtgestalt ging an der Quelle auf und ab. Kam Jemand in die Nähe der Quelle, so wurde er irre geführt, auch glaubte man noch lange Zeit, daß böse Menschen dort Strafe erhielten, weshalb die Leute in der Umgegend, welche nicht auf Berufswegen gingen und nicht reinen Herzens waren, des Abends den Ort mieden.

Von demselben Brunnen erzählt man auch folgende Geschichte. Es war einmal ein reher, schlechter Mensch, der weder das dritte und vierte, noch das siebente und achte Gebet kannte. Des Sonntags ließ er schon früh in die Schenke und spottete derer, die in der Kirche waren. Er mißhandelte seine Eltern und stahl, wo er etwas stehlen konnte. Einige seiner Freunde hatte er durch falsche Beschuldigung und ungerechte Aus-

sagen um Geld und Gut oder sonst ins Verderben gebracht. Dieser Beschwicht war einmal an einem Wintertage in Tiefsturt gewesen und wollte Abends wieder nach Gremmstorf, seinem Heimathort, zurückgehen. Sein Weg führt ihn am Brunnen vorüber und plötzlich muß er stehen bleiben und kann weder vorwärts noch rückwärts einen Fuß bewegen. Da fällt ihm ein, daß hier der Platz sei, wo die Wesen verderben und er stößt gettloste Flüche und Verwünschungen aus, ruft auch, so laut er kann, um Hilfe, aber die Bauern, die ihn erkennen, eilen aus Schreden und Angst zurück und lassen ihn in seiner Noth stoden. Am andern Morgen wird er tot an der Stelle gefunden und das Blut strömt ihm noch aus Mund und Nase heraus, als sei er eben erwürgt worden. Rings um ihn herum war der Schnee wie auf einer Leinwand fest getreten.

Zu einer andern Zeit ging Abends von Gremmstorf nach Tiefsturt ein Mädchen mit einem Kind unter ihrem Herzen zu einer Freundin auf Besuch. Da sie aber die Nacht über nicht wieder nach Hause kommt, gehen am andern Morgen die Angehörigen aus sie zu suchen. Da finden sie zuerst ihren Hut, nicht weit davon die Schürze und am Wühlbrunnen liegt die Leiche des Mädchens, aber so zersezt und zerrißen, daß man sie kaum wieder erkennt. Auch liegt das Kind tot neben ihr.

Noch lange Zeit darauf sah man an dem Brunnen drei Vöchter brennen, das der Pastorstochter, des Knechtes und des Mädchens, auch hörte man Wehklage, Achzen und Wimmern. Viele Leute sind an dieser Stelle schon irre geführt worden und Jedermann weiß, daß es am Wühlbrunnen nicht geheuer ist.

299.

Das gebannte Weib.

Zweitt. Mittheilung von Herrn H. Nae in Weimar.

Ein wenig über Pötzendorf, einem Gasthose und Kammergute an der Stelle des im Vnderkriege verwüsteten Dorfes gleiches Namens bei Weimar, gegen die Höhe des Ettersberges ist ein unheimlicher Ort, wo in einen kleinen Kreis der Geist eines Weibes gebannt ist. Zu Mitternacht erscheint der Geist den Leuten, die der Stelle nahen und greift nach ihren Kleidern. Kommen sie in den kleinen Kreis, so sind sie verloren, denn der Geist ergreift sie am Kleide und von Stunde an werden sie nicht mehr

gehen. Der Geist trägt neun Hügen über einander, die eine immer schöner als die andere, führt ein Beil und hat ein kläffendes Hündlein bei sich. Ist wenn Holzleser in die Nähe kommen, finden sie einen Haufen Reiser. Sie dürfen aber den Korb nicht dahin legen, weil er nach Verlauf der Mittagsstunde verschwindet und erst wieder sichtbar wird, wenn der Geist wieder erscheinen darf.

300.

Der Kiese auf dem Ettersberge.

Mündlich.

Ein Kiese mähete einst Gras auf einer Pflanzung des Ettersberges, ein anderer stand auf der nördlichen Höhe von Buttelsädt. Da rief dieser dem ersten zu: „meine Zense ist stumpf geworden, wirf mir doch einmal deinen Wegstein herüber.“ Jener erfüllte sogleich diesen Wunsch und warf seinem Nachbar den Stein hinüber. Dieser Wegstein ist noch heute 500 Schritte von Buttelsädt an dem Wege in einem uralten, verwitterten, spitz zulaufenden Steinhaufen auf einem Felsamente zu sehen.

301.

Die Schlacht auf dem Walser Felde.

Alte Weltplag.

H. HERMANN Bibliotheca esfortina. Erf. 1862. G. 101.

Auch in der Gegend zwischen Erfurt und Weimar hat sich eine Erinnerung an die Schlacht auf dem Walser Felde erhalten. Das Volk erzählt, daß bei dem Dorfe Pfiffelbach einst jene große Schlacht verfallen sei, in welcher die Türken vollständig besiegt und ihr Reich vermindert werden sei. Da wird so viel Blut vergossen, daß es den Kessen bis an den Bauch geht, und an den zerbrochenen Waffen wird man lange Zeit Brennholz haben. Andere verlegen die Schlacht bei das Dorf Rehra.

In einer handschriftlichen Chronik der Stadt Erfurt aus dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts findet sich ein Gespräch in Versen, welches Creuzers Ueberfall der Stadt Erfurt im J. 1547 behandelt und also beginnt:

Man sagt von einer Freyherren
 In welcher soll gemeinet sei
 Daß man zwischen Weimar und Gessfurt
 Wehen soll in großem blut
 Auch manchen man schlagen zu tode
 Welches sich Creuzer hat unterstanden u. s. w.

302.

Das Loch in der Kirche zu Ettersburg.

Ruhn u. Schwarz norddeutsche Sagen B. 214.
 Müntsch.

An der Kirche zu Ettersburg ist ein Loch, das kann man nicht zu-
 mauern, und so oft mans auch versucht hat, andern Tags ist es immer
 wieder zu sehen gewesen. Der Teufel hat nämlich den Stein, der in die-
 ses Loch gehört, damals als die Kirche erbaut wurde, weit fort geschleu-
 dert nach Ramlau und dort liegt er noch.

303.

Die Kohlaterne.

Ruhn u. Schwarz norddeutsche Sagen u. Gebräuche B. 210.

Im Loch, einem Hölzchen bei Buttstädt, zeigt sich die Kohlaterne, die
 bewacht dort einen Schatz, den nur der heben wird, welcher siebenmal
 hintereinander niest. Man sieht sie nie in ganzer Gestalt, sondern nur
 ihre eine Hand, in der sie eine Laterne hält; so umwandelt sie einen ge-
 wissen Aed und verschwindet dann. Sie thut Niemandem etwas zu
 Leide, wenn sie nicht gereizt wird; einer aber, der sie einmal erblickte, war
 neugierig, sie in der Nähe zu sehen, da ritt er auf sie zu, aber indem kam
 sie ihm auch schon entgegen und zerstückte ihn so gewaltig, daß er nur
 Gott dankte, noch mit dem Leben davon zu kommen.

304.

Die drei Lohjungsfern.

Uebst. B. 211.

An demselben Hölzchen lassen sich auch zu Zeiten drei weiße Jung-
 fern sehen, die sind wundersöhen und sitzen dann an einem goldenen

Tische, auf dem kostliche Speisen stehen. Das sind die Lehnjunker. Man sagt, sie seien drei Aenteile gewesen, denen das Lehn gehört habe; bei ihrem Tode hätten sie es den Armen von Buttsfädt vermacht, der Rath habe es denen jedoch in späterer Zeit wieder abgenommen und seitdem haben die Lehnjunker keine Ruh im Grabe.

305.

Ein Kind wiegt schwerer als der Teufel.

Ghent. B. 217.

An Buttsfädt auf dem Brühl wohnte einmal ein Ehepaar, das war schon lange verheirathet, aber ihre Ehe war kinderlos geblieben und sie wünschten sich doch so sehr ein Kind. Da ließen sie sich endlich vom Teufel verblenden, der versprach ihnen, sie sollten eins haben, wenn es nachher sein eigen sein sollte. Darauf gingen sie ein und die Mutter gebar auch danach einen Knaben; aber als sie das unschuldige Kind nun zum erstenmal lächeln sahen, da ward's ihnen doch so wehe ums Herz und es wurde ihnen immer länger und länger, und sie flehten zu Gott, daß er das Unglück wenden möge. Da sandte ihnen der Herr einen Engel, der gebet dem Teufel, sich auf die eine Schale einer Waage zu setzen, legte das Kind in die andere und sagte, wenn er schwerer sei, so solle er's behalten. Da sank die Schale, in der das Kind saß, tief hinab und segar, als der Teufel noch einen Mühlstein nahm und mit sich auf die Schale setzte, konnte er doch nicht herunterkommen. Da ging er zornig von dannen. Zum Andenken aber hat man auf dem Rathsbrunnen einen Engel mit einer Waage, in deren Schalen der Teufel mit dem Mühlstein und das Kind sitzen, abgethelt.

306.

Warum die Raben im Brachmonat Durst haben.

M. Köhler in Wolffs *Asien*, für deutsche Naturk., u. Zierkunst III, 187.
Nach mündlicher Mittheilung.

In der Gegend von Buttsfädt war unter den Leuten der Glaube, daß die Raben im Brachmonat ihre Schnäbel immer vor Durst aufsperrten, aber nicht trinken können, zur Strafe für den Ungehorsam jenes

Kaben, der von Noah ausgeschifft war und nicht zurückkehrte. In ähnlicher Weise meinten die Griechen, der Durst der Kaben sei eine von Apollo über sie verhängte Strafe, weil einer nach Wasser ausgeschifft auf einer Wiese zu lange blieb.

307.

Vom Anfang der Stadt Erfurt.

J. v. E. the during, Chron. 8. 121 f.

Hallenstein Geschichte der Stadt Erfurt 2. 2 u. 3.

Additiones ad Lambertum Schafnaburg. in Scriptores rer.

(Germ. ed. Straus. Tom. 1. p. 493 sq.

Als Merwig König in Thüringen war, hat derselbe eine Burg an demjenigen Orte angelegt, wo noch jetzt das Dorf Weibsburg vorhanden ist, und sie nach seinem Namen Merwigsburg genannt, wo er beständig gewohnt und Hof gehalten, auch den einfallenden Völkern Widerstand gethan hat. Dort ist nachgehends auch St. Dionysii Kirche erbaut worden.

Der König Merwig hat auch einen Saal auf dem Petersberge erbauet, sonst ist aber von der Stadt noch nichts vorhanden gewesen, außer daß unten am Berge ein Dorf Namens Schildereda gestanden hat, wo heutiges Tages die St. Andreaskirche zu sehen ist.

Da nun aber münchlich geschäftig war, das Land in Arbeit zu bringen, war unter andern ein vornehmer Kriegsmann und Edelknecht am küniglichen Hofe zu Burgscheidungen, Namens Erpe oder Erff. Der wählte sich den Ort bei Schildereda und baute eine Mühle im Prühl, daher man ihn einen Müller geheißen; und weil nicht aller Orten durch das Wasser zu reiten oder zu fahren war, ließ er eine Furth durchgraben an dem Orte, wo jetzt die Furthmühle ist, damit man auf Schildereda bequem durchgehen könne. Die hieß man Erpsfurt. Also hat er unter König Heners Regierung den ersten Stein zur Stadt Erfurt gelegt.

Man hat von Erfurts Urzeit auch diese Sage.

Im 707. Jahre nach Christus hat der König Dagobert ein Kloster in Erfurt erbauet auf dem Berge, den man vor Alters Merwigsburg genannt hat von Merwig, dem heidnischen Könige der Franken, welcher ein Sohn Merwigs, des Fürsten von Thüringen und ein Oberältereater des Königs Dagobert gewesen ist. Nachdem er den heidnischen Namen der Stadt oder des Bergs hinweg gethan, hat er denselben Petersberg ge-

nannt und daselbst ein einsam Mönchsleben eingerichtet; hat auch die Burg zerstört und St. Peters Münster gebaut auf Witten des Mönchs Adelrat oder Trutmann, welcher um dieselbe Zeit von Kylibert, dem Erzbischofe zu Mainz, bei der Kirche St. Blasii zum Mönch gemacht worden war. Auch übergab er alles, was er in Thüringen von mütterlicher Erbschaft besaß, dem heil. Petrus und den daselbst Wess dienenden Mönchen. Diesen Besig hat nachmalö der heil. Bonifazius wieder weggenommen, ein Biöthum daselbst gemacht und den Mönchen nur so viel gelassen, als ihnen zur täglichen Nahrung nöthig war.

308.

Der Schatz unter der Kirche des heil. Dionysius.

Hallenstein Thür. Chron. I. 219.

Derf. Historie von Erfurt B. I.

Thuringia. 1842. S. 79.

Unter der Kirche des heil. Dionysius soll ein großer Schatz liegen, welchen drei Männer mit einander zu heben sich vergenommen hatten, nämlich ein Schmied, ein Schneider und ein Hirt oder Schäfer. Von den bösen Weisern aber, welche über den Schatz Macht und Gewalt hielten, wurden alle drei umgebracht und ihre Häupter sind zum Andenken eben an dem Giebel der Kirche unter dem Dache in Stein ausgehauen nebst einem Hufeisen, einer Schere und einem Schäferstod oder einer Weinmeisters-Hippe.

Eine andere Sage lautet: Als die Kirche gebaut wurde, ließen sich drei Männer von Jesuiten belehren, wie der Schatz gehoben werden müßte. Am bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde, Mittags um 12 Uhr, als alle Arbeiter fortgegangen und sie ungestört waren, schlichen sie sich zur Beschönerung an. Da kamen wider ihren Willen und gegen das Verbot der Jesuiten die Weiber der zwei verheiratheten Männer mit dem Mittageßen. Kaum waren diese zu ihren Männern getreten, als ein Mann in rothem Kleide auf einem kleinen Wagen, mit weißen Rössen bespannt, den reitischen Berg herab und auf sie zu gefahren kam. Der rethe Mann ergriff sie und trachte einem nach dem andern den Hals um.

Oben an der Kirchmauer unter dem Dache sind fünf Köpfe von drei Männern und zwei Weibern in Stein gehauen noch heutiges Tages zu sehen.

Die zwölf deutschen Schüler.

Hallenheim thür. Chronik I. 21ⁿ.
Derj. Geschichte von Erfurt B. 4 f.

Der König in Frankreich hatte zwölf Studenten, die wurden „deutsche Schüler“ genannt und hießen alle Johannes. Diese fuhren auf einer Wandscheibe in der ganzen Welt herum, kannten also in vier und zwanzig Stunden alles erfahren, was in der ganzen Welt passirte, und das berichteten sie dem Könige. Der Teufel aber ließ alle Jahre einen davon herunter fallen und nahm ihn zum Zelle. Den letzten davon ließ er auf den Petersberg bei Erfurt fallen, der hieß zwar „Petersberg“. Der König war bekümmert wo doch der letzte hingekommen wäre, und da er erfuhr, daß es ein schöner Berg sei, ließ er eine Capelle bauen und nannte sie Corporis Christi; setzte auch einen Einsiedler hinein. Es war aber lauter schiffreiches Wasser da und nichts angebaut. An der Capelle hing eine Laterne, nach der sich die Leute richteten. Endlich wurde das Wasser an der Zachsenburg abgestochen. Die Laterne liegt unten in der Capelle, die hat ein doppeltes Gewölbe.

Die Grabsteine ohne Köpfe.

Hallenheim thür. Chronik I. 216 f.

Auf dem Petersberge bei Erfurt liegen ein Bruder und eine Schwester begraben und sind auf dem etwas erhabenen Leichensteine abgebildet. Die Schwester war so schön, daß ihr Bruder, der eine Zeit lang in der Aronde gewesen war, sich nach seiner Heimkehr in sie verliebte und mit ihr sündigte. Der Teufel riß alsbald beiden die Köpfe herunter. Auf dem Leichensteine waren ihre Bildnisse ausgehauen, aber die Köpfe sind auch hier von den Weibern weggenommen und nur der Stachel war übrig geblieben, an dem sie befestigt waren. Man setzte andere Köpfe von Messing darauf, aber auch diese kamen weg und wenn man mit Kreide Köpfe darauf malte, so war am andern Morgen alles ausgelöscht. Auf den Weibern blieben keine Köpfe.

Kinder tanzen von Erfurt nach Arnstadt.

Joh. Rothe der Chron. B. 297.

Nicolai de Nigen chron. eccl. p. 355.

Hogel's Chronik von Erfurt. Mpt. S. 139.

Winhard Hür, Chronica I, 180.

Hallenstein Gßher. von Erfurt S. 94.

Im Jahre 1237 versammelten sich zu Erfurt mehr denn tausend Kinder, zogen über die Waget, richteten einen Tanz und Spiel an, bis sie gen Arnstadt kamen. Da blieben sie über Nacht und es war ein groß Wunder, daß sie auf dem ganzen Wege keinem Menschen begegnet waren.

Die Eltern suchten ihre Kinder und es war viel Jammer und Noth, bis sie erfuhren, daß sie zu Arnstadt angekommen waren. Da richteten sie Karren und Wagen zu — denn viele dieser Kinder waren sehr klein und es war zu verwundern, wie sie haben fortkommen können — und ließen sie wieder heim holen. Man konnte aber von Niemand erfahren, wodurch es geschehen war oder wer die Kinder geführt hätte. Das begab sich am 15. Juli am Tage der Apostel Theilung.

Die Kirche zum heil. Brunnen.

Hogel's Chronik. Mpt. S. 130 B.

Hallenstein Gßher. von Erfurt. S. 97 f.

Es begab sich im Jahre 1250, daß eines Sonntags ein Varsüßer Mönch von Eisenach nach Erfurt gelaufen kam und berichtete, es wäre unlängst ein fremder Mann nach Eisenach gekommen und hätte, als er krank gewesen, unter andern Sünden auch gebeitet, daß er im vorigen Jahre am heiligen Abende vor Mariä Verkündigung des Nachts die St. Martinskirche intra zu Erfurt erbrochen, das Sacramentshäutein geöffnet und die silberne Wensstranz mit neun Hostien gestohlen habe. Damit sei er auf den Hofmarkt gelaufen und habe die Hostien aus der Wensstranz in die nächste schlammige Grube geworfen. Weil nun diese Hostien, meinte der Mönch, gewiß schon consecrirt gewesen und in den Leib des Herrn verwandelt, er es aber für ein Greul hatte, daß dieselben in einer Pfütze liegen sollten, so habe er dieses den Geistlichen berichten wollen, sie möchten nun am angezeigten Orte den Leib des Herrn suchen und an eine geweihte Stätte bringen. Man lief hin, fand die Hostien und wie man

erzählt, soll die Pfüge allenthalben gefroren gewesen sein außer an der Stelle, wo die Hestien lagen in dem Corporal trocken noch eingewickelt, wie sie der Dieb hingeworfen hatte. Auch kam ein Caplan herbei und sagte, er hätte manche ganze Nacht gesehen, daß es daselbst so licht und helle gewesen wäre.

Dieses Gerücht kam auch vor den Erzbischof Christian II. von Mainz, der damals zu Erfurt war. Dieser nahm die Sache so zu Herzen, daß er eilends eine große Vitanei und Prozession anstellte, selber mit Zingen und Beten auf den Hofmarkt ging samt der ganzen Clericei, seinen Herrgott mit tiefer Ehrfurcht aus der kalten Pfüge, darin er leider gefallen war, aufhub und mit dem Corporal auf dem Dem trug. Dort that er eine Predigt zum versammelten Volk und ermahnte, man sollte zum Gedächtniß dieses Wunderwerks auf der Gruben eine Kirche hinfegen und jährlich diesen Tag der Erfindung des heil. Leichnam's Christi feierlich begehen. Solches geschah. Es fand sich ein Bürger, Namens Ulrich Bierling, der an jenem Orte auf dem Hofmarkte zur Mittagszeit an der Pfüge eine Kirche, zum heiligen Brunnen genannt, hinfegen ließ. Auch eine Pfründe für einen Messpriester ward darin gestiftet und noch anno 1479 ist ein Collegiat in der Himmelfahrte Leinberr zum heil. Brunnen gewesen.

Man findet diese Histerie im Dem und etlichen andern Kirchen abgemalt; dazu hat man folgende alte Reime:

Man schreibt tausend und zweihundert Jahr
Und neun und vierzig, das ist wahr,
Da dieß Sacrament gestohlen ist,
Ueber fünf Meiden es geschah,
Daß ein Dieb kam gen Eisenach,
In seiner Deicht hats offenbahrt,
Daß dieß Sacrament funden ward.
Sie funden sie den wahren Gott
In der Gestalt der Himmel Vredt.
Aus Arenten sprachen sie alle süß
Nunc venite, adoremus
Ihn Gott Vater, Bischof zu Maynz
Erheben hat dieß Sacrament
In neun Partieneln aus dem Bern
Da sonst alle Wasser waren gefroren.

Das Schloß Dienßberg bei Erfurt.

Falkenhein Historie von Erfurt B. 181 f.

Vor Zeiten hielten die Bürger in Erfurt ihren Walperzug und durften dabei im mainzischen Gehölze, die Wagweide genannt, vier Eichen fällen, den vier Rathsherrn zu Ehren. Die Ursache des Zuges soll diese gewesen sein.

Es lag auf der Kuhweide ein festes Schloß, darin sich Räuber aufhielten. Nun war ein Fleischhauer aus der Stadt verweisen. Der kam im Felde zu ihnen und sie nahmen ihn als Koch mit sich in das Schloß, dazu sie durch verbergene Wege unter der Erde kamen. Nach einer Zeit waren die Räuber ihrer Gewohheit nach auf weißen Pferden ausgeritten und hatten den Schlüssel einer alten Frau anvertraut. Da bat der Koch die Frau, daß sie ihn nur auf eine kleine Zeit wolle ausgeben lassen, und nachdem er dieses erlangt hatte, lief er in Eile der Stadt zu, verlangte, daß vom Rathe Jemand zu ihm herangeschickt werden möchte, dem er eine große Heimlichkeit offenbaren wollte. Als nun Einige zu ihm kamen, so versprach er ihnen das Schloß ohne Mühe in die Hände zu liefern, wenn sie ihn als einen christlichen Bürger wieder aufnehmen wollten. Man gab ihm dieses Versprechen und er sagte ihnen weiter, daß sie auf eine gewisse Stunde, die er ihnen schon offenbaren wollte, wenn die Räuber auf Beute ausgeritten wären, auf weißen Pferden vor das Schloß kommen sollten, damit die andern gedanken möchten, ihre Kameraden kämen wieder zurück; da wollte er sich des Schlüssels bemächtigen und ihnen das Thor aufmachen. Dieses ging nun alles richtig an und die Räuber, welche im Schloße waren, wurden gefangen genommen. Des folgenden Tages kamen die weggerittenen auch wieder und weil sie von dem, was geschehen war, nichts wußten, ritten sie ganz unbeforgt zum Schloße hinein, wurden alsbald festgenommen und ihnen nachgehends ihr Recht gethan. Das Schloß aber wurde gänzlich zerstört.

In einer andern Chronik wird die Sache so beschrieben. Da die Edelente Friede hielten, ehe sie die Leute beraubten, gingen die Bürger auf die Wagweide ins Schloß Dienßberg zum Vierz, wie jetzt nach Taberstätt. Als aber die Edelente zu Räubern wurden, kam Kaiser Rudolf nach Erfurt und ritt hinaus nach Dienßberg. Da wurde durch

die Erfurter alles zer schlagen und das Schloß zerstört. Die Edelkaut hatte zwei junge Söhne, die behing sie mit allem ihren Geschmeide, kam heraus und that dem Kaiser einen Aufsal und bat um der Kinder Leben, welches sie auch erhielten und auf Pferden nach Erfurt gebracht wurden.

Beim Walperzuge nun, den man zum Gedächtniß „Züfel“ gehalten hat, pflegte man auch zwei Knaben mit guldernen Ketten und Geschmeide anzuputzen und zu Pferde mit in die Stadt einzuführen.

Wiewohl nun die Wagerede oder Wagerete dem Erzfürsten Mainz gehörte, so verrichteten die Bürger mit diesem Zuge in das mainzische Gebölze nicht allein keine Inguade, sondern auch eine solche Freiheit, daß sie von der Zeit an alle Jahre den letzten April des Abends einen Haufen Träger und Zimmerleute auf die Wagerete durften gehen lassen, welche vier Eichbäume umhieben und des Nachts über Wache hielten, bis den Tag darauf am 1. Mai etliche Compagnien Bürger und Bauern wie in einem Heerzuge zu Ross und Fuß mit fliegenden Hähnen und klingendem Spiel in den genannten Wald zogen, sich dort ein paar Stunden lagerten, ihr freies Wafferecht ausübten und dann mit grünen Wäschchen in guter Ordnung unter dem Donner des groben Geschüßes auf der Cyriaksburg und Trommelschlag und Trompetenklang sich wieder nach Hause begaben.

314.

Von einer Erfurter Hete.

Hogel's Chronik von Erfurt. Mpt. S. 1010 f.

Zu Erfurt wohnte ums Jahr 1549 hinter dem Berge ein Pfaff, Ulrich Erlenberger, der mit einer Köchin Haus hielt, welche gern ihres Herrn Diener Anten zur Ehe haben wollte. Er aber mochte das Weibsbild nicht, darum gedachte sie sich an ihm zu rächen, daß es ihm den Kopf kosten sollte. Nun war in der Stadt eine bekannte Hete, die hatte ein Kind von Wachs gemacht und „wöllene Stednadeln“ gekauft, die sie hier und dort in der Stadt austreuen wollte zu dem Ende, daß eine jede letige Weibsperson, die eine solche Nadel aufgehoben hätte und in ihre Haare gebracht, zur H... werden, eine verheirathete aber von ihrem Manne laufen sollte. Sie ward aber von einem Schneider verrathen, der ihr Verhaben gesehen hatte.

In dieser Heye, ehe sie noch einsam, ging jene Pfaffenköchin und ließ durch ihren Rath und Beistand genannten Anten, der damals in Westlar war, in vier Stunden des Nachts auf einem Ved durch die Lust gen Erfurt fahren. Der Ved führte ihn eben zwischen den Thurmspitzen auf dem Stift Maria so nahe hin, daß er mit seinen Füßen an einen Quauf anstieß und darauf beim Pfaff Ulrichen saust zum finstern Kellertode hineinfuhr. Dabei war ihm, wie wenn Himmel und Erde auf ihm liege und aus allen seinen Fingern und Gelenk lief ihm das Wasser heraus wie Milch. Als er nun im Keller war, da wischte die Köchin auch hinein, sieht ihn, laßt zu ihrem Herrn hinauf und spricht: „Anten, der Bube, ist unten im Keller und hat etwa im Sinn euch heimlich zu erwürgen.“ Herr Ulrich gehet stugs hinunter, sieht ihn auch und fraget, wie er da wäre hinein kommen und was er da mache. Anten erzählt, wie es ihm ergangen und der Pfaff berichtet es geschwinde an den Rath. Sobald dieser es vernommen, ließ er den Knecht und die Wagd holen samt jener Heye, examinirte sie und ließ den Anten zwar wieder dahin ziehen, die Köchin aber und die Heye auf einem Karren zur Stadt hinaus fahren und beide lebendig verbrennen.

315.

Die große Armbrust in Erfurt.

Hegel's Chronik von Erfurt B. 62.

Wie vormals zu Erfurt des Scharfrichters Haus mit dem Kal und einem Stede auf dem großen Markte vor den Graden gestanden hat, so soll auch der Walgen Anfangs daselbst gewesen sein, welcher Platz erst vor der Mauer der Stadt gelegen und wie ein offenes Feld gewesen ist. Es hätten aber die Bürger mit der Zeit erlangt, daß der Walgen nach Erweiterung der Stadt von dem alten Orte weggenommen und so weit hinaus ins Feld gesetzt werden durfte, als man mitten aus der Stadt mit einem Pfeile würde schießen können. Dazu habe man sich derjenigen großen Armbrust, die noch zum Gedächtnisse auf dem Rathhause oben an einem Pallen hängt, bedient und den Pfeil auf dem langen Stege losgeschossen, daß er über die Stadt hinausflog und auf dem Stollberge der Stadt gegenüber niederfiel. Daher der Walgen auf diesen Berg, wo er noch steht, gebaut worden ist.

Der eiserne Delsch am Rathhause zu Erfurt.

*1802. Vaterlandskunde. 1802. 2. 1-3.
Wallenstein's Historie von Erfurt 2. 21.*

An der Ecke des Rathhauses nach den Wölfen zu siehet man einen alten eisernen Delsch befestigt, wie man ihn in alten Zeiten zu führen pflegte. Von diesem Delsche erzählen die Leute, daß mit demselben einst ein Zehn seinen Vater erwidert habe; der Zehn sei geköpft und das Wirtsgewehr zum schauerhaften Andenken hier aufbewahrt werden. Doch findet man die Geschichte in keiner Chronik verzeichnet, obwohl dergleichen Begebenheiten in den alten Zeitbüchern getreulicher als andere wichtige Sachen bemerkt sind. Andere meinen, der Delsch sei am Rathhause befestigt worden, um sich die Messer darnach versfertigen zu lassen, die man vor Zeiten zu seiner Vertheidigung tragen durfte. So heist es in den alten Buchbriefen der Stadt Erfurt: „Des Tages soll Niemand Waffen oder Wehr tragen, als ein Bürger und Bürgers Kinder; des Nachts aber Niemand als der Rath und seine Diener. Will einer ein Messer tragen, so heist es nach dem Maße am Rathhause sein.“

D. Faust's Gäßchen in Erfurt.

1802. Vaterlandskunde. Erfurt 1802. 2. 1-3.

Wegen die Mitte der Schlegelgasse in Erfurt steht man ein schmales Gäßchen durch welches kaum eine einzelne Person mit Mühe hindurch kann, weshalb es das enge oder bisweiten auch des Doctor Faust's Gäßchen genannt wird. Die Sage erzählt nämlich, D. Faust sei einst durch dasselbe mit einem zweispännigen Auler Heu hindurch gefahren. Der Wagen habe sich in einen Strohhalm, die Ochsen in Mistkläber verwandelt und so sei dieses Anstreich leicht hindurch gekommen. Am Ausgange in der Perngasse standen Wagen und Ochsen wieder da.

Von einer Vorlesung des Doctor Faust in Erfurt.

Wahrschaltige Fiktionen des Dr. Johannes Faustus durch Ch. W. Wildmann,
 Meyer, zu Hamburg 1509. 1. 2 Bl. 3^{er} Cap.
 Pegel's Chronik 2. 1055.

Der Doctor Faust war zu Erfurt namhaft und in einem großen Ansehen. Er pflegte, wenn er von Wittenberg dahin kam, in einem Hause zu St. Michael zu wohnen unweit dem großen Collegium, auch hatte er sich einen solchen Anhang verschafft, daß ihm erlaubt wurde sich öffentlich auf dem Lehrstuhl hören zu lassen. So hat er denn auf eine Zeit den Studenten den griechischen Poeten Homerus erklärt und dabei die vornehmenden Kriegshelden so lebendig beschrieben, daß den Studenten ein großes Verlangen ankam, dieselben in eigener Person zu sehen. Auf ihr bittlich Ansuchen bewilligt ihnen Faust, daß er in der nächsten Vection diese Helden vorstellen wolle. In dieser Vorlesung sah nun Faust, daß wegen seiner gethanen Zusage mehr Studenten als gewöhnlich zugegen waren, und er hat mitten in der Vection angefangen und gesagt: „Ihr lieben Studenten, weil ihr begehrt die berühmten Kriegsfürsten, deren der Poet alhier gedenkt, in der Person, wie sie damals gelebt, anzusehen, so sollen sie euch nun bezeugen.“ Darauf sind alsbald diese Helden in ihrer damals gebräuchlichen Rüstung in das Vcctorium nach einander herein getreten, haben sich männlich und frisch mit ganz zornigen und grimmiigen Augen umgesehen, die Körper geschüttelt und sind dann wieder davon gegangen. Zuletzt kam noch der gräßliche Riese Polyphemus, der an der Stirne nur ein Auge hatte, auch einen langen, zeltigen, feuerrothen Bart; ein Mensch, den er eben verzehrte, hing ihm noch mit dem Schenkel aus dem Mante heraus, überhaupt war er so gräßlich anzusehen, daß allen Studenten die Haare zu Berge standen. Ueber diesen Schrecken mußte Faust nicht wenig lachen, auch ängstigte er die Studenten noch damit, daß Polyphemus nicht wieder zur Thür hinaus gehen wollte, sich vielmehr umfah mit seinem erschrecklichen Gesicht und die Hände ausbreitete als ob er nach etlichen Zuhörern greifen und sie verschlingen wollte, dabei stieß er mit seinem gewaltigen Spieße, der wie ein Weberbaum war, gegen den Fußboden, daß das ganze Collegium erzitterte. Zuletzt aber winkte ihm Faust mit dem Finger, da trat er

hinans und Faust beschloß seine Vocation, womit die Studenten wohl zufrieden waren, denn sie hatten den Teufel im Glas gesehen, und begehrten seitan nicht wieder solche Erscheinungen von ihm.

319.

Wie Faust die verlorenen Komödien des Terenz und Plautus wieder zur Stelle schaffen will.

Hegel's Chronik von Erfurt S. 106 f.

Auch folgende Geschichte wird vom D. Faust in Erfurt erzählt. Als bei einer Magister-Promotion im Beisein vieler Theologen, Professoren und Abgeordneten des Rathes darüber gesprochen wurde, daß so viel von den Komödien des Terenz und Plautus vor Zeiten verloren gegangen sei, erbot sich D. Faust, wenn es mit Erlaubniß der Herrn Theologen und ohne seine Gefahr geschehen könne, alle diese verlorenen Komödien wieder aus Licht zu bringen und auf einige Stunden vorzulegen, daß man sie in Eile durch einige Studenten könne abschreiben lassen, wenn man sie haben und ihrer nachher nützen wolle. Aber weder die Theologen noch die Rathsherrn wollten auf diesen Vorschlag eingehen, denn, sagten sie, der Teufel möchte in solche neu erfundene Komödien allerlei ärgerliche Sachen mit einschleichen und man könnte ja auch ohne dieselben aus denen, die noch vorhanden wären, genug gut Vatein lernen. So durfte der Teufelsbannier hierin kein Meisterstück sehen lassen.

320.

Faust kommt plötzlich von Prag nach Erfurt zu einem Abrudessen.

M. H. Widmann D. Joh. Fandorff I. 79.
Hegel's Chronik S. 106.

In der Schloßergasse zu Erfurt ist ein Haus, zum Euler genannt. Darin hat damals ein Stadtjunfer gewohnt, bei welchem sich D. Faust die ganze Zeit über, so er in Erfurt gewesen, am meisten aufhielt. Nun trug es sich zu, daß dieser Junfer auf eine Zeit, als Faust in Prag war, viel guter Freunde zum Abendessen zu sich berief. Da waren sie nun bei

der Mahlzeit lustig und fröhlich, der Junker aber wünschte, daß Faust auch gegenwärtig wäre, sie würden dann noch fröhlicheren Muthes sein. Einer unter ihnen nahm ein Glas, stieß das mit der Hand in die Höhe und sprach: „o guter Freund Faust, wo stichst du heint, daß wir dein müssen entbehren? Wärest du da, wir wollten unsere Fröhlichkeit anders zubringen; weil es aber nicht kann sein, so will ich dir dennoch eins gebracht haben, kann es aber geschehen, so komm zu uns und säume dich nicht.“ Darauf hat er einen Zauberer gethan. Indem klopfte Jemand an der Hausthür stark und ein Knecht läuft an das Fenster zu schauen, wer da wäre. Da stieg D. Faust von seinem Pferd ab, hatte sein Ross beim Bügel und gab sich zu erkennen, daß er der wäre, den man gerufen hätte. Der Knecht zeigt dem Junker an, Faust stehe vor der Thür, sei von dem Pferd abgestiegen und begehre Einlaß. Der Junker spricht: „was sagst du? Bist du toll oder närrisch? Ich weiß wohl, wo Faust ist und er kann nicht unten an der Thür stehen.“ Es klopft nochmals; der Junker geht nun selber zum Fenster, schaut hinaus und wird Faust gewahr. Sogleich ward die Thür geöffnet und Faust von allen wohl empfangen; des Junkers Sohn nahm das Pferd, führt's in den Stall und gab ihm Futter, Faust aber setzt sich zu Tisch. Als man ihn nun fragt, wie er so bald wieder käme, antwortet er: „da ist mein Pferd gut zu; weil mich die Herrn Gäste so sehr wünschen und begehren und mich gerufen, habe ich ihnen willfahren und bei ihnen erscheinen wollen, wie wohl ich nicht zu lange bleiben darf, sondern noch vor Tage zu Prag sein muß.“ Also singen sie wieder ihre fröhliche Mahlzeit an, Faust aber trieb allerlei Pessen und fragte sie auch, ob sie nicht einen fremden Wein versuchen wollten, ob sei gleich, ob es Rheinfall, Matvasser, spanischer oder Franzwein sein solle. Und da sie lachend antworteten: „sie sind alle gut“, fordert Faust einen Bedienten, macht damit in das Tischblatt vier Löcher, steckt sie mit Würfeln wieder zu, nimmt frische Gläser, zerst aus dem Tische die genannten Weine hinein und trinkt mit der Gesellschaft lustig fort.

Indessen kommt der Sohn des Junkers in die Stube und spricht: „Herr Doctor, wie soll ich das verstehen? Euer Pferd frisst ganz unersättlich; es hat schon etliche Zäffel Haber verschluckt, steht aber unersättet stets, wo dessen mehr sei; nun will ich aber noch einmal hingehn und ihm von neuem Futter geben, daß es satt habe und sollt ich auch etliche Waller Haber anwenden.“ „Laßt das bleiben,“ spricht Faust,

„es hat genug bekommen, es trinke auch alles Futter vom Boden, ehe es voll würde.“ Es war aber dieses Pferd sein Geist Mephistopheles.

Mit diesen und andern kurzweiligen Pessen brachten sie den Abend hin bis Mitternacht. Da that das Pferd einen hellen Schrei, daß man es durch das ganze Haus hörte. „Ich muß fort,“ sagte Faust, „ich bin citirt,“ und wollte gute Nacht geben, aber sie hielten ihn auf. Faust knüpfte einen Knoten an seinen Gürtel und sagt ihnen noch ein Stündlein zu, als aber das Pferd zum zweiten Mal anfing zu schreien, da wollte er wieder fort, ließ sich jedoch von der Gesellschaft abermals bewegen und blieb noch eine Stunde, beim dritten Schrei aber, den der Gaul that, ließ er sich nicht weiter aufhalten, nahm seinen Abschied und die Gäste gaben ihm das Geleit bis zur Handthür, ließen ihn sein Pferd vorführen und Faust setzte sich darauf. Wie er nun die Schlesiergasse hinauf reitet schwingt sich das Pferd mit ihm in die Luft, so daß seine Freunde ihn bald nicht mehr sehen konnten. So kam Faust noch vor Tagesanbruch gen Prag.

321.

Wie Faust seine Gäste bewirthet.

Goethe's Dichtung S. 1017.

Als nach etlichen Wochen Faust von Prag nach Erfurt zurückgekehrt war, bittet er dieselben Freunde zu sich bei St. Michael zu Gaste. Als sie nun kamen, sahen sie in der Stube noch keinerlei Vorbereitung zur Bewirthung. Faust schlug aber mit einem Messer auf den Tisch und sogleich erschien ein Diener. „Wie schnell und behende bist du?“ fragt Faust. „Wie ein Pfeil,“ antwortet der Diener. „Das ist mir zu langsam,“ sprach Faust, „Du dienst mir nicht, gehe hin, wo du hergekommen bist.“ Nun schlug er wieder mit dem Messer auf den Tisch und es kam ein zweiter Diener, „schnell wie der Wind.“ „Es ist wohl etwas besser,“ sprach Faust, aber er entließ ihn dennoch und klopfte zum dritten Male. Da trat der dritte Diener herein, welcher schnell war, wie die Gedanken der Menschen. „Du bist der rechte, du wiesst's thun,“ sagte Faust und ging mit ihm hinaus und gab ihm Befehl, was er thun sollte, dann kam er wieder herein zu den Gästen und ließ sie niedersitzen. Bald brachte der Diener selbstritte ein jeder drei gedeckte Schüsseln voll, und das geschah

vicinal. So wurden also 36 Schüsseln aufgetragen mit Wittvuel, Pögelu, Gemüßen, Pasteten und andern Fleische, ohne das Obst, Confect und Kuchen. Alle Becher, Mäser und Landeln wurden leer auf den Tisch gebracht und Faust fragte die Gäste, was ein jeder trinken wollte von Bier oder Wein, setzte darauf das Geschirr in's Fenster und nahm es bald wieder voll des Getränkes herein, das man haben wollte. Die Musik, welche ein Diener spielte, war so lieblich, daß dergleichen die Gäste noch nie gehört hatten. So waren sie lustig und guter Dinge bis an den hellen Morgen.

D. Faust muß die Stadt Erfurt verlassen.

Hegel's Uebers. von Schert G. 1850 I.

Wiel nun aber Faust der Pöffen so viele machte, daß Stadt und Land von ihm schwagte und manche vom Adel auf dem Lande ihm gen Erfurt nachzogen und die Sorge überhand nahm, es möchte der Teufel die zarte Jugend und andere Einfältige verführen, daß sie auch zur schwarzen Kunst Lust bekämen, so wurde Anleitung gegeben, daß sich doch der benachbarte Barsüßermünd D. Klinge an ihm versuchen möchte, ob er ihn vom Teufel reißn und belehren könne. Dieser kommt herbei und redet erst freundlich mit ihm, sodann hart und scharf, erklärt ihm Gottes Zorn und ewige Verdammniß, so auf solchen Wesen stünde, zuletzt aber sagt er, er wäre ein fein gelehrter Mann und könne sich mit Gott und Ehren wohl sonst ernähren, darum möchte er solche Leichtfertigkeit, dazu er sich vielleicht in seiner Jugend vom Teufel habe bereben lassen, abthun, Gott seine Sünden abbitten und also Vergebung derselben hoffen, die Gott keinem noch verschlossen hätte.

Faust antwortete: „mein lieber Herr, ich erkenne, daß ihr es gerne gut mit mir sehen möchtet, weiß auch daß alles wohl, was ihr mir jetzt vorgelegt habt, ich habe mich aber so hoch verfliegen und mit meinem eignen Blute dem Teufel verschrieben, daß ich mit Leib und Seele ihm ewig zugehören will. Wie kann ich denn nun jurid oder wie kann mir geholfen werden?“ „Daß kann wohl geschehen,“ entgegnete D. Klinge,

„wenn ihr wahre Reue und Buße thut, der Zauberei und aller Gemein-
schaft mit dem Teufel euch enthaltet und Niemand ärgert noch verführt;
wir wollen auch in unserm Kloster für euch Messe halten, daß ihr weht
des Teufels seht los werden.“ „Mess' hin, Mess' her,“ sprach Faust,
„meine Buße bindet mich zu hart. Ich habe Wetz muthwillig verachtet,
bin meineidig und treulos an ihm geworden, habe dem Teufel mehr ge-
glaubt und getrauet als ihm, darum ich zu ihm nicht wieder kommen
noch seiner Gnade, die ich verscherzet, mich trösten kann. Zudem wäre es
nicht ehrlich noch mir nachzusagen rühmlich, daß ich meinem Brief und
Siegel, so doch mit meinem Blute gestellet ist, widerkaufen sollte. Hat
mir der Teufel redlich gehalten, was er mir zugesagt, so will ich auch wieder
redlich halten, was ich ihm zugesagt und versprochen habe.“ „Ei,“ sagte
der Mönch, „so fahre immer hin, du verfluchtes Teufelskind, wenn du dir
nicht willst helfen lassen und es nicht anders haben.“

Von da ging der Varsüßermönch zum Rector der Universität und
zeigte es ihm an. Dieser berichtete es an den Rath und es ward Ver-
schaffung gethan, daß Faust den Stab weiter setzen mußte. So ward
Ersturt den bösen Menschen loß.

323.

Faust's Rastfahrt.

Hegel's Chronik G. 1000.

Faust bediente sich seines Mantels, um auf demselben in die Lüfte
zu fahren. So hat er sich mehrmals in dem Hause des Junkers in der
Schlößergasse, das durch den Anker auf der steinernen Spitze des Daches
noch kenntlich ist, auf den Mantel gesetzt und da die Treppen des Hauses
so geschickt angebracht sind, daß sie an den Mauern hinweg gehen und in
der Mitte einen Raum bis unter das Dach zulassen, so ist dieses der Weg
gewesen, den Faust bis in die obere Luft genommen hat. Daher konnte
auch die Oeffnung im Dache nie zugemauert werden, sondern es fielen die
Ziegelu des Nachts immer wieder herunter, die man am Tage aufgelegt
hatte.

Wie Faust Fische und Wein herbeischafft.

Historie von D. Johann Faust. Oetz, zu Frankfurt a. M. durch Joh. Ziegler. 1787.
(Zehntheil's Meister 1. Th. S. 1610.)

Faust kam einmal mit andern Reisenden in ein Wirthshaus in Thüringen und sprach mit seinen Begleitern die Wirthin in Abwesenheit des Wirths freundlich um Herberge an. Die Wirthin aber war unfreundlich und wollte die Gesellschaft nicht aufnehmen, denn sie habe nichts zu essen und ihr Mann sei nicht zu Hause. „Liebe Wirthin,“ sprach Faust, „das laßt euch nicht irren, wir wollen für gut nehmen und desto enger zusammen sitzen.“ Die Wirthin ließ sich etwas bewegen und versprach ihnen zwar Herberge, wollte ihnen aber nichts zu essen geben. Da sagten Einige aus der Gesellschaft: „hätten wir ein Stüd oder etliche von dem Fische, so uns heut zu Mittag übrig geblieben sind.“ Faust sprach: „getrüftet euch nach Fischen, so will ich sehen, was mein Reich vermag.“ Kloppte damit ans Fenster mit einem Finger und rief: „bring, was du hast,“ griff bald darauf zum Fenster hinaus und brachte eine große Zehlfel voll abgefottener Fische sammt einer großen Kanne mit gutem rheinischen Wein. Da waren sie alle fröhlich, weil es so gut ging, und obwohl sie sich etwas kuffeyten, ließen sie sich doch leicht überreden, essen und trinken und lebten wohl.

Faust frißt einem Bauer ein Fuder Hrn mit Wagen und Pferden.

Historie von D. Joh. Faust. Frankfurt. 1787. S. 1622.

Auch nach Getha kam Faust, wo er zu thun hatte. Nach dem Nachtessen ging er mit einigen Bekannten vor das Thor um den Graben spazieren. Da begegnet der Gesellschaft ein Wagen mit Feh, Faust aber ging in den Fahrweg, daß ihn der Bauer nothgedrungen ansprechen mußte, er möchte ihm ausweichen und sich neben dem Fahrweg halten. Faust, der wohl bezech war, antwortet ihm: „nun will ich sehen, ob ich dir oder du mir weichen mußt. Hast du nicht gehört, daß einem vollen

Wanne ein Heuwagen andrücken soll?“ Der Bauer ward darüber erzürnt und gab Kauff viel treuige Worte, dieser aber entgegnete: „Bauer, mach’ nicht viel Umstände oder ich fress’ dir den Wagen, das Heu und die Pferde.“ „Ei, meinethwegen,“ sprach der Bauer. Kauff verblüdete ihn hierauf nicht anders, als daß der Bauer meinte, jener habe ein Maul so groß als ein Fuder und fresse und verschlinge zuerst die Pferde, darnach das Heu und den Wagen. Erschrecken lief er zum Bürgermeister und berichtete ihm mit der Wahrheit, wie alles ergangen wäre. Der Bürgermeister ging mit ihm diese Geschichte zu befehen und als sie vor’s Thor kamen, fanden sie des Bauern Ross und Wagen im Gefährt stehen, wie zuvor. Kauff hatte den Bauer nur geküßet.

326.

Saß macht einem Wirth einen Vollergriff in sein Haus.

cf. H. Witmann's Historie von Saß. Hamburg 1697. I 2H. Kap. 1.

Zu einer andern Zeit geschah es, daß Kauff in einem Wirthshaus in Oetha über 14 Tage wohnte und sich's darin in aller Weise wohl sein ließ. Man hielt ihn auch stattlich und ehrlich, denn da war immer frisch Geld, und der Wirth, dem das gar wohl gefiel, trug ihm nicht allein zu essen und zu trinken auf, sondern bestellte ihm auch viel Zartenpieler. Aufsezt aber sollte die Sache noch einen bösen Ausgang gewinnen. Kauff war nämlich mit der Frau des Wirths gar vertraut geworden, was der Hausknecht zeitlich wahrnahm und seinem Herrn, der eines Sonntags früher als gewöhnlich aus der Kirche kam, anzeigte. Sogleich überließ der Wirth seinen Gast mit Stangen und Spießen, ehe sich's dieser versah, und machte so dem bösen Handel ein Ende. Diese Schmach konnte Kauff nicht verzeihen und er gedachte sich deshalb zu rächen. Als im Herbst der Wirth Most und Wein in den Keller brachte und der Hausknecht oft hinab gehen mußte, so verließcht ihm allwege das Licht und man konnte weder mit Adeln noch Laternen in den Keller kommen, da sie immer ausgeblasen wurden, dazu hörte man noch die ganze Nacht in dem Keller ein seltsames Pötern mit Küfermeisterhölzeln, daß es nicht allein den Leuten im Hause ein großer Jammer war, sondern auch die Nachbarn über den Lärm sich bitter beklagten. Und so geschah es, daß der Wirth von

seiner Wirthschaft ablassen und sie aufgeben mußte, und es geht auch die Sage, daß bis auf den heutigen Tag Niemand in diesem Hause wohnen noch weniger in den Keller kommen könne.

327.

St. Johannioblüthe macht feß.

Leh. Historisch neu vermehrte Fabelbiblioth. Oetz. im 3. H. 1798. 2. St.

Im Jahre 1601 ward in Erfurt ein Bürger mit dem Schwert hingerichtet. Als er niederstinken sollte, sprach der Scharfrichter zu ihm: „ich höre, du seiest feß, darum rath ich dir, mache dir und mir keine weitere Mühe und Ungelegenheit.“ Der arme Sünder antwortet: „ja es ist wahr; siehe, alhier steckst unter meinem rechten Arme, nimm es hin!“ Da nahm er es und sagte nachher, es wäre getoetet St. Johannioblüthe.

Es ist ein Wunderding mit dieser Blüthe, man suche sie wenn man will, so wird sie gar nicht gefunden als Mittags zwischen 11 und 12 Uhr.

328.

Zauberkränzer kochen.

Präumer's Anecdotes S. 16 B.

Weim. deutsche Zagen I. Nr. 117. S. 152.

Im Jahre 1672 hat sich zu Erfurt begeben, daß die Wags eines Schreiners und ein Härbergesh, die in einem Hause gedient, einen Liebeshandel mit einander angefangen, welcher in Leichtfertigkeit einige Zeit gedauert. Hernach ward der Gesell dessen überdrüssig, wanderte weiter und ging in Langensalza bei einem Weiser in Arbeit. Die Wags aber konnte die Liebesgedanken nicht los werden und wollte ihren Puhlen durchaus wieder haben. Am heiligen Pfingsttage, da alle Hausgenossen, der Lehrlinge ausgenommen, in der Kirche waren, that sie gewisse Kränzer in einen Topf, setzte ihn zum Feuer und sobald solche zum Zieten kamen, hat auch ihr Puhle zugegen sein müssen.

Nun trug sich zu, daß als der Topf beim Feuer stand und brodelte, der Lehrlinge, unwissend was davon ist, ihn näher zur Muth rückt und

seine Platte mit Wein an dessen Stelle setzt. Sobald jener Tröpf mit den Kräutern näher zu der Aeneidise gekommen, hat sich etlicheomal darin eine Stimme vernahmen lassen und gesprochen: „leumm, leumm, Hansel, leumm! leumm, leumm, Hansel, leumm!“ Indem aber der Dube seinen Wein umrührt, fällt es hinter ihm nieder wie ein Sack und als er sich umschaut, sieht er einen jungen Kerl daliegen, der nichts als ein Hemd am Leibe hat, worüber er ein jämmerlich Gesicht anhebt. Die Magd kam gelaufen, auch andere im Haus wehente Väter, zu sehen, warum der Dube so bestig geschrien, und fanden den guten Gesellen als einen aus tiefem Schlaf erwachten Menschen also im Hemde liegen. Aufreissen ermunterte er sich etwas und erzählte auf Befragen, es wäre ein großes schwarzes Thier, ganz zottig wie ein Foch gestalltet, zu ihm vor sein Bett gekommen und habe ihn also geängstigt, daß es ihn alsbald auf seine Hörner gefaßt und zum großen Fenster mit ihm hinausgeführt. Wie ihm weiter geschähe, wisse er nicht, auch habe er nichts sonderliches empfunden, nun aber besinde er sich so weit weg, denn gegen acht Uhr habe er noch zu Langensalza im Bette gelegen und jetzt wäre es zu Erfurt kaum halber neun. Er könne nicht anders glauben, als daß die Catharine, seine verige Liebste, dieses zu Wege gebracht, indem sie bei seiner Abreise zu ihm gesprochen, wenn er nicht bald wieder zu ihr käme, wolle sie ihn auf dem Foch helen lassen. Die Magd hat, nachdem man ihr gedreht, sie als eine Heze der Obrigkeit zu überantworten, angefangen herzlich zu weinen und gestanden, daß ein altes Weib, dessen Namen sie auch nannte, sie dazu überredet und ihr Kräuter gegeben mit der Unterweisung: wenn sie die sachte wüerte loden lassen, müsse ihr Buhle erscheinen, er sei auch so weit er immer wolle.

329.

Das stille Kind bei Erfurt.

Hallenstein's Geschichte von Erfurt B. 1017.

Im Frühjahr des Jahres 1677 ließ sich in der Umgegend von Erfurt ein kleines Mädchen sehen, welches etwa zehn Jahre alt war. Im Gesichte war es ganz blaß, hatte ein weißes Kleid an und seine Haare waren in Zöpfe geflochten. Es ging meist durch die Straßen und

Unterstieher Jelder, redete mit sich selbst, aber Niemand konnte seine Worte verstehen. In der Hand trug es ein braunethes Stäbchen und schlug, während es durch die Getreidefelder oder über die Wiesen wandelte, damit die Mücken ab, daß man solche aller Orten umherliegen sah. Wollte diesem Mädchen Jemand nach oder entgegen gehen, so überlief ihn ein gewaltiges Grauen, so daß er von seinem Gange ablassen und zurückweichen mußte. Ein Almschütz hatte das Kind einmal geschlagen, weil es mitten durch die Saaten gelaufen war; seitdem sah er das Kind fort und fort mit Grauen und sprach ihre und verwirrt.

330.

Schrimmivoller Groß.

Schnitt, von Herrn H. Ruz in Bremen.

Ein sehr reicher Mann in Erfurt heirathete eine Lustkne. Beide liebten sich sehr, erhielten aber keine Kinder. Das Weib starb und der Mann war untröstlich. Da kam ein Mann in der Nacht an sein Lager und sprach: „weine nicht mehr, erhebe dich und bringe dein Weib zu leben.“ Der Mann folgte und ward durch unbekannte Gänge endlich in einen schönen reichverputzten Saal geführt. Da lag das Weib im Sarge sehr schön geschmückt. Der Mann betrachtete seine Frau mit stiller Bewunderung und bemerkte acht Mäuselein auf ihr herumlaufend. Darauf fragte er den Hüter, was das sei; dieser antwortete, es wären acht Kinder, deren Geburt sie durch ihren Wandel verhindert hätte; die müßten sie nun benagen. Die Frau richtete sich nun auf und reichte ihrem Manne die Hand, so gleich aber gab ihm der Hüter einen Stab und bedeutete ihm diesen hin zu reichen. Er that es und wo die Frau angefaßt hatte, war der Stab verfault.

331.

Der Thak im Hause zur Georgenbursche in Erfurt.

Georg's Sohn's Ehrenf. der Stadt Erfurt. Gef. 1801. G. 11. 9.

Ein sehr altes, vielleicht eins der ältesten Gebäude der Stadt Erfurt ist eine Schenke auf der Vehmännbrücke, an dem Hunderte von

Menschen täglich verübertagen, ohne ihm die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Die einfache Mauerwand, deren außerordentliche Stärke vielleicht nur wenigen Leuten bekannt ist, und das große Schenkertheß, zu welchem die ehemalige kleine Spitzbegenthür erweitert worden ist, mögen wohl Schuld sein, daß das Gebäude so ganz unbeachtet ist. Zur Zeit der Gründung der Universität wurde es als Purfa benutzt, hieß „Weergen-Purfsche“ und gehörte der Universität; in noch früherer Zeit war es die Grenze des Judenquartiers und hieß wahrscheinlich „zum Jüdenzell.“

Der Vater des gegenwärtigen Besitzers hat erzählt, daß in einer kleinen Nische in der nördlichen Mauer ein Schatz in einer Püchse sich befunden habe. Als Knabe, sagte der Mann, habe ich dieses mit Steinen leicht verwahrte Loch in der Wand entrost und nach Hineingräb-
mung der Steine eine Püchse stehen sehen. In demselben Augenblicke aber, als ich darnach greifen will, werde ich bei meinem Namen ängstlich gerufen, springe herunter, laufe ins Wehnhaus und frage meine Eltern, warum sie mich gerufen. Diese versichern, daß sie davon nichts wüßten und ich gehe zu meinem Zimterte zurück, inzwischen war aber die Püchse völlig verschwunden.

Auch der jetzige Besitzer behauptet, daß noch Geld in der alten Mauer stecken müsse, denn seine Mutter habe einst in einer Nacht an einem Orte in der Stube eine glühende Koble gesehen, die offenbar auf einen verborgenen Schatz deute.

332.

Sagru von Möbisburg.

Thüringia, 1812. C. 67 ff.

I.

Am nördlichen Ende des Dorfes Möbisburg erhebt sich eine runde mäßige Anhöhe, theils von der Natur, theils von Menschenhänden so gebildet und geschaffen. Oben, wo jetzt die Kirche und der Gottesbader liegt, stand vor alten Zeiten eine Burg, daher den Hügel noch heute das

Welf den Burgberg nennt. Auf dieser Burg, erzählt die Sage, wohnte in uralten Zeiten ein mächtiger Hüft, dem das ganze Land weit und breit umher gehörte. Aber er hasste den Frieden, führte das ganze Jahr Krieg und je mehr er Feinde hatte, desto lieber war es ihm. Lange war er glücklich in diesen Kriegen, zuletzt aber zogen der Feinde zu viele gegen ihn, schlugen ihn überall aus dem Felde und belagerten endlich seine Burg. Der Burgberg ragte damals aus einem See empor, der das ganze Thal bedeckte und erst später durch Mühen abgeteilt worden ist. Der belagerte Hüft hielt sich sicher vor den Feinden auf seiner Burg im See, aber der Hunger zwang ihn endlich die Burg den Feinden zu übergeben. Die Feinde wollten Niemand freien Abzug gestatten, nur die Hüftin sollte frei abziehen mit soviel ihrer Habe, als sie zu tragen vermochte, doch sollte dabei nichts Lebendiges sein. Da versteckte sie ihren Gemahl in eine Kiste und trug die Kiste zur Burg hinaus, über die Brücke und durch die Feinde hindurch. Noch war sie in der Nähe der letzten Kriegsmacht, als der Hüft an den Fesseln der Kiste klopfte und ihr zurief: „nach auf, mir fehlt es an Luft.“ „Ich darf noch nicht,“ flüsterte die brave Frau zurück, „die Feinde sind noch ganz nahe.“ Abermals nach einer Weile rief der Hüft an die Kiste, und abermals erwiderte sie: „ich darf noch nicht, die Feinde schauen und nach; harre noch ein Weilchen, bald sind wir im Walde.“ Endlich schirmt sie der dicke Wald, da legt sie schnell die schwere Last ab, öffnet die Kiste und findet ihren Gemahl tot in derselben. Jammernd hebt die Hüftin die Kiste noch einmal auf ihre Schultern, um der Leiche ein christliches Grab zu verschaffen. Als sie nach Nießheim kam und die Bauern, denen sie früher Gutes gethan, um eine kurze Kiste und ein Grab für ihren Gatten bat, erlauben ihr diese nicht einmal nieder zu sitzen, sondern jagten sie fort über die Wiege. Schweigend und bitter weinend geht die Hüftin weiter mit ihrer Bürde. Im Walde ruht sie die Nacht unter einer Eiche, die man noch lange gezeigt hat, und dann kommt sie nach Eßhausen. Die Eßhäuser Bauern nehmen die arme Frau gutherzig auf, begraben ihren Gemahl in geweihter Erde und lassen ihr weiter nach Osten fort. Wo sie geblieben, darüber ist alle Kunde verschollen, aber zum Danke hat sie den Eßhäusern und den Bauern der andern Dörfer, die ihr Leichnam und Hüfte gewährt, Wallungen geschenkt auf ewige Zeiten. So ist es gekommen, daß Eßhausen und die meisten Dörfer von da nach Tannroda und Kranichfeld hin Gemeindefürsorge bis auf den heu-

tigen Tag haben, nur Kirchheim nicht, obwohl es fast im Felde liegt.

Noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts war es Brauch, daß die erwachsenen männlichen Einwohner jener Dörfer alljährlich an einem bestimmten Tage gemeinschaftlich auf einen nahen Berg, der Hönigstuhl genannt, zogen, um das Andenken an ihre frühere Gemeinschaft zu erneuern.

2.

Auf der „Burg“ und selbst in der Kirche, weil sie auf den Fundamenten eines alten Fürstenschlosses steht, ist es von jeher nicht ganz unbewiesen gewesen. Wenn zuweilen Leute, die sich verspätet, in der Witternacht vorüber gehen, ergötzt es in der Kirche. Das ist kein gutes Zeichen, denn wer es hört, muß bald sterben.

Zwei Männer, die an den Viruskämen auf der Burg, wo der Thurm des Schlosses gewesen ist, sich Nachts auf den Anstand gestellt hatten, haben ein weißes Schaf von ungeheurer Größe langsam die Munde innerhalb der alten Burgruine machen sehen.

3.

Der Schulmeister in Meiburg ging einmal noch in dunkler Nacht in die Kirche zum Frühkanten. Da lag ein heftiger Hund vor dem Altare. Darüber erschrad der Schulmeister so heftig, daß er den dritten Tag darauf starb. Nach seinem Tode mußten nun zunächst die jungen Burtschen der Reihe nach, jedesmal zwei, zur Frühkante kanten. Da geschah es, daß einmal zwei gute Freunde zusammen auf den Thurm stiegen. Der eine hatte den andern in der Nacht abgerufen, in der Meinung, daß es bald fünf Uhr sei. Als sie den Thurm erstiegen haben, schlägt es aber erst zwölf, zugleich hören sie auch ein Geräusch auf dem Wetterbader. Zur Thurmuise hinanschaunend erblicken sie im Widerschein einen Fremden, der hastig über die Gräber läuft, auf einem Grabe niederkniet, es aufscharrt, den Toten entkleidet, auf die Achsel wirft und mit ihm von dannen reht. „Was gilt?“ spricht der eine Burtsche zu dem andern, „ich hole mir das Leichentuch da unten.“ Der andere sucht

ihn davon abzubringen so gut er kann, aber der verwegene Burishe hört nicht, holt das Leidentuch und kommt damit auf den Thurm zurück. Nach einer Weile kommt der Aemte mit dem Leuten auf der Achsel wieder zurück, wirft ihn hin und vernichtet, als er ihn wieder aufleben will, das Leidentuch. Sogleich ruft er zum Thurmlede hinauf, an dem die erschreckenen Burisken stehen: „gib das Leidentuch zurück!“ Weil aber der Burishe nicht Folge leistet, so hebt ihn auch sein Aemte bitter, so reißt jener Aemte sofort die Thurmthür auf und stürzt die Treppe hinauf. In ihrer Angst kriechen die beiden Burisken unter die Mose, weil man unter Mosen vor Wespennestern und allem Wesen sicher ist. Der Aemte rennt und tobt um die Mose herum, doch ohne sie anzurühren. Weil aber ein kleiner Zipfel des Leidentuchs hervorragt, ergreift er es und tragt mit ihm die Stufen hinab. In dem Augenblicke aber, als er unten den Leuten ergreift um ihn zu befeiden, schlägt die Thurmthür ein. Da sahen die Burisken am Thurmlede, wie er Leide und Leidentuch hinweist und gleich dem Sturmwinde entflieht. Am andern Morgen fand man die Leide auf dem Gesichte liegen und über dieselbe das Leidentuch gebreitet.

4.

Ein junges Mädchen aus Fischleben war einst Tisteln zu suchen auf die Burg gegangen. Da glänzt ihr plötzlich eine wunderschöne Blume entgegen, wie sie noch nie eine gesehen hatte. Sie pflückt die Blume und in demselben Augenblicke sieht sie ein offenes Thor, das in den Berg führt. Schüchtern geht sie einige Schritte hinein. Da stand alles von Gold und Silber und am Eingange stand ein großer, glänzender Wagen. Wenn das Mädchen zugegriffen hätte, so wäre alles ihr gewesen, aber so war sie zu furchtsam und nahm nur den Radnagel von dem einen Rade des Wagens. Darüber war ihr die Blume aus der Hand gefallen. Im Augenblicke fängt der Wagen an fort zu rollen. Das Mädchen flieht schnell zurück und als sie eben den Ausgang erreicht hat, schlägt das Thor mit heftigem Krachen hinter ihr zu. Sie läuft nun ins Dorf und erzählt, was ihr begegnet ist. Da machte sich die ganze Gemeinde auf, aber Niemand konnte das Thor wiederfinden.

5.

Ein Bauer aus Weiskburg hatte noch eines Abends spät auf seinem kleinen Ackerstücke auf der Burg mit der Hacke gearbeitet; es war schon um Mitternacht, als er heimging. Beim Herabgehen wirft er noch einen Blick auf den Kirchhof. Da steht eben eine große Mulde voll Thaler und daneben eine wilde Zau. Der Bauer wußte wohl, daß ein Schatz nicht verschwinden kann, wenn man etwas darauf wirft. Er schwang also seine Hacke und warf sie auf die Mulde, dann ging er ruhig heim. Der Wurf mußte aber nicht genau gewesen sein, denn als er am frühen Morgen den Platz wieder betrat, lag neben seiner Hacke nur ein einziger großer, alter Thaler von dem feinsten Silber. Der Thaler soll noch lange zu sehen gewesen sein.

6.

Der vielen Jahren hatte ein armer Mühlknappe, weil er kein Unterkommen in einer Mühle finden konnte, sich als Knecht in der Fischleber Pfarre vermiehet. Die ungewohnte Feldarbeit kam ihn zwar sauer an, aber er blieb munter und unverdorren. Einmal stellte er eine Yeete nahe unter der Burg umhaden. Erst spät Abends um elf wurde er damit fertig. Er will nun heimgehen, da sieht er plötzlich auf der Burg zwei Männer stehen in langen Mönchsklütten und aschgrauen Angesichts, zwischen beiden eine Praupfanne voll Geld. Sie winken ihm und als er unerschrocken näher tritt, sprachen beide zugleich: „nimm, es ist dir beschieden!“ „Wenn ich das haben soll,“ antwortet der Mühlknappe, „so tragt mir's auch heim.“ Da heben die beiden Mönche stillschweigend die Praupfanne auf und tragen sie ihm nach bis vor die Thüre der Fischleber Pfarre. Dort setzen sie das Geld nieder, grüßen ihn noch einmal mit ernsthaftem Nicken und verschwinden. Wer war froher als der Mühlknappe, der eben noch blutarm und jetzt reich war. Er baute alsbald drei Mühlen, die Weiskburger, die Fischleber und die Kuhnhäuser, und war und blieb ein reicher Mann bis an seinen Tod. Nach seinem Tode haben die Söhne das Geld mit Wegen getheilt.

7.

Der Jahren, als Soldaten in Wübburg einquartiert waren, stand eine Schiltwache nahe am Brunn bei der alten Kirche. Um Mitternacht sieht der Soldat eine weiße Frau mit langem Schleier angethan langsam Schrittes von der Kirche die Stufen hinab an den Brunn gehen. Dort lehnt sie sich auf den Brunnwand, schaut lange in die Tiefe hinab, dann wendet sie sich und geht so langsam und unhörbar, wie sie gekommen, die Stufen wieder hinauf und verschwindet. Der Soldat hat nicht das Herz gehabt sie anzurufen.

333.

Der Sonderer.

Schriftl. Mittheilung von Herrn H. Rue in Weimar.

Ein alter Mann in Eichelbern hatte große Kenntnisse in geheimen Künsten und heilte viele Leute. Bekannt ist folgende Erzählung.

Der Mann las Abends in einem alten Bude, als gerade ein Knabe bei ihm in der Stube war. Der Alte wurde hinausgerufen und verbot vorher dem Knaben in dem Bude zu lesen. Verbot reizt, darum übertrat es der Knabe. Kaum hatte er aber einige Worte gelesen, so hörte er ein starkes, immer stärkeres Geräusch an den Fenstern. Es war eine Schaar Raben, die mit den Schnäbeln daran riefen. Der Knabe gerieth in tödtliche Angst, da trat der Alte zornig ein, gab dem Knaben eine Ohrfeige und las schnell einige Worte in dem Bude und die Raben verschwanden. Der Mann hatte jene Worte, die die Raben her beschworen, rückwärts ohne Aufseß gelesen, darum hatten sie wieder weichen müssen.

334.

Das Steinbild am Oberschloß zu Kranichfeld.

Heinrich von der Linden des Herzogthum Meiningen II. 792.

Deutsche Geschichte Meiningen II. 183 ff.

An der alten äußern Mauer des Oberschloßes zu Kranichfeld befinden sich verschiedene ungethümte Steinbilder, darunter auch das Bild

eines Mannes, das in gleicher Gestalt öfters an alten Bäumen ver-
seht.

Auf dem Oberschlesie, so erzählt man, wohnten zwei Brüder, Wel-
ser und Lutger. Sie kamen einst in einen heftigen Streit, so daß sie
von einander ziehen und ihre Güter theilen wollten. Und das geschah.
Sie waren mit der Theilung fertig, da sprach Lutger, der jüngere Bru-
der, welcher die Burg verlassen sollte, auf den Berg deutend, wo jetzt
Niederfrankischfeld liegt: „Dorthin will ich meine Burg hauen.“ Da-
rüber lachte Welser und entgegnete: „wenn dieser Plan zu Stande kommt,
will ich thun, was noch Keiner gethan hat und Keiner thun wird.“
„Es gilt,“ sprach Lutger, „ein Ritter hält sein Wort.“

Die Burg wurde zu Welser's Schieden vollendet und der Bruder
war grausam genug auf der Erfüllung seiner Zusage zu bestehen, obwohl
er wußte, daß es Welser damit aus Leben ging, aber er kam dadurch zu-
gleich in den Besitz der Oberburg und des dazu gehörigen Landes. Auch
ließ er seinen Bruder in gezwungenster Stellung an einem Eiser des O-
berschlesies in Stein hauen und dieses Bild zeigt man noch heute als des
Schlesies Wahrzeichen.

Man erzählt aber noch eine andere Sage von dem unaufrichtigen
Vögte an der Schlesiende in Oberfrankischfeld.

Einst war das Schlesie heftig belagert. Der Kommandant wurde
zur Uebergabe aufgefordert, vermaß sich aber hoch und theuer, ehe er
das Schlesie übergebe, wolle er jenes thun. Allein trotz seiner tapfern
Gegenwehr und schweren Verheißung wurde das Schlesie doch einge-
nommen und die Feinde waren so grausam vom Kommandanten die Er-
füllung seines Wortes zu verlangen. Da diese ihm aber unmöglich war,
so schlugen sie ihm das Rückgrat entzwei und zwangen ihn in die un-
natürliche Stellung, in der er elendiglich starb. Das Steinbild verewigt
die unbedachte Verheißung und der Feinde Grausamkeit.

335.

Der Schatz bei Getha.

Neue Anzeiger VI, 291.

Einem Handwerksburschen in der Nähe von Getha träumte einige
Nächte hinter einander, er möge mit seinem Freunde in das nächste

Wälzchen an einen bestimmten Platz gehen, von dem Zwickel, den er deutete, eine Stange schneiden und sich damit in das angrenzende Wiefenthal begeben, wo ein Kessel voll Geld stehe; stillschweigend sollten sie durch die Ringe des Kessels die Stange schieben, ihn dann forttragen und an das, was ihnen verkäme, sich nicht im mindesten kehren. Der Handwerksbursche erzählte das seinem Freunde, der die folgende Nacht bei ihm blieb, damit sie, wenn jenem dasselbe nochmals träumte, sofort zusammen fort könnten. Als nun der nächtliche Traum wieder erfolgt war, brachen sie unverweilt auf, fanden richtig den Zwickel, welchen sie abzeichneten, daraus eine eben und unten zugespitzte Stange machten und dann in das Wiefenthal gingen, wo sie den Kessel voll Geld stehen sahen. Schnell schieben sie durch dessen Ringe die Stange, legten niedergebückt sie auf ihre Achsel und wollten aufstehen. Da erblickten sie über sich einen Walgen, worauf ein Mann saß, der eine Kette herabrafeln ließ und rief: „welchen soll ich nehmen, den mit dem rothen oder mit dem blauen Hemd?“ „Ach Gott, laß uns, wir gehen geschwind heim!“ sagte erbroden der eine, und augenblicklich verlauf der Kessel, Mann und Walgen verschwanden und nur die Ringe blieben an der Stange hängen, welche man nachmals zu Oetba in der Kirche aufbewahrt hat.

336.

Der Drache als Hase.

Von Herrn C. Rue in Weimar. Schriftst.

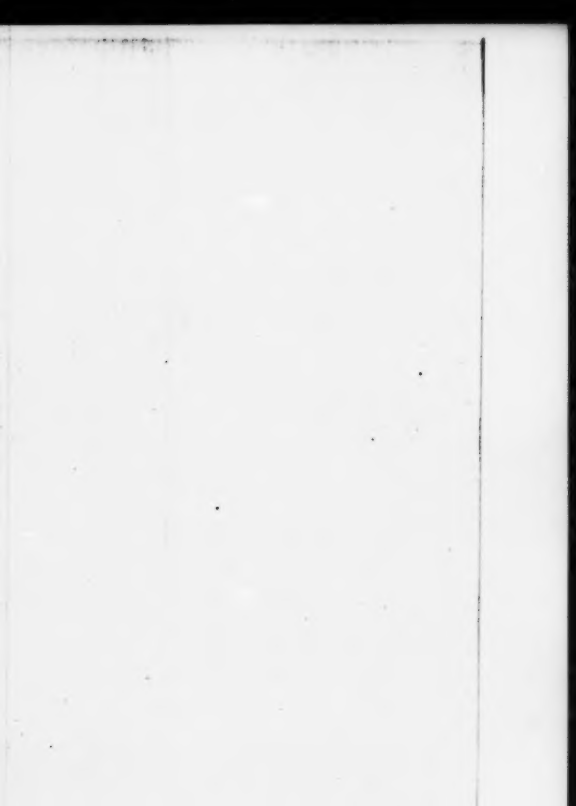
In Schwabhausen zwischen Oetba und Lüttruf hatte eine Familie den Drachen. Als die Tochter heirathete, sollte der Schwiegersehn den Drachen übernehmen, denn wer ihn behält bis ans Ende der ist ewig verflucht. Das wußte aber auch der Schwiegersehn und weigerte sich und da er die List des Schwiegervaters fürchtete, zog er in ein anderes Haus. Kurz darauf kam erst ein Hase in den Kuhstall und verschwand dann, aber überall fand man in den Ecken des Hauses Fress und Häse. Die Leute wurden reich.

337.

Tut-Ursel.

Otmar Volkssagen S. 211 ff.
 Grimm deutsche Sagen Nr. 311.

In einem fernen Kloster zu Thüringen lebte vor Zeiten eine Nonne, Ursel geheissen, die störte mit ihrem heulenden Gesang noch bei Lebzeiten den Cher; daher nannte man sie Tut-Ursel. Noch ärger wurde es nach ihrem Tode, denn von elf Uhr Abends steckte sie den Kopf durch ein Loch des Kirchturmes und tutete kläglich und alle Morgen um vier Uhr stimmte sie ungerufen in den Gesang der Schwestern. Einige Tage ertrugen sie es; den dritten Morgen aber sagte eine voll Angst leise zu ihrer Nachbarin: „das ist gewiß die Ursel!“ Da schwieg plötzlich aller Gesang, ihre Haare sträubten sich zu Berge und die Nonnen stürzten aus der Kirche, laut schreiend: „Tut-Ursel, Tut-Ursel!“ Und keine Strafe konnte eine Nonne bewegen, die Kirche wieder zu betreten, bis endlich ein berühmter Teufelsbanner aus einem Kapuzinerkloster an der Donau geholt wurde. Der bannte Tut-Ursel in Gestalt einer Heule in die Tumenburg auf dem Harz. Hier traf sie den Hadelnberg und fand an seinem huhu! so groß Gefallen, als er an ihrem uhu! und so ziehen sie beide zusammen auf die Lustjagd.



Kleine Beiträge

zur

deutschen Mythologie, Sitten- und Heimatskunde

in

Sagen und Gebräuchen aus Thüringen.

Gesammelt und herausgegeben

von

Dr. August W i s s e l.

Zweiter Theil:

Sagen, Sitten und Gebräuche aus Thüringen.

Bibliotheca
Universitatis
Lipsiensis
1893.

Wien 1878. ; -

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler

Sagen, Sitten und Gebräuche

aus

Thüringen.

Gesammelt von Dr. August Wischel.

Herausgegeben

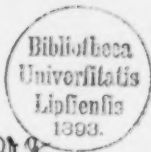
von

Dr. G. L. Schmidt
in Eisenach.

917

R 2411

Zeit. d. d. 1920



Wien, 1878.

Wilhelm Braumüller

1. v. Hof- und Universitätsbuchhändler.



Vorwort.

In der Vorrede zu dem ersten Theile dieser Sagen hatte Professor Dr. Wischel die Hoffnung und den Wunsch ausgesprochen, daß dessen Veröffentlichung dem Unternehmen freundliche Unterstützung, Beihilfe und Ergänzung zuwenden möge, und dann in einem besonderen Flugblatte namentlich die Herren Geistlichen und Lehrer um Beantwortung bestimmt vorgelegter Fragen gebeten. Eine große Anzahl kurzer und ausführlicher Zuschriften war die Folge davon und es lag nun ein reiches Material, namentlich für den Volksgaberglauben, vor. Leider aber war es dem unheimatliche Geschichte und Alterthümer so hoch verdienten Verfasser nicht gestattet, dieses Material zu sichten und zu ordnen. Ein frühzeitiger Tod entriß am 9. December 1876 den noch im kräftigsten Mannesalter Stehenden der Familie, der Schule und der Wissenschaft. Es ist hier nicht der Ort, auf die Verdienste des Verewigten näher einzugehen; ein kurzes, aber wahres und treffendes Bild von seinem Leben und seiner Person hat der Director des Gymnasiums Dr. Weniger im Programm von Ostern 1877, S. 13 und 14, entworfen.

Nur ein Theil der in diesen Band aufgenommenen geschichtlichen Sagen lag druckfertig vor; das übrige Material zu sichten und zu ordnen übernahm der Unterzeichnete, obwohl er sich bis dahin mit diesen Gegenständen nicht beschäftigt hatte, aus Pietät

gegen den verewigten treuen Freund und um die werthvollen Sammlungen nicht unbenützt liegen zu lassen. Daß sie in kundigerer Hand eine bessere Verwerthung gefunden haben würden, darüber ist er sich keinen Augenblick zweifelhaft, und bittet für die sich findenden Mängel um gütige Nachsicht. Namentlich wolle man die Wiederholungen, die sich trotz mehrmaliger sorgfältiger Durchsicht in der Darstellung der abergläubischen Sitten eingeschlichen haben, freundlich entschuldigen. Von den Ortssagen sind manche von geringem Werthe; doch glaubte ich sie nicht ganz weglassen zu sollen. Ganz besonders werden Kenner der Sagen Geschichte mit mir bedauern, daß Wischel die erklärenden Anmerkungen nicht vollendet hat, welche Ursprung, Bedeutung und Zusammenhang der einzelnen Sagen mit anderen Sagen, volksthümlichen Gebräuchen und Vorstellungen erläutern sollten. Die wenigen, welche sich ausgearbeitet vorfanden, lasse ich hier folgen.

Eisenach, den 30. Juli 1877.

Dr. G. Schmidt.

Erklärende Anmerkungen.

In B. I, Sage Nr. 26.

Hauswärmung, auch Hauswärnde und Hauswärme genannt, ist eine noch heute in Thüringen und Eisenach gekannte und geübte Sitte und, wie aus dieser Erzählung ersichtlich ist, schon am Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts, wahrscheinlich noch früher heimisch und im Gange. Johannes Rothe verlegt sie nach seiner Weise zu erzählen schon in die Zeit Ludwig's mit dem Barte und läßt ihn zugleich mit der Kirchweihe auch die Einweihung seiner neu erbauten Burg halten. Die Sitte besteht darin, daß der Erbauer, auch wohl der Käufer eines neuen Hauses nach dem Einzuge in dasselbe seinen Verwandten und guten Freunden einen Einzugschmaus und damit dem Hause gleichsam seine Weihe gibt. In anderen Gegenden von Thüringen heißt dieselbe Sitte „Hausrauch“, und in hennenbergischen Ortschaften wird, wenn das Haus fertig gebaut und bezogen ist, „der Herd gewärmt“; in Schwarzburg-Sonderhausen wird „der Herd begossen“. Wenn in Eisenach und der Umgegend Jemand in eine neue Miethswohnung gezogen ist, so veranstalten seine Freunde einen Einzugschmaus, gewöhnlich des Abends; „es wird ihm,“ wie man sagt, „der Tisch gerüdt“. Auch bei Halle ist oder war der „Hausrauch“ in Übung und „Hauswermet“ in Schlesien. Vergl. Grimm, d. Wörterb. IV, 2. Ebenfalls ist die Sitte uralt und war ehemals ganz allgemein verbreitet und stand im Zusammenhange mit einer kirchlichen benedictio domus. S. Schmitz, Sitten und Sagen des Eifler Volkes, I, 97. 2, 81. 87.

3a Nr. 31.

Sagen von Vanderwerb durch List und Meineid sind nicht selten. Ähnliches erzählt die Kaiserchronik über die Gründung von Pöyngz durch den Kaiser Constantin. Wie Ludwig mit der Erde von seinem Grund und Boden den Berg der Herren von Frankenstein überschüttet, so bestreut und bedeckt der Sachse mit der von einem Thüringer gekauften Erde dünn und fein ein großes Stüd thüringischen Landes, und fortan behaupten die Sachsen ihr Recht auf dieses Land mit dem Schwerte gegen die Thüringer. S. Grimm, d. Sagen Nr. 416.

3a Nr. 34.

Der weit verbreitete und oft geübte Brauch der Vorzeit, nach einem sündhaften und schuldbeladenen Leben vor dem Tode noch in einen Mönchsorden zu treten und dessen Kleid anzunehmen, beruhte auf dem frommen Glauben, den der heilige Benedict hervorgerufen haben soll, daß die Seele auch des größten Sünders aus der Gewalt des Teufels und der Pein des Hefeseuers errettet werde, wenn sich derselbe auch nur kurz vor dem Tode in seinen Orden begeben und sein Ordenskleid anlege. Die Franziskaner behaupteten sogar, das einzige Mittel, den Teufel zu retten, wäre, ihn zu überreden, das Ordenskleid des heiligen Franziskus anzunehmen, und versicherten, der heilige Franziskus komme alljährlich einmal in's Hefeseuer und erlöse daraus alle diejenigen, welche bei ihrem Sterben sein Kleid getragen; dagegen behaupten die Karmeliter, an jedem Freitage hole die heilige Jungfrau die aus dem Hefeseuer, welche in der Karmeliterkutte begraben seien. Daher befahlen Viele, welche, vom Tode überrascht, nicht mehr in einen Mönchsorden eintreten konnten, daß sie wenigstens in Mönchskutten begraben würden, in der Hoffnung, alsdann auch an den Verdiensten des Ordens Theil zu haben. Vergl. Vulpinus, Curiositäten, I, 69 ff. III, 360. IV, 77. V, 358 f. Menschen aller Stände und Classen, Fürsten und Adelige, Gelehrte und Ungelehrte, Leute des Mittelstandes, sofern sie nur die üblichen Sporteln zu entrichten vermochten, haben nach dem Begräbniß in einer Mönchskutte verlangt. Und die Mönche mögen sich ihre Kutten nach den Umständen theuer genug haben bezahlen lassen. S. Joh.

Rischart in seinem Vienenforb (1586. 8.) S. 23 b. Unsere nach Casparius aus Heisterbach erzählte Sage war auch Luther wohl bekannt. Vergl. Tischr. 3, 302 und S. 178, wo allerdings mit Landgraf Ludwig dem Eisernen Ludwig der Springer und mit dessen Gemalin Adelheid die Landgräfin Margarethe, Albrecht's des Unartigen Gemalin, verwechselt werden.

Weitere Beispiele von solchem Eintritt hoher und vornehmer Herren in einen Mönchsorden, der von der Kirche als Buße für begangene Sünden auch auferlegt ward, sind unangeführt.

Zu Nr. 52.

Die Sage vom Löwen erzählen die Schleswig-Holsteinischen Sagen auch von Herrn Henrik. Ebenso hat Herzog Adolf, König Friedrich's I. Sohn, der Sieger über die Ditmarschen, am Hofe der Königin Elisabeth von England zur großen Bewunderung vieler einem ihm entgegenkommenden Löwen die Hand unbeschädigt auf den Kopf gelegt und zu den Zuschauern gesagt, man solle es ihm nachthun. Vergl. Müllenhoff, S. 25, 525. Die dänische Volksage erzählt dasselbe von Christian IV.

Zu D. II, Nr. 18.

Der Schluß der Erzählung beruht auf dem im Mittelalter ganz allgemein verbreiteten Glauben an die Untrüglichkeit der sogenannten Gottesgerichte, hier insbesondere dem Glauben an das Bahrgericht oder Bahrrecht, auf das man noch bis in die jüngste Zeit herab glaubte, einen rechtskräftigen Beweis gründen zu dürfen. Wenn nämlich eine Mordthat verübt worden war, der Thäter aber nicht ermittelt werden konnte und auf Mehrere der Verdacht fiel, so ward der Körper des Ermordeten, an den Wunden entblößt, auf eine Bahre gelegt, und Alle, die im Verdacht des Mordes standen, mußten sich der Leiche nähern und sie berühren. Wenn der Mörder an die Bahre trat und den Leichnam berührte, so gingen nach dem allgemeinen Glauben die Wunden wieder an zu bluten oder es floß, wie hier bei einer Vergiftung, Blut aus der Nase, oder trat in's Gesicht und aus den Augen. So kennzeichnete dieses noch bis in's 17. Jahrhundert übliche Gottesgericht den Mörder. So wird Hagen

im Nibelungenliede als Siegfried's Mörder erkannt. Auch Hartmann's Iwein thut des Wahrrechts Erwähnung, 1355 ff. Bei Shakspeare, König Richard III., Act 1, Sc. 2, blutet Heinrich's IV. Leiche, als Richard ihr naht. Noch im 17. Jahrhundert wird das Wahrgericht in der Hessen-Darmstädter Landesordnung vom Jahre 1639 gesetzlich angeordnet. Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ist das Wahrrecht stillschweigend außer Gebrauch gekommen. Eine ziemlich ausführliche Erzählung von einem in Eisenach angewendeten Wahrgericht gibt Hesse, Jen. Ztschr. 4, 436.

Inhalt.

Seite

I. Geschichtlicher Sagen.

1. Vom Grafen Ludwig, genannt der Springer	3
2. Ludwig, der Dritte Graf von Thüringen, wird ein Landgraf	4
3. Das Ritterschloß in Eisenach	4
4. Landgraf Ludwig der Milde	5
5. Ludwig der Fromme und die heilige Elisabeth	5
6. Die heilige Elisabeth erlöst ihre Mutter durch ihr Werk	6
7. Wie der Landgraf Ludwig zum Ritter geschlagen ward	7
8. Elisabeth macht einem Blinden wieder sehend	7
9. Ludwig demüthigt einen Herrn von Volja	8
10. Elisabeth's Demuth	10
11. Ludwig's Keuschheit	11
12. Ludwig demüthigt einen fränkischen Ritter	12
13. Der heiligen Elisabeth wird Wasser in Wein verwandelt	12
14. Ludwig nimmt das Kreuz	13
15. Ludwig's Begräbniß	17
16. Der Schenk von Berka verlobt Landgraf Heinrich und Elisabeth	19
17. Die heilige Elisabeth in Marburg	23
18. Landgraf Hermann wird von Pethe von Erbach vergiftet	23
19. Landgraf Konrad und Bischof Egidius	24
20. Landgraf Konrad that Ruhe und wird Hochmeister der deutschen Herren	26
21. Landgräfin Margarethe	27
22. Das Spiel von den fünf weisen und fünf thörichten Jungfrauen	29

II. Cris- und Volkssagen.

23. Muck und Renne	33
24. Der Eisenstein	33
25. Warum die Zeiten jetzt so schlecht sind	34
26. Weissagung vom Streit zwischen Kaiser und Papst	34
27. Von Wundwunden	35
28. Drei Ruere über dem Felsberg	35
29. Die Wachtel in Rötha	35
30. Wiesel	36
31. Der tolle Jäger	36
32. Wuthenbof Herr	37
33. In der Remnade zu Greba	37
34. Das Gericht zwischen Herda und Berka	38

	Seite
35. Vom Krantenstein auf der Wronenburg	38
36. Die Münzschleuthe	39
37. Der Hungerbrunnen bei Rauterbach	39
38. Die heilige Maria von Kreuzburg	40
39. Der Hund in Buchenau	41
40. Der Schatz in Buchenau	42
41. Der Reiter ohne Kopf bei Rißla	42
42. Der Schenk von Targila	43
43. Woher die blinden Hefen und die Mülhhauser Plöde kommen	45
44. Das Adulein vom Hufeld	45
45. Die drei Linden bei Dankwardhausen	46
46. Das Kloster Sinnerhausen	47
47. Die Kothhau in Helmerhausen	47
48. Die verfluchte Wiese bei Trüdes	47
49. Die Tuisburg	48
50. Die dreite Linde bei Kaltenwehheim	48
51. Heberhändchen auf dem Steinberg	49
52. Kloster Jella	49
53. Der Stein bei Terebach	50
54. Die Fegentinde bei Oßheim	50
55. Der Heidenbrunnen bei Oßheim	50
56. Der gebannte Weisthe	51
57. Gelpenk durch Glucken vertrieben	51
58. Schilgheden	52
59. Wie eine Nonne als Kinderföcherin entbedt wurde	52
60. Woher Wepels seinen Namen hat	52
61. Der Gluckbrunnen bei Wepel	53
62. Das Gelpenk als Obwehr	53
63. Der Teufel als Freier auf Schloß Hartenberg	55
64. Von dem kleinen Weichberge bei Hilbburghausen	56
65. Vom Eichenhaufe bei Conarberg	58
66. Der Muckberg	58
67. Das Heidengrab auf dem Teufberge	58
68. Die verganberte Jungfrau im Rothenstein	59
69. Das Gottesfeld bei Belter	59
70. Die vierzig Ritter in Eifel	60
71. Von dem Eichenloche bei Wellershhausen	61
72. Die Jungfrau auf dem Heidenstein	62
73. Die weiße Jungfrau in Rittersode	62
74. Burg Birkenstein	63
75. Weiskopf am Grunberge	64
76. Die Gröndung des Klosters Georgenthal	65
77. Der Jägerstein am Scherkef	66
78. Das Felloch	68
79. Der rothe Berg bei der Wachsenburg	68
80. Die Penetianer auf dem Heinsberge	69
81. Der Schatz im Heinsberge	70
82. Wein in den Kellern der Heinsburg	71
83. Das schöne Feld bei Stadt Jim	72
84. Der Königshuhl bei Kramfeld	72
85. Die Miesen auf der Heinsburg und dem Eingersberge	73
86. Der Schatz im Eingersberge	74
87. Der Schöfer im Eingersberge	74

88. Das vergaubeite Mitterkalein im Sangerberge	75
89. Frau Hella und der irne Sack	76
90. Der Meilenstein bei Blankenburg	77
91. Der Hiedler auf dem Schauenloch	77
92. Das Jüdenloß bei Ruckst	78
93. Der weiße Hase in Dersig	79
94. Der Dodenteich	80
95. Die Rigen im Abgewehr bei Reitsch	80
96. Kloster Cuesfurt bei Pöltchen	81
97. Schloß bei Leichwolframdsdorf und Wajdorf	82
98. Der Wiesenloch im Hühnerhaud	83
99. Der wilde Jäger bei Berge	83
100. Das graue Männen im Fels	84
101. Leutischgraben und Leutischkugel bei Watterdsdorf	85
102. Der reiche Hibernisch	85
103. Die weiße Frau auf dem Schloße zu Berge	86
104. Der Reiter ohne Kopf bei Berge	86
105. Der Langgriß auf dem Schloße zu Watterdsdorf	87
106. Der Drache in Watterdsdorf	87
107. Der Berggriß bei Eghorf	88
108. Der Rantenberg	89
109. Die Altenburg	89
110. Die Wunderblume bei der Heimaldömhille	90
111. Die Jungmader in Weiba gehen nach Rannburg zum Bier	91
112. Der Jungferenthurm in Weiba	91
113. Erbauung der Stadt Weiba	91
114. Die Stiftung des Klosters Milbenfurt	92
115. Die gekannte Nonne in Milbenfurt	92
116. Des Leutels Hut	93
117. Ritter und Edelknecht im Wappen der Stadt Triptis	94
118. Pisanie des Grafen Ernd von Cyburg	94
119. Der Solgriß bei Grawitz	94
120. Rigen in der Eihre	95
121. Von der Judensacke	96
122. Der Finkbaum bei Krutwig	98
123. Die Nonne im Keller	98
124. Der sturche Weisheit	99
125. Der Poltergriß im Schloße zu Jeno	99
126. Der verwünschte Vogelheiler in den Leutelslöchern bei Jeno	100
127. Der Drache beschicht die Post	100
128. Ein Edelmann haust das Wild	100
129. Bonifazius in Riegenheim	107
130. Der Brunnen zu Richtenheim	107
131. Der Rigenreich bei Godebe	108
132. Die Apostelbilder in Altrungbana	108
133. Der lange Stein bei Bittelstrib	109
134. Der Schenkling bei Olschleben	109
135. Das verbannte Schwärn bei Taubdorf	110
136. Spul auf Heilgarten	111
137. Woher der Name Pahlsteden kommt	111
138. Der Pflanz ohne Kopf in Oßernissa	111
139. Warum die Bewohner von Michaelsdorfen im Watterhaud auf den Berg basten	111
140. Der Watterhaud in Taubdorf	112

	Seite
141. Die unheimliche Kammer	112
142. Der Leichenzug	113
143. Der Geist des Pfarrers	113
144. Der schwarze Hund	114
145. Von der Gründung Hagenbergs und der Entstehung seines Heiligtums	114
146. Pothart und die Hünne	117
147. Von einer wunderbaren Rettung der Stadt Weimar	120
148. Der Geist umreißt die Hefliche	121
149. Das Weidenglöckchen in Weimar	121
150. Der Schach im Keller	122
151. Der Stolzmeister des Herzogs Bernhard	122
152. Der Tod verkündende Geist	123
153. Der nächtliche Besucher	124
154. Das unheimliche Haus	125
155. Der Mönch	126
156. Das Nonnenkloster	127
157. Gelbe	128
158. Der Spuk am Grabe	129
159. Der hufende und gekannte Seifenheber	129
160. Der hufende und gekannte Geißliche	130
161. Das extranene Kränlein	131
162. Die Geister der Extranten	131
163. Der Bürgerkloster	132
164. Rindesüberbrücken gehen um	132
165. Das weiße Kränlein in Buchart	133
166. Die wilde Bern kommt	134
167. Wahrsagen der Thüringer Hirt in Erfurt	134
168. Das Räuten der Martins-Gans	135
169. Der sprechende Hahn	135
170. Gehör setzt sich um	136
171. Die Heiligen im Kloster Volkrode	136
172. Die Kirche zum heiligen Kreuz in Sondershausen	136
173. Der Hagenberg bei Sondershausen	139
174. Der Spatenberg	140
175. Singen in die Mitte der Erde	142
176. Die Robitzsche	142
177. Die Schlüsseljungfrau von Weiden	143
178. Der Jäger Claus in Herrensgerichte	143
179. Der Kipper Heidenbaum	144
180. Die Kette zwischen Nordhausen und Ulrich	145
181. Der Hohlborn und die Treiberrutsche bei Sondersberge	145
182. Der Mönchsstein bei Beyer	146
183. Der Bauer und das Mönchslein auf dem Ruffhäuser	146
184. Der Wichtel Hahn	148
185. Teufelskette	151

III. Aberglaube, Sitten und Gebräuche.

1. Advent	155
2. Weihnachts und Dreikönigstag	156
3. Lichtmesse, Peterstag und Fastnacht	166
4. Oheim	165
5. Pfingsten	200
6. Fast- und Erntegebräuche	213

7. Tod	275
8. Geburt	284
9. Tod und Begräbniß	285
10. Verewochen	292
11. Allgemeiner Übergang	276
12. Volksfeste.	
1. Der Sommergenuß in Ofsenach	297
2. Der Richttag zu Reingerschmende	302
3. Die Wiener'sche Rinde	308
4. Die Brantenhäuser Kornfeste	309
5. Der Blümming'sche Kirchgang	314
6. Das Kirchfest zu Raumburg	314
7. Die Blüthenbrant	317
8. Der Schäfertag zu Stadt Alm	318
9. Kirchweihgebräuche	321
10. Die Kirwe in Wolfshedingen	331
11. Der Kirchbör in Schwarzburg-Grundhausen	333
12. Die Kirwe begraben	334
13. Das Klüppel- oder Reutenpiel	334
14. Das Hegenfchleppen oder Todspiel	335
13. Verschiedenes.	
1. Die sonst sündliche Frauen bestraft wurden	335
2. Modentanz	336
3. Tod Hahnenrecht	337
4. Feuerfeller	339
5. Ueberriffung in Burgau	339
6. Jiegenheim	339
7. Tracht der Weiber in Trostede	339
8. Reidertracht im Hadelstättischen	340
9. Alte Reidertracht zu Kreuzburg	340
10. Reidertracht in der Vorzeit	341
11. Die Brautleute in Schafhöfen	341
12. Der Reidertracht in Gersdorf	342
13. Brauch in Riepslig	342
14. Die Reidertracht in Langen	342



I.

Geschichtliche Sagen.



Vom Grafen Ludwig, genannt der Springer.

Der Chron. N. 120 ff.

Nach dem Tode Ludwig's des Bärtigen kam sein Sohn Ludwig, den man nachher den Springer nannte, zur Herrschaft und besaß seines Vaters Erbe und Güter in Thüringen. Obwohl er noch jung war und erst sechzehn Jahre alt, so zeigte er sich doch in allen seinen Geschäften verständig und weise. Nach einigen Jahren kaufte er auch Sangerhausen mit seiner ganzen Zugehörung seines Bruders Sohne ab, dem Grafen Konrad von Hounstein; auch andere Güter kaufte er, wo er sie haben mochte, und brachte sie zu seiner Herrschaft. Seine Freunde und Herren rietheu ihm, daß er sich verändern sollte und eine gute Freundschaft gewinnen, um Rath und Hilfe zu haben, wenn es ihm nöthig wäre. Man freiete ihm des Herzogen Ulrich's von Sachsen Tochter und die nahm er im andern Jahre zur Ehe. Als er sie aber heimgebracht hatte, ward sie hoffärtig und ließ sich bedürken, daß der Graf Ludwig ihr nicht würdig wäre, weil ihr Vater ein Herzog war, er aber und sein Vater neue Grafen, und obwohl ihr Gemal ein junger, stolzer, freidiger und schöner Mann war, that sie ihm doch so viel Schmach mit Worten und Werken an, daß er das von ihr nicht länger leiden wollte und sie ihrem Vater wieder heimschickte, bis er ihr gut genug würde. Ihr Vater, ihre Mutter und die andern Freunde strastien sie darum also sehr mit Worten, daß sie in ihrem Herzen sich zu härmern und zu grämen anfang, in eine Krankheit versiel und noch in demselben Jahre starb.

2.

Ludwig, der dritte Graf in Thüringen, wird ein Landgraf.

Schlösser Bl. 51.

Ludwig, der dritte Graf zu Thüringen, war ein Sohn Ludwig's des Springers. Derselbe nahm zur Ehe des Herzogs Lotharius von Sachsen Tochter, genannt Hedwig. Als der Herzog Lotharius nachher Kaiser geworden war und sah, daß sein Eidam ein gestrenger Ritter war, tüchtig und weise in den Geschäften des Kaisers und mächtig in Thüringen und Hessen, da machte er ihn nach dem Rathe der Fürsten zu einem Landesfürsten mit Paniere nach solcher Herrlichkeit wie gewöhnlich ist, und fürstete ihn mit zwölf Grafen zu seinem Hofgesinde und gab ihm die Lehnschaft über diese Grafen und setzte diesen Grafen andere freie Dienstleute zu Unteramtsleuten und theilte allen schönes Lehen zu. Auch gab der Kaiser Lotharius seinem Eidam das Recht, das Kleinod auf seinem Helme silbern zu führen, als es der römische Kaiser golden führt.

3.

Das Nikolaikloster in Eisenach.

Schlösser Bl. 50b—53.

Ludwig, der erste Landgraf und Fürst in Thüringen, hatte eine Tochter, Adelheid genannt. Diese begab sich der Welt, ging in das Kloster St. Nikolaus zu Eisenach und war darin eine Aebtissin. Dieses Kloster baute sie zuerst an die Stätte, da es jetzt gelegen ist. Dort war vorher ein bemauerter Hof mit steinernen Remisen und gehörte ehrbaren Leuten, den sie die Hofstätte abgelaufen und ein Kloster hergerichtet hatte. Dasselbe Kloster lag früher auf St. Peters Berge in der alten Stadt und war gering an seinem Gebäude; auch das Wasser und die Brunnen waren fern und darum verging das Kloster an dieser Stätte.

Man erzählt auch, daß dieses Kloster zuerst in Sattelstadt sich erhoben habe von einer Königin Heinschwig aus Engelland. Als

dieser Königin ihr Gemal, der König, starb, der ihr über die Maßen lieb war, denn er hatte sie aus einem geringen Geschlechte um ihrer Tugend willen zu einer Königin erwählt, da wollte sie der Treue nicht vergessen und gab nach seinem Tode große Almosen und hielt und ließ halten viele Gebete für seine Seele. Sie meinte, in welchen Peinen er auch wäre, so wollte sie ihn erlösen, sofern ihr das möglich sein möchte. Da ward ihr geoffenbart, daß ihr Herr sein Hengeseuer leide in dem Lande zu Thüringen in einem Berge, der heiße der Hörfelberg. Den Namen hatten ihm die Leute, die darum wohnten, gegeben, weil sie oft gar jämmerlich Geschrei hörten von den Seelen, die darin zu leiden hatten. Darum nannten sie denselben Berg „Hör der Seelen Berg,“ das man nun zusammen spricht der Hörfelberg. Das Dorf, das hietz daran liegt, nannte dieselbe Königin Satanasstätte, weil die bösen Geister ihr da erschienen; jezt nennen es die Leute noch Sasinstätte. Dort blieb die Königin und baute da eine Kirche und wohnte dort mit ihren drei Jungfrauen manche Zeit und erlöste mit Gebet, guten Werken und Almosen ihres Herrn Seele. Auch nahm sie zu sich noch andere heilige Jungfrauen und diente Gott bis an ihre Ende. Als sie starb, hinterließ sie ihren Jungfrauen eine gar reichliche Habe an Geld und Gut. Damit zogen diese nach Eisenach auf St. Petersberg, nahmen das Kleid und den Orden an sich und wohnten dort mehr denn hundert Jahre.

4.

Landgraf Ludwig der Milde.

Der Chron. B. Buch.

Landgraf Ludwig III. war gar ein erlauchter frommer Fürst, männlich und tapfer im Streit, vorsichtig und weise in seinen Reden, in Widerwärtigkeiten geduldig und sanftmüthig, gegen arme Leute barmherzig und gütig; er ertrug ihr Geschrei und ihre Klagen, die sie zu ihm thaten, als ob er von Rechtswegen die Almosen ihnen schuldig wäre. Er nährte sie, kleidete sie und gewährte ihnen seinen Schutz. Er war ein so frommer Christ, daß man ihn seiner Demuth und seines Gebetes wegen mehr für einen Mönch hielt als für einen Ritter; er war gegen alle Leute so gütig, daß man ihn den milden Landgrafen nannte.

Ludwig der Fromme und die heilige Elisabeth.

Schloß Pl. 72.

Ludwig, der sechste Landgraf, Landgrafen Hermann's Sohn, dem die heilige Elisabeth verlobt war, nahm an sich die Herrschaft zu Thüringen nach seines Vaters Tode, als er sechzehn Jahre alt war. Diesen nannten die Leute den frommen, tugendhaften Landgrafen, denn er hatte alle frommen, heiligen Leute lieb und that ihnen Gutes, wo er konnte. Wie jung er auch war und stets frohen Sinnes, so übertrat er doch nie die Tugend und Gottes Gebote weder mit Worten oder Thaten, noch in seinen Werken und bewies seine Tugend Jedermann. Er war nicht zu lang noch zu kurz und hatte ein schönes Antlitz, war fröhlich, gütig und freundlich, schamhaft und züchtig gleich einer Jungfrau, reinlich an seinem Leibe und Kleidern, in allen Dingen weise und verständig, wohlredend, sanftmüthig, geduldig männlich, chrsam, wahrhaftig, allen seinen Mannen getreu und barmherzig gegen arme Leute.

Die heilige Elisabeth war vollkommener Leibesgestalt, hatte braune Gesichtsfarbe und ein schönes Ansehen, war ernst in ihrem Gange und Wandel, züchtig und sitzsam, gütig in der Rede, innig im Gebete, über die Massen barmherzig gegen Arme, friedsam unter dem Hofgesinde, freundlich und herablassend gegen ihre Dienerschaft, tugendhaft und voll der göttlichen Liebe.

6.

Die heilige Elisabeth erlöst ihre Mutter durch ihr Gebet.

Rothe 68r. Chron. B. 291.

Mit großer Liebe ward das Kind Elisabeth auf der Burg zu Wartberg erzogen und kostlich mit den Kleinoden, die man mit ihr aus Ungarn gebracht, und dem kostbaren Schmud gehalten. Als sie sieben Jahre alt war, ward ihre Mutter, Frau Gertrud, von einigen ungarischen Herren wegen Untreue bösllich verläumdelt, daß ihr der

König öffentlich das Haupt abschlagen ließ. Dieses geschah nach Christi Geburt im 1212. Jahre. Da erschien die Mutter ihrer Tochter des Nachts im Traume und sprach: „Liebes Kind, ich bin gestorben und leide jetzt Pein um meine zum ewigen Heil versäumte Zeit, um meine Eitelkeit und Ueberhebung. Nun richte für mich dein Gebet zu Gott, daß er meine Pein kürze, du vermagst das ja zu thun, und daß er für meine Sünde meinen unschuldigen Tod setze, den ich schmähtlich empfangen habe.“ Das Kind verwachte und betete sogleich lange Zeit für seine Mutter. Daraus schlief es wieder ein. Und abermals kam die Mutter zu ihrer Tochter im Schlafe, dankte ihr und sprach, daß sie jetzt durch ihr Gebet erlöst wäre und auf dem Wege zum ewigen Leben.

7.

Wie der Landgraf Ludwig zum Ritter geschlagen ward.

Job. Kotha dritter Theil. II. 245

Im Jahre nach Christi Geburt 1218 ward der Landgraf Ludwig Ritter an St. Kilians Tage in der Pfarrkirche St. Georgen zu Eisenach. Da segnete ihn der Bischof zum Ritter und gürte ihm sein Schwert um und seine Grafen und Mannen aus Thüringen und Hessen, die er zu sich entboten hatte, schlugen ihn da zum Ritter während der Messe, die der Bischof von St. Georgen sang. Darnach ward ein großer Hof gehalten mit Turnier und Stechen und der Landgraf in seiner neuen Ritterschaft richtete ein großes Fest aus und begabte seine Gäste gar herrlich; nicht anders wollte er seine Ritterschaft empfangen als von Gott und seinen Mannen.

8.

Elisabeth macht einen Blinden wieder sehend.

Relig. Histor. anstalt. Lennae. II. 56 sq. Sept.

Eines Tages ging die heilige Elisabeth zur Mittagszeit in die Kirche ihre Andacht zu verrichten und begegnete unterwegs einem

armen unglücklichen Menschen, der blind von Geburt war und in seinen Augenhöhlen keine Augen hatte, so daß ein Jeder sich über diesen Anblick entsetzte. Zu diesem ging die fromme Fürstin hin und fragte ihn, was er hier thue. „Ich weiß es nicht“, antwortete jener, „denn ich kann nicht sehen und nicht von dem einen Ort zu dem andern ohne Führer gehen. Wenn ich das Gesicht hätte, wollte ich lieber mit meiner Hände Arbeit meinen Unterhalt suchen, als blind mit Betteln. So aber bin ich weder Andern, noch mir selber etwas nütze und belage wohl mit Recht mein Schicksal.“ Elisabeth sprach: „Gott hat dir zu deinem Besten dieses Kreuz auferlegt, ohne welches du Gott vergessen und gewiß in allerlei Sünden verfallen würdest.“ „Ich würde das sicher nicht thun“, entgegnete jener, „sondern die Sünde über Alles meiden und mit Fleiß und Arbeit meines Lebens Unterhalt zu verdienen suchen.“

Als dieses die fromme Fürstin hörte, befohl sie ihm, seine Bitten mit den übrigen zu vereinigen und Gott mit ihr im heißen Gebet anzurufen, daß er das Gesicht ihm schenken möchte. Und obwohl jener entgegnete, daß dieses Gebet umsonst sein würde, da er ja blind geboren wäre, so beharrte sie doch dabei und sprach: „Zweifle nicht an der göttlichen Allmacht, denn Gott vermag Vieles über unser Bitten und Versuchen zu thun, wenn wir nur den rechten Glauben haben.“

Darauf fielen Beide auf ihre Knie und sprachen in dem echten Geiste und in der Wahrheit ihre Gebete zu Gott. Noch waren dieselben nicht ganz beendigt, da fingen dem Blinden die Augen wunderbar zu wachsen an, daß er gut und wohl sah, alsbald aufstand und Gott und der frommen Fürstin freudig Dank sagte. Diese aber sprach zu ihm: „Gehe hin und diene Gott in wahrer Frömmigkeit und Demuth, arbeite und enthalte dich der Sünde.“

V.

Ludwig demüthigt einen Herrn von Salza.

*Leben des heil. Ludwig II. 29 ff.
Annal. Reich. p. 155 sq.*

In der Zeit, als der Landgraf in Belschland am kaiserlichen Hofe zu Cremona verweilte und länger als zwei Jahre aus seinem

Land war, hatte ein Herr von Salza auf dem Aldenberge, auf dem Grund und Boden des Klosters Reinhardtsbrunn, einen Bergfried errichtet und, obwohl ihn die Klosterherren in Güte hielten und vermahnten, daß er auf ihr Eigen nicht bauen möchte, so ließ er doch nicht davon ab, sondern machte denselben Bergfried von Tage zu Tage besser und fester. Als nun der Landgraf wieder in sein Land gekommen war, klagte ihm der Abt des Klosters gar beweglich den Frevel, den der von Salza an ihm begangen hatte, und bat ihn demüthig um Schutz und Hilfe.

Der milde Fürst überlegte die Sache bei sich und erwog, was hier zu thun sei. Bald darauf kam er an einem Sonnabend mit wenig Leuten nach Reinhardtsbrunn, hatte aber seine Ritter in der ganzen Umgegend entboten und ihnen befohlen, daß sie am nächsten Sonntage früh bei guter Zeit mit Heerkraft zu ihm kommen sollten beim Aldenberge. Den Sonnabend übernachtete der Landgraf im Kloster zu Reinhardtsbrunn. Am Sonntage gebot er in aller Frühe dem Abt und Convent des Klosters, daß sie keine Procession gehen, noch das Hochamt singen sollten, bevor er wieder gekommen sei. Und er erhob sich mit seinen Leuten und zog zum Aldenberge.

Dort fand er das Volk, das er entboten hatte, und legte sich sogleich vor den Bergfried und gewann ihn leicht, nahm den Ritter von Salza mit den Seinen wegen seines Frevels gefangen, ließ sie mit Ketten binden und alle in das Kloster nach Reinhardtsbrunn fahren. Da mußten sie vor dem Kreuze und der Procession gebunden und gefangen in großer Schande und zum Spott hergehen, und als man den Umgang gehalten und die Herren nach ihrer Gewohnheit mitten in dem Münster standen, da mußten auch die armen Gefangenen dastehen. Darauf hub der Sangmeister nach einem Verse aus dem Psalter an zu singen: „Herr, du hast erniedrigt und gedemüthigt den Hoffärtigen von Salza als einen verwundeten und geschlagenen Mann,“ und der Chor und Convent sangen den Vers zu Ende. Diese Beschämung mußten sie erdulden, auch mochten wohl Einige ihren Frevel mit dem Tode büßen.

Nach dem Hochamt und der Messe hatten die Herren des Klosters dem Landgrafen ein köstliches Mahl bereitet und den Tisch wohl gedeckt und man that sich gütlich an Speise und Trank. Solches war

früher nicht geschehen. Denn wenn der Landgraf das Kloster besuchte und darin Wohnung nahm, so war er mit Speise und Trank selbst versehen und brachte Futter mit für seine Pferde, denn es wäre ihm leid gewesen, das Gotteshaus zu Kosten und Aufwand zu nöthigen.

Als man gegessen und wohl gelebt hatte und der Landgraf mit seinen Leuten wieder von daunen reiten wollte, rief er seinen Kammermeister und gebot ihm, daß er vergüten und bezahlen sollte, was man verzehrt und verthan hätte. Als dieser zu den Herren des Klosters kam und ihnen die Rede und den Willen seines Herrn mittheilte, entgegneten sie: „Vieher Kammermeister, was wir arme Klosterbrüder haben und vermögen, davon wollen wir unserm Herrn und den Seinigen gerne mittheilen, nicht allein jetzt, sondern so oft es ihm beliebt und er darnach begehrt; er soll uns seine Kosten erstatten.“ Als der Hofmeister diese Rede hörte, ließ er sich das gesagt sein und bezahlte nichts, wie es die Gewohnheit der Mächtigen ist, daß sie das Geld gern behalten, wo es nur geht. Aber der Landgraf erfuhr, daß die Klosterherren nicht bezahlt waren und er beschied seinen Hofmeister zu sich und sprach: „Da du nicht bezahlen willst aus unserm Säckel und mit unserm Gelde, was wir neulich in Reinhardtsbrunn verzehrt haben, so sollst du bezahlen mit deinem Gelde und es soll nicht anders sein.“

So zwang ihn der Herr, daß er bezahlte die Zehrung bis auf den letzten Pfennig.

10.

Elisabeth's Demuth.

Die Chron. Cap. 420.

Als die heilige Elisabeth mit ihrem Friedel, dem Landgrafen Ludwig, Hochzeit gehabt hatte und in den Stand der Ehe getreten war, vergaß sie, wie lieb sie auch ihren Herrn hatte, doch Gottes Liebe und seines Dienstes niemals. Denn alle Nächte stand sie auf, fiel vor ihrem Bette nieder auf ihre Kniee und lag da in ihrem innigen Gebete. Und das ließ der tugendfame Landgraf gern geschehen. Unter ihren schönen Kleidern trug sie statlich ein harn Hemde. Gott

that ihr Gnade, daß sie in ihrem ehelichen Leben mit dem Landgrafen Ludwig drei Kinder gewann. Sie gebar einen Sohn, der hieß Hermann, der ward ein Landgraf zu Thüringen nach seines Vaters Tode; und darnach eine Tochter, die nahm der Herzog von Brabant, und dann noch eine Tochter, die blieb eine Jungfrau und kam in das Kloster zu Altdenburg, da ward sie eine Abtissin.

Die heilige Elisabeth übte sich auch ohne Unterlaß in den Werken der Barmherzigkeit. Sie reinigte der armen Leute Kleider, sie nähete und machte sie ihnen zurecht, heilte die Kranken und erfüllte ihnen alle ihre Nothdurft und Gebrechen, wo sie nur konnte.

An einer Zeit hatte ihr Vater aus Ungarn eine Botschaft zu ihr gethan und seine ehrbaren Ritter kamen auf die Wartburg. Da sprach zu ihr der Landgraf: „Ach, liebe Schwester, nun schäme ich mich gar sehr, daß du vor diesen Gästen also ärmlich gehen sollst mit deinen Kleidern und dich mit armen Leuten so sehr bekümmerst, daß du darüber dich selber vergißest.“ Daraus antwortete sie: „Lieber Herr und Bruder, ich habe den Vorsatz und festen Willen, niemals mit Kleidern zu prunken und mir ein vornehmer Ansehen zu geben.“ Als sie aber vor die Gäste trat, da erschienen ihre Kleider so schön, daß alle Leute darüber staunten und Landgraf Ludwig in große Freude und Verwunderung versetzt ward.

II.

Ludwig's Keuschheit.

Schillingen a. Koppstadt S. 94.

In Eisenach ward einmal eine Hochzeit gefeiert und ein großer Tanz auf der Rolle gehalten, daran viele Jungfrauen und Frauen Theil nahmen. Der Landgraf Ludwig war an diesem Tage gerade in dem Landgrafenhofe zu Eisenach und stand dem Tanze zusehend an einem Fenster. Da trat zu ihm einer seiner Diener und sprach: „Herr, sehet ihr dort die schöne, junge, sauberliche Frau? — dabei zeigte er sie ihm — die will ich euch in euern Arm schiden, wenn ihr das begehrt.“ Da antwortete ihm der Landgraf gar zornig und sprach: „Schweig solcher Reden gegen mich und laß mich dergleichen

nie wieder von dir hören, sofern du meine Gnade und Freundschaft behalten willst. Denn wäre es auch, daß ich das ohne Sünde und Schande thun könnte, so wollte ich es doch lassen zu Liebe meiner lieben Elisabeth.“ Daraus merket nun die Tugend des frommen Fürsten.

12.

Ludwig demüthigt einen fränkischen Ritter.

— Richard II. 121. 796. — 800.

Auf seinem Schlosse im Lande zu Franken saß ein Ritter, der war ein Rauber und Wegelagerer und hatte dem Kloster zu Reinhardtsbrunn ein Fuder Wein und sechs Pferde weggenommen. Das klagten die Mönche dem Landgrafen Ludwig. Dieser schrieb für sie einen Brief an den Ritter und gebot ihm, daß er den Wein und die Pferde ohne Verzug dem Kloster zurückgeben solle. Das geschah aber nicht. Der Landgraf sammelte nun ein Heer, zog damit nach Franken, belagerte das Schloß des Ritters und zwang und brachte ihn dazu, daß er in seinem Hemde vor ihn kommen, ein bloßes Schwert an seinen Hals setzen und sich ihm und seiner Gnade übergeben, auch das Fuder Wein mit den sechs Pferden zur Stunde wieder nach Reinhardtsbrunn senden mußte. Solche Arbeit und Mühe, Kosten und Abenteuer bestand der tugendsame Landgraf oft um seiner Kloster und auch armer Leute willen.

13.

Der heiligen Elisabeth wird Wasser in Wein verwandelt.

Parvival hoch. von Kämpfer S. 699. 76—80.

Die heilige Elisabeth hatte einmal Verlangen zu fasten und sich der gewöhnlichen Speisen, die man am Hofe anzutragen pflegte, zu enthalten. Sie begab sich deshalb an einen einsamen, abgelegenen Ort, wo sie von Niemand gesehen ward und allein war, und hatte sich Wasser und Brod dahin tragen lassen. Durch Zufall führte aber den Landgrafen Ludwig kein Weg ebendahin. Er setzte sich zu ihr nieder,

oß und trank mit ihr und es wollte ihn bedünken, als ob er seit langer Zeit keinen so guten Wein getrunken hätte. Als er nachher berichtet ward, daß man seiner lieben Elisabeth nur Wasser gebracht habe, merkte und verstand er wohl, daß Gottes Gnade und Huld in allen Dingen mit ihr sei.

14.

Ludwig nimmt das Kreuz.

Im Jahre 1227 nach Christi Geburt wurde in der ganzen Christenheit eine allgemeine Heerfahrt nach Jerusalem unternommen, um den Heiden das heilige Land zu entreißen. Der Kaiser Friedrich und mit ihm viele Erzbischöfe und Bischöfe, Fürsten, Ritter, Knappen und viele andere Christenleute nahmen auf Geheiß und mit Willen des Papstes das Kreuz, auch der Landgraf Ludwig hatte es vom Bischof Konrad in Hildesheim empfangen und sich damit zeichnen lassen, um für Gott und den Glauben zu streiten wider die Feinde unseres Herrn und Heilandes. Er hielt es aber noch eine Zeit lang verborgen vor den Augen seiner lieben Elisabeth und wollte es nicht offen an seinem Gewande tragen, damit sie nicht erschrecken und sich betrüben möchte über seinen Weggang und baldigen Abschied, denn sie hatte ihn über die Waßen und von ganzem Herzen lieb. Doch auf die Länge konnte es wohl nicht verborgen bleiben. Es geschah eines Abends, daß sie an seinen Gürtel saßte und in sonderlicher Freundschaft etwas suchen wollte in seiner Tasche, ehe er es gewahr wurde. Da fand sie das Kreuz und erschrak so sehr, daß sie ohnmächtig nieder zur Erde sank. Der milde Fürst hob sie auf, tröstete sie freundlich mit Worten und Ermahnungen aus der heiligen Schrift und benahm ihr die Betrübniß und den Schrecken, denn sie trug ein Kind unter ihrem Herzen. Dieses Kind hatten beide Eltern Gott darzubringen gelobt und zu einem geistlichen Leben bestimmt. Wenn nämlich ein Knäblein geboren würde, so sollte es in das Kloster nach Kummersdorf gethan werden, würde aber ein Mägdlein geboren, so sollte es nach Altdenburg kommen in den Orden der Prämonstratenser, die nach der Regel des heiligen Augustinus leben.

Als nun der edle Landgraf Ludwig sein Land verlassen und ausziehen wollte als Pilger in das ferne, fremde Land, hatte er bei sich beschlossen, die Reise auf eigene Kosten zu unternehmen, damit Niemand geschagt und beschwert werden möchte. Denn er bedachte, daß er seine Herrschaft, sein Land und seine Leute von Gottes Gnade hatte und daß er davon Gott dienen sollte und geistliche Ritterschaft treiben. Als nun Alles vorbereitet war, was er zu seiner Reise bedurfte, da gebot er allen seinen Leuten, Herren, Grafen, Rittern und Knappen, daß sie zu einem Landtag kommen sollten in die Stadt Kreuzburg. Als sie da versammelt waren, redete er zu ihnen und sprach, daß er Willens sei, eine Heerfahrt zu thun in das heilige Land, legte ihnen vor, wie es stand in seinen Ländern und ermahnte sie mit Fleiß, daß sie ihren Leuten und Unterthanen in Gerechtigkeit vorstehen und wo sie könnten und vermöchten, nach Frieden trachten sollten. Darnach hub er an in seiner Herzengüte und sprach zu Allen diese Worte: „Ihr wißt, meine Freunde und lieben Getreuen, ihr Grafen, Freien, Ritter und Knechte und ihr meine lieben getreuen Bürger und Bauern, daß zu den Zeiten meines Vaters Krieg und Streit, Unglück und Ungemach dieses Land gar sehr verwüstet haben, denn sein Muth war groß und reizte Völker und Reiche, daß sie mit Krieg ihn überzogen, doch behauptete er mit seiner Kühnheit und Mannlichkeit, daß sein Name über viele Länder weithin bei Königen und Fürsten gefürchtet und ein Schrecken war. Nun hat der Herr bei meinen Zeiten mir Friede und Gnade gegeben, den Länden und den Leuten, und ihr sehet, daß durch Gottes Güte und durch seine Gnade die Länder in reichem Frieden stehen. Nun will ich um Gottes Liebe und für den christlichen Glauben willig verlassen und aufgeben diesen großen Reichthum, die Ehre und Herrlichkeit reicher Länder und Leute, dazu auch meine lieben Brüder; ich will verlassen meine allerliebste Hausfrau und ihre Kinder, die mir durch mein Herz gezogen sind; ich will aufgeben Freunde und Verwandte und allen Trost dieser Welt und will als ein Pilgrim mich der Heimat begeben und über das Meer ziehen. Bittet Alle zu Gott, ob es sein heiliger Wille ist, daß er gesund mich wieder heimsendet euch und dem Lande zum Glück und Trost, denn ich befehle mich in seine Gnade mit Land und Leuten.“

Von diesen Worten des edlen Fürsten wurden Aller Herzen sehr bestrzt und tief betrübt und die Herren, Ritter und Knappen und alle Unterthanen beklagten mit Thränen diese Heertsahrt.

Als sie nun hier von einander geschieden waren, zog er in die Klöster und Gotteshäuser in seiner Herrschaft, sowohl in die Klöster der Mönche als auch der Frauen, und empfing ihren Segen und besah sich demüthig in ihr Gebet. So kam er auch in das würdige Münster nach Reinhardtsbrunn mit besonderer Herzlichkeit und Liebe, die er zu demselben trug, denn hier war es ihm besonders wohl und heimisch vor allen andern Klöstern, und empfing auch hier den Segen.

Es war zur Zeit der lezten Hora, als er kam. Als diese gesungen war und die Herren aus dem Chore zu dem Weichstessel gingen, wie sie zu thun pflegten, da trat der Fürst zu dem Weichpriester und grüßte Jeden besonders freundlich und gütig, beide die alten und die jungen. Sonderlich nahm er die jüngsten Schulkinder freundlich in seine Arme und küßte ein jedes auf seinen Mund. Als nun die andern Herren diese Güte und Demuth des edlen Fürsten sahen und gedachten, wie er es mit dem Kloster und den Leuten darin stets so gut und herzlich gemeint, wie er es geschirmt und geschützt hatte und nun so weit von ihnen in das heilige Land ziehen wollte, wurden sie alle zu Thränen bewegt und begannen über den Abschied und die Trennung ihres getreuen Herrn und Vormunds zu weinen. Und als nun der milde Fürst die große Betrübniß der Herren sah, vermochte er die Thränen nicht länger zu halten und weinte bei ihnen stehend in dem Münster und weißagte ihnen auch Noth und Jammer, den Gott ihm offenbarte und der über das Kloster später kommen sollte. „Meine Lieben,“ sprach er, „ihr möget wohl weinen und euch betrüben, denn ich weiß und erkenne, daß viele Noth und Jammer nach meiner Hinfahrt über euch kommen wird, denn Räuber und Wölfe werden über euch herfallen und euch und eure Nahrung zerreißen, zerfleischen und zerstören. Wenn das geschieht und ihr in Armuth und Kummer lebt, dann erst verachtet ihr und erkennt, daß ich euer Schutz und Schirm gewesen bin, den ihr verloren habt, und könnet meiner nicht vergessen. Doch ich will euch auch einen Trost geben. Ich weiß wohl und gewiß, daß Gott der Herr meiner Fahrt, die ich aus meiner Heimat in das ferne Land thue, um seiner Liebe willen nicht vergessen will, sondern wenn es

ihm die Zeit danket, will er auch und diesem Kloster seine Barmherzigkeit herrlich beweisen; das bitte und begehre ich von ihm jetzt und allerwege in meinem Herzen.“

Mit diesen Worten schied er von ihnen und segnete sie. Sie aber folgten ihm bis vor das Thor mit weinenden Augen in großer Betrübniß und in Liebe.

Von Reinhardtsbrunn kam der Landgraf in seine Stadt Schmalcalden und fand da seine vertrautesten Freunde, die er dahin beschieden hatte um mit ihnen noch vertrauliche Unterredung zu pflegen. Namentlich trug er seinem Bruder, dem Landgrafen Heinrich, die Zerstörung des Schlosses Eiterzburg auf, weil es dem nahen Kloster vielen Schaden gethan hatte. „Lieber Bruder,“ sprach er, „ich habe mich nun ganz vorbereitet auf den Gottedweg, den ich mit seiner Hülfe zu wandern gedenke, und habe Alles ausgerichtet und bestellt, was noth ist zu dem ewigen Heile, und habe nichts vergessen; nur um eins will ich dich bitten. Du weißt, daß unser Vater uns geheißen und geboten hat, daß wir das Schloß Eiterzburg, davon das Kloster dabei schon oft Schaden genommen hat, zerstören und zerbrechen sollten. Das ist nicht geschehen. Darum bitte ich dich, mein lieber Bruder, wenn ich weggegangen bin, daß du es von Stund an zerstörst und brichst.“ Darnach nahm er von Allen, die gegenwärtig waren, mit großer Betrübniß Abschied und gab ihnen seinen Segen. Seinen Brüdern befahl er seine liebe Gemalin mit ihren Kindern. In großer Liebe küßte er seine Mutter an ihren Mund, vor großem Jammer konnte er nicht zu ihr reden. Eins das Andere da in seine Arme schloß und großer Jammer durch ihre Herzen ging. Wen sollte das nicht erbarmen? Es wurden Thränen vergossen viel mehr, als ich jetzt sagen kann. Die Mutter hielt ihren Sohn, die Handfran bat ihren Mann, jede zog ihn zu sich, ob er nicht noch bleiben wollte. Die heilige Elisabeth rief mit lauter Stimme aus: „Weh mir viel armen Weibe!“ Alle, die gegenwärtig waren, wurden traurig und weinten alle. Wer kann ausdrücken die Liebe und das Leid, das da vermischt war? Auch der edle Landgraf war voll Traurigkeit und Jammer, er konnte aber doch nicht bleiben. Zuletzt sagte er einen starken Ruck und entwand sich ihnen mit Gewalt und setzte sich auf sein Ross, der milde, friedsame Fürst. Die andern Pilger, seine Begleiter, die mit dem Kreuze ge-

zeichnet waren, standen fertig und bereit, er aber dachte nicht, daß er sein Thüringerland nimmer wiedersehen sollte. Es zog mit ihm ein stattliches Heer von Freien, Rittern und Knechten, und mancher Edelmann aus Thüringen, Sachsen und andern Ländern, und grüßten scheidend alles Volk, das da blieb. Hin zogen sie mit den Glückwünschen des Volkes und lobten Gott mit Herzen und mit Kunde.

Es geschah im Brachmonat um St. Johannistag, daß sie sich erhoben. Großes Jammern, Klagen und Weinen ward gehört von denen, die umkehrten. So war Freude und Betrübniß wunderbarlich vermischt, denn die Einen weinten und rangen ihre Hände, die Andern sangen und lobten Gott in Freuden.

Obwohl das andere Volk nun umkehrte und heimzog, so folgte die liebe Elisabeth dem milden, süßen Fürsten doch noch weiter. Ihr Herz war des Jammers zu voll, da sie ihren liebsten Freund aus dem Lande Thüringen als Pilger in das weite fremde Land fortziehen sah und leider nicht wissen konnte, ob sie je mit ihren Augen ihn wieder sehen sollte. Wohl wäre es Zeit gewesen, daß die edle Frau jetzt umgekehrt wäre, aber ihres Herzens Schmerzen, Liebe und Leid wollten es ihr nicht gestatten, daß sie so bald von ihrem lieben Herrn sich trennte und Abschied nahm.

15.

Ludwig's Begräbniß.

Als die Grafen und Herren, die mit dem tugend samen Landgrafen aus dem Lande gezogen waren, von ihrer Kreuzfahrt wieder nach Otranto zurückkamen, wo der Leichnam ihres Herrn einstweilen begraben war, bereiteten sie denselben, um ihn nach seinem Begehr und Befehl wieder mit sich in sein Land zu bringen. Das Fleisch ward von dem Gebeine gesotten und in einem Tuche in die Erde begraben in christlicher und ehrbarer Weise, die Gebeine aber, die weiß und reinlich waren gleich dem frisch gefallenem Schnee, legte man in einen Schrein, aberbedeckte ihn mit einem Tuche und befestete darauf ein silbernes Kreuz, mit Edelsteinen besetzt, wie es einem christlichen Fürsten und seinen getreuen, gläubigen Dienern gerecht und ziemlich war. So führte man ihn in die Heimat.

In einer jeden Stadt, wo die Herren des Nachts herbergten, setzten sie die Todtenlade in die Kirche, begingen den Leichnam des Abends mit der Vigilie und des Morgens, ehe man weiter zog, mit der Messe, ließen auch in jedem Kloster oder Stifte, wo der Leichnam des Nachts blieb, um seiner Seele willen ein gutes seidenes Tuch und thaten unterwegs auf ihrem Zuge nach der Stadt Bamberg hin manch' schönes Opfer.

Als nun der Bischof in Bamberg von ihrer Ankunft hörte, ließ er sogleich die liebe heilige Elisabeth von ihrem Schlosse Vottenstein nach der Stadt kommen, daß sie ihrem Herrn entgegen gehen möchte, dessen Gebeine man brachte; auch bestellte er vornehme Herren und Edelleute, welche denselben warten und bei ihr bleiben sollten. Als nun die Zeit kam, ging der Bischof selber mit seinen Domherren unter dem Geleite der ganzen Pflasterei dem Zuge entgegen, dazu noch viele andere Leute aus der Stadt, Männer und Frauen, mit Gesang und unter dem Geläute der Glocken. Man brachte den Sarg in die Kirche, wo er die Nacht unter stetem Gottesdienste blieb. Als nun dort mit großem Jammer und Betrübniß die fromme Elisabeth die Gebeine ihres Herrn und Gemals gesehen hatte, ließ sie dann die Grafen und Herren, die seine Begleiter auf der Meeresfahrt gewesen waren, zu sich rufen in eine Capelle anßerhalb der Kirche und bat sie, mit ihr sich zu setzen, da sie nicht mehr zu stehen vermochte. Dann redete sie mild und gütig zu ihnen, bat sie um ihren Rath und Beistand um Gottes und ihres Herrn willen und daß sie ihre und ihrer Kinder Vormünder und Beschützer sein möchten, klagte ihnen auch, wie untreu und schmähtlich ihre Schwäger, die Landgrafen Heinrich und Konrad, mit ihr umgegangen wären und wie sie Mangel und Noth in Eisenach habe leiden müssen. Auch der Bischof kam und sprach mit ihnen über das Leichgebänge seiner Kistel Elisabeth und daß sie darauf sehen sollten, daß ihr zu Theil werde, was ihr von Rechtes wegen und nach Billigkeit und Möglichkeit gebühre, anders wolle er sie nicht von sich lassen. Das gelobten ihm die Herren treulich und darauf ward noch eine schöne Todtenmesse von dem Bischofe herrlich gehalten, zu der die ganze Stadt herbeikam. Die fremden Gäste ließ der Bischof an diesem Tage wohl verpflegen und bezahlte Alles für sie in den Herbergen. Am andern Morgen hielt man noch eine Früh-

messe, dann zog man weiter und die fromme Elisabeth folgte mit des Bischofs Erlaubniß ihrem Herrn nach Reinhardtsbrunn in Thüringen.

War bald kam die Botschaft von ihrer Ankunft zum Landgrafen Heinrich, seinem Bruder, und auch zu andern vornehmen Leuten. Sie machten sich auf und gingen nach Reinhardtsbrunn zum Begräbniß des tugend samen Landgrafen. Dahin kam auch viel anderes Volk, Edle und Uedle, Männer und Frauen, Pfaffen und Laien, und große Klage und Betrübniß war unter denselben. Als man den Leichnam in das Kloster brachte, da geschah ein überaus herrliches Begängniß, groß Gebet und viele Messen wurden gehalten, reiche Opfer und Almosen gegeben. Die Herren nahmen die Leiche mit den Gebeinen und setzten sie in einen Steinsarg und begruben ihn bei seinen Vorfahren. Auch seine Mutter, die Landgräfin Frau Sophie, war gegenwärtig und fast alle Grafen, Herren und ehrbaren Leute in Thüringen, um des tugend samen Fürsten, auch um der Herren und Freunde willen, die wieder heimgekommen waren.

Nach dem Begräbniß ging ein Jeder, der dort nichts weiter zu schicken hatte, wieder in seine Heimat, der Landgraf Heinrich aber und sein Bruder Konrad blieben mit ihrer Mutter noch dort und bestellten, daß die Begräbnißkosten dem Kloster wohl bezahlt und vergolten wurden; auch Elisabeth war geblieben mit den Herren, die aus dem heiligen Lande mit den Gebeinen ihres Herrn wieder gekommen waren, und diese traten zusammen und hatten nicht vergessen, was ihnen der Bischof in Bamberg mit den Landgrafen für die Witwe Elisabeth zu reden und auszurichten aufgetragen hatte.

16.

Der Schenk von Barila verführt Landgraf Heinrich und Elisabeth.

16te. Chron. II. 337 B.

Unter diesen Grafen und Herren war keiner so geschickt im Reden als Herr Rudolf von Barila, der Schenk. Diesen baten die Herren insgesammt, daß er ihrer aller Wort bei dem Landgrafen Heinrich und seinem Bruder führen möchte, und das that er. Sie

gingen zu dem Fürsten, umringten ihn und der Schenk hub also an: „Herr, alle meine Freunde und eure Mannen, die hier gegenwärtig sind, haben mich gebeten mit euch zu reden. Wir haben gehört und vernommen in Franken und auch hier in Thüringen von euch solche Unmilde, daß unser Gemüth erschrocken ist und unser Angesicht von Scham gefärbt ward, darüber daß an euch solche Unseinerheit, Untugend und Hartherzigkeit erfunden ist. Ei, junger Fürst, was habt ihr gethan! Wer hat euch das gerathen, daß ihr eures Bruders Weib, die beträubte Witwe, die Tochter eines edeln Königs, die ihr billig getröstet und geehrt haben solltet, ohne Ursache aus euerm Schloß und aus euern Städten gewiesen habt, wie ein übelthätiges schändes Weib, da doch ihr schöner Leumund aller Orten und Enden dem widerspricht, und habt sie so gar unedel und unseiner verstoßen und in eurer Stadt darben und Mangel leiden lassen gleich einer Bettlerin? Und eures Bruders kleine Waisen, die ihr solltet erziehen und in redlicher Vormundschaft gehalten, denen ihr Liebe und Güte solltet bewiesen haben, die habt ihr lästerlich von euch gewiesen! Wo war da eure brüderliche Treue? Solches hat euch euer seliger Bruder, der tugendsame Fürst, nicht gelehrt, der das nicht dem geringsten seiner ehrbaren Mannen gethan hätte. Wie mögen wir wohl Treue und Gnade bei euch suchen, dieweil ihr solche Untreue bewiesen habt?“

Zu diesen Reden schwieg der Landgraf; er mußte vor Scham nicht, was er darauf antworten sollte, und schlug sein Haupt nieder. Da hub der Schenk wieder an: „Herr, was habt ihr von der frommen, verlassenem, betrübten Frau gefürchtet, die aus einem fremden Lande ohne Freunde und Verwandte hier gewesen ist, und was würde euch die heilige und tugendsame Frau gethan haben, selbst wenn sie alle eure Schlösser inne gehabt hätte? Wie gar untugendlich lautet das, wenn man dessen in andern Ländern gedenket! Wui der Schande, die von Fremden und Bekannten nun unsere Ohren oft hören müssen! Ihr habt sehr übel daran gethan. Ihr habt ohne Zweifel Gott erzürnet, euch selbst Unehre angethan, das ganze Thüringerland gelästert und den fürstlichen Leumund geschwächt, und wahrlich ich fürchte, daß die Rache Gottes über dieses Land kommen wird, es sei denn, daß ihr gegen Gott das büßet und euch gütlich mit der frommen

Frau jubnet und ihr das wieder gebet, daß ihr und eures Bruders Kindern von euch gekürzt worden ist."

Alle Grafen, Ritter, Herren und Knechte, die da gegenwärtig standen, verwunderten sich, daß der Schenk so lähnlich mit dem Fürsten redete. Dieser aber begann heftig zu weinen, daß er lange nichts antworten konnte; endlich aber sprach er: „Was ich gethan habe, das ist mir herzlich leid und denen, die mir solchen Rath gegeben, mag ich nimmer wieder hold werden, darum daß ich meiner Schwester Elisabeth Huld und Freundschaft wieder erlange; Alles, was sie von mir will, werde ich gerne thun und ihr sollet Macht haben, das in's Gleiche zu bringen, soweit mir Leib und Gut reichen mag." Da sprach der Schenk: „Das ist recht!"

Darauf trösteten die Grafen und Herren die trostlose Wittwe und sagten ihr, daß sie mit ihrem Schwager, dem Landgrafen Heinrich, ihrewegen geredet hätten und daß er gesagt, er wolle sich freundlich mit ihr versöhnen und was sie von ihm begehre und haben wolle, das würde er gerne und willig thun, darüber hätte er ihnen volle und ganze Macht gegeben. Da sprach die heilige Frau: „Seiner Pürgen und Städte, seines Landes und seiner Leute und alles dessen, davon man der Leute wegen nur Sorge und Bekümmerniß hat, begehre ich nicht. Nur so viel als mir von Rechts und meiner Wittgilt wegen gehört und das Leibgedinge meines seligen Mannes, das bitte und begehre ich von ihm mir zu geben und folgen zu lassen, wohin ich will, zum Heil und zur Seligkeit meiner lieben Freunde."

Nach diesen Worten brachten die Herren den Landgrafen Heinrich zu ihr; der bat sie freundlich und um Gottes willen, ihm zu vergeben, was er an ihr gethan hätte, es wäre ihm leid, und er wolle ihr das vergüten nach Schuldigkeit und Vermögen und nahm sie freundlich in seine Arme. Da begann die selige Frau also bitterlich zu weinen, daß der Landgraf mit ihr weinte und die Herren, die mit dem Landgrafen Ludwig außer Land gewesen waren, erneuerten ihre Betrübniß und Klage, daß sie einen so tugendsamen und gnädigen Herrn verloren hatten. Dann nahmen sie Urlaub vom Landgrafen Heinrich, seinem Bruder und ihrer Mutter und von der heiligen Elisabeth und bateten nochmals, daß man ihr Gutes thun möchte; dann ritt ein jeder heim zu seinen Freunden.

Die heilige Elisabeth in Marburg.

Öffr. Chron. 8. 289 ff.

Herrlich und ehrbar brachte nun Landgraf Heinrich seine Schwägerin Elisabeth mit seiner Mutter wieder nach Eisenach und auf die Wartburg und behielt sie dort in Güte und Liebe bei sich mit ihrer Dienerschaft, so viel sie deren haben wollte, und erbot ihr alle Ehre und Aufmerksamkeit wie seiner Mutter. Dasselbe that auch seine Mutter und sein Bruder und waren ihr auf alle Weise gefällig und zu Willen. So blieb sie bei ihm wohl ein Jahr und er hätte sie gern länger bei sich behalten, wäre es ihr nur eben und recht gewesen; allein sie suchte immer die Einsamkeit, zog sich von den Hofleuten zurück und je mehr Ehre man ihr erbot, umsomehr demüthigte und erniedrigte sie sich selber. Sie begehrte auch von dem Landgrafen, daß er ihr eine bequeme Stätte ausersehen möchte, wo sie nicht viel bekannt wäre, ihre Nahrung haben könnte und ihr eigen Gemach. Da ging er mit sich zu Rathe und bestimmte Marburg mit seiner ganzen Zugehörung an Dörfern und Binsen, Gerichten und Renten zu ihrem Leibgedinge; auch gelobte er fünfhundert Mark ihr zu ihrer Einrichtung dort zuzusenden. Sie dankte ihm und ihrer Schwiegermutter und sprach, daß ihr an dieser Erstattung und Befestigung wohl genüge. So zog sie aus dem Lande zu Thüringen nach Marburg und nahm das in ihren Besitz. Die Leute dort erwießen ihr aber so große Ehre, daß sie es nicht ertragen konnte und zog auf ein Dorf.

Ein Spital ließ Elisabeth mit dem Gelde, das sie aus Thüringen mitgebracht hatte und das ihr zufiel von ihrem Leibgedinge, vor der Stadt Marburg erbauen und daneben für sich ein kleines, ärmliches Häuschen, in das sie mit ihren beiden Dienerinnen, Mentrud und Jutta, von dem Dorfe zog, wo sie einstweilen in einem alten verfallenen Hause gewohnt hatte. Sie zog auch ein ärmliches Kleid an von grobem und ungefärbtem Tuche und kleidete in dasselbe Tuch auch ihre Dienerinnen, und denen genügte auch solche Kleidung und war ihnen gut genug. In den Spital, sobald dessen Bau soweit gediehen

war, nahm sie kranke, gebrechliche Leute und übte an ihnen ihre große Demuth und Barmherzigkeit; sie kurb und trug sie, wusch und reinigte sie, und was man kranken und siechen Leuten erweisen soll, das that sie Alles und ließ nichts unterwegen. Der Landgraf Heinrich schickte ihr durch Meister Konrad, ihren geistlichen Pfleger, dem sie vom Papste Gregorius IX. befohlen war, fünfshundert Mark Landeswährung, wie er ihr bei ihrem Weggange und Abschiede in Eisenach gelobt hatte. Dieses Geld ward an den Spital gelegt und reiche Almosen wurden davon den armen Leuten verabreicht.

Ihr Vater, der König von Ungarn, hatte von ihrem ärmlichen Leben gehört und er sendete zu ihr einen Grafen, mit Namen Panias, daß er sie zu ihm heim bringen sollte. Als dieser ihr ärmliches Leben sah, weinte er und bat sie inständigst, daß sie mit ihm zu ihrem Vater nach Ungarn ziehen möchte. Das wollte sie aber nicht thun und sprach, ihr genügte an ihrem Leben wohl.

18.

Landgraf Hermann wird von Bertha von Seebach vergiftet.

Job. Rothe dfr. Chron. 8. 209.
Annal. Reinh. 8. 223.

Der junge Landgraf Hermann, der Sohn des Landgrafen Ludwig und der heiligen Elisabeth, starb auf dem Schlosse zu Kreuzburg, wo er wohnte, in einem Alter von achtzehn Jahren, und wie man sagte durch Gift, das ihm eine Edelfrau, genannt Bertha von Seebach, gegeben hatte. Etliche Leute gaben die Schuld dem Landgrafen Heinrich, darum weil er hoffte, selber Erben zu dem Lande zu gewinnen; Andere sprechen, es sei auf Anstiften des Markgrafen von Würnster geschehen, weil Landgraf Heinrich nicht Leibeserben hatte und er Erbe zu dem Lande werden wollte, noch Andere aber meinten, es sei aus Haß und Bosheit der genannten Frau Bertha geschehen. Wie es nun damit bestellt ist, das weiß Gott am allerbesten; derselben Frau Bertha hat aber Niemand etwas darum gethan. Der junge Landgraf hatte vor seinem Tode noch bestellt und angeordnet, daß man ihn bei seiner Mutter in Warburg begraben sollte. Als man nun seine Leiche hin-

wegführte nach Warburg, begegnete ihnen der Landgraf Heinrich von Thüringen, und auf seine Frage, wen sie dahin führten, erhielt er zur Antwort, den Sohn seines Bruders, den Landgrafen Hermann. Sofort gab er den Befehl, man solle ihn nach Reinhardtsbrunn bringen, denn er fürchtete, wie man sagte, seine Mutter möchte ihn vom Tode wieder zum Leben erwecken.

Man begrub ihn nun in Reinhardtsbrunn mit großen Ehren. Es geschah aber, daß Frau Bertha von Seebach mit vielen andern Edeln und Vornehmen des Landes bei dem Begräbniß zugegen war, und bei ihrem Eintritt in das Kloster floß Allen sichtbarlich Blut aus dem Leichnam des Landgrafen durch die Nase. Als das der Zehent Ritter Rudolf von Barga mit den andern vornehmen Rittern sah, riefen alle unter Thränen und Wehklagen: „Bringet die gottlose Uebelthäterin hinweg, die uns unseren Herrn so abscheulich geraubt und getödtet hat.“ Daraus ward sie von ihren Freunden heimlich hinweg geführt und bei Seite gebracht.

19.

Landgraf Konrad und Bischof Sigfrid.

Nach Christi Geburt im Jahre 1232 forderte der Bischof Sigfrid von Mainz von dem Abte zu Reinhardtsbrunn eine Summe Geldes, wie er solches auch von der gesammten Pflanzheit in seinem Bisthum begehrte. Das offenbarte der Abt dem Landgrafen, der ihm verbot bei Verlust seiner Huld und Gnade die geforderte Bede zu bezahlen, denn seine Vorfahren hätten dem Bischofe keinen Zins von dem Kloster zu Reinhardtsbrunn gestiftet. Also hielt der Abt das Geld zurück. Darum that ihn der Bischof in den Bann und brachte ihn zur höchsten Buße. Da ging der Abt, wie ihm von seinen Freunden gerathen ward, heimlich nach Erfurt zu dem Bischofe und versöhnte sich mit ihm und gab sich in seine Gnade. Da sollte er nun unbefleidet im bloßen Hemde vor den Bischof kommen und seine Buße empfangen.

In derselben Zeit geschah es, daß Landgraf Konrad, Landgrafen Heinrich's Bruder, von dem Schlosse Neuburg nach der Wartburg reiten wollte zu seinem Bruder und in Erfurt über Nacht Herberge

nahm. Des andern Tages ließ er in aller Frühe die Pferde satteln, um weiter zu reiten, ging aber hervor mit seinen Dienern zu unsern lieben Frauen auf das Stift, die Frühlmesse zu hören. Da saß nun der Bischof mit den Thumherren in dem Capitelhause und der Abt war in dem Kreuzgange und zog sich aus bis auf sein Hemd, nahm in jede Hand eine Ruthe und schickte sich an also vor den Bischof zu gehen. Da sah er des Landgrafen Diener und Reiter, die nicht gern lange in der Kirche blieben, den Abt aber gar wohl kannten. Alsbald liefen sie zu ihrem Herrn und sprachen: „Der Bischof von Mainz hauet jegund unseren Abt zu Reinhardtsbrunn gar jämmerlich auf dem Capitelhause mit Gerten. Der Landgraf ging mit den Seinen auf das Capitelhaus und sah, wie sein Abt nackt vor dem Bischofe kniete mit den Ruthen in der Hand. Da ersaßte ihn der Zorn also mächtig, daß er mit gezogenem Dolche auf den Bischof stürzte, ihn bei den Haaren faßte und erstochen haben würde, wenn ihm nicht seine eigenen Leute in die Arme gefallen wären und daran gehindert hätten. Die Thumherren und der Bischof mit den Seinen brachen auf und das Capitel ging alsbald auseinander.“

Der Landgraf eilte in seine Herberge, warf sich auf sein Pferd und rannte mit seinen Dienern zur Stadt hinaus. Er kam zu seinem Bruder auf die Wartburg, klagte über den Bischof von Mainz und erzählte, was derselbe gegen den Abt von Reinhardtsbrunn unternommen und an ihm begangen hatte, bat auch zu gestatten, daß er solches an dem Bischof rächen dürfe. Sogleich ward eine große Heerfahrt gegen das Schloß des Bischofs unternommen. Das war aber dem Bischof verkundschafet worden und er besuchte das Schloß gar wohl und stark.

Da zog der Landgraf vor Friglar, verbrannte die Vorstadt und zerstörte die Mühlen sammt den Brücken. Als ihn nun bedünkte, daß er Schaden genug gethan und sich wohl an dem Bischof gerächt habe, steckte er das Lager an und wollte mit seinem Heere davonziehen. Da liefen die gemeinen Weiber, die mit den Rheingauern darin waren, auf die Mauern zu den Binnen und spotteten des abziehenden Landgrafen in lästerlicher und schandbarer Weise. Wie er diesen abscheulichen Spott sah und hörte, ließ er sofort sein Volk umkehren und belagerte abermals die Stadt, schoß Feuer hinein, stürmte herrlich, verbrannte die Stadt mit Weibern und Kindern und auch die Kirche mit Allem,

was darin war. Zuletzt kam der Bischof mit zweihundert ehrbaren Leuten heraus, die wurden durch ein Fenster an einer Kinnate, die an der Stadt lag, an Seilen heruntergelassen und gaben sich dem Landgrafen gefangen. Derselbe ließ dann die Mauern und Thürme bis auf den Grund niederwerfen, dazu verbrannte er auch das Münster und Kloster, das damals außerhalb der Stadt gelegen war, wo jetzt das Stift ist. Da liegen die von Hersfeld St. Wiprecht, der in der Krypta begraben war, von dannen nach Hersfeld führen und daselbst ehrbarlich begraben.

Dieses geschah im Herbst nach des heiligen Kreuzes Tage.

20.

Landgraf Konrad thut Buße und wird Hochmeister der deutschen Herren.

Schlössl Bl. 90a.—b.

Als man zählte nach Christus Geburt 1233 Jahre, da reuete den Landgrafen Konrad seine Sünden, die er in so schrecklicher Weise begangen hatte, und er zog nach Rom zum Papst Gregorius und gab dort große Almosen. Der Papst löste ihn selber von seinen Sünden, setzte ihm aber zur Buße, sich mit den Leuten, deren Verwandte er erschlagen oder verbrannt hatte, auszusöhnen, auch sollte er sich in einen Orden begeben, und weil er die Kirchen zerstört hatte, den Münster wieder erbauen und mit seinem Gute die Gotteshäuser reichlich begaden.

Das Alles hat er nachher gethan. Er söhnte sich mit den Leuten aus, gab den Beuten von seinen Dörfern und Gerichten dem Stifte zu Triplar, den sie daselbst noch haben. Zu Eifenach baute er das Predigerkloster in St. Johannes Ehre, dessen Münster er zu Triplar zerstört, und der heiligen Elisabeth, die er nach seines Bruders Tode gar übel behandelt hatte; er selbst aber begab sich in den Orden der deutschen Herren und ward ihr Hochmeister. Den Hof zu Griefstadt gab er zu dem Spital in Marburg. Er starb nach Christi Geburt im 1240. Jahre und ward begraben zu Marburg.

21.

Landgräfin Margaretha.

Dör. Chron. S. 424 ff.

Landgraf Albrecht von Thüringen, genannt der Unartige, vergaß zur Zeit, als er auf der Wartburg wohnte, aller ehelichen Liebe und Treue gegen seine Gemalin Margaretha, die Tochter Kaiser Friedrich's II., weil er heimliche Liebe pflog mit einer Jungfrau, Kunigunde von Eisenberg, die zur Dienerschaft der Frau Landgräfin gehörte. Nun hätte er seine Gemalin gerne durch Gift um's Leben gebracht, konnte aber vor den getreuen Dienerinnen, die Frau Margaretha um sich hatte, nicht dazu kommen, daß es füglich geschehen möchte. Deshalb machte er mit einem armen Knechte, der mit zwei Eseln Brod, Fleisch und Holz auf die Wartburg in die Küche zu bringen pflegte, den Anschlag, daß er des Nachts über die Frau Landgräfin kommen sollte als ob er der Teufel wäre, und sollte sie erwürgen und ihr den Hals brechen. Dafür gelobte er dem Eseltreiber viel Gutes zu geben, dieser aber mußte ihm sofort schwören, daß er das niemals einem Menschen sagen wollte. Diesem armen Knechte ward nachher bange und leid, doch wagte er Niemand darüber um Rath zu fragen, bei sich aber dachte und sprach er also: Tödest du deine Herrin, die dir freundlich und gütig zuspricht, so thust du als ein Schall und Bosewicht und wirst nimmer wieder froh, denn wenn deine Eltern auch arme Leute gewesen sind, so waren sie doch fromme Leute, und du könntest das vor Gott nimmer büßen. Läufst du nun hinweg, so fürchtet dein Herr, daß du es andern Leuten sagst und meldest, und er schickt dir noch und läßt dir das Leben nehmen und spricht vielleicht, du hättest gestohlen, und deine Freundschaft wird durch dich beschämt. Sagst du aber, du wolltest es nicht thun, so läßt er dich auch tödten, und weil er nun die Bosheit Willens hat, so kann deine gnädige Frau und Herrin dem Tode nicht lange entgehen, sie muß gleichwohl sterben."

Mit diesen Gedanken ging er Tag und Nacht in großen Sorgen umher. Einmal hatte er dieses Willens, ein andermal etwas Anderes. So trieb er es wohl vierzehn Tage lang.

Da dachte dem Landgrafen Albrecht, daß der Knecht die Sache verziehen wolle, und sprach ihm deshalb crustlich also zu: „Hast du gethan, was dir befohlen und aufgetragen ward?“ „Herr, ich will es thun,“ gab jener zur Antwort. Und weil dieser nun sah, daß er es nicht länger verziehen und aufhalten konnte, kam er des Nachts zu seiner Herrin, fiel nieder auf ihr Bett und sprach: „Liebe, gnädige Frau, gnadet mir des Leibes.“ Sie fragte: „Wer bist du?“ Da nannte er seinen Namen. Sie frug weiter: „Ei, was hast du denn gethan?“ „Ich habe nichts gethan, Herrin,“ war seine Antwort. Sie sprach: „Warum stiehst du zu mir und bittest Gnade?“ Darauf antwortet der Knecht: „Herrin, ich soll es noch thun.“ „Du bist wohl trunken oder nicht bei Sinnen,“ entgegnete die Landgräfin; er aber sagte: „Wie es auch darum sei, gnadet mir und euch und höret mich mit Ruhe und Geduld.“ „Ei, wie kommt das?“ sprach die Landgräfin. Der Knecht: „Mein Herr hat mich geheißt, euch zu tödten, das lanu und will ich nicht thun, ich will lieber mit euch sterben. Könntet ihr aber einen Rath finden, daß wir Beide lebendig blieben, so wäre das uns Beiden besser.“ Da hieß ihn die Landgräfin zu ihrem Hofmeister gehen und ihn zu ihr rufen. Das that der Knecht, und als der Hofmeister kam, bat sie denselben unter vielen Thränen um seinen getreuen Rath. Der rieth ihr, daß sie ihre Kleider, Gold und Kleinode zu sich nähme, er wolle ihr helfen, daß sie heimlich von der Wartburg läme, das wäre ihr Bestes. Sie machte sich fertig mit einem Hoffräulein und ihrem Hofmeister und ging dann auf das gemalte Haus bei dem Thurne, wo ihre beiden Kinder in Hohen lagen, das eine von anderthalbem Jahre, das andere von drei Jahren, und fiel in ihrer großen Betrübniß nieder auf den ältesten und biß ihm seine beiden Waden beinahe durch und wollte den andern auch beißen. Das wehrte ihr aber der Hofmeister. Sie sprach: „Ich will sie zeichnen, daß sie an dieses Scheiden ihr Leben lang denken.“

Im Ritterhause hatte man Seile und Leibschle zuammengebunden und die Landgräfin ward mit demselben Knechte, der sie tödten sollte, mit einem Hoffräulein und einer Frau, die ihr beide lieb und vertraut waren, zu einem Fenster den hohen Fels hinabgelassen. Sie gingen die ganze Nacht in großem Jammer und Betrübniß nach dem Kriemberg. Dasselbst kamen sie des Morgens früh an. Von dort holte

sie der Amtmann des Abtes von Hirsfeld und geleitete sie nach Fulda, wo sie von dem Abte ehrbar empfangen und dann weiter nach Frankfurt gebracht ward. Die Bürger nahmen sie gar wohl auf, denn sie war des Kaisers Tochter und suchte bei ihnen Freundschaft und Zuflucht, und sorgten für sie in aller Weise. Sie lebte dort in stetem Betrübniß und starb im andern Jahre darnach vor Leid und Jammer. In dieser Stadt ist sie auch begraben.

/

22.

Das Spiel von den fünf weisen und fünf thörichten Jungfrauen.

Schlöff III. 115 ff.

Im Jahre 1322 nach Christus Geburt ward vierzehn Tage nach Ostern am Sonntage Misericordias domini, an welchem Tage die Prediger ihren Ablass hatten, ein Spiel zu Eisenach gegeben von den fünf weisen und fünf thörichten Jungfrauen, wie es im Evangelium erzählt wird. Wie nun die fünf thörichten verdammt wurden, thaten sie gar sehr kläglich und unsere liebe Frau und die Heiligen baten für sie, aber es half ihnen gar nichts. Das war nun etwas zu hart gespielt. Denn Maria und die Heiligen bitten für keinen Sünder, der verdammt ist, und sie wollen nicht anders als Gott will. Auch will Gott an dem jüngsten Tage nicht mehr gnädig und barmherzig sein, sondern ein gestrenger Richter. Vorher in dieser Zeit ist er und gnädig und barmherzig und wer sich also mit seiner Reue und Buße hier auf Erden oder in dem Hegerfeuer versänmet, der muß den Schaden haben.

Zu diesem Spiele war auch Landgraf Friedrich der Freidige gekommen und sah und hörte das Alles und nahm es sich so zu Herzen, daß er in großem Horne sprach: „Was ist der Christen Glaube und unsere Hoffnung, wenn es nicht hilft, daß für uns Sünder unsere liebe Frau bittet und alle Gottes Heiligen flehen? Wozu dienen wir ihnen, warum sollen wir sie ehren, wenn wir durch sie nicht Gnade erwerben?“ So blieb der Landgraf fünf Tage lang in großem Unmuth und man konnte ihn kaum verständigen, daß dieses erst an dem

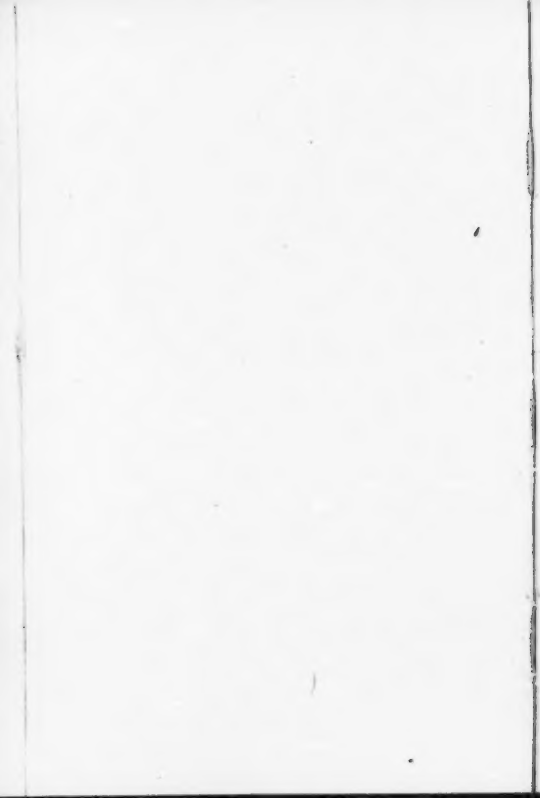
jüngsten Tage geschehe und nicht eher. Daraus schlug ihn der Schlag, daß er gelähmt ward an der einen Seite und die Sprache ihm entfiel, daß man ihn übel verstand.

Er lebte nach diesem Zufall wohl noch vierthalb Jahre und starb, nachdem er sein Seelgeräthe gesetzt hatte, in einem Alter von fünfundsünzig Jahren. Man begrub ihn vor Eisenach zu St. Katharinen in der Capelle des heiligen Johannes.

Bald nachher hatte sein Sohn, Friedrich II., den man nannte den ersten Landgrafen in Thüringen und Markgrafen in Meissen, gern erfahren, wie es um die Seele seines Vaters gewesen wäre und bestellt sei. Das ließ er versuchen einen Meister von der schwarzen Kunst und dieser offenbarte ihm, daß die Seele des Markgrafen ihr Hegefeuer leide in dem Grunde hinter Wartburg unter dem hintersten Thurme.

II.

Orts- und Volksagen.



23.

Mönch und Nonne.

Auf der Abendseite des Mittelsteins gegenüber der Wartburg ragen aus Bäumen zwei hohe Felsen empor, welche „der Mönch und die Nonne“ genannt werden. Davon hat man schon in alten Zeiten die Sage gehabt, daß ein Mönch und eine Nonne, welche heimliche Liebe zu einander gefühlt, aus ihren Klöstern in Eisenach entwichen, hier zusammengekommen seien und sich geliebt hätten. Zur Strafe dafür, daß sie das Gelübde der Keuschheit gebrochen, und zur Warnung für Andere sind sie an derselben Stelle, wo sie ihre Sünde begangen, in Stein verwandelt worden.

24.

Der Siebenborn.

Hörm. Thür. Vaterlandskunde. 1873. S. 267.

Eine kleine halbe Stunde westlich von der Stadt Eisenach, am sogenannten Klosterholze, liegt eine helle und gesunde Quelle, der Siebenborn genannt. Die Leute erzählen davon folgende Geschichte:

Sieben Männer, welche auf der Wiese der Quelle gegenüber Gras mähetten, bekamen großen Durst und näherten sich einer nach dem andern der Quelle, in welcher sich kurz vorher ein Woldh gebadet und dabei aus seinem warzigen Körper einen milchartigen, giftigen Saft zurückgelassen hatte. An diesem Biste sind jene Grassmäher, die das Wasser der Quelle getrunken haben, alle gestorben. Von diesem traurigen Vorfälle soll die Quelle ihren Namen erhalten haben.

Warum die Zeiten jetzt so schlecht sind.

Hoffmeister in der Zeitschrift für hist. Geschichte und Landeskunde IV, 114.

Warum die Zeiten jetzt so schlecht sind und des Mangels und der Klagen so viel — begann ein alter Graukopf, nachdem er seine Pfeife mit dem Span angezündet hatte — das will ich euch sagen: daran ist das Menschenvolf schuld und sein Uebermuth. Früher, vor langen, langen Jahren war's besser auf der Erde; da wuchsen an den Kornhalmen die Aehren und Körner von unten an bis oben hinauf und so lang der Halm war, so lang war auch die Aehre. Aber da die Menschen so reichlich und so viel ernteten, wurden sie voll Muthwillens und achteten des Segens Gottes nicht. Einst hatte sich ein Kind verunreinigt, da riß die Mutter die reichen, schönen Aehren aus und trocknete ihr Kind damit ab. Darüber erzürnte der Herr im Himmel und befahl, daß die Kornhalme hinfort keine Aehre mehr tragen sollten, weil die Menschen ihrer nicht werth seien. Nun erschraden die leichtsinnigen Menschen, flehten und sprachen: „Ach, Herr, laß nur für die Hühner etwas daran, damit diese sich sättigen können.“ Und so geschah es. Die Aehren, welche das Korn noch jetzt hervorbringt, sind das Wenige, was Gott um der Hühner willen übrig gelassen hat.

Weissagung vom Streit zwischen Kaiser und Papst.

Cod. monac. germ. 251. Bl. 190b.

Hretin's Beiträge IX, 1134.

Ein altes deutsches Gedicht, um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gedichtet, weißsagt von einem großen Streite zwischen den beiden Häuptern der Christenheit, dem Papste und dem Kaiser, und sagt, daß Kaiser Friedrich zum heiligen Grabe ziehen und dort seinen Schild an einen dürren Ast hängen werde, der dann wieder grünen und tragen solle. Der Kaiser bringe dann auch seines Rechts wieder

in's Reich zurück, dem alle Heiden unterthan werden, wie er der Juden Kraft darnieder legen werde und aller Pfaffen Meisterschaft; auch die Klöster werde er zerstören und die Nonnen zur Ehe geben. Wein und Korn werden gedeihen und „wenn das geschieht, kommen uns gute Jahre“.

27.

Von Berwölffen.

*Hist. de Landgrav Thur. ap. Pistor. 1, 1360.
Joh. Rothe dñr. Chron. S. 753. N. 649.*

Um das Jahr 1350 und später ließen sich in Thüringen Berwölfe sehen. Namentlich erschienen um das Jahr 1400 im Gebiete der Herren von Wangenheim und in der Umgegend solche Berwölfe und verschlangen Knaben, auch einige, die schon fünfzehn Jahre alt waren, ja sie kamen am hellen Tage in die Bauernhöfe, nahmen die Kinder von den Hausthüren im Beisein ihrer Eltern weg und trugen sie davon.

28.

Drei Feuer über dem Hirschelberge.

Urknnd bei Wenken III, 1374.

Im Jahre 1389 wurden in St. Elisabethsnacht in der Gegend von Eisenach und Scharfenstein drei große Feuer gesehen, die fielen in den Hirschelberg, wie es gar viele Leute wahrgenommen haben. Das war ein Vorzeichen des Nordens, das in dem Jahre darnach zu Würzburg geschah.

29.

Die Wichtel in Förlha.

Wichtel.

Die Wichtelfrauen waren bekanntlich neidisch auf die Kinder der Menschen, raubten dieselben, wo sie nur konnten, und legten abscheuliche Wechselbälge an deren Stelle. Darum pflegte die Bäuerin ihr

Kind, das sie mit auf's Feld genommen hatte, nie in eine Furcht, sondern stets auf die Höhe der Sattel zu setzen oder zu legen, weil dort der Wichtel ohne Nacht über das Kind war. Hatte dennoch ein Wichtelsfrauchen ein Kind geraubt und ihren Wechselbalg dafür in's Haus gebracht, so durfte man denselben trotz seines Schreiens nicht anrühren. Dadurch ward die Wichtelsfrau gezwungen das rechte Kind zurückzubringen.

In Hörtha hörte eine Mutter in der Stube ein fürchterliches Geschrei und fand zu ihrem großen Schrecken ihr schönes Kind von der Wichtelsfrau aus der Wiege geraubt und dafür einen abscheulichen Wechselbalg unter der Bank liegen. „Schrei dich satt, ich rühre dich nicht an!“ sprach sie, ließ es liegen und ging ihrer Arbeit nach. Als sie Abends wieder in die Stube tritt, findet sie ihr Kind in der Wiege liegen, der Wechselbalg unter der Bank aber ist verschwunden.

Die Wichtel in Hörtha hatten ihre Wohnung nahe am Dorfe in einer Höhle. Einmal adert ein Bauer über derselben und hört unten an der Höhle vernehmlich die Worte rufen: „Schießt aus! schießt aus!“ „Ei,“ spricht er, „bringt mir auch etwas!“ und adert weiter. Als er mit seinem Pfluge wieder herunterkommt, steht vor ihm ein Teller mit frisch gebadenem, herrlichem Kuchen, den er verzehrte.

30.

W i c h t e l.

Mündlich.

Wichtel, ein altes Männchen und Frauchen, haben einem Markthändler einst schwarze Beeren abgekauft und ihm Geld dafür gegeben, das Niemand kannte.

31.

Der tolle Jäger.

Mündlich.

Ein Mann von Herda geht über den Wald. Unterwegs hört er um sich jagen und sieht doch Niemanden. Es fällt ihm ein, auch hoi! hoi! mitzurufen. Da klopf man ihm auf die Schulter und doch

sieht er Niemanden. Voller Angst hört er auf zu rufen und läuft davon. Am andern Morgen liegt vor seiner Hausthür ein Reich mit einem Bettel, welcher die Aufschrift hat: „Hast du mit gejagt, so sollst du auch mit tragen.“

32.

Wüthendes Heer.

Mündlich.

In Herda war ein Mädchen auf der Wiese, als das wüthende Heer vorüberzog. Eine aus demselben war ermüdet, daß sie nicht mitkonnte, und rief dem Mädchen zu: „Schürz' mich, gürz' mich, daß ich mitkomme.“ Da war ihr das Mädchen das Schürzband zu, welches sie erfaßte, und alsbald war sie wieder beim Heere, dem Mädchen dreimal zrusend: „Lohn dir's Gott!“

Einst besuchte Einer seinen Bruder, einen Förster. Er bat diesen Abends mit auf den Anstand zu gehen. „Ach!“ sprach der Förster, „ich gehe nicht mit hinaus, denn das wüthende Heer spukt.“ Jener lachte darüber und ließ sich von seinem Vorsatz nicht abhalten. Der Förster und einige Andere begleiteten ihn bis an den Wald, um Wache zu halten und ihn in Gefahr zu beschirmen. Der Bruder begab sich mit geladenem Gewehr in den Wald. Das wüthende Heer kam gezogen mit Feuer und Geschrei. Da schoß er hinaus und als ein Feuerklumpen stürzte herab ein — Schuhu. (Die Schuhu mit ihrem Geschrei in der Balzzeit sollen das wüthende Heer gewesen sein.) Voll Schrecken liefen die Wachhaltenden davon. Der Schüpe aber brachte seinen Schuhu mit dem Bemerken nach Hause: „Seht da euer wüthendes Heer!“

33.

In der Remnate zu Herda.

Mündlich.

In der Remnate zu Herda spukte in früherer Zeit ein Geist, der mit Acten im Hause herumging und zu Zeiten auch sogar in die Wohnstube eintrat. Einst lagen Herr und Frau des Hauses in der

Nebenkammer, in welcher die Thüre nach der Stube offen war, in ihren Betten. Der Actenmann tritt in der Wohnstube ein, setzt sich nieder und blättert in den Acten. Da ruft die Hausfrau das Kindermädchen und gibt ihr den Befehl, aus der Wohnstube ein Tuch zu holen, welches gerade da liegt, wo der Actenmann sitzt. Das Mädchen holt das Tuch und gleichwohl sieht es den Mann nicht, welcher von seinem Sitze aufsteht und sich auf einen andern Stuhl setzt.

34.

Das Gericht zwischen Herda und Berka.

Wunderlich.

Auf dem Gerichte zwischen Herda und Berka erschien früher jede Nacht ein Mann mit Dreßenhut auf dem Kopfe und einem Steine unterm Arme, rufend: „Wohin soll ich den Stein nur setzen?“ Da kommt einst Einer gegangen und ruft ihm zu: „Dahin, wo du ihn genommen hast!“ „Das hab' ich schon lange gern wissen wollen!“ antwortet der Geist, verschwindet und hat sich seit jener Zeit nicht wieder sehen lassen.

35.

Vom Knottenfräulein auf der Brandenburg.

Männlich.

Von der Brandenburg und dem gegenüberliegenden Brandensfels wird erzählt, daß sie zwei Meister in Einem Tage erbaut hätten, sich gegenseitig den Hammer zuwerfend.

Ein Schäfer weidete an der Brandenburg, als gerade das Burgfräulein Wittage Knotten klegte. Der Schäfer muß an den Knotten vorbei und kann der Schafe halber denselben nicht ausweichen, so daß ihm einige in die Schuhe fallen. Da ihn dieselben darin drücken, zieht er eine Strecke davon die Schuhe aus, um die Knotten auszuschnitten. Siehe! es waren lauter Goldstücke. Er weidete darauf wieder zurück, um auf diese Weise zu einem noch größeren Schafe zu kommen, aber Burgfräulein und Knotten waren verschwunden.

Nach einer andern Fassung der Sage sah der Hirt viele schöne ihm unbekannte Blumen, die aber die Schafe nicht fraßen. Er pflückte

mehrere und steckte sie an seinen Hut. Da begegnete ihm das Burgfräulein und fragte, woher er die Blumen habe. Er erzählte den Vorgang und daß noch viele dort gestanden hätten. Das Fräulein bedauerte, daß er nicht mehr davon gepflückt habe, und gab ihm die Weisung, zu Hause nach seinem Strauße zu sehen. Als er dies that, waren die Blumen in Gold verwandelt. Hocherfreut bestimmte ihn seine Frau, wieder hinzugehen und noch mehr Blumen zu pflücken; als er aber hinkam, waren keine mehr zu sehen.

36.

Die Wünschelruthe.

Wortlich

Wenn eine einjährige Haselruthe in Walpurgisnacht zwischen 11—12 Uhr gebrochen und mit gewissen Zaubersprüchen, um Metall zu suchen, beschworen wurde, dann zeigte diese Wünschelruthe in der Nacht das im Boden liegende Metall, indem sie sich bog und durch Neigung die Stelle desselben im Boden anzeigte. Schlug man da ein, so fand man das Metall.

In Marktsuhl begaben sich einst einige Männer Nachts mit einer Wünschelruthe an eine Stelle im Walde, von der die Sage ging, daß daselbst Geld verborgen wäre. Man gebrauchte die Ruthe an mehreren Plätzen und sie neigte sich zur Erde, daß sie fast brach. Man schlug ein und fand an einem Orte einen eisernen Keil, an andern auch Eisen. Aber man suchte nach dem Gelde. Siche, da entstand plötzlich ein Gebrause und Getöse im Walde, die Laternen erlosch, als ob der böse Geist erschienen sei, der keinen Wohlgefallen am ferneren Suchen habe. Voller Angst flohen die Männer dem Walde zu und versuchten die Wünschelruthe nie wieder.

37.

Der Hungerbrunnen bei Lauterbach.

Von Kint, Philosophischer Heiterabend, p. 204 ff.

„Eine Meile von hier (Eisenach) über Lauterbach am Holze, in dem sogenannten Kalkofen, ist ein Platz, wo nach Aussage der Alten,

wenn es theuer werden will, zugleich viele solcher Quellen hervor-
stieffen, und zwar so stark, daß sie auch wohl eine Mühle treiben
könnten, in maßen dergleichen auch bisher geschehen, daher so für sol-
chem Ausfluß der Brunnen fast den ganzen vorigen Sommer Niemand
mit einem Wagen in's Holz kommen können. Deswegen auch solche
Brunnen von langen Jahren her die Hungerbrunnen heißen. Zu
Bischoffroda ist auch ein solcher Ort, welcher die Hölzenau genannt
wird, in dem langen Thal, da eben dergleichen Brunnen das Jahr
vorhero, ehe es theuer wird, pflügen zu entspringen.“

38.

Die heilige Klara von Arnzburg.

Mündlich.

Es war im Jahre 1343, als die Fluthen der Werra zu einer
grausenerregenden Höhe stiegen und nicht nur mit schäumender Ge-
walt die Mauern der Stadt überragten, sondern auch in entfesselter
Wuth die nächsten Häuser zerschellten und Alles, was ihrer feuchten
Umwarmung nicht zu entfliehen vermochte, auf ihren brausenden Wellen
von hinnen führten. So waren denn auch die jagenden Nonnen des
nahen Augustinerklosters von den wilden Wogen bis in die obersten
Räume ihres festen Obdaches getrieben und lugten zitternd in die
Gräuel der Verwüstung, die sich rings den scheuen Blicken boten.
Siehe, da tanzt auf den schäumenden Wellen ein Bettlein heran, in
dem zwei zarte Kinder, von den Engeln des Himmels bewacht, in
süßem Schlummer ruh'n. Und nah' und immer näher trägt der Strom
die Wiege, bis sie an des Klosters Mauern, wie in einem sicheren
Hafen landet. Da erwachen die Kleinen und strecken weinend ihre
Händchen nach der Mutter aus, die sie in Schlaf gelullt. Doch ach!
die Mutterhand ist fern und die Gefahr so nah! Die Nonnen jam-
mern, rufen, weinen; aber ihr Geschrei verhallt im brausenden Getöse
der Wellen. Da ergreift die Schwester Klara eine schöne heilige Be-
geistigung. Mit einem frommen Blick zu Dem, „dem Wind und
Meer gehorsam sind,“ eilt sie hinab und lenkt den Kahn, den die
wachsende Fluth an die Pforte getrieben, lähn in die wirbelnde

Brandung. — Schon hat sie die Wiege erreicht; schon hat sie eines der Kinder in den Arm gerettet, und schon beugt sie sich hinüber, auch das zweite, das durch Thränen ihr entgegenlächelt, an ihr Herz zu bergen. Da saßt in Wirbel das schwankende Fahrzeug und die Arme, über Bord gelehnt, das Kindlein seinem Bettchen zu entnehmen, strauchelt — und verflucht, den Säugling, den sie schnell ergreift, in die Arme schließend, lautlos in das feuchte Grab. Der Nachen aber schwankt mit seiner Beute, wie von einem unsichtbaren Fährmann getrieben, in des Klosterhofes stillen Port. — So ist die fromme, schöne Klara ihres menschlichen Gefühls und ihres hehren Christenthums unrettbares Opfer geworden? — O nein! Die Heiligen wachen ob ihren Getreuen. Und Augustin, des Klosters wunderthätiger Patron, umhüllt mit einem weiten weißen Mantel seinen Schöppling und die wild empörten Wogen tragen, wie von höherer Macht besänftigt, ihre leichte Beute in die Arme der mit Freudenthränen sie begrüßenden Schwestern. Und Klara wurde fortan als eine Heilige geliebt und verehrt; noch nach langen Jahren, als sie altersmüde eingegangen in das Reich des Friedens, beteten die gläubigen Seelen vor ihrem wunderthätigen Bildniß, und ersuchten, wenn der Werra wild empörte Fluth Gefahr und Unheil drohte, ihren Schutz und ihre Hilfe. Und sie versagte diesen Schutz und diese Hilfe nimmer, also daß seit jenem Jahre (1343) eine gleiche Ueberschwemmung Kreuzburgs Bürger nicht geschreckt und nicht gefährdet hat.

39.

Der Fund in Buchenau.

Mündlich.

In Buchenau, einem Hofe bei Kreuzburg, spielte ein Mädchen in einem Garten und grub mit einem spitzen Holze in die Erde. Plötzlich kommen einige Kupfermünzen aus dem gegrabenen Loch zum Vorschein. Das Kind, erfreut über seinen Fund, eilt zu seinem Vater, um ihm sein Glück zu verkünden. Der Vater nimmt sogleich Spaten und Schaufel zur Hand und eilt zu der Stelle, wo das Kind gegraben. Aber er mochte die Erde auswählen, so viel er wollte, es zeigte sich kein Geld mehr. Das Kind hätte nicht plaudern sollen.

Der Schatz im Buchsbaum.

Mündlich.

Ebenfallselbst erschien in einer Nacht einem Bauer eine ganz weißgekleidete Frau, die ihn mit bittender Miene bedeutete ihr zu folgen. Der Mann aber fürchtete sich u. zog die Bettdecke über sich. Allein in der nächsten Nacht wiederholt sich die Erscheinung, und zwar mit noch viel traurigerer Miene als das erste Mal. Aber wieder laßt der Bauer die Bitten der Frau unerhört, beschließt jedoch, da ihm die Erscheinungen zu seltsam vorlommen, am nächsten Tage seine Frau über die Sache zu Rathe zu ziehen. Diese bestimmt ihn, wenn die Erscheinung sich wieder zeigen sollte, ihr zu folgen. Und richtig! in nächstfolgender Nacht steht abermals die Erscheinung vor dem Bette des Landmanns und bewegt ihn endlich, ihr zu folgen. Vor der Hausthüre bedeutet sie ihm, Grabstich und Schaufel zu nehmen und sie weiterhin zu begleiten, aber kein Wort zu reden. Dann treten sie in die Scheune, von da gelangen sie durch eine Thüre in den Garten und bleiben unter einem Baume stehen. Hier heißt die Frau ihren Begleiter einschlagen. Nach einiger Zeit erschien der Rand eines Kessels, welcher letztere ganz mit Geld angefüllt war. Da heißt die Frau den Bauer anfassen und den Kessel herausheben. Er hebt und hebt — da will ihm der Athem ausgehen, aber die Frau nähert sich ihm und haucht ihm in den Mund, so daß der Mann den Kessel glücklich an's Tageslicht fördert. Als er sich umsieht, war die Frau verschwunden. Der Bauer hatte aber seit jener Zeit durch den Hauch des Weibes eine schwarze Zunge erhalten, welches Uebel aber weit vor dem unermöglichen Schaze zurücktrat.

Der Reiter ohne Kopf bei Mithla.

Mündlich.

Wenn man von Kreuzburg nach Mithla geht und den Weg über den sogenannten Waldsteg einschlägt, so passiert man einen Wald,

das Klosterholz, an dessen Ende eine gewaltige Buche ihre Aeste in die Luft reckt, die unter dem Namen „die dicke Buche“ bekannt ist. Aus diesem Baume tritt zu gewissen Zeiten ein Reiter ohne Kopf hervor. (Der Ritter soll einer jener Raubritter gewesen sein, die von den hohen Felsen, die in jenem Grunde an der Werra sich erheben, das Thal beherrscht haben. Die Stelle, wo die Burg gestanden haben soll, wird noch gezeigt. Es erhebt sich nämlich in der Nähe der Gyps-mühlen, die sich nicht weit von dem Klosterholze befinden, eine Anhöhe, die auf ihrem Rücken ein ziemlich großes Plateau zeigt, wo eine Burg schon Platz genug finden kann. Auch scheinen einige fest eingelegte, von der Kluft zusammengefügte Steine an der einen Seite der Anhöhe auf einen Bau hinzudeuten.) Jener Reiter ohne Kopf also erscheint an dem Ende des Klosterholzes aus der dicken Buche in der Nacht, verfolgt den Weg nach Nihla weiter bis zu einem Punkte zwischen Nahnroda und Nihla, dem „spanischen Ritter“, und verschwindet hier, um von neuem seine Wanderung von der dicken Buche bis hierher anzutreten.

42.

Der Schenk von Bargaia.

Pörsenstein Theatr. Anz. p. 185.

Ein Schenk von Bargaia hatte Gott eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe gelobt. Als er dies Gelübde erfüllt hatte und in seine Heimat wieder zurückkehren wollte, wurde er von den Sarazenen gefangen genommen und dem Sultan als Geschenk überbracht. Seine schöne Gestalt, sein ritterlicher Anstand, sein Muth und seine Tapferkeit gewannen ihm die Gunst des Sultans und er wurde gut behandelt und in Ehren gehalten. Weil aber damals die Ungläubigen im Kriege gegen die Christen waren und die tapferen Ritter des heiligen Johannes aus dem Lande vertreiben wollten, mußte sich der Schenk von Bargaia wider die Christen brauchen lassen und gegen seinen Willen mit ihnen streiten; er that es aber nur, um sich den Sultan wohl geneigt zu machen, daß er ihm mit der Zeit die Freiheit wiedergeben und ihn in die Heimat ziehen lassen möchte.

Bald darauf wurde er auch gegen die Tartaren in's Feld geschickt und er wagte sich in diesem Kampfe so tapfer und todesmuthig unter die Feinde, daß er in ihre Gefangenschaft gerieth. Der Anführer der Tartaren, welcher seiner Abkunft nach ein Pole war, nahm den Ritter von Vargila mit sich und hat ihn gleichermassen wohl gehalten und eine so gute Zuneigung zu ihm gefaßt, daß er ihm ein Stück Land gab und zuletzt auch seine eigene Tochter zur Ehe.

Obwohl der Schenk von Vargila in solcher Weise zu hohen Ehren und Würden gelangt war, so dachte er doch beständig auf Mittel und Wege, wie er seine Reichthümer, sein Hab und Gut durch Kaufleute nach Deutschland bringen und sicher dort niederlegen, sich selbst auch von den wilden Feinden befreien und wieder in seine Heimat nach Thüringen gelangen könnte. Nun geschah es, daß er in einer wichtigen Angelegenheit mit andern Tartaren an den König in Polen geschickt wurde. Auf dieser Reise begleitete ihn in männlicher Kleidung seine Gemalin, die mit ihm unerkannt aus dem Lande gegangen war. Als die Geschäfte verrichtet waren und die Gefährten ihren Rückweg wieder antraten, suchte der Schenk von Vargila ihnen heimlich zu entkommen und gelangte glücklich mit seiner Gemalin durch Polen und Böhmen nach Thüringen in sein Heimatland.

Da er aber nach Ablauf von 21 Jahren wieder heimkam, fand er gar vieles in seiner Herrschaft verändert, und ihn selbst wollte zuerst fast Niemand erkennen und er hatte Anfangs Noth, sich als den rechtmäßigen Herrn seiner Güter und Schloßer auszuweisen. Nachdem er aber genugsam Zeugniß von sich gegeben hatte, wurde er von Allen lieb und werth gehalten.

Seine Gemalin, die treulich bei ihm gehalten, ist bald nachher gestorben und im Kloster Reinhardebrunn begraben worden. Man hat ihr allda ein stattliches Grabdenkmal errichtet, das lange Zeit gestanden hat, später aber niedergelegt wurde. Auf dem Grabsteine, der noch später dort zu sehen war, sollen diese Worte gestanden haben, jedoch ganz dunkel und böse zu lesen: Anno Domini 1286, obiit Cythavia Russica Generosi Domini Baronis de Vargila gemma lucidissima Orate pro ea.

Woher die „blinden Hessen“ und „Wühlhäuser Pflöde“ kommen!

Die Stadt Wühlhausen war einst mit einigen heftigen Rittern in harter Fehde begriffen. Die Hessen versuchten zum öftern die Stadt bei nächtlicher Weile zu überrumpeln, aber die Bürgerschaft war immer wachsam, verließ niemals die Mauer, um der Ruhe zu pflegen, und schickte jedesmal die Feinde mit blutigen Köpfen heim. Nun geschah es einmal, daß in der Stadt ein lustiges Bankett gefeiert wurde. Da bezeugten denn wenig Bürger große Lust die alten Stadtmauern zu hüten, während ihre guten Freunde und Nachbarn weiblich zechten oder am Reihentanze sich vergnügten, und doch war man keine Nacht vor dem Ueberfalle der Feinde sicher. Was war da zu thun? Der Frauen List und Klugheit half auch hier mit einem guten Rathe aus. Es wurden Schanzpfähle zugehauen und diese, angethan mit Kleidern und Fiedelhauben und versehen mit blinkenden Waffen, rings auf der Stadtmauer aufgestellt. Während nun unten in der Stadt beim Bankett männiglich sich erfreute und vergnugte, sei es beim Weine und in fröhlicher Unterhaltung mit guten Freunden, oder im raschen, lustigen Tanze mit schönen Frauen und Jungfrauen, siehe, da erschienen wirklich die Hessen kampfgewappet und kampfbegierig vor der Stadt. Als sie aber die zahlreiche und wohlbewehrte Besatzung erblickten, wurde es ihnen doch unheimlich zu Muth und sie machten sich schnell wieder aus dem Staube, ohne einen Angriff unternommen zu haben.

Die Wühlhäuser frohlodten gar sehr über das Gelingen ihrer List und nannten fortan einen Jeden, der seine Augen nicht recht zu gebrauchen versteht, einen blinden Hessen, dagegen mußten sie sich den Ehrennamen Wühlhäuser Pflöde gefallen lassen.

Das Fränlein vom Gussfeld.

Mährisch.

Zwischen Werbedorf und Dast liegt ein Feld „das Gussfeld“ genannt. Auf ihm sind einige Lachen trüben Wassers. Dort hat

früher eine stattliche Burg gestanden; darinnen wohnte ein wunder-
schönes Fräulein. Ein benachbarter Ritter warb vergebens um ihre
Liebe. Einst war Kirmes in Herddorf und auch das Fräulein
vom Husefeld war dazu herabgekommen. Kaum erfuhr es der Ritter,
da erschien auch er bei dem Feste. Aber das Fräulein flog sogleich
zu Roß und sprengte ihrem Schlosse zu; hinterdrein verfolgend der
Ritter. Haß hatte er sie erreicht; da stürzt sie sich verzweifelt in
das Wasser der Teiche. Während sieht der Ritter ihr nach in die
aufwallenden Blüthen. Ein rother Blutstrahl färbt das wieder ruhig
werdende Wasser. Seitdem werden die Teiche blutroth, so oft die
Herddorfer Kirmes wiederkehrt.

45.

Die drei Linden bei Dankmarshausen.

Mündlich.

An dem Wege, der von Verla nach Dankmarshausen führt,
steht eine alte große Linde. Es sollen hier früher drei Linden ge-
standen haben. An diesen Ort knüpfen sich folgende zwei Sagen.

Zur Zeit einer Hungersnoth wollte ein Familienvater sein
ältestes Kind dem Tode weihen, um dadurch seine übrige Familie
vor dem Hungertode zu bewahren. Er hatte schon sein Messer gezückt,
um den Todesstreich zu führen, da gewahrte er plötzlich eine Hirsch-
kuh vor sich. Da ließ er ab von dem furchtbaren Kindesmorde. Zum
Danke für dieses Wunder des Himmels wurde von den Dankmars-
häusern an demselben Orte eine Capelle erbaut, von der jedoch jetzt
keine Spur mehr zu finden ist.

In späterer Zeit hielten hier zwei Bauernmädchen aus Dank-
marshausen um der Liebe eines Burschen willen ein Duell mit
Sicheln. Sie trafen sich beide tödtlich und starben an ihren Wunden.
Sie wurden nun auch an diesem Orte begraben. Kein Grabmal,
sondern nur ein einfacher Grenzstein bezeichnet ihre Ruhestätte. Als
nach längerer Zeit dieser Stein einmal versetzt wurde, schwebte er,
von unsichtbaren Händen getragen, wieder an seinen alten Platz zurück,
wo er noch bis zum heutigen Tage steht.

46.

Das Kloster Sinnerhausen.

Vollständig.

Beigl. Fiedler, Das Kloster Reichenhof über Sinnerhausen. Progr. 1865 S. 8 ff.

In den beiden benachbarten Dörfern Eccardts und Friedelshausen wohnten zwei Grafen. Als sie einst auf der Jagd umeins wurden, erschlug der von Friedelshausen den von Eccardts auf der Stätte, wo die Klosterkirche von Sinnerhausen entstand. Der Mörder empfand über seine That tiefe Reue und er pilgerte zu Fuß nach Rom, um daselbst seine Sünde abzubüßen. Der Papst gebot ihm auf der Stelle des geschehenen Mordes ein Kloster zu bauen. Der Graf erfüllte nach seiner Heimkehr dieses Gebot und sein Versprechen, erbaute das Kloster und die Kirche und nannte es Sänderthaus. Auch ging er selbst in dieses Kloster und beschloß darin als Mönch sein Leben.

47.

Die Hohlhanse in Helmershausen.

Vollständig.

Der letzte männliche Sprosse derer vom Hüttsberg und Frankenberg war Veit von Helmreich. Nachdem diese Schlösser zerstört worden waren, wohnte er in dem sogenannten Kohlhanse in Helmershausen. Dieser hatte eine Tochter, welche sich mit einem Knechte vergangen hatte. Sobald es ihr Vater erfuhr, beschloß er sie einmauern zu lassen, und führte diese That auch wirklich aus. Auf diese Weise hauchte sie ihr Leben aus. Vor einigen Jahren, als man das Gebäude einriß, fand man das Gerippe der Unglücklichen in der Mauer, es wurde aber durch die Unwissenheit der Bauern zu Grunde gerichtet. Des Ritters Bild ist an der Kirche in Stein gehauen zu sehen.

48.

Die verfluchte Wiege bei Träbes.

Vollständig.

In der Nähe von Träbes (an der Weba) befindet sich ein ungeheurer Kessel, das Träbeserloch genannt. Von diesem geht folgende

Sage. Einst habe eine Ritterfrau hier gewohnt, die zwei Söhne gehabt habe. Diese hätten sich, als sie ihr Erbe getheilt hätten, um eine Wiese gestritten und sich nicht einigen können. Da nun hätte ihre Mutter diese Wiese versucht, und am andern Morgen sei sie ein schauerliches Loch gewesen.

Daselbe erzählt man von einer Wiese bei Seeba (bei Bettenhausen), nur daß diese in einen grundlosen Teich verwandelt worden sei.

49.

Die Duisburg.

Mündlich.

Einige erzählen, daß auf der nahen Duisburg bei Wohlmutshausen wie auf dem Hühlsberg ein Schloß gestanden habe, Namens „Duisburg oder Dispurgum“, welches der alte fränkische König Chlodwig bewohnt habe. Die Besitzer der Duisburg und des Hühlsberges hätten einander durch's Sprachrohr von ihren Wauertinnen zurufen können. Unten im Aschenhäuser Wiesengrund, dem Röderhof, sieht man noch in dem Bach die Kadgrube, wo die Mühle gestanden haben soll, welche dem Burgherrn das Mehl geliefert habe. Jetzt sind nur noch große Steinhäuser zu sehen. Andere sagen, es sei ein Opferplatz unserer alten Vorfahren gewesen, denn es liegt noch ein stubenhoher Stein oben. Dieser soll der Opferstein gewesen sein.

50.

Die breite Linde bei Kallenweßheim.

Mündlich.

Zwischen Kallenweßheim und Klinge auf der Huth steht eine große Linde, „die breite Linde“ genannt. Es soll dort nicht geheuer sein. Dort hielten die Hexen des Oberlandes ihre Zusammenkünfte mit dem „Federhänschen“. Einige Kallenweßfelder Marktleute gingen in der Nacht auf Walpurgis nach der Tann. Als sie bei der breiten Linde vorüberkamen, war da Musik und Tanz. Sie mußten mitsingen und bekamen zuletzt Geld. Als sie vor der Stadt daselbe befehen wollten, war es lauter Noth.

51.

Federhänschen auf dem Steinberg.

Männlich.

Ein Schäfer Namens Lorenz soll eines Abends „Federhänschen“ (ein gebräuchlicher Name des Gott sei bei uns) gesehen haben, wie er mit Speck, Schinken und Würsten beladen, um es einem seiner Gehilfen zu bringen, auf einem Zwetschenbaume gesessen und sich ausgeruht habe. Der Alte rief: „Bring' mir doch auch einmal Fleisch.“ Am andern Morgen beim Morgenstallschlagen (das heißt bei dem Pferd-fortschlagen) lag ein Stück Fleisch vor der Hütte und schnellte immer in die Höhe. Er war erschrocken und konnte es nicht eher zur Ruhe bringen, als bis der katholische Pfarrer von Zella gerufen wurde. Abdamn wurde es ruhig.

52.

Kloster Zella.

Männlich.

Auf dem nahen Heuberge hat ein Schloß gestanden, welches die Herren von Ritharteshausen bewohnten. Nachdem Ritharteshausen zum evangelischen Bekenntniß übergetreten, haben sie sich auf die nahe katholische Zella zurückgezogen. Einer von diesen Herren hatte eine Tochter, welche sich mit einem Herrn von dem eine halbe Stunde entfernt gelegenen Schlosse Rischberg vergangen hatte. Als es der Alte erfuhr, hat er sie in das Burgverließ werfen und elendiglich umkommen lassen. Der Ritter hat aber später keine Ruhe mehr gehabt, und als er eines Morgens im Hochsommer zum Fenster heraussah, hat er an dem Orte, wo die Zella jetzt steht, Schnee liegen sehen. Er hat darin einen Wink Gottes gesehen und ein Kloster dort gebaut. Ein Theil von Ritharteshausen hat bis jetzt noch den Namen „Rittersberg“. Das Fräulein soll sich noch alle sieben Jahre in einer weißen Gestalt zeigen, mit dem Gewimmer eines Kindes begleitet.

53.

Der Stein bei Dornbach.

Mündlich.

Ein alter Forsthüter hat, als er einen Rundgang machte, in einer mondhellten Nacht auf dem nahen „Stein“ bei Dornbach, als schon Schnee lag, Knotten Hengeln (d. h. Knotten dörre machen) sehen. Da ihn Furcht anwandelte, lief er weg und ließ sie liegen.

54.

Die Hexenlinde bei Oßheim.

Mündlich.

Hinter dem Hollerstrauch am südlichen Abhange des Vindenberges stand vor 40 Jahren noch eine Linde, die Hexenlinde genannt. In der Walpurgisnacht kamen hier alle Hexen der Umgegend zusammen, um unter der Linde ihren Tanz zu halten. Sie kamen auf Besen geritten, die im März geschnitten sein mußten. Wer die Hexen kennen lernen wollte, mußte sich am Abend vor Walpurgis in den Zweigen der Linde verstecken und ein Messer bei sich tragen, auf welchem drei Kreuze sich befanden. Sobald der Hexentanz begounen hatte, mußte das Messer unter die Hexen geworfen werden, und sofort erschien jede in ihrer menschlichen Gestalt.

55.

Der Maierbrunnen bei Oßheim.

Mündlich.

Auf einer Wiese im Käfig befindet sich eine Quelle, der Maierbrunnen. In diesem Brunnen hausten drei Jungfrauen, die zur Kirchweih alle Jahre sich einfanden, um den Kirnmetanz mit zu feiern, vor Sonnenaufgang sich jedoch regelmäßig entfernten. Einst werden dieselben von den Vurschen mit Gewalt zurückgehalten, dann von denselben begleitet,

bis sie zum Maieubrunnen kommen. Hier erklären die Jungfrauen, daß sie zum letzten Male zum Kirneltanz gewesen seien, weil sie über die ihnen bestimmte Zeit ausgeblieben; dann schlägt eine von ihnen mit einer Ruthe in's Wasser; es thut sich daselbe auseinander und eine Treppe wird sichtbar, auf welcher sie hinabsteigen. Unter Donner verschwindet die Treppe, bedeckt vom blutigen Wasser der Quelle.

56.

Der gebannte Geistliche.

Mündlich.

Am großen Dachberge in einer Waldallee laßt sich in der Morgen- und Abenddämmerung die Gestalt eines im vorigen Jahrhunderte in Ostheim angestellt gewesenen Obergeistlichen sehen, welcher dahin verbannt sein soll. Derselbe soll sich nach seinem Tode öfters in der Kirche haben sehen lassen. Ein alter Kuhhirte, Namens Luchse, habe zwei Söhne gehabt, von denen einer ein Sonntagekind war, d. h. er sei an einem goldenen Sonntage geboren gewesen. Dieser habe den wandelnden Geist in der Kirche gepackt (dabei habe er eine tüchtige Ohrfeige bekommen), eingesackt und mit Hilfe seines Bruders an oben besagten Ort verbannt. Als Belohnung sei ihm das Bürgerrecht von Ostheim zugesprochen worden.

57.

Gespinn durch Fischen vertrieben.

Nach mündlicher Rederlieferung mitgetheilt von Vander in Wane's Rapinger, VIII, 60.

Ein Bauer aus dem Rhöugebirge, der Nachts an der Ufer ging, sah aus der jenseitigen Ferne ein Licht herankommen, welches stets größer wurde und zuletzt ein feuriger Mann war. Mit einem Schritte trat derselbe über das Wasser, sprang dem Bauer auf den Rücken und ließ sich von ihm forttragen. Vergebens suchte dieser durch Beten sich von dem Gespenste zu befreien; endlich fing er an zu fluchen, und sogleich wich der feurige Mann von ihm.

58.

Schligshörschen.

Jäger, Briefe über die hohe Wildn. 1805. Th. 2, S. 12.
(Weimar, I. 80, 80.)

Teute, die unter Neulichstadt über das Hühner Stren gehen, werden durch einen Wassergeist, Schligshörschen genannt, in den Hühn getraucht, und oftmals erkauf.

59.

Wie eine Nonne als Kindesmörderin entdeckt wurde.

Wie ein neugeborenes Kindlein im Klosterreich zu Bischofsheim gefunden ward und man die Schuld auf eine Nonne im selbigen Kloster geben wollte, kam die Abtissin Rioba also hinter die Wahrheit. Sie ließ alle Nonnen in's Bethaus oder eine Capelle kommen und jede also lange mit kreuzweis ausgeredten Armen stehen, bis der ganze Psalter hinausgesungen war, und hernach dreimal des Tags, um drei, sechs und neun Uhr, mit der Kreuzfahne und Litaneien um's Kloster herumgehen und Gott den Herrn um Abwendung der Strafe wegen des Kindesmordes ersuchen und also den Ort wieder reinigen und heiligen. Wie das zweimal geschehen war und man zum drittenmal in der Kirche fertig stund, auch alles Volk dabei sich versammelte, trat Rioba bei dem Altar vor's Kreuz, rechte ihre Hände gen Himmel und bat, Gott möchte doch die Thäterin eröffnen. Siehe, da plagte der Teufel die Kindesmörderin dermaßen, daß ihr nicht anders deuchte, als ob sie mitten in den Flammen wäre, bekannte Alles ordentlich, deßhalb sich männiglich entsetzen mußte.

60.

Woher Mehels seinen Namen hat.

Bräuner, Landesfunde des Herzogthums Meiningen. II, S. 82.

Den Namen Mehels hat der Ort von dem grausamen Meheln und Morden, so einst daselbst geschehen, bekommen. Denn als die

habe Gewohnheit gewesen, daß auf das Kirchweihfest — damals auf den Sonntag gefeiert — das junge Volk von den nahen Dörfern partiweise mit Spielteuten und Gewehr nach Glattenstein zum Tanz aufgezogen und fast allezeit wegen des Tanzplatzes Jank und Schlägerei angefangen, ist auch einstmals eine solche grausame Schlägerei entstanden, daß ihrer drei auf dem Plage todt geblieben, wie denn noch heute drei Steine zum Wahrzeichen unter der Linde stehen. Daraus ist nicht nur das Fest auf 100 Jahre verboten, sondern auch der Name des Dorfes verändert worden. Die Bewohner haben zwar öfters ihren alten Namen wieder haben wollen, ist aber von der Obrigkeit nicht genehmigt worden.

61.

Der Clausbrunnen bei Regels.

Schäner ebend. S. 54.

Als einst die Meßrichstädter St. Nicolai Bildniß, das in der Kirche zu Regels in Lebensgröße von Holz geschnitten und vergolbet stand, auf einem Wagen mit vier Pferden bespannt abholen und nach Hause fahren wollten und damit an den nach Reiningen zu gelegenen Berg kamen, konnten sie es nicht weiter fortbringen und mußten es dort liegen lassen. An dem Orte, wo das Bild damals gelegen hat, ist ein Brunnen entsprungen, welcher nach Regels geleitet wurde und noch heute von den Bewohnern des Ortes gebraucht wird.

Der Brunnen heißt der Clausbrunnen und der Berg der Clausberg.

62.

Das Gespenst als Eheweib.

Schäner's Curiositäten 203—205.

Grzm. Franciscl. Holl. Protrud. 1007—1009.

(Grzm. I, 247, 249.)

Zur Zeit des Herzogs Johann Casimir von Coburg wohnte dessen Stallmeister W. P. v. B. zuerst in der Spitalgasse, hierauf in dem Hause, welches nach ihm D. Frommann bezogen, dann in

dem großen Hause bei der Vorstadt, die Rosenau genannt, endlich im Schloß, darüber er Schloßhauptmann war. Zu so vielsochem Wechsel zwang ihn ein Gespenst, welches seiner noch lebenden Ehefrau völlig gleich sah, also daß er, wenn er in die neue Wohnung kam und am Tisch saß, bisweilen darüber zweifelte, welches seine rechte leidhaste Frau wäre, denn es folgte ihm, wenn er gleich aus dem Hause zog, doch allenthalben nach. Als ihm eben seine Frau vorschlug, in die Wohnung, die hernach jener Doctor inne hatte, zu ziehen, dem Gespenst auszuweichen, hub es an mit lauter Stimme zu reden und sprach: „Du ziehest gleich hin, wo du willst, so ziehe ich dir nach, wenn auch durch die ganze Welt.“ Und das waren keine bloßen Drohworte, denn nachdem der Stallmeister ausgezogen war, ist die Thüre des Hinterhauses, wie mit übermäßiger Gewalt zugschlagen worden und von der Zeit an hat sich das Gespenst nie wieder in dem verlassenen Hause sehen lassen, sondern ist in dem neu-bezogenen wieder erschienen.

Wie die Edelfrau Kleidung anlegte, in derselben ist auch das Gespenst erschienen, es mochte ein Feierkleid oder ein alltägliches sein und von welcher Farbe es wollte; weßwegen sie ihren Hausgeschäften nie allein nachging, sondern immer von Jemand begleitet. Gemeinlich ist es in der Mittagszeit zwischen elf und zwölf Uhr erschienen. Wenn ein Geistlicher da war, so kam es nicht zum Vorschein. Als einmal der Beichtvater Johann Pruscher eingeladen war und ihn beim Abschied der Edelmann mit seiner Frau und seiner Schwester an die Treppe geleitete, stieg es von unten hinauf und sagte durch ein hölzernes Gitter des Fräuleins Schutz und verschwand, als dieses zu schreien anfing. Einstmals ist es auf der Küchenschwelle mit dem Arm gelegen und als die Köchin gefragt: „was willst du?“ hat es geantwortet: „deine Frau will ich.“ Sonst hat es der Edelfrau keinen Schaden zugefügt. Dem Fräulein aber, des Edelmanns Schwester, ist es gefährlich gewesen und hat ihm einmal einen solchen Streich ins Gesicht gegeben, daß die Wunde davon aufgeschwollen ist und es in des Vaters Haus zurückkehren mußte. Endlich hat sich das Gespenst verloren und es ist ruhig im Hause geworden.

Der Densel als Freier auf Schloß Hartenberg.

● 100 ●

Schubert, *Winterreise* VI, 344 ff.

Unweit der Stadt Römheld lag gegen Osten zu auf einer Anhöhe zwischen den beiden Gleichbergen eine Burg der Grafen von Fleunberg genannt Hartenberg. Nur wenige Schutthaufen bezeichnen ihr ehemaliges Dasein. Von dieser Burg erzählt man folgende Sage.

Ein Graf auf Hartenberg hatte eine einzige, wunderschöne Tochter. Viele Grafen und vornehme Herren warben um die Hand des schönen Fräuleins, aber keiner von ihnen fand Gehör bei dem alten Grafen. Da wurde eines Tages, als schon der Abend dämmerte, die Ankunst eines stattlichen, vornehmen Ritters auf dem Schlosse gemeldet. Der fremde Ritter begehrte das zarte Fräulein zur Ehe. Sein einnehmendes und wohlgefälliges Betragen fand Beifall bei dem Grafen und der Glanz seines Anzuges und seines Gefolges blendete die Augen des alten Vaters, so daß er dem fremden Ritter die Einwilligung zur Vermählung mit seiner Tochter gab, wenn diese ihn zum Gemal begehren würde.

Als das Fräulein den Ritter sah, entdeckte ihr scharfer Blick bald in der verummantelten Gestalt des Fremdling's den wahrhaftigen Teufel. Aus Furcht vor dessen Rache, wenn sie ihm eine abschlägige Antwort geben würde, und gehorsam dem erklärten Willen ihres Vaters gewann sie es aber sich, dem Bösen ihre Hand zuzusagen, jedoch unter einer Bedingung. Er sollte nämlich noch in derselben Nacht, ehe der Hahn den Morgen verkünden werde, um die schon befestigte Burg Hartenberg noch eine zweite Ringmauer aufführen, wenn er diesen Bau aber nicht zu Stande bringe, der Hand des Fräuleins verlustig werden.

Der Hefe willigte in diesen Vorbehalt. In bangter Erwartung brachte das Fräulein die Nacht hin, und das schauerliche Getöse, welches von allen Seiten zu ihren Ohren drang, ließ sie fürchten, daß der Unhold seine Zusage erfüllen werde, und schon meldete eine dienende Hofe, daß die Mauer bis auf ein kleines Stück aufgerichtet

sei, und Tausende von Arbeitern wären beschäftigt, das Werk zu vollenden.

Eben wurde die letzte Steinlaß von des Teufels Gefellen über die Höhen bei Themar in der Luft dahergeführt, als in dem Dorfe Bergfeld der Hahn zum erstenmale krächte, und alsbald stürzte die letzte Steinbürde, die noch zum Abschluß des ganzen Baues nöthig war, aus der Luft zur Erde und die fast vollendete Mauer um Hartenberg zerfiel in Trümmer. So war das Fräulein aus der Gewalt des Teufels gerettet.

Noch heute sieht man bei Themar auf der Höhe eines Berges diesen „Feldstein“, einen gleichsam künstlich aufgerichteten, ganz frei stehenden, etwa 70 Fuß hohen Felsen aus lauter beweglichen, vom Ganzen nicht trennbaren Steinen derselben Gattung, wie sie auf dem Gleichberge und auf der Stelle zu finden sind, wo sonst die Burg Hartenberg gestanden hat. Auch ist es auffällig, daß außer dem genannten Feldsteine, einer Basaltmasse, das Gebirge jener Gegend, wo er ruht, lediglich aus Kalk- oder Sandstein besteht.

64.

Von dem kleinen Gleichberge bei Hildburghausen.

Nach mündlicher Erzählung in Büchling's wöchentl. Nachrichten, Bd. III, 143 ff.

Zwei Stunden von Hildburghausen liegen gegen Westen zwei nicht unbedeutende Berge mit Namen Gleichen. Sie sind an Gestalt und Form einander gleich, nur ist der eine größer als der andere. Beide grenzen an einander, stehen aber in keiner Verbindung mit dem nahen Thüringer Waldgebirge und sind in der ganzen Gegend umher sichtbar. Den Landleuten dienen sie als Wetterzeichen. Sind beide in Nebel gehüllt und der große wird zuerst helle, so verkündigt er gutes Wetter, wird aber der kleine zuerst helle, so bedeutet es Regen. Daher das alte Sprichwort:

Wenn der kleine dem großen nimmt den Hut,
So wird das Wetter gut;
Nimmt aber der große dem kleinen die Kappen,
So wird dich das Wetter ertappen.

Beide sind Basaltberge, und zwar kommt der Basalt darauf nicht in regelmäßigen Säulen, sondern in unzähligen Trümmern und Stücken von verschiedener Größe vor. Auf dem kleinen Gleichberge liegen diese Basalttrümmer in drei verschiedenen Schichten und umziehen den Berg gleichsam als drei verschiedene Gürtel, zwischen welchen Gras und Holz gewachsen ist. Diese besondere Anlagerung des Basalts hat zu folgender Sage Veranlassung gegeben.

Vor alter Zeit hatte ein Graf auf diesem Berge eine Burg gebaut, dieselbe aber gegen feindliche Angriffe nicht hinlänglich geschützt und gesichert. Er sieht den Fehler erst ein, als er mit einem seiner Nachbarn in eine Fehde verwickelt und mit einem feindlichen Ueberfall bedroht war. Voll Kummer und in tiefen Gedanken über das drohende Unglück geht er eines Tages am Abhange des Berges umher; da erscheint ihm auf einmal der Teufel und fragt ihn nach der Ursache seines Kummers. Als er sie erfahren hat, er bietet er sich sogleich dem Ritter noch vor dem ersten Hahnkratz eine dreifache Mauer um den Berg zu ziehen, wenn er sich verbindlich machen wolle, ihm als Lohn seine einzige schöne Tochter zu verschreiben. Der Graf geht den Vertrag ein. Aber kaum ist er in seine Burg zurückgekehrt, so reut ihn der Handel und er wird noch trauriger und muthloser als vorher, so daß endlich die Tochter, die den Kummer des Vaters in seinen Rienen liebt, in ihn dringt und ihm endlich durch gute Worte und Bitten das schreckliche Geheimniß entlockt. Weinend und voll Verzweiflung über das ihr bevorstehende Geschick wirft sie sich in die Arme ihrer alten Amme und fleht sie um Hilfe und Rettung aus den Klauen des Bösen an. Die Alte bedenkt sich die Sache und verspricht Hilfe.

Der Teufel kommt zur bestimmten Zeit mit seinen Gefellen und Gehilfen und baut und wirthschaftet die ganze Nacht, um die dreifache Mauer zu Stande zu bringen. Schon ist das Werk fast vollendet, da tritt das kluge Mütterchen vor den Hahnkratz, patzt auf ihre Schürze und — der Hahn kräht zum erstenmal, ehe der Teufel noch fertig geworden. Er merkt sogleich, daß er betrogen ist und aus Rache und Aerger wirft er den ganzen Bau über den Haufen und verschwindet. Die Steine von der dreifachen Mauer liegen noch bis auf den heutigen Tag da.

65.

Vom Siechenhause bei Sonneberg.

Schiller von Sterngrößen's Topographie.

Prüder, Landesscheide 11, 467.

Schiller, Volkstümliches aus Sonneberg. S. 77.

Zur Zeit der Kreuzzüge soll ein Nürnberger Kaufmann auf der Straße von Nürnberg nach Leipzig, welche bis etwa vor fünfzig Jahren über Judenhach führte, da, wo das vormalige Siechenhaus stand, mit dem Wagen gestürzt sein und beide Beine gebrochen haben. Aus Dank für seine Errettung vom Tode habe er nach seiner Heilung das Siechenhaus gestiftet. So erzählen die Leute noch heutigen Tages.

66.

Der Muckberg.

Genlot, Beschreibung von Sonneberg, 1845. S. 117.

Schiller, Volkstümliches aus Sonneberg. S. 77.

Daß die Strauchritter vordem auch in der Gegend bei Sonneberg sehr thätig waren und die Nürnberger Waarenzüge in bedenklicher Weise beunruhigt haben mögen, darauf deutet die Sage, die noch vor wenigen Jahren im Munde alter Einwohner lebte, daß die Nürnberger sich die größte Mühe gegeben hätten, den Muckberg käuflich zu erlangen und auf demselben eine starke Festung zum Schutze ihrer Waarenzüge zu erbauen; es sei ihnen aber nicht gestattet worden, obgleich sie sich erbieten hätten, die ganze Tafelplatte dieses Berges in Form eines Kreuzes mit Laubthälern als Kaufgeld zu belegen.

67.

Das Heidengrab auf dem Dellberge.

Mährisch. }

Ein Steinhügel auf der Kuppe des Dellberges bei der Stadt Zuhl heißt das Heidengrab und die Sage erzählt, daß Carl der

Große hier eine Vertilgungsschlacht gegen die heidnischen Sachsen geschlagen habe. Auch spukt dort eine weibliche Gestalt, welche Trauerkleider trägt.

68.

Die verzauberte Jungfrau im Rothenstein.

Wämblich.

In dem Rothenstein, einem Porphyrfelsen nahe an dem Wege von Zuhl nach Oberhof, ist eine verzauberte Jungfrau eingeschlossen. An diesem Felsen schweigt jeder mit Sang und Klang vorüberziehende Hochzeitzug, weil daraus einmal eine Geisterstimme gerufen hat: „Heute roth, über's Jahr todt!“ Ein Jahr darauf war die junge Frau gestorben.

69.

Das Gottesfeld bei Besser.

Wämblich.

Rechtlin, Thdr. Sagenbuch III. 244 ff.

Ueber dem Dorfe Besser, an dem gleichnamigen Bache gelegen zwischen Schleusingen und Zuhl, ragt der Adlersberg empor. Am Südadhange dieses Berges liegt eine grüne, baumlose Trift, einsam und verrufen, das Gottesfeld genannt. Auch sieht man darauf viele kleine Hügel, ähnlich den Hümngräbern.

Die Volkssage erzählt, daß dort einst eine Stadt gestanden habe, welche Gott in die Erde versinken ließ, weil die Bewohner gottlos und lasterhaft waren. Lange Zeit nachher hat eine wilde Sau eine Glocke aus dem Berge gewählt, welche dem Thurme der versunkenen Stadt angehörte. Ein Hirte fand die Glocke und man brachte sie nach Schleusingen auf den Thurm. Wie sie aber zum erstenmale geläutet wurde, gab sie einen ganz schauervollen Ton von sich. Nicht anders war es beim zweiten Läuten, und als man sie zum drittenmal zog, zerprang sie. Man goß sie um, aber ihr Ton und Schall war derselbe; es klang, als ob sie rief: Sau aus, Sau aus! und zerprang dann wieder. So geschah es dreimal; immer war der Klang derselbe und immer zerprang sie wieder.

70.

Die vierzig Ritter in Eisfeld.

Mährlich.

In uralter Zeit floss zu Eisfeld zwischen dem Schwan und dem Adler die Werra hindurch und bildete einen sumpfigen Weiher. In diesen geriethen, von Feinden verfolgt, vierzig geharnischte Ritter. Sie blieben wegen ihrer schweren Rüstungen mit ihren Pferden in dem Sumpfe stecken und kamen darin um.

71.

Von dem Eschenloche bei Wolkershausen.

Mitgetheilt von F. Wade in Salungen.

In dem Muschelfalle des Eschenberges, wie ein Theil der Spitzberge genannt wird, die sich von Wolkershausen an dem rechten Werra-Ufer thalwärts hinziehen, hat sich ziemlich oben am Plateau ein tiefer Trichter gebildet, das Eschenloch. Von ihm geht folgende Sage: Während sie drunten im Dorfe Wolkershausen vor Zeiten das Sommer- oder Sonnenwendfest feierten, weidete droben am Eschenberge, wo im Schatten der Eibe der Seidelbast und die Haselwurz mit der Küchenschelle, dem blauen und rothen Leberblümchen, der Judenfirsche, dem weißen Dittam und dem blauen Enzian wie um die Wette blühen und duften, ein junger Schäfer seine Schafe. Da war's ihm, als tönte vom Eschenloch her eine gar liebliche Weise zwischen das Heerden- geläute. Er spigte die Ohren und richtig es war so. Und bald war er auf dem Wege nach dem Loche. Wie aber erstaunte er, als er an seiner Stelle ein prächtiges Schloßchen erblickte, aus dessen Innerem ihm jene wunderbare Weise entgegen klang. Eine Weile lauschte der Schäfer nach den lieblichen Tönen; dann aber vermochte er es nicht länger über sich, er trat durch das offene Thor und befand sich bald in einem kostbaren Zimmer. Es war leer. Da lockte die Stimme ihn weiter und immer weiter, bis er in dem letzten der Gemächer sich der auf einem kostbaren Payer ruhenden Sängerin gegenüber be-

sand. So etwas Schönes aber hatte er in seinem Leben noch nicht gesehen. Die Jungfrau schien zu schlafen, oder sie wollte den staunenden Schäfer in seinem Anschauen nicht stören. Doch nun fing sie an zu reden und um die Herzenruhe des Schäfers war es geschehen; denn sie hatte ihm gesagt, daß sie ihn schon seit lange gekannt, daß seine Wiege aus einer Esche gezimmert sei, die in gar naher Beziehung zu ihr gestanden habe, und daß er, wenn er wolle und den Muth dazu habe, sie Beide glücklich machen könne. Der Schäfer vermochte kein Wort herauszubringen, sondern nickte nur freudig zustimmend. Und die Jungfrau fuhr fort und bat ihn, sie am nächsten Johannistage hier wieder aufzusuchen, wo sie ihm freilich nicht in ihrer jetzigen, wahren Gestalt, sondern nur als ein abschreckendes Ungeheuer erscheinen dürfe. Er solle sich aber nur nicht fürchten, sie vielmehr in der Gestalt des Thieres dreist umarmen und auf die Stirne küssen, und dies drei Johannistage hinter einander wiederholen, denn dann erst würde sie erlöst und sie Beide die Glückseligsten unter der Sonne sein. Der Schäfer war außer sich vor Freude, und als er dies Alles zu thun gelobt, verschwand mit einem furchtbaren Krachen das Schloß; er aber stand verduzt und schaute noch eine Zeit lang in die Tiefe des Eschenlochs. Und der Schäfer hielt Wort. Am nächsten Johannistage durchschritt er wieder die Gemächer des Schlosses. Auf der Schwelle des letzten jedoch blieb er vor Entsetzen wie gebannt einen Augenblick stehen, denn statt der herrlichen Jungfrau zählte ihm ein schreckliches Gewärm entgegen. Schon wollte er Reißaus nehmen, da fielen ihm die Worte der Jungfrau wieder bei und er faßte sich ein Herz, trat ein, packte die Schlange und küßte sie auf die Stirne. Mit einem furchtbaren Krachen war das Schloß alsbald wieder verschwunden; doch aus der Tiefe des Eschenlochs erkannte er der Jungfrau Stimme an dem „hab' Dank!“, das sie ihm zurief. Ebenso erging es ihm am nächsten Johannistage, nur mit dem Unterschiede, daß er anstatt der Schlange ein blutgieriges Raubthier zu küssen hatte und die Jungfrau ihm ein zweimaliges „hab Dank!“ nachsandte. Mit verstärktem Muth schritt unser junger Schäfer das drittemal hinauf zum Eschenloch. Doch diesmal faßte ihn solches Entsetzen vor dem gräßlichen Lindwurm, der ihm feuerspeiid entgegensprang, daß er vor Verärgerung weder an die Jungfrau noch an ihre Worte dachte und Dals über

Kopf aus dem Schlosse rannte. Das verzauberte Schloß sank krachend in die Tiefe, aus der jetzt der Schäfer durch das Wimmern der Jungfrau zu spät an deren Worte und sein Versprechen erinnert wurde. Seit jener Zeit aber war es aus mit dem Schäfer. Und als sie drunten im Dorfe im nächsten Jahre das Sonnenwendfest feierten, da fanden sie den Schäfer entseelt droben am Eschenloche. Um seine Schläfe war ein Kranz von blanem Enzian gewunden. Als sie ihn zu Grabe trugen, da umflatterte ein buntgefiedertes Vöglein, das gar wunderbare Weisen sang, den Sarg. Und als sie ihn auf dem Friedhofe einsetzten, entschwebte das Vöglein hinauf nach dem Eschenloche.

72.

Die Jungfrau auf dem Frankenstein.

Mündlich.

Auf der wüsten Burg des Frankenstein bei Kloster-Allendorf erscheint alle sieben Jahre eine weißgekleidete Jungfrau über dem Gewölbe sitzend und winkend. Als ihr ein Bauer folgen wollte, aber unschlüssig am Eingange stehen blieb, lehrte sie um und gab ihm eine Hand voll Kirichen. Er sprach „habt Dank!“ und steckte die Kirichen ein. Da geschieht plötzlich ein Knall; Keller und Jungfrau waren verschwunden und betäubt eilte der Bauer nach Hause. Als er seine Kirichen besieht, sind sie in Gold- und Silberstücke verwandelt.

73.

Die weiße Jungfrau in Atterode.

Bruchstein IV, 165.

Hinter dem alten Schloß Liebenstein liegt eine alte Wüstung, Atterode genannt. Dort haben um den Kellersborn viele Leute zum Oestern eine weiße Jungfrau gesehen, die bald Wäsche, bald Weizen im Mondschein trocknete.

Burg Liebenstein.

Hilftheil von H. Schwedt.

Der unglückliche Adam von Stein hatte zwei Brüder; der eine hauste auf dem Landsberg bei Meiningen, der andere bewohnte eine dicht verwachsene Capelle im „alten Wahl“ (einem Wiesengrunde südlich vom Dorfe Liebenstein). Nachdem nun die Burg, ungeachtet des lebendig eingemauerten Kindes, von Feindes Hand zerstört ward, da ist der alte Adam im Schmerze der Verzweiflung zu seinen Brüdern geeilt, und hat sie erdolcht. Und weil auch er den Fall seines Ahnenschlosses nicht überleben mochte, So hat er seinem letzten Diener, nachdem er mit ihm all' seine Kostbarkeiten und 1000 Gulden baaren Geldes in den halbverschütteten Keller geborgen, und sich selbst den Tod gegeben. Nun aber wandert er, ein gespenstiger Geist, durch das öde Gemäuer, und Viele wollen den alten Herrn mit einem dreieckigen Hute, mit einem langen, großknöpfigen Rocke und mit hirschlebernen Hosen angethan gesehen haben. Aber der Keller, in welchem die Schätze sammt drei Fässern kostbaren Weines, der, nachdem die hölzernen Dauben vermodert, eine dichte Haut um sich gebildet hat, ruhen, ist bis jetzt nicht aufgefunden worden, so viele schatzsucht'ge Hände auch darnach gegraben.

Innerhalb der Ringmauern prangt ein Kranz von Ahornbäumen. Durch ihre Zweige flüstert folgende Sage: „Einst hat einem Bauernmädchen des Dorfes Liebenstein aus der Heller'schen Familie drei Nächte hindurch geträumt, daß sie zur Burg kommen und ein verwünschtes Fräulein erlösen solle. Sie hat's gethan, nachdem sie ihr Vater bis in den Schloßgraben geleitet. Da hat sich ein lichter Nebel aus dem Innern der Burg herabgeseigt, der sich zu einer weißen Dame gestaltete und sie also angeredet hat: „Gehe in drei benachbarte Kirchen und lege für meine Sünden einen Gottespfennig in das Cybelsäcklein und bade Brod und theile es unter die Armen. Dann komme zum Palmsonntage wieder hieher, wo ich erlöst zur Gnadenpforte eingehen werde, und du sollst eines Schazes theilhaftig sein, der nur dir oder deinen Nachkommen bestimmt ist; und wenn du,

der einst in Noth, dich nach dem Schatz schußt und die Stätte nicht finden könntest, allwo er ruht, so will ich zum bleibenden Merkmal einen grünen Kranz darum wachsen lassen.“ Die Gestalt verschwand und das Mädchen that, wie ihm geheißen ward. Und als sie an dem nächsten Palmsonntage im Abenddammerschein mit einer Freundin zur Burg geht, da stößt süße Musik ihr entgegen und sie denkt, es seien die Steinbacher, die zuweilen in dem alten Schlosse ihre Kunst entfalteten. Als sie aber den Burghof betreten, da verstummt die Musik, und das Mädchen ahnet, daß die weiße Frau die Stunde ihrer Erlösung feiert; doch an den Schatz denkt sie nicht. Erst da sie alt geworden und von Noth und Kummer heimgesucht war, da spricht sie zu ihrer Tochter: „Was grämen wir uns. Habe ich doch einen Schatz auf dem alten Liebenstein, den wollen wir heben!“ Und das gebeugte Mütterchen wandelt mit ihrer Tochter zum Berg hinan und sie arbeiten innerhalb des Ahornkranzes, der seitdem gewachsen war, in die Erde hinein. Doch bald ermüden die Hände und es seufzet mit frommer Entsagung die alte Frau: „Sind wir zuvor arm gewesen und nicht gestorben, so wollen wir auch arm in die Grube fahren!“

Aber die Nachkommen der Heller'schen Familie haben das Versprechen der weißen Dame bis auf den heutigen Tag noch nicht vergessen, und sie haben kundige Schatzgräber gedungen, daß sie den Zauber lösen und den reichen Schatz ihnen heben möchten. Und es soll geschehen sein, daß sie einmal in einer tiefen Grube, die sie gearbeitet, den eisernen Topf, der wahrscheinlichweise den Schatz geborgen, mit lästernen Augen geschaut; aber ein unberufener Theilnehmer des Geschäftes, der nicht zur Familie gehörte, sei hinabgesprungen und habe mit gieriger Hand den verrosteten Deckel des Topfes emporgerissen. Pusch! sei der Schatz verschwunden und bis auf den heutigen Augenblick nicht wieder erspäht worden.

75.

Geisterspuk am Gensberge.

Zähringen und der Ort, IV. S. 264.

Fuhrleute von Broterode sind zur Adventzeit früher oft mit den bloßen Pferden nach Hause gekommen, weil ihnen durch Geisterspuk

der Wagen so schwer geworden ist, daß sie ihn haben stehen lassen und die Pferde aufspannen müssen. Anderen, die um Mitternacht den Wensberg heraufgekommen, hat sich der Alp mit solcher Macht und Schwere aufgehoben, daß sie nur mit der größten Anstrengung und mit Schweiß bedeckt die Höhe erreicht haben, wo das Gespenst unter Hohnlachen sie wieder freigelassen hat.

76.

Die Gründung des Klosters Georgenthal.

Thüringen und der Herz. V. 45.

Northof, chautillon comitum de Marca et Altona in Methum tecum Germaniscum, I, p. 293 ff.

Von der Gründung der vormaligen Cistercienserabtei Georgenthal erzählt man diese Sage:

Zwei Brüder, Eberhard und Adolf, Grafen von Altona und Mark, kamen aus unerheblicher Ursache mit dem Herzog von Brabant und den Grafen von Löwen und Brabant in Feindseligkeit. Sie machten wider ihre Gegner mit dem Herzog von Limburg ein Bündniß, doch war das Recht nicht auf ihrer Seite. In dem Kampfe wurde viel Blut vergossen. Das geschah um's Jahr 1126. Der Graf Eberhard empfand über sein Unrecht bald heftige Gewissensbisse. Er ging aus der Schlacht als ein weniger Mann und kehrte nicht wieder nach Hause zurück, verbarg seinen vornehmen Stand und irrte als Büssender in der Fremde umher. Um sich ganz vor dem Herrn zu erniedrigen und Vergebung seiner schweren Sünde zu erlangen, wurde er in Frankreich in der Champagne sogar Schweinehüter. Ein Zufall aber führte zur Entdeckung seines Standes und Namens und der Abt der Cistercienserabtei Morimond (Morimunt) veranlaßte den Grafen in sein Kloster zu treten. So wurde der Graf Eberhard ein gottesfürchtiger und glaubensklarer Cisterciensermönch, dem das Klosterleben bald so sehr gefiel, daß er aufbrach, um in seinem Vaterlande und in den Besitzungen seiner Verwandten Klöster seines Ordens zu errichten.

Eberhard kam auch nach Asolverod, einem Dörfchen zwischen der Leina und Apfeldstädt, welches dem Grafen Sizzo von Kaseruburg gehörte und nach einem thüringischen Edlen Asolv benannt worden war, der hier den Wald gerodet und eine Ansiedlung angelegt hatte. Sizzo war aber ein Verwandter des Grafen Eberhard und wurde von ihm beredet, in der Nähe von Asolverod auf einem waldbewachsenen Berge ein Cistercienserkloster zu gründen. Diese Stiftung wurde dem heiligen Georg gewidmet und hieß ebenfalls Asolverod oder auch St. Georgsberg. Graf Eberhard wurde der erste Abt desselben.

Noch zeigt man den Berg, auf welchem der erste Bau gestanden hat. Er liegt westlich vom Georgenthal und man gelangt dahin durch den Erfurter Grund; nicht weit davon steht nach Norden zu der Randelaber, wo nach der Sage Bonifacius die erste christliche Kirche in Thüringen erbaut haben soll. Die Waldblässe wird noch immer Singdörgen (St. Dörg) genannt und Apfeldroth die Stelle, wo Asolverod gestanden hat.

77.

Der Jägerstein am Schneekopf.

V. Storch, in Thüringen und der Harz, VI, 60 ff.

V. Bedekstein, der Sagenschatz der Thür. Landes, III, 151 ff.
Mündlich.

Abseits vom Wege, der von der Schmiede nach dem Schneekopf führt, steht etwa 50 bis 60 Schritte weit im Walde nach Nordosten zu ein einfacher Stein, ohngefähr 3 Fuß hoch. Das ist der Jägerstein, den die Besucher des Schneekopfes gern aufsuchen. An seinen beiden Seiten ist folgende Inschrift zu lesen: „Anno 1690 den 16. September ist Hr. Johann Valentin Grahner F. S. F. zu Gräfenrode von seinem Vetter als Schwestersohn Caspar Greiner unversehends erschossen worden.“ Darunter stehen drei Kreuze und ein Jägerhorn. Von diesem Steine erzählt man folgende Sage:

Caspar Greiner war Jägerbursche bei seinem Onkel, dem Förster Grahner in Gräfenrode, und der beste Schütze auf dem Thüringer Walde. Sein Jagdglück erregte den Neid des Försters und er dachte Nacht und Tag darauf, seinen Neffen um den schönen Schützenruhm

zu bringen. Da er selbst kein Mittel auffindig machen konnte, so kam er auf böse Wege und ging zu einem alten Weibe, das über dem Gebirge in einem Walddorfe wohnte. Das Weib war in der ganzen Umgegend übel berüchtigt und Niemand traute ihr über den Weg.

Nicht lange nachher ging der Jägerbursche fröhlich und guten Muths auf den Anstand an die Kuppe des Schneekopfes. Bald hört er auch ein Thier durch den Wald kommen und bald darauf sieht er einen prächtigen Bierundzwanzigender vorüberschreiten, wie ihm noch niemals ein Hirsch vorgekommen war. Er legt an, schießt und der Hirsch — springt unverletzt davon. Der Jäger ist über diesen Fehlschuß nicht wenig betroffen, er vermag nicht zu glauben, was ihm begegnet ist, er sucht nach Schweiß, aber vergebens, der Hirsch ist eben geseht. Im höchsten Unmuth kehrt er heim in's Forsthaus nach Wäsenrode und am anderen Morgen ist er ganz verstimmt. Sein Unmuth wird noch vermehrt, da der Förster seinen Spott und Hohn nicht unterdrücken kann, daß er gestern Abend ohne Beute heimgekehrt sei und gewiß den schönen Hirsch geseht habe, von dem die Köhler am Schneekopf ihm gestern erzählt hatten. Verdrüsslich und ärgerlich geht der Jägerbursche bei guter Zeit aus dem Forsthaus fort in den Wald und gegen Abend wieder auf den Anstand am Schneekopf. Er hat seine Büchse wohl geladen, Alles ist in bester Ordnung; der Hirsch tritt wieder aus dem Gebüsch, der Jäger schießt und — schießt abermals. Auf und davon ist das schöne Thier. Verzeiung erfaßt jetzt den Jäger; noch am anderen Morgen irrte er im Walde umher und er will nicht wieder nach Hause, um nicht neuen Spott und Hohn zu erfahren. In diesem Zustande der Verzeiung begegnet er dem alten Glasmeister aus der nahen Glashütte Wehlberg, der ihn kennt und über sein verstorbes Wesen nicht wenig verwundert ist. Auf das Bitten und Drängen des Glasmeisters erzählt der Jägerbursche sein Unglück. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu,“ erklärt der alte Glasmeister; „hier ist ein Zauber im Spiele. Schweige gegen Jedermann und komm', wenn der Mond voll ist, auf die Glashütte, da wollen wir um die Mitternachtsstunde eine gläserne Kugel machen und ich will den Segen darüber sprechen. Eine solche Kugel zerstört jeden bösen Zauber.“

Der Jägerbursche befolgt diesen Rath; die gläserne Kugel wird in der gehörigen Weise gefertigt und in die Büchse geladen. Am nächsten Abende geht Greiner auf den Anstand. Der Hirsch tritt bald hervor und schreitet fast höhrend vorüber; der Jäger legt an, zielt scharf, der Schuß fällt und der Hirsch bricht zusammen. Jubelnd eilt der Bursche hinzu und findet zu seinem Entsetzen seinen Ohm, den Förster, im Blute liegen.

Auch das Kirchenbuch in Gräfenrode sagt aus, daß der Förster erschossen worden sei „in Verblendung einer Hirschgestalt“.

78.

Das Hölloch.

Waldauer, Landeskunde des Herzogthum Meiningen, II, 709.

Bei der Stadt Kranichfeld ist das Hölloch gelegen, eine Höhle an der Elm. Daraus soll ehemals Frau Holle, wenn sie ihren Umzug durch Thüringen hielt, gezogen sein. Daher der Name. Auch die kleinen Kinder sollen aus derselben Höhle kommen.

79.

Der rothe Berg bei der Wachsenburg.

In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hauste auf der Wachsenburg in seiner rohen Ritterweise Apel von Wigthum, den das erbitterte Volk wegen seiner Verheerungen durch Mord und Brand den Brandmeister nannte. Dieser Ritter beherbergte auch drei Raubgesellen, welche Reifig, Fink und Storch hießen, so daß von ihnen das Volk sagte, es hätten drei saubere Vögel auf der Wachsenburg genistet. Mit diesen Strolchen verkürzte sich der Ritter Apel von Wigthum die Zeit. Unter anderen tollen Streichen, die sie ausführten, ließ er von ihnen auch einen Mönch einfangen, den er in einen großen Käfig, gleich einem Vogelbauer, einsperrte. In dieser Gast mußte der Mönch bei Trinkgelagen den rohen Bech-
gästen zur Kurzweil dienen und allerlei Hohn und Spott über sich

ergehen lassen. Bei einer solchen Gelegenheit hat der geängstigte Mönch den Ritter demüthig und inländigst um Befreiung aus seiner schimpflichen Haft. Der Käfig wurde geöffnet, als aber der Mönch aus demselben hervorgetreten war, erfuhr er andere Mißhandlung, denn jeder der Bechgäste gab ihm einige Nasenstüber. Da verließ den Mönch alle Geduld und im höchsten Zorn schlug er seinen Feiniger Apfel in's Gesicht. Dieser Schlag kostete ihm das Leben. Der ergrimmete Ritter ließ ihn sogleich binden und noch an demselben Tage auf der nördlich von der Burg gelegenen Anhöhe hinrichten. Vor seinem Tode auf dem Wege nach dem Richtplatze sprach der Mönch den Fluch aus, daß der Berg, auf dem er unschuldig enthauptet werde, die Farbe seines Blutes tragen und auf ewig unfruchtbar werden solle. Nach kurzer Zeit ist dieser Fluch erfüllt worden. Der fruchtbare Boden des Berges wurde gänzlich hinweggespült und nackt, gewachlos und verodet steht seine Oberfläche aus rothem Schieferthon noch heute da. Er wird der rothe Berg genannt und ehemals war hier der Richtplatz mit dem Galgen für das Amt Wachsenburg.

80.

Die Venetianer auf dem Reinsberge.

Auf dem Wege von Reinsfeld nach Arnstadt, der sich schlängelnd über den hohen Reinsberg windet, steht oben der Reinsburg gegenüber auf lustiger Höhe ein altes steinernes Kreuz. Nicht weit von diesem Kreuze war früher ein dichtes Dornengestrüpp und unter demselben öffnete sich für den Kundigen ein geheimer Gang, der unter dem Gebirge hinweg zur Reinsburg führte.

Einmal kamen zwei Venetianer nach Ilmenau, die sich sorgfältig bei einem verschwiegeneu alten Manne, Namens Escher, nach der Reinsburg erkundigten. Sie nahmen ihn als Führer mit. Er erfuhr von den fremden Leuten, daß Thüringen gar reich an Gold sei und daß die Bewohner gar nicht wußten, welch' reiches, gottgesegnetes Land sie bewohnten; auch kannten sie die Goldadern des Gebirges, wuschen Goldkörner aus den Bächen, wußten kostliche Edelsteine zu

suchen und waren lundig, verborgene Schätze zu heben, die sich in dem verfallenen Gemäuer alter Burgen finden.

Escher führte die Venetianer zuerst an die alte Mauer der Reinsburg, wo sie prüfend die Wünschelruthen schlugen und dabei hin und her maßen. Endlich deuteten sie auf die gegenüberliegende Wand des Reinsberges, die sich steil über dem Dorfe Reinsfeld erhebt. Dahin wanderten sie eiligst mit allerlei Instrumenten versehen, begleitet von ihrem Führer. Endlich hatten sie das Kreuz erreicht und abermals begann ihr geheimnißvolles Messen. Sie befohlen ihrem Führer stehen zu bleiben und verschwanden in dem dichten Dornengestrüpp. Dort schlugen sie ein und fanden auch nach kurzer Arbeit den verborgenen Gang. Nun zündeten sie Fackeln an und verschwanden in die Tiefe vor den Augen des Führers, der Stunden lang vergeblich auf ihre Rückkehr wartete. Endlich gewahrte er auf der gegenüberliegenden Reinsburg zwei Männer, die schwer beladen von daunen zogen.

Die Venetianer sind seitdem nicht wieder gesehen worden und der Führer wartete umsonst der jüdischen Freunden, die, durch Thüringens Schätze bereichert, ohne Dank in ihre Heimat zurückgekehrt waren.

81.

Der Schatz im Reinsberge.

Thuringia 1243, ©. 15.

Ein Schäfer aus dem nahen Kleinbreitenbach hütete oben auf der Reinsburg seine Heerde und blies auf seiner Schalmei ein lustiges Stücklein. Dabei war er ein frommer, gottesfürchtiger Mensch, der sein Gebetbüchlein nach frommer Schäfer Sitte immer bei sich trug. Wenn nun Sonntags da unten im Thale die hellen Kirchenglocken die Gläubigen zum Gottesdienste riefen, da fastete er auch die Hände und betete aus seinem Himmelswege, und wenn dann gegen Abend die Feierabendglocke des nahen Dorfes durch das stille Thal erklang, da sprach er wieder sein stilles Vaterunser und schiedte sich an zum fröhlichen Heimgang.

Einst bemerkte er am Abhange des Felsens eine wunderschöne Blume, wie er noch keine gesehen hatte. Er steckte sie als Seltenheit

an seinen runden Schaferschut. Als er nun langsam dahinschritt, nahm er eine Felsengrotte wahr, die er früher noch nie gesehen. Er schritt auf dieselbe zu und die Neugierde trieb ihn, sie näher zu untersuchen. Sie führte weit, sehr weit in das Innere des Berges und ein seltsamer Glanz erleuchtete sie. Im Hintergrunde glänzten große Haufen von Gold, Silber und kostbaren Steinen. Bei seiner Ehrlichkeit aber wagte er nicht etwas davon zu berühren, denn er gedachte an die Fallstricke des Satans. Mit Angst und Zittern machte er sich auf den Rückweg. Erst in der freien Natur athmete er wieder freier und er nahm seinen Hut ab, denn der Angstschweiß rann ihm von der Stirne. Da sah er nicht mehr die seltene Blume an seinem Hute und als er sich umblidte, war auch die Grotte verschwunden.

Die Schätze des Berges wären sein gewesen, wenn er muthig zugegriffen hätte. Erst nach hundert Jahren wird die Blume wieder blühen und ein Glücklicher wird sie pflücken. Sie ist der Schlüssel zu den verborgenen Schätzen, die nur ein frommer, unschuldiger Mensch heben kann.

82.

Wein in den Kellern der Reinsburg.

In den verschütteten Kellern der Reinsburg lagert eine Menge köstlichen Weines. Einst wird der Tag erscheinen, an welchem der Berg sich aufrichtet. Dann wird ganz Thüringen mit den Weilen des Weines überfluthet werden.

In dem Kriege 1806, da die Preußen vor der Schlacht bei Saalfeld hier lagen, erzählten einige Soldaten aus Pommern auch von der Reinsburg und wußten, daß in diesem Berge eine große Menge köstlichen Weines verborgen liege. Es sei in ihrer Heimat bekannt, daß dieser Berg einst bersten werde und seine Weinsluthen würden das ganze Land überschwemmen. Man bete deshalb in ihrem Lande, daß dieses nicht geschehen möge.

Das schöne Feld bei Stadt Alm.

Audelsbäcker Vaterlandeseind 1811, S. 45.

Der Teufel hatte einmal eine Seele geholt, deren Besitz ihm sehr theuer zu stehen gekommen war, da der Eigenthümer überaus harte Bedingungen gestellt hatte. Vom langen Kluge ermüdet, läßt er sich auf dem schönen Felde bei der Stadt Alm nieder, um ein wenig auszuruhen; die Seele aber wickelt er sorgsam in seinen ungeheuern Mantel ein und legt sie neben sich. Während er nun so daliegt im tiefen Schlafe und schnarcht, kommt ein Dieb des Weges daher und wickelt den Mantel auseinander, weil er glaubt, daß er darin sicher etwas finden werde, was des Stehlens werth sei; die gefangene Seele aber nimmt sogleich die Gelegenheit wahr und entflieht.

Als nachher der Teufel wieder erwacht und seine Beute entronnen sieht, breitet er sogleich seinen unermeßlichen Mantel über die ganze Ebene aus und greift unter dieser Decke wie ein Krebsfänger jeden Wachholderbusch durch, durchsucht jede Steinrutsche, um die entwichene Seele, die nach seiner Meinung noch in der Nähe sein mußte, wieder einzufangen. Aber vergebens war sein Suchen und Mühen. Die Seele hatte sich eiligst davon gemacht und in der St. Cyriac-Capelle bei Blankenburg ein sicheres Versteck gefunden. Während aber den Verlust stößt der Teufel einen furchtbaren Kluch über jene Höhe aus, so daß seit jener Zeit stets ein scharfer Wind dort weht, und der Wanderer, der darüber gehen muß, sich die Augen zudrücken möchte, und weiter kein Geschöpf sich dort gefällt, als Trappen und Hasen.

Der Königsstuhl bei Kranichfeld.

Brudner, Landeskunde des Herzogthum Meiningen, II, 108.

Im thallen Grunde zwischen Osthausen und Kranichfeld ist eine Gemeindewaldung gelegen, welche schon seit den ältesten Zeiten der Gemeinde Osthausen gehört hat.

Als einst eine Gräfin, erzählt die Sage, verfolgt wurde, haben die Bauern von Osthäusen, Achelstädt, Riedheim und von anderen nahen Dörfern dieselbe in Schutz genommen, sie geborgen und ihre Feinde bewältigt. Daraus hat die Gerechtigkeit aus Dankbarkeit den einzelnen Gemeinden große Strecken Waldes geschenkt und auf dem nahen Berge eine Gedenktafel mit einem darauf abgebildeten königlichen Sessel errichtet und der Berg ist zur Erinnerung an ihre Flucht Königstuhl genannt worden.

Noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts war es Brauch, daß die erwachsenen männlichen Einwohner jener Dörfer alljährlich an einem bestimmten Tage gemeinschaftlich auf einen nahen Berg, Königstuhl genannt, zogen, um das Andenken an ihre frühere Gemeinschaft zu erneuern.

85.

Die Wiesen auf der Reinsburg und dem Singerberge.

Mündlich.

Auf dem Rücken des Singerberges und auf der Höhe der benachbarten Reinsburg, nordwestlich gelegen, wohnten in grauer Vorzeit Riesen. Sie lebten in beständiger Fehde und trieben ihr neckisches, für Menschen unheimliches Spiel. Die kleinen Menschen betrachteten sie als Spielzeug, hoben oft Reiter und Pferd in die Luft und setzten sie an einem anderen Orte wieder auf die Erde.

Einst beläupften sich zum Zeitvertreib die Riesen der Reinsburg und des Singerberges. Der auf der Reinsburg warf mit einem mächtigen Streithammer nach seinem Gegner auf dem Singerberge. Allein er erreichte nicht sein Ziel, der Hammer fiel an des Berges Fuße nieder. Das Dorf Hammersfeld bezeichnet noch jetzt die Stelle seines Falles. Erzürnt warf der Riese des Singerberges mit einem großen Klumpen Schmer nach seinem Gegner auf der Reinsburg. Der Ballen fiel am Fuße der finsternen Halskloppe, da wo der Bach der Protte hervorrieselt, nieder. Zur Bezeichnung dieser Stelle ist nachher das Dorf Schmerfeld dahin gebaut worden.

Der Schatz im Singerberge.

(Die Sagen vom Singerberge sind meistens durch Herrn Arzheim aus dem Munde des Volkes gesammelt.)

Im finsternen Schooße des Singerberges lagen große Schätze, erbeutet von jenen gottlosen Rittern. Einem frommen und muthigen Menschenkinde ist es vergönnt sie zu heben. Aber noch Niemand hat bis jetzt den Muth gehabt durch die enge Pforte in die unterirdischen Hallen zu dringen. Vor mehr als hundert Jahren hütete ein Schafknecht des Rittergutes Griesheim seine Heerde an den mächtigen Felsen des Berges. Auf seinen Stab gelehnt und vor sich hinschauend gewahrte er hinter einem Felsen eine kleine Thür, alt und rostig und stark mit Eisen beschlagen. Ein graues Männchen mit silberweißem Bart hielt davor Wache und winkte ihm freundlich einzutreten. Die Thür öffnete sich und der Schäfer erblickte einen langen dunkeln Gang, aber er konnte sich nicht entschließen einzutreten. Traurig drehte ihm das graue Männchen den Rücken zu und die Pforte schloß sich auf viele, lange Jahre wieder zu. Mit innerem Grausen trieb er seine Heerde weg von dem unheimlichen Orte. Abends bei hellem Mondscheine erzählte er sein Erlebniß einem guten Freunde. Dieser redete ihm zu, mit ihm hinauszugehen, die Pforte zu suchen und den Schatz zu heben. Er wußte genau noch die Stelle, wo das Thor gewesen war. Sie suchten lange, aber keine Thür war zu sehen und der gute Freund warf ihm vor, daß er ihn wohl nur zum Vesteu gehabt habe. Lange Zeit war der Schäfer betrübt, daß er die Stunde des Glucks nicht benutzt hatte. Erst nach hundert Jahren wird sich der Zugang wieder öffnen, und wer Muth hat einzutreten, wird Herr von den unterirdischen Schätzen werden.

Der Schäfer im Singerberge.

Mäntlich.

Ein anderer Hirte war gleichfalls in den Singerberg gerathen; ihm hatte eine weiße Frau gewinkt. Durch viele unterirdische Gemächer war er bereits hindurchgekommen, da tritt er in einen Saal, worin

eine Tafel steht, gedeckt und besetzt mit den köstlichsten Speisen und Getränken. Ihr lieblicher Geruch lockt ihn an, er laugt zu, ißt und trinkt und schläft alsobald ein. Als er wieder erwacht, hört er in dem Gemache nebenan ein Pochen; er öffnet die Thür und sieht darin an einer Tafel viele Ritter sitzen, aber alle schlafen. Während er dieselben noch verwundert betrachtet, erwacht einer und fragt: „welche Jahreszahl schreiben wir heute?“ Der Hirt nennt die Zahl und seufzend antwortet der Ritter: „noch lange nicht! Ach, schon die gelben Blumen!“ Der Hirt sucht in seiner Verwirrung eine Entschuldigung vorzubringen, da hört er im Berge ein gewaltiges Krachen, Alles verschwindet vor seinen Blicken und er sieht wieder unter Gottes freiem Himmel. Er sieht sich nach seiner Herde um, aber diese ist nicht mehr da; angstvoll geht er den Berg hinab in sein Dorf. Singen, da begegnen ihm überall nur fremde Gesichter und der Ort kommt ihm ganz verändert vor, neue und größere Häuser stehen da, wo er nur Gärten und Wiesen kannte. Zuletzt ergibt es sich, daß er gerade hundert Jahre in dem Berge verschlafen hat.

88.

Das verzauberte Ritterfräulein im Singerberge.

Mündlich.

In dem Singerberge wohnt ein verzaubertes Ritterfräulein oder eine Prinzessin von schöner Gestalt mit lang herabwallendem Haar, im weißen Gewande, und, wenn sie sich zeigt, mit betrübter, stehender Miene. Sie wartet ihrer Erlösungsstunde und sucht Sterbliche mit ihren Schätzen zu beglücken. Auf der Platte des Singerberges hat sie ein großes Leinentuch ausgebreitet und dort Haselknoten, die im Sonnenschein knistern.

Einst kamen Rusikanten von Singen aus einem benachbarten Dorfe, wo sie zum Tanz ausgespielt hatten. Sie sahen die Prinzessin bei ihren Haselknoten stehen; sie winkte ihnen freundlich zu, ihre Taschen mit den Knoten zu füllen, aber die Spielleute wagten aus Furcht nicht näher zu treten. Nur einer war so kühn und schritt mit seinen Schuhen durch die Knoten über das ausgebreitete Tuch hin.

Als sie von Berg nun wieder herabgehen, klagt dieser, daß harte Körner in seinen Schuhen ihn drücken und das Gehen erschweren. Er zieht deshalb die Schuhe aus, die Sache näher zu untersuchen, und findet, daß Glasknotten, die ihm zufällig in die Schuhe gekommen waren, in Goldkörner sich verwandelt haben. Sofort laufen die Andern zur Stelle zurück, um sich die Taschen mit den kostlichen Knotten zu füllen. Allein weder die Prinzessin noch die Glasknotten waren zu sehen; kleine, verwitterte Steine lagen da, wo sie die Erscheinung gehabt hatten.

89.

Frau Holka und der treue Eckart.

Frazer. Weihnachtstraßen roman. 55.

Hallenstein, Thüring. Chronik, I, 167.

(Weimar, I, 2, 7.)

In Thüringen liegt ein Dorf Namens Schwarza, da zog Weihnachten Frau Holka vorüber und vorn im Hause ging der treue Eckart und ermahnte die Leute aus dem Wege zu weichen, daß ihnen kein Leid widerfahre. Ein paar Bauernknaben hatten gerade Bier in der Schenke geholt, das sie nach Haus tragen wollten, als der Zug erschien, dem sie zusahen. Die Wespenster nahmen aber die ganze breite Straße ein, da wichen die Dorfbewohner mit ihren Kanneu abseits in eine Ecke; bald näherten sich verschiedene Weiber aus der Kotte, nahmen die Kanneu und tranken. Die Knaben schwiegen aus Furcht stille, wußten jedoch nicht, was sie zu Hause sagen sollten, wenn sie mit leeren Krügen kommen würden. Endlich trat der treue Eckart herbei und sagte: „Das rief euch Gott, daß ihr kein Wortchen gesprochen habt, sonst wären euch eure Hälse umgedreht worden; gehet nun flugs heim und sagt keinem Menschen etwas von der Geschichte, so werden eure Kanneu immer voll Bier sein und wird ihnen nicht gebrochen.“ Dieses thaten die Knaben und es war so, die Kanneu wurden niemals leer, und drei Tage nahmen sie das Wort in Acht. Endlich aber konnten sie's nicht länger bergen, sondern erzählten aus Vorwitz ihren Eltern den Verlauf der Sache, da war es aus und die Krüglein versiegten. Andere sagen, es sei dies nicht eben zu Weihnachten geschehen, sondern zu einer anderen Zeit.

90.

Der Greifenstein bei Blankenburg.

Die Umgegend von Blankenburg gehörte in alter Zeit einem Grafen von Käfernburg, welcher alljährlich der Jagd halber mehrmals dahin kam. Bei einer solchen Jagd geschah es, daß dem Grafen ein kostbarer Jagdschatz, Namens Greif, entfloß. Es wurde Alles aufgeboten, das edle Thier zu finden und wieder einzufangen. Am andern Tage war der Graf selbst so glücklich, den Vogel auf einer Anhöhe zu finden. Dort hatte er sich auf einen großen Stein niedergelassen. Als er seinen Herrn erblickte, flog er ihm sofort auf den dargebotenen Arm. Der Stein aber, auf dem er saß, soll früher ein Opferaltar gewesen sein, der noch aus der Heidenzeit übrig war. Andere sagen auch, daß man an dem Orte in alter Zeit öffentliches Gericht gehalten und der Stein den Gerichtszug bezeichnet habe.

Als nun der Graf, der früher noch nie auf diesen Berg gekommen war, sich ein wenig umschaute, wurde er von der herrlichen Aussicht, die sich ihm nach allen Seiten hin aufthat, so erfreut, daß er beschloß, auf demselben Berge eine Burg zu erbauen und öfter dort zu wohnen. Nach zwei Jahren war schon der größte Theil der Burg fertig und im dritten Jahre wurde der Bau mit einem hohen Thurme vollendet. Man sagt, daß bei diesem Baue der Mostel mit Wein gemengt worden sei, damit er die Steine um so fester binde. Der Graf nannte die Burg seinem Vogel Greif zu Ehren Greifenstein.

Die Burg liegt jetzt in Schutt und Trümmern und nur Ruinen lassen ihre vormalige Größe noch erkennen. Das Volk nennt sie das alte Schloß und sagt, sie sei bei einer Belagerung zerstört und verbrannt worden.

91.

Der Fiedler auf dem Schanensorß.

Bei Orlamünde liegen auf einem ziemlich hohen und steilen Berge die Trümmer und Ruinen der alten Burg Schanensorß und unten am Fuße des Berges die Dörfer Dorndorf, Ködelwitz und Engerda.

Einst war in Dorndorf Kirmes und die Musikanten aus Engerda spielten den Burschen und Mädchen lustig zum Tanze auf. Als man sich satt getanzt und den Mehraus gemacht hatte und männiglich müde den Tanzplatz verließ, begaben sich auch die Musikanten auf den Heimweg nach ihrem Dorfe. Es war eben Mitternachtstunde, als sie von dannen zogen. Ihr Weg führte am Schauenforst vorüber. Da kommt Einem von ihnen, dem Bassgeiger, der Gedanke bei, dem alten Verggeiste oben auf dem Schauenforst noch ein Ständchen zu bringen und einen lustigen Tanz aufzuspielen. Gesagt, gethan. Er steigt fest und muthig den Berg hinauf, obwohl ihn seine Gefährten von dem gefährlichen Wagniß abzubringen suchen, aber er läßt sich nicht halten.

Als er oben angekommen ist, kragt er tüchtig auf seiner Bassgeige und spielt einen Reigen, der schauerlich weithin durch die Nacht erklingt, so daß den muthigen Fiedler fast selber ein Grauen antkommt. Während er spielt, tritt aus dem zerfallenen Gemäuer näher und näher lauschend der Verggeist hervor und beginnt seinen Tanz. Als der Reigen zu Ende war, tritt der Geist zum Musikanten, belobt ihn und reicht ihm als Lohn einen Beutel, gefüllt mit Goldstücken. Ermuthigt spielt der lustige Fiedler den zweiten Tanz und erhält denselben Lohn, und noch ein dritter Reigen wird in gleicher Weise bezahlt.

Doch nun ist es genug, er eilt von dannen und kommt wieder zu seinen Genossen, die unten am Berge seiner harren. „Zeh!“ ruft er ihnen jubelnd entgegen, „diesen Lohn gab mir oben der Geist von seinen Schätzen.“ Staunend umringen ihn Alle, und als sie das Gold sehen, kommt einem Jeden die Lust und Begierde an, einen gleichen Lohn zu verdienen. Eilend steigen sie den Pfad hinauf zu den Trümmern der Burg, aber Keiner ist je wieder herunter gekommen. Was mit ihnen geworden ist, weiß Niemand zu sagen.

Das Jüdenschloß bei Neustadt.

An dem Wege von Linda nach Woderwitz bei Neustadt a. d. Odra liegt ein Feld, das „Jüdenschloß“ genannt. Dort, erzählt die

Zoge, hat vor Zeiten ein Kloster gestanden. Ein Einwohner aus Moderswig ging diesen Weg von Linda nach Hause. Als er an das Amdenstloß kommt, erblickt er dort ein hohes Gebäude mit erleuchteten Fenstern. Erschrocken und neugierig zugleich, geht er auf das Gebäude los, die Thür öffnet sich dem Druck seiner Hand und er tritt in die weiten Räume eines Klosters. Nachdem er sich in dem ganzen großen Gebäude umgesehen hat, ohne auch nur ein einziges lebendes Wesen zu gewahren, betritt er auch den Klostergarten. Dieser ist hell erleuchtet, viele Mönche gehen in demselben umher und betrachten verwundert den Fremdling, aber dieser kehrt sich nicht weiter daran, sieht sich überall im Garten um und verläßt dann das Kloster. Kaum ist er einige Schritte gegangen, so sieht er sich noch einmal um, da ist aber das hellerleuchtete Kloster völlig verschwunden.

93.

Der weiße Hase in Dreißsch.

Vor vielen Jahren brach einmal auf dem Rittergute Dreißsch unter dem Vieh eine Seuche und ein Sterben aus. Der Pächter des Ritterguts ließ einen weisen Mann kommen, der durch allerlei Mittel die Seuche verbannte und dem Sterben Einhalt that, zugleich aber auch dem Pächter gebot, ein Jahr lang nicht über Sonnenuntergang außerhalb seiner Wohnung zu bleiben. Der Pächter folgte lange Zeit diesem Gebote und begab sich allezeit noch vor Untergang der Sonne in seine Wohnung. Eines Tages kam aber sein Vender aus weiter Ferne zum Besuche nach Dreißsch und dieser wollte den Pächter zu bewegen, mit ihm nach Sonnenuntergang noch in das Wirthshaus zu gehen. Als der Pächter nach einigen Stunden in sein Haus zurückkehrte, war das sämmtliche Vieh gestorben und auch der Pächter starb noch in derselben Nacht unter heftigen Schmerzen.

Zeit dieser Zeit läßt sich bisweilen auf dem Rittergute Dreißsch ein weißer Hase, nach anderer Erzählung ein schwarzer Hund sehen, und so oft man auch nach demselben geschossen hat, so ist derselbe doch niemals getödtet oder nur verletzt worden.

94.

Der Dodenteich.

J. Schmidt, Reichenfeld. Leipzig 1827.

Eine halbe Stunde nordwestlich von Merkendorf bei der Annamühle liegt ein Teich, der Dodenteich genannt. Vor langer Zeit sollen in ihm ein Vater und zwei schöne Töchter gewohnt haben, deren Zartheit und Anmuth die Leute nicht besser zu bezeichnen wußten, als daß sie dieselben mit dem Namen der Doden bezeichneten. Diese Mädchen liebten auch den Tanz und kamen daher oft nach Merkendorf und Piesegitz mit den jungen Burschen zu tanzen. Sie fanden bald Liebhaber und diese unterließen nicht, sie nach Hause zu geleiten. Wenn sie an dem Teiche anlamen, fanden sie immer eine Art Thür darin, stiegen Stufen hinab und gelangten zu einer bequemen und geräumigen Wohnung. Aber die Mädchen verließen ihre Begleiter sorgfältig hinter der Handthüre, sprechend, ihr Vater müsse erst zur Ruhe sein, denn er könne keine Christen riechen (leiden). Da konnten nun die Burschen mit Zittern ein Gespräch zwischen den Töchtern und dem Vater belauschen, worin dieser sagte: „Entweder habt ihr Christen bei euch, oder ihr seid bei Christen gewesen.“ Erst als die Mädchen gestanden, daß sie bei Christen zum Tanze gewesen, wurde der Vater ruhiger. Einst lehrten aber ihre Begleiter nicht wieder zurück und die beiden Mädchen hat man später auch nicht mehr gesehen, daher man fürchtete, der grausame Vater habe an ihnen das Aergste vollbracht.

95.

Die Nixen im Abgewehr bei Loitsch.

Bei Loitsch befand sich sonst ein Teich, dessen Spuren noch zu erkennen sind und das Abgewehr heißen. Darin wohnten zwei Nixen mit ihrem Vater. Die Mädchen kamen zu Zeiten nach Gräfenbründ zum Tanze und waren noch dadurch besonders bewerklich, daß ihre halben Röcke naß waren. Die Burschen unterließen nicht, sie auf

dem Heimwege zu begleiten, doch wenn sie etwa den halben Weg gegangen und an das so genannte Häfel gekommen waren, sagten die Mädchen zu ihren Begleitern, sie möchten nun umkehren, wenn sie nicht in Gefahr kommen wollten, von ihrem Vater umgebracht zu werden. Die Burschen benutzten diese Mahnung und lehrten um.

Diese Mizen haben an dem Ufer des Teiches oft auch weiße Wäsche ausgebreitet. Ein Paar Handwerksburschen kamen einmal des Weges daher und fanden am Teiche viele weiße Wäsche hingelegt; als sie sich darnach niederbückten, rief eine Stimme: „Wenn euch euer Leben lieb ist, so laßt die Wäsche unberührt.“

96.

Kloster Quersfurt bei Fölttschen.

Zwischen dem Dorfe Fölttschen und der Angermühle bei der Stadt Weiga hat vor Zeiten ein Kloster Quersfurt gestanden, was jetzt bis auf die letzte Spur verschwunden ist. Dort ist es noch jetzt nicht ganz geheuer. Am Weihnachts- und Neujahrs-Heiligenabend brennen dort viele Lichter, und um diese herum tanzen Kagen unter abscheulichem Geheule. Einst kam an einem Weihnachtsabende ein Mann aus Fölttschen mit Wehl aus der Angermühle gefahren. An der alten Klosterstelle sah er viele Lichter, und als er näher hinzuging, auch eine Menge Kagen, darunter seine eigene, die um die Lichter herumtanzten. Am andern Morgen, als er saum aufgestanden war, sah seine Kage vor dem Fenster und wollte eingelassen sein. Der Bauer öffnete das Fenster, ließ die Kage in die Stube und als er das Fenster wieder verschlossen hatte, schlug er sie mit seiner Wäge, sagend: „Du warst ja Nächten auch mit im Kloster drüben!“ Da sprang ihm die Kage in's Gesicht, zerkrachte ihn, sprang durch die Fensterscheibe in's Freie und ist nicht wieder gesehen worden.

Man erzählt auch von vielen Schätzen, die an der Stelle, wo d. Kloster gestanden, verborgen gewesen sind.

Der Knecht eines Bauern in Fölttschen ging alle Tage in die Klostermauer und fand stets einen blanken Mariengroschen. Sein Herr wurde das Geld bei ihm gewahr und fragte, woher er dasselbe be-

kommen habe. Aufrichtig gestand ihm der Bursche, daß er es täglich im Kloster finde. Als er aber am andern Tage wieder in's Kloster ging, fand er keinen Mariengroschen und nie wieder war er so glücklich, etwas zu finden, so oft er auch dort suchte.

Ein Venetianer kam einmal nach Föltschen, der von dem großen Schätze gehört hatte, der in dem Kloster Quersfurt verborgen liegen sollte. Mit einem Bauer aus dem Dorfe ging er des Nachts dahin, ihn zu heben. Bei einer Beschwörungsformel, die der Venetianer sprach, öffnete sich der Erdboden und eine Kiste mit Goldstücken wurde sichtbar. Der Bauer stieß vor Freude und Staunen einen Schrei aus, als er den großen Schatz gewahrte, und sogleich war der Schatz verschwunden. Die Schatzgräber hatten das Nachsehen. Später soll jedoch ein Kaufmann aus Erfurt diesen Schatz gehoben haben. Dieser kam von Culmburg, ging des Nachts doch Steinberg bei Verga hinaus und erblickte an der Stelle des Klosters ein Licht. Er kehrte um, nahm aus Föltschen einen Bauer mit, ging in das Kloster, hob den Schatz und schaffte ihn noch in derselben Nacht fort. Seinem Gehilfen hat er nichts davon gegeben.

97.

Schätze bei Reichwolframsdorf und bei Rußdorf.

Auch in dem Schloßberge bei Reichwolframsdorf liegt ein Schatz in einer großen Kiste und an der Stelle steht ein brennendes Licht. Nicht weit davon liegt auch ein neugeborenes Kind. Der Schatz ist nämlich mit einem Kinde versehen und nur Derjenige vermag ihn zu heben, welcher ein Kind daransetzt oder opfert.

Ein anderer Schatz liegt bei Rußdorf auf einer Wiese verborgen. Man sagt, auf einem hohen Berge über dem Rittergute Rußdorf habe eine Burg gleichen Namens gestanden, auf welche das Wasser in einer kupfernen Röhrenleitung unten aus der Elster hinauf geführt worden sein soll. Unter dem Burgberge liegt eine Wiese und auf dieser sieht man eine runde Einsenkung. Dort soll das Brauhause gestanden haben und noch jetzt eine ganze Braupfanne voll Weid verborgen sein. Nur wenn einst in dem adeligen Geschlechte

der Herren von Rosern ein Knabe geboren wird ohne Hände und Füße, ist es möglich, durch diesen den Schatz zu heben.

98.

Der Riesenfisch im Hühnerhaus.

In derselben Gegend stößt sich die Elster gewaltsam an einen Felsen, wodurch eine tiefe Brandung in dem Flusse entstanden ist, das „Hühnerhaus“ genannt. Dort haust ein Riesenfisch, der alle fünf Jahre ein Menschenopfer haben muß.

99.

Der wilde Jäger bei Verga.

In der Gegend von Verga hat sonst häufig der wilde Jäger sein Wesen getrieben. Mit Peitschengeknall und Hundegebell beim Schall des Jagdhorns und unter lautem Husta-Geschrei zog er zu Weihnachten und zur Zeit der heiligen drei Könige dahin und schreckte die Wanderer, die ihm begegneten, aber mit dem zwölften Mordenschlag hörte der Spuk auf und die Erscheinungen zerflohen. Vor vielen Jahren ging der Besitzer des Hammers unterhalb der Stadt Verga im Elsterthale bei Nacht von Verga heim. Als er in die Gegend der sogenannten Weinkanzel kam, konnte er nicht weiter, denn dort hatte der wilde Jäger Rege gestellt und hielt große Jagd. Der Hammerschmied verbarg sich in eine Steinluft am Elsterufer und horchte dort auf das Müdengebell, das Klatschen der Peitschen, das Tönen des Jagdhorns und das Schreien, Hehen und Schießen und sah den wilden Jäger mit seinem Gefolge mehrmals in den Lüften an sich vorüberziehen. Da schlug es in Verga 12 Uhr, plötzlich war Alles still, der Spuk zerfloß, die Rege verschwanden und der Hammerschmied konnte nun ruhig seinen Weg nach Hause gehen.

Oft nahm der wilde Jäger auch die Hunde der Bauern mit auf die Jagd, indem er sie des Nachts von der Kette losmachte. Wenn dann die Hunde am Morgen wieder nach Hause kamen, waren

sie gewöhnlich mager und abgezehrt und starben gewöhnlich mehrere Tage darnach.

Ein Knecht von Albersdorf, der auf dem Schloß Verga Frohnfuhren gethan hatte, fuhr des Nachts nach Hause zurück. Es war um die Weihnachtszeit und der wilde Jäger hielt eben Jagd. Als der tolle Jagdzug in den Lüften dahin fuhr, rief der Bursche auf seinem Wagen: „Schießt mir auch ein Stüd Wildpret mit.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als ein großer Sack mit Fleisch aus der Luft herab und gerade auf seinen Wagen niederfiel. Dem Knechte wurde Angst und bange, im gestreckten Galopp fuhr er nach Hause und verscharrte den Sack mit Fleisch im Wiste. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er am Morgen erwachte und den am Abend vergrabenen Sack mit Fleisch in seiner Kammer auf dem Erdboden neben seinem Bette liegen sah. Was er auch forthin that, um sich jenes Fleisches zu entledigen, immer bekam er es wieder zurück. Einst versenkte er den Sack mit Fleisch, mit großen Steinen beschwert, an eine tiefe Stelle in der Elster, als er aber den nämlichen Tag sich in der Küche auf dem Herde etwas Suppe kochen wollte, kam Sack und Fleisch zum Schornstein hereingefallen. Darüber wurde der junge Bursche ganz wehmüthig und ängstlich, aß und trank nicht mehr und härmte sich ab. In seiner Krankheit ging er nach Verga zum Caplan, um zu berichten, und theilte diesem den Vorfall mit. Der geistliche Herr gab ihm den Rath, in einer Nacht, wenn der wilde Jäger abermals Jagd hielt, mit dem Sack voll Fleisch auf einen Kreuzweg zu gehen, den wilden Jäger anzurufen und von ihm Salz zu seinem Fleisch zu verlangen. Das that der Bursche. Als er die wilde Jagd wieder hörte, trat er vor dem Dorfe auf einen Kreuzweg und rief: „Fleisch habt ihr mir wohl gegeben, aber kein Salz dazu; gebt mir auch Salz, daß ich mein Fleisch genießen kann.“ Sogleich erhob sich ein heftiger Windstoß, der den Sack mit Fleisch von ihm weg und in die Lüfte führte. Von nun an war der Bursche auf immer jenes Fleisches ledig.

100.

Das graue Männchen im Fels.

Im „Fels“, einer engen Schlucht zwischen Albersdorf und Wernsdorf bei Verga, erscheint nicht selten ein kleines, freundliches,

graues Männchen. Hat sich Jemand in der Nacht dort verirrt, so kommt es herbei, mit einer Laterne leuchtend, und führt den Wanderer wieder auf den rechten Weg zurück. Auch unterhält es sich gern mit den Leuten, die ihm begegnen, und begleitet sie oft große Strecken weit, dabei ist es nicht selten neckisch und spåkhaft, verschwindet mitten im Gespräch und purzelt den Leuten als ein großer Erbsenstrohbüschel vor den Füßen herum und hindert ihr rasches Weitergehen.

101.

Teufelsgraben und Teufelskanzel bei Markersdorf.

Bei dem Dorfe Markersdorf in der Nähe von Berga ist ein tiefes Wiesenthal. An der einen hohen, waldigen Bergwand befindet sich eine tiefe Schlucht mit einem herabstürzenden Waldbach, welcher der Teufelsgraben genannt wird. Ueber derselben ragt auf einem freien Plage ein Felsblock empor, die Teufelskanzel, worauf der Teufel gepredigt und in der Walspurgienacht seine Feste gefeiert haben soll.

Auch im Elsterthale bei Großdrasdorf ist eine solche Kanzel, worauf der Teufel oft verweilt, mit den Hexen in der Nacht Zusammenkünfte gehalten und sie in allerlei Zauberkünsten unterrichtet haben soll.

102.

Der reiche Niederwisch.

Ant. Schmidt, Weidenfeld, S. 128 ff.

Ein Rodramüller hatte an vielen Orten 50 Thaler borgen wollen, sie aber nirgends erhalten. Ganz betrübt ging er den Berg hinauf, um noch in Bernsdorf einen Versuch zu machen. Als er den Berg halb erstiegen hatte, begegnete ihm ein kleines Männchen, welches ein Gespräch mit ihm anknüpfte, in dessen Verlaufe auch die Ursache von des Müllers Versuch erwähnt wurde. Das Männchen sagte hierauf, der Müller sollte nur morgen wieder auf diesen Fleck kommen, wo er das Geld erhalten würde. Der Müller kam und er-

hielt 50 Thaler mit der Weisung, dasselbe, wenn er es wieder bezahlen könne, auf diesen Fleck zu bringen und nur Alederwisch zu rufen. Nach drei oder vier Jahren konnte der Mäller das Geld bezahlen, ging auf die bezeichnete Stelle und rief Alederwisch. Sogleich erschien ein anderer Mann, welcher dem Mäller sagte, er solle nur das Geld behalten, denn Alederwisch sei gestorben.

103.

Die weiße Frau auf dem Schlosse zu Verga.

Thuringia 1843, N. 280.

Auf dem Schlosse zu Verga läßt sich zuweilen ein Gespenst sehen, die weiße Frau genannt, denn marmorweiß ist ihr Gesicht, schneeweiß ihr Gewand, ein weißer Schleier umwallt die schlanke Gestalt und an der Seite hängt ein Schlüsselbund. Ohne ein Wort zu reden, durchwandert sie das weitläufige Gebäude, thut keinem Begegnenden etwas zu Leide, aber ihr Erscheinen verkündigt Trauer, gleich dem Picken der Todtenuhr.

104.

Der Reiter ohne Kopf bei Verga.

Thuringia 1843, N. 280.

Unweit der Stadt Verga nach der Mühlstraße zu, an jener Stelle, die das gemeinschaftliche Gericht heißt, läßt sich oft ein Reiter sehen, der keinen Kopf hat. Fuhrleute, die ihres Weges daher gefahren kamen, hat er oft geschreckt und weite Strecken begleitet.

105.

Der Hausgeist auf dem Schlosse zu Waltersdorf.

Auf dem Schlosse zu Waltersdorf bei Verga hielt sich lange Zeit ein wunderlicher Hausgeist auf, der sich in allerhand Arbeiten

gegen das Gefinde gutthätig und fleißig erwies. In der Küche wusch er Nachts für die Mägde auf, lehrte Küche und Zimmer aus, schaffte Wasser ins Haus und säuberte Eimer und Ruber. Eben so zeigte er sich im Stalle. Er wartete der Pferde, strichelte sie fleißig, daß sie glatt anzusehen waren und zu Jedermanns Verwunderung sichtlich zunahmen, wie früher zu keiner Zeit. Das ging eine gute Weile so fort. Aber nur die Mägde zeigten sich dankbar gegen den guten Hausgeist und bereiteten ihm öfter zum Frühstück eine süße Milch; die Knechte dagegen sahen seine Arbeiten als eine Schuldigkeit an. Das verdroß den Hausgeist. Er hörte auf, sich um die Arbeiten der Knechte, um Stall und Pferde zu kümmern, neckte die Knechte, wo er nur konnte und brachte sie, wenn sie Abends zusammen saßen, mit einander in Streit und ins Handgemeine. Ließ Einer etwas unter den Tisch fallen und bückte sich darnach, so gab er ihm rückwärts eine Ohrfeige, während er seinen Nachbar in's Bein zwickte. Da geriethen beide mit einander in Wortwechsel, es gab Streit und Schläge, und da die anderen Knechte gewöhnlich Partei nahmen, so entstand ein allgemeines Handgemeine, dem der Hausgeist nicht ohne Vergnügen zusah.

106.

Der Drache in Waltersdorf.

Mündlich.

Einst hatte eine Frau in Waltersdorf einen Drachen. Wenn die Frau buttern wollte, ging sie auf den Boden und die Magd, welche horchte, hörte dann fragen: „Was soll ich bringen?“ Die Antwort war: „Aus 100 Dörfern von jedem Hause 1 Kösel Milch.“ Nun ging auch einmal die Magd hinaus, als die Frau abwesend war, und forderte „von jedem Hunde aus 100 Dörfern einen Dred“. Als die Frau heimkehrte, konnte sie vor Hundedred fast nicht in's Haus kommen.

107.

Der Berggeist bei Egdorf.

Bei Egdorf in der Nähe von Pögned war auf einem Berg die Wohnung eines Berggeistes, eine sogenannte Gattelhütte. So oft

die Einwohner von Egdorf brauen wollten, borgten sie jedesmal von dem Verggeiste die Braupfanne und gaben sie dann wieder zurück mit einer Reihe Semmeln. Ein Schäfer war des Verggeistes Liebling. Wenn sich dieser an einen andern Ort vermiethete, so brachte ihn der Verggeist in der Nacht unsichtbar wieder nach Egdorf, und als der Verggeist zuletzt ganz aus der Gegend wegzog, übergab er ihm alle seine Schätze. Der Schäfer machte in dortiger Kirche eine Stiftung, nach welcher die Armen des Dorfes alljährlich jeder eine Reihe Semmeln erhielten. Ein Pfarrer wollte einmal diese Stiftung abschaffen, da wurde aber in der Nacht von unsichtbaren Händen Alles in der Kirche ruiniert. Die Stiftung wurde deshalb aufrecht erhalten.

108.

Der Ramsenberg.

Mündlich.

Nördlich von Rehmen liegt ein alter versallener Felsenberg. Das ist der Ramsenberg. Den Namen hat er von dem daran vorbeistießenden Bächlein, der Rамse. Von diesem Berge erzählt die Sage Folgendes:

Einst weidete hier ein Schäfer seine Schafe; auf einmal fing es in dem Berge zu singen an und es kam eine weißgekleidete Frau und nahm ihn mit in den Berg. Hier waren viele Schätze, und die Frau sagte zu ihm: „Nimm, so viel du willst, aber diesen Ring stecke ich dir an zum Zeichen, daß du dich nicht verlobst.“

Weil dieser Schäfer jetzt so reich war, wurde er der goldene Ritter genannt. Viele Jahre hindurch hielt er das Gebot und verlobte sich nicht. Einst aber auf einer Jagd rettete ihn eine schöne Jungfrau von dem Anfall eines Bären, und sogleich verlobte er sich mit ihr.

Nun dachte er erst wieder an jene weiße Dame, als sein Ring vom Finger weg war. Lange vermied er den Berg, aber einmal trieb es ihn hin und er stand plötzlich vor der Dame. Sie nahm ihn mit sich und sagte: „Weil du mein Gebot übertreten hast, so sollst du für ewig verflucht sein.“ Der Schäfer ist nie wieder heraus gekommen.

109.

Die Altenburg.

Zwischen Föhnel und Wernburg liegt ein kegelförmiger Berg, welcher die Altenburg heißt.

In Wernburg brauten die Leute früher des Jahres einmal. Sie hatten aber keine Braupfanne. Deshalb gingen sie den Tag vorher hin auf die Altenburg und sagten: „Morgen wollen wir brauen.“ Den andern Tag stand eine Braupfanne da.

Wenn sie diese Pfanne wieder hintrugen, so legten sie eine Flasche Wein und eine Semmel hinein. Dies sah einmal ein Schäfer, der seine Heerde in der Nähe weidete. Er nahm den Wein und die Semmel, aß und trank.

Auf einmal stieß er mit der Pfanne ein. Als auf sein Geschrei die Leute herbeikamen, sagte er: „Ich bin verloren, aber nehmt mein Geld und baut zu Wernburg eine Kapelle.“ In dieser Kapelle wird alle Jahre an dem Tage, da dies geschehen ist, Kirche gehalten.

110.

Die Wunderblume bei der Heioldsmühle.

Ein armer Hirte aus Liebendorf trieb einmal seine Heerde in die Nähe der Heioldsmühle. Da sah er drei wunderschöne Blumen, wie er dergleichen noch nie geschaut hatte. Er pflückte sie ab und steckte sie in seine Tasche. Abends in seiner Wohnung fielen ihm die Blumen wieder ein, er griff in die Tasche und holte statt der Blumen drei blaue Gulden heraus. Am andern Morgen trieb er seine Heerde wieder nach der Heioldsmühle und fand an derselben Stelle abermals drei Wunderblumen. Natürlich pflückte er sie, steckte sie in seine Tasche, in der sie am Abend sich in drei Gulden verwandelt hatten. So ging das Ding eine Zeit lang fort; der Hirt fand alle Tage an der nämlichen Stelle drei Blumen, die Abends in seiner Tasche drei Gulden geworden waren. Endlich wurde seine Frau neugierig und fragte ihren Mann, woher er nur immer die schönen,

blauen Wundenstüde bekomme, und gutmüthig erzählte ihr der Mann den Hergang der Sache. Das hätte er aber nicht thun sollen. Denn von nun an blühten ihm, er mochte seine Heerde nach der Wähte treiben so oft er wollte, keine Wunderblumen mehr.

III.

Die Zenschmacher in Weida gehen nach Raumburg zum Bier.

Die Zenschmacher in Weida lieferten in früheren Zeiten ihre Fabricate fast ausschließlich an Raumburger Handelsleute und verdienten dabei ein hübsches Stüßgen Geld. Da geschah es einmal, daß einige Zenschmacher, die eben von Raumburg Zahlung erhalten hatten, heiter und vergnügt einen blauen Montag feierten. Nachdem sie nun in der Stadt an verschiedenen Orten tüchtig gezecht hatten, kam ihnen in den Sinn, auch das Weitsberger Bier zu versuchen, und in Hemdärmeln und Pantoffeln, wie sie standen und gingen, machten sie sich dahin auf den Weg. Inzwischen warteten daheim die Frauen mit dem Essen auf ihre Männer, und weil diese immer nicht nach Hause kamen, so ging eine nach der andern in die verschiedenen Bierhäuser der Stadt, ihren Mann zu suchen. Bald waren alle Frauen beisammen und weil sie gehört hatten, daß ihre Männer nach Weitsberg gewandert seien, so kamen sie überein, denselben nach zuziehen und eine jede ihren Mann nach Hause zu führen. Ihre Besorgniß und Härtslichkeit fand aber bei ihren Eheherren wenig Anerkennung und sie wurden keineswegs so freundlich aufgenommen als sie meinten verdient zu haben; barsch hießen die Männer ihre Frauen nach Hause gehen und um ihrer Oberherrlichkeit in und außer dem Hause nichts zu vergeben, machten sie sich flugs auf die Beine, nun auch das Raumburger Bier zu versuchen. In demselben Anzuge, in dem sie nach Weitsberg gekommen waren, zogen sie des andern Morgens in Raumburg ein und ließen sich nach einer Wanderung von 14 Stunden auch dort das Bier vortrefflich munden.

Zum Andenken an diese Begebenheit soll noch jetzt in irgend einem Bierhause zu Raumburg, vielleicht auf dem Rathskeller, eine Abbildung jener Zenschmacher aus Weida, wie sie beim Raumburger Bier sich gütlich thun, vorhanden sein.

112.

Der Jungfernthurm in Weida.

Thuringia 1841, N. 491.

In der Stadt Weida steht zwischen dem Kapschthor und dem Widenthor ein alter runder Thurm, der Jungfernthurm genannt. Der Sage nach rührt sein Name daher, daß eine Jungfrau, welche sich geweigert, ihren Bräutigam zu heiraten, ja denselben mit Gift hat vergewen wollen, im Jahre 1409 in demselben lebendig eingemauert worden ist.

113.

Erbanung der Stadt Weida.

Thuringia 1841, N. 491.

Nach einer Sage soll die Stadt Weida bereits im 8. Jahrhundert erbaut worden sein. Karl der Große soll in der Nähe derselben eine Menge Heiden überwunden und in dem Flusse Weida haben taufen lassen.

114.

Die Stiftung des Klosters Wildensfurt.

Thuringia 1845, N. 541 ff.

Heinrich Voigt von Weida, der Reiche genannt, befand sich im Jahre 1193 auf dem Reichstoge in Magdeburg. Am Abende der Reinigung Maria hatte er einen fürchterlichen Traum, in welchem ihm die Strafen des Brudermordes vor die Augen traten. Da er nun in seiner Jugend das Unglück gehabt hatte, seinen jüngern Bruder Bernhard durch einen schnell zugeschlagenen Thorflügel dermaßen zu beschädigen, daß er gebrechlich wurde und bald darauf starb, so bestummerte ihn dieser Traum sehr. Er beichtete deshalb dem Erzbischof von Magdeburg und dieser legte ihm als Buße auf, der Himmelskönigin Maria zu Ehren ein Kloster nach Weise der Regelherrn zu

Magdeburg zu errichten, und so stiftete Heinrich das Kloster Wildensfurt bei Weida, Prämonstratenser Ordens, und dotirte es reichlich.

115.

Die gebannte Nonne in Wildensfurt.

Thuringia 1841. N. 682.

In dem ehemaligen Kloster, jetzigen Gutsgebäuden von Wildensfurt, soll sich noch eine Klosterzelle befinden, in welche der Geist einer Nonne gebannt war. Ein Bett, welches darin stand, mußte alle Tage aufgeschüttelt und gemacht werden, wollte man im Hause Ruhe haben; alle Morgen aber fand man es wieder eingerissen, gleich als wenn Jemand darin geschlafen habe. Wurde es ja einmal vergessen, so hatte Niemand im Hause Ruhe; die Magd, der das Bettmachen oblag, wurde von unsichtbaren Händen aus dem Bette geworfen und dabei rumorte und lärnte es treppauf und treppab, daß Niemand schlafen konnte. So oft dagegen die Magd das Bett machte, fand sie auf dem Stuhle daneben eine alte Silbermünze vom Werth eines Groschens. Eine Magd plagte einst die Neugier, zu sehen, wer in dem Bette wohl schlafen möchte. Sie steckte sich deshalb am Abend unter den in der Zelle befindlichen Tisch, um aufzufassen, wer sich in das Bett legen würde. Das mißfiel aber dem Geiste und seit jener Zeit verschwand er aus der Zelle, die thörichte Magd fand aber auch keine Silbermünzen mehr.

116.

Des Teufels Hut.

Zalendenbuch für Liebe und Freundschaft 1816. S. 237 ff.
Grimm, Deutsche Sagen, I, 206, S. 282.

Nicht weit von Altenburg, bei dem Dorfe Ehrenberg, liegt ein mächtiger Stein, so groß und schwer, daß ihn hundert Pferde nicht fortziehen würden. Vor Zeiten trieb der Teufel sein Spiel damit, indem er ihn auf den Kopf sich legte, damit herumging und ihn als seinen Hut trug. Einmal sprach er in Stolz und Hochmuth:

„Wer kann, wie ich, diesen Stein tragen? Selbst der ihn erschaffen, vermag's nicht und läßt ihn liegen, wo er liegt!“ Da erschien Christus der Herr, nahm den Stein, steckte ihn an seinen kleinen Finger und trug ihn davon. Verschämt und gedemüthigt wich der Teufel und ließ sich nie wieder an diesem Orte erblicken. Und noch heute sieht man in dem Stein den Eindruck von des Teufels Haupt und von des Herrn Finger.

117.

Ritter und Edelsfräulein im Siegel der Stadt Triptis.

Mündlich.

Im Siegel der Stadt Triptis befindet sich ein Baum, unter welchem ein Ritter und ein Edelsfräulein, Jedes mit einem Becher in der Hand, stehen. An dieses Bild knüpft sich folgende Sage: Ein Graf von Arnshausl (5 Minuten von Neustadt a. d. Orla, jetzt noch ein unbedeutendes großherzogliches Schloß; die Grafen von Arnshausl waren früher das mächtigste Geschlecht im Orlagan) liebte ein Edelsfräulein, „Bertha“, von Triptis. Dasselbe wohnte in der dortigen Burg, von welcher jetzt noch eine thurmartige Ruine sich vorfindet. Da der reiche Graf von Arnshausl das arme Edelsfräulein von Triptis nicht heiraten sollte, so trafen sich die Liebenden öfters heimlich unter einem Baume auf der „Breite“, einer Wiese, und tranken miteinander aus ihren silbernen Bechern. Als sie einst wieder unter dem Baume saßen, versank derselbe in die Erde und nur mit Mühe und Anstrengung rettete der Graf seine Bertha. Das außerordentliche Ereigniß bestimmte endlich die Eltern zur Einwilligung in die Heirat der Liebenden. Im Volksmunde nennt man letztere Adam und Eva.

Noch jetzt sieht man an der betreffenden Stelle eine jedes Jahr grü nende Weide, welche in die Erde gesunken ist und über welche das Wasser eines Sumpfes fließt. Man hört deshalb oft das Wort:

„An Triptis auf der Breite
hängt die Wähe über der Weide.“

118.

Bigamie des Grafen Ernst von Oppurg.

Thuringia 1842, S. 396.

An Oppurg erzählt man von einem Grafen Ernst und seinen beiden Frauen fast wörtlich dieselbe Sage, wie sie von dem Grafen Ernst von Gleichen bekannt ist.

119.

Der Salzleich bei Growitz.

Thuringia 1842, S. 396.

Von einem tiefen Brunnen bei Growitz, in dem sich kein Wasser mehr befindet, dem sogenannten Salzleiche, sagt man, daß die Quelle mit einem seidenen Kleide verstopft worden sei.

120.

Nixen in der Elster.

An den Ufern der Elster befinden sich an zwei Stellen Felswände, die eine im Edertsthal oberhalb Großdrasdorf, die andere bei dem Dorfe Wolfsgesäht. Beide haben den Namen Nixenstein und an beiden Stellen wohnten Nixen in der Elbertiefe. Die eine Nixe vom Nixenstein bei Wolfsgesäht kam öfters nach Weilig zum Tanze. Sie war sehr schön und schneeweiß gekleidet. Nur war immer der Saum ihres Kleides naß. Als sie einmal auf dem Tanzboden war, kam ein Knecht aus Untig, der auf dem Weiliger Hofe diente, dahin und warnte die Burschen, nicht mit ihr zu tanzen, weil sie eine Wasserfrau sei. Den Burschen wurde bange und sie tanzten nun nicht mehr mit der Nixe. Wenige Tage darauf fährt jener Knecht mit einem Wagen von Wolfsgesäht nach Weilig durch die Elster in der Nähe des Nixensteins. Da geschah es, daß er vom Pferde herab in die Tiefe gezogen wurde und elendiglich umkam. Jene Nixe aber hat man nie wieder auf dem Tanzboden gesehen.

Von der Judasmühle.

Nach einem alten Manuscript.

In jenen Zeiten, als noch dichte Wälder die Gegend überall bedeckten, lag im Grunde zwischen Rudolstadt und Teudel eine Mühle, nach ihrem Besitzer Judas Kanz die Judasmühle genannt und in der ganzen Umgegend weit und breit verrufen. Denn der Müller war ein Erzbösewicht, welcher die Reisenden unter allerlei Vorgeben in sein Haus lockte, ihrer Habe beraubte und dann ermordete und auf diese Weise großen, ungerechten Reichthum an sich brachte. Des Müllers Sohn, rothhaarig wie der Vater, mußte demselben bei seinem grausamen Geschäfte Gehülfe sein und die Tochter mit goldgelben Haaren die Gemordeten begraben.

Eines Tages, als der alte Müller gerade nicht daheim war, verirrte sich ein Prinz mit seiner Schwester, die oberhalb Teudel von Räubern waren angefallen worden, in diese Mühle und suchten Schutz und Zuflucht darin. Als sie beweglich um Aufnahme baten, rührte ihre Artigkeit und Schönheit dergestalt die wilden Gemüther der beiden Müllerskinder, daß sie dem Prinzen und der Prinzessin das Leben zu erhalten beschloßen, wenn diese den Sohn und jener die Tochter des Müllers heiraten wollten. Der verirrte Prinz willigte mit seiner Schwester ein in dieses Verlangen, da sie ja ganz ohne Hilfe und Beistand in dieser Wildniß waren und auch wohl gehört hatten, daß bei der Heimkunft des alten Müllers ihr Leben unvermeidlich verloren sei. Man traf nun sogleich Anstalten zur Flucht. Der Müllerssohn nimmt von des Vaters Schätzen soviel mit sich als er tragen kann, während seine Schwester sich nur mit wenig Kost und Nahrung versieht. Sie versteckt sich zunächst mit ihrem Prinzen in das dickste Gebüsch des Kreuzgrabens, ihr Bruder aber verbirgt sich mit der Prinzessin an einem anderen Orte. Als Abends ihr Vater in die Mühle kommt, findet er das Haus leer und einen guten Theil seiner Schätze entwendet; in der ersten Wuth und einen guten Theil seiner Schätze entwendet; in der ersten Wuth und Aufregung über diese Entdeckung schwört er seinen Kindern den Tod, doch nach und nach besinnt er sich wieder und beschließt, ihnen

zu vergeben, wenn er sie nur wieder finden könnte. Er macht sich auf den Weg sie zu suchen, aber erst nach einigen Tagen fand er im Kreuzgraben seine Tochter mit dem Prinzen, die eben Anstalten machten, weiter zu ziehen. So zornig sich auch der Müller anfangs gegen beide bezeigt, so läßt er sich doch endlich begütigen, zumal da die Tochter alle Schuld dem Bruder gibt, der sie zu diesem Unternehmen beredet habe. Nun wendet sich des Vaters Grimm gegen den Sohn, den er mit der Tochter und dem Prinzen rastlos sucht. Eines Tages sahen sie in der Ferne aus dem Walde Rauch aufwirbeln, sie eilen der Gegend zu und finden den Sohn, der eben für seine Prinzessin ein Mahl bereitet. Der Vater will ihn sofort in das Feuer stürzen, aber der Sohn sucht ihn zu besänftigen und stellt ihm vor, daß er nur deshalb geflohen sei, um das böse Räuberhandwerk zu verlassen, das ja kein gutes Ende nehmen könne und brennt sich dabei zum Beweis, daß er recht daran gethan habe, auf eine Feuerprobe. Er wirft nämlich von sich und seiner Schwester Haare in's Feuer, die nicht verbrennen, sondern in Gold sich verwandeln und zusammenschmelzen. Aber nichts kann den erzürnten Vater mildestimmen und er geräth nur noch in größeren Zorn, da der Sohn ihm seine vielen Räubereien und abscheulichen Mordthaten der Reihe nach vorhält. In seiner Verstocktheit will er den Sohn mit der unschuldigen Prinzessin in's Feuer werfen; da aber die Kinder ihn daran hindern und mit ihm ringen, so geschieht es, daß er selbst von ungefähr in die Flamme fällt, die so schnell ihn ergreift und so hastig sich ausbreitet, daß ihn Niemand retten kann. Alle umherstehenden Bäume und Dornen werden alsbald vom Feuer erfaßt, so daß die Kinder eiligst fliehen müssen, um nur ihr Leben zu retten. Sie kehren nochmals zur Mühle zurück, nehmen die noch vorhandenen Schätze mit sich und ziehen nun in des Prinzen Land, wo die Müllerskinder mit der Prinzessin in ein Kloster gehen, der Prinz aber anderweitig sich vermählt.

122.

Der Lindwurm bei Leutnich.

In der Umgegend von Blankenburg hauste in alter Zeit ein ungeheurer Lindwurm, der sein Lager in einer großen

Höhle bei Leutniz hatte, von der man noch jetzt die Spuren sehen kann.

Wenn der Lindwurm Durst hatte, so streckte er seinen Leib bis zum Kinnestüßchen hinüber, ohne daß er dabei mit den Hinterfüßen und dem Schwanze seine Höhle verließ, und wenn er seinen Durst stillte, mußte die abwärts gelegene Mühle mehrere Stunden lang still stehen. Menschen und Thiere, die in seine Nähe kamen, waren unrettbar verloren. Was das Ungeheuer verschlungen und verzehrt hatte, ging als weiße Kalkmilch wieder von ihm. Mit der Zeit verfeinerte diese Kalkmilch und es entstand daraus der weiße, schöne Schwerspath, der bei Leutniz in der Nähe der ehemaligen Lindwurmhöhle gebrochen wird.

Als die fromme Paulina, welche das Kloster Paulinzelle erbaut hat, einst von diesem Lindwurm bedroht war, rief sie den Schutz des Himmels an, und dem Uthier, das eben seine Beute verschlingen wollte, sprang der Unterkiefer des Kachens aus der Pfanne. Unverleht zog Pauline vorüber, der Lindwurm konnte aber fortan seinen Kachen weder schließen noch öffnen. Mit weit aufgesperrtem Kachen lag das Thier nach mehreren Tagen, als sein Hunger immer heftiger wurde, auf der Lauer und in der Erwartung da, daß irgend ein Mensch oder ein Thier in seines Leibes weite Höhle gerathen möchte. Kein Mensch, kein Thier ließ sich sehen oder hören, denn Alles floh den Ort seines Aufenthaltes. Endlich kam des Wegs ein fremder Fuhrmann mit einem schweren Wagen daher und über des Thieres harte Zunge, die gleichsam eine Brücke von der Fahrstraße in den Kachen des Lindwurms bildete, rollte der Wagen in den hohlen Leib desselben hinab. „Johann! Wir haben uns verfahren und müssen umwenden!“ rief der Fuhrmann seinem Knechte zu, lenkte mit seinem Wagen um und kam glücklich wieder aus dem Leibe des Lindwurms heraus. Um aber den rechten Weg nicht noch einmal zu verfehlen, zündete der Fuhrmann seine Laterne an und gewahrte nun mit Schrecken und Schaudern, welchen gefährlichen Weg er gefahren war und wohin er sich verirrt gehabt hatte, zugleich erkannte er aber auch den Zustand des Thieres. Ohne Säumen nahm er seine scharfe Art zur Hand und hieb dem Lindwurm eine hochangeschwollene Halsader entzwei. Das schwarze Blut floß Monate lang aus der todt-

lichen Wunde und verwaandelte die Gegend auf lange Zeit in einen Sumpf. Da, wo der Fudwurm seinen Tod fand, gibt es noch heute nasse Wiesen und Felder.

123.

Die Nonne im Keller.

Schriftliche Mittheilung von Herrn H. Hue in Weimar.

Der Burgkeller in Jena ist ein altes Gebäude, das von der Stadtkirche nur durch ein schmales Gäßlein getrennt ist. Seine Keller sind durch einen Gang mit den Kellern unter der Stadtkirche verbunden. Nun trug es sich zu, daß zu manchen Zeiten in einem der Keller, wo die Thüre nach den Gewölben der Kirche ist, sich eine Nonne sehen ließ, und die Leute, die in den Keller gesendet waren, bestürzt wiederkamen und sich hinabzugehen für immer weigerten. Glücklicherweise ging eine Alte in dem Hause aus und ein, die oft die Nonne gesehen zu haben behauptete, aber darob verlächt war. Sie erklärte sich bereit, zu den Zeiten, wo die Nonne erschien, den Keller zu besuchen, da sie gar keine Furcht vor dem Geiste hatte. Und so geschah es; ja sie saß Stunden lang mit irgend einer Arbeit unten und erfreute sich, wie sie sagte, des Anblicks ihrer Nonne, die nie von ihrer Thüre sich entfernte und fromm und demüthig ansah.

124.

Der spukende Gelehrte.

Schriftliche Mittheilung von Herrn H. Hue in Weimar.

Nach dem Tode eines berühmten Gelehrten in Jena ward es in seinem Hause unheimlich, die Bewohner wurden von einer unsichtbaren Gewalt gequält und erschreckt. Eines Abends ging die Haushälterin über einen Gang und hörte hinter sich ein Geräusch. Sie blickte sich um und sah den alten Herrn im Schlafrode und mit der Perücke daher kommen und an ihr vorüber nach seiner seit seinem Tode verschlossenen Stube schreiten. Der Frau schwanden die Sinne, sie that einen Schrei und fiel mit dem Lichte nieder, bis man sie, da man sie vermißte, suchte und fand.

In dem Hause dieses Mannes wohnten sonst viele Studenten. Einem unter ihnen gelüftete nach des Verstorbenen Wädhern, und da die Stube, in welcher sie waren, die Studirstube des Gelehrten, verschlossen war, beschloß er, durch das Kamin einzudringen und den Raub zu begehen. Es gelang ihm auch soweit, daß er bereits daran war, die Thüre zu öffnen, die aus dem Kamine in das Zimmer führte. Aber wie erschrak er, als er, die Thüre öffnend, den Todten an seinem Tische arbeitend sah! Er schrie und blieb dann halbtodt liegen. Nachdem er zur Besinnung gekommen, hat er den Vorfall selbst erzählt.

125.

Der Vollergeriß im Schlosse zu Jena.

Einem Manne, der über dem Warstalle des Schloßes schlief, begegnete, wie man sagt, Folgendes. Er lag eines Nachts mit seinem Sohne zu Bette, als sich unter ihm im Stalle ein gewaltiges Getöse erhob. Es war, als ob sämmtliche Kasse durcheinander gesagt würden. Er gerieth in Verwunderung und Angst. Nachdem der Aufruhr unter ihm eine gute Weile gedauert hatte, hörte er hastige, stolpernde Tritte die Treppe heraufkommen, die Thüre that sich auf und ein großer Mann in breitkrämpigem Hute, langen Stiefeln mit Sporen und in einem Wamse trat ein und fuhr den von Schreden Halbtodten mit den Worten an: „Ich sage dir, wenn solche Unordnung noch einmal vorkommt, drehe ich dir den Hals um.“ Auf dieses Begebniß ward der arme Mann krank, als man aber nach dem Stalle sah, fand man die Kasse alle mit den Schwänzen zusammengebunden.

126.

Der verwünschte Vogelflecker in den Teufelslöchern bei Jena.

Heinrich Döring.

Wer über die Saundorfer Brücke bei Jena an dem linken Saalufer hinwandert, gelangt zu den wunderbar gebildeten Felsmassen, in denen mehrfache Höhlen und Schluchten zu schauen, bekannt unter

dem Namen der Teufelslöcher, und weiland gescheut und gefürchtet von den Bewohnern des Dörfchens Wollnig.

Dort wohnte in grauer Vorzeit ein Fischer, Thomas geheissen, der nie vorüberging an den Teufelslöchern, ohne ein Kreuz zu schlagen und auszurufen: „Ha, ha!“ Das merkte sich sein Vetter Kurt, ein junger Bursche, brav, aber arm und elternlos, den Thomas aus christlicher Liebe zu sich genommen. Es begab sich aber, daß Kurt einstmals nach Jena wanderte mit einem Körbchen Fische, die er dort verkaufen wollte. Als er in die Nähe der Teufelslöcher kam, rief er ebenfalls: „Ha, ha!“, vergaß aber das Kreuz zu schlagen. Da stand plötzlich ein alter Mann vor ihm, mit grauem Bart, ein Jagdgeschloß in der Hand und wie ein Waidmann gekleidet. Mit funkelnden Augen ihn anblickend, fragte er mit rauher Stimme, was er hier zu schreien und zu rufen habe und ob er etwa den Vogelsteller sehen wolle. „Welchen Vogelsteller?“ entgegnete Kurt verlegen, ein paar Schritte zurücktretend. „Solltest du,“ entgegnete der Waidmann, „nie etwas gehört haben von Einem, der sich Kautz nennt? Er hat hier seinen Bogetherd, sucht sich im Frühjahr Kräuter und Wurzeln, säugt im Sommer Fische und treibt im Herbst das edle Waidmannshandwerk.“ Kurt betheuerte, von einem solchen Manne nie etwas gehört zu haben. „Willst du ihn kennen lernen,“ fuhr der Jäger fort, „so begib dich dort in seine Höhle, da wo die beiden Brunnlein rieselnd hervorbredien durch die Felsenspalten.“ Kurt entschuldigte sich, daß er keine Zeit habe und mit seinen Fischen eilig nach Jena wandern müsse. „So laß das Schreien,“ sprach der Waidmann, ihn mit finstern Blicken betrachtend, „sonst kommt er selbst hervor.“ So sprechend schritt er den Fußpfad neben dem Felsen hinauf, während Kurt in die Stadt eilte und, nachdem er seine Fische verkauft, schnell den Heimweg antrat. Er hatte die Erscheinung des Waidmanns nicht vergessen. Sein Haar sträubte sich empor, als er in die Nähe der Teufelslöcher kam, und seine Schritte wurden immer unsicherer. Ehe er sich's versah, lag er im Schlamm der beiden Bächlein. Zugleich hörte er ein furchtbar gellendes Hohn- gelächter. Erschrocken raffte er sich empor, lief heim und erzählte seinem Pfllegevater, was ihm begegnet. Thomas blickte bei der Erzählung düster vor sich hin und warnte ihn ernstlich vor dem bösen

Vogelsteller, der den sorglosen Wanderer hineinlockt in die Teufelslöcher, aus denen noch Niemand wieder herausgekommen. „Güte dich, Kurt," sprach er, „und geh' ihm aus dem Wege. Offenbar ist er einer von den Wogen, die die Sorben weiland angebetet bei Siegenhain, und die der heilige Bonifacius auf seiner Wanderung durch Thüringen in jene Felsen und Klüfte gebaut. Dort müssen sie lauzen und den jüngsten Tag erwarten. Das hat mir der Vater Viberius in Burgau oft erzählt.“

Es begab sich aber, daß Kurt einige Tage nachher mit Fischen nach der Lobedaburg gesandt ward. Da betrachtete ihn der Graf von Arnshaus mit wohlgefälligen Blicken, ihn fragend, ob er wohl Lust habe, ihm als Knappe zu dienen. Dieser Antrag gefiel dem rüstigen Burtschen, der zu dem Fischergewerbe eben keine sonderliche Lust in sich verspürte. Der Graf äußerte, er wolle darüber mit dem alten Thomas sprechen, und als dieser seine Zustimmung gab, ward Kurt aufgenommen unter die Lobedace Knappen. Der junge Fischeer schien nun in stattlichem Raus, mit Wiedhaube, Spieß und Schwert. Zugleich hatte er ein Ross erhalten von dem Grafen, den er auf den Streifzügen in der Umgegend begleitete. Der Weg führte sie einst bei den verrufenen Teufelslöchern vorüber. Da erzählte Kurt seinem Herrn das Abenteuer, das er dort bestanden, und der Graf berief sich auf manche glaubwürdige Erzählung von dem Uawesen, das der verwünschte Vogelsteller von jeher in den Teufelslöchern getrieben. Während er so sprach, hörten sie deutlich den Klang von Weigen und Flöten im Innern des Felsens, als würde dort zu einem festlichen Tanze geblasen. „Laß uns eilen," sprach der Graf, „daß wir nicht in die Klauen des Unholts gerathen, der oft näher ist, als man glaubt!" Kurt aber konnte die Neugierde nicht unterdrücken, das Treiben im Felsen mit anzusehen.

Es begab sich aber, daß er den Grafen einst begleitete zu dem Markt, der jährlich in Lobeda gehalten zu werden pflegte. Er hatte die Herrlichkeiten, die dort zur Schau ausgestellt waren, längst betrachtet, und sich in's Bedrhaus begeben, wo gar lustig getanzt, getrunken und gelärmt ward. Erfaßt von dem allgemeinen Taumel ergreift Kurt eine rasche Dirne, sich weiblich mit ihr im Kreise umherzuschwenkend. Da winkte ihn ein alter unbekannter Knappe hinaus

unter die Linde vor dem Bachhause, wo sie sich auf eine Bank niederließen und sich ergingen in mannigfachen Gespräch. Der Unbekannte, der sich für einen Reissigen des Scheukens von Dobritschken ausgab, wußte gar viel zu erzählen von dem verwünschten Vogelsteller und behauptete zuversichtlich, er befände sich mitten unter den Tänzenden, da er sich in mannigfachen Gestalten zu zeigen pflege. Bei solchen Gelegenheiten habe Kautz schon oft eine hübsche Dirne hinweggeführt, und nie wäre sie wieder gesehen worden. Kurt's Kengier ward immer reger, als ihm Jener vertraute, daß er selber in den Teufelslöchern gewesen. „Ich bin,“ sprach der Fremdling, „bis an den großen Teich gekommen, mitten im Berge. Darüber habe ich mich nicht gewagt. Denn da funkelten so viele Lichter und so viele Mädchen sah ich dort sitzen, schlank und zierlich, wie Wadepuppen. Zu meiner Sicherheit hatte ich freilich den Krötenslein mit, den man in dem Wasser bei den Teufelslöchern findet; doch nicht zu allen Zeiten.“ Kurt wollte sich eben genauer erkundigen, was es mit diesem Stein für eine Verwandtuis habe, als der laute Ruf: „Zu Hesse, zu Hesse!“ das Gespräch unterbrach. Es waren die übrigen Knappen, die ihn aufforderten, den Grafen zu begleiten, der sich eben in den Sattel geschwungen.

„Wir sehen uns wohl ein andermal wieder!“ rief der Unbekannte, dem scheidenden Kurt die Hand drückend.

Einst streifte dieser mit seiner Armbrust umher im Forst. Da sah er unweit von dem Bächlein, die Ziege geheißten, einen Mann, der beschäftigt schien, Kräuter zu sammeln. Kurt begrüßte ihn freundlich und erfuhr, daß er in Ziegenhain wohne und allerlei Wurzeln, Schwämme und Kräuter nach dem Kloster Bärzel zu tragen pflege, aus denen von den dortigen Mönchen mannigfache Arzneien bereitet würden, vielfach erprobt durch ihre wunderfame Heilkraft. Auch bei den Teufelslöchern, fügte er hinzu, wachse manches schöne Kraut, mitunter freilich auch Unkraut wie überall. Das könne nur der Ziegenhainer Kräutermann unterscheiden, für den er sich ausgab. Eben im Begriff zu gehen, bückte er sich und hob einen Stein aus dem vorüberfließenden Bächlein. „Wie froh wäre Mancher, wenn er dich sände!“ sprach er, den Stein aufmerksam betrachtend. Kurt äußerte seine Verwunderung. „Du magst wissen,“ sprach der Fremd-

ling, daß diesem Steine manche wunderfame Kräfte verliehen sind. Dem, der ihn bei sich führt, zeigt er an, was vorgeht in den Tiefen der Erde. Mich aber kümmert das wenig; ich lobe mir, was über der Erde ist, und mein Wahlspruch bleibt: Wenigslauheit!" So sprechend warf er den Stein wieder in den Bach, rasch von hinnen eilend. Kurt aber griff danach und steckte ihn zu sich. Sein Pfad führte ihn nach Wollnig, an den Teufelslöchern vorüber. Da umtonte ihn plötzlich ein anmuthiger Gesang, und er erblickte hinter einem Felsenvorsprung hervortretend die holdselige Dirne, mit der er getänzt im Aechthause zu Lobeda. Sie sah ihn lächelnd an, strich sich die braunen Haare aus dem Gesicht und schlüpfte mit dem Rufe: „Willkommen, mein Tanzgesell!" in eine Schlucht, augenblicklich verschwinnend. Kurt aber, von unwiderstehlicher Neugier gefoltert, kroch durch eine schmale Oeffnung des Felsens einen schroffen Gang hinab, dessen Dunkel sich allmählig erhellte. Da bot sich ihm ein wunderfamer Anblick dar. Er stand vor einem großen Teiche und mehr als zwanzig Jungfrauen, holdselig von Gestalt und stattlich gekleidet, sah er dort sitzen hinter goldenen Spindeln. Doch keine spann, alle schienen zu schlafen. Kurt stand staunend da, versunken in den Anblick. Da erscholl plötzlich ein lautes Gelächter. Von unsichtbarer Gewalt fühlte er sich fortgeschleudert und stand plötzlich wieder vor dem Eingange zu den Teufelslöchern.

„Hinweg von hier, Putsche!" rief eine Stimme. „Was hast du hier zu thun?" Es war sein Pflegevater, der alte Fischer Thomas. Kurt erzählte ihm, was er Alles gesehen in der Tiefe der Erde. „Aber den dort oben hast du wohl noch nicht geschaut?" versetzte Thomas, nach einer schroffen Felsenklippe hindeutend. Dort stand eine wunderfame Gestalt, mit braunrothem, schrecklichem Gesicht, gehüllt in einen Mantel von Vogelfedern, unter denen Teufelskrallen hervorglückten. Veimuthen gingen aus der Brust hervor, unter ihm, auf dem langen Barte saß eine Eule. „Das ist der verwünschte Vogelsteller!" sprach Thomas. In diesem Augenblick verschwand die Gestalt mit einem furchtbaren Kreischen. Thomas aber rieth dringend, daß Kurt nach Purgau gehen, und, um das Heil seiner Seele zu wahren, dort dem Vater Viberius beichten solle. Er fand ihn jedoch nicht daheim, und ungewiß, ob er warten, oder nach der Lobedaburg zurück-

sehen sollte, erblickte er, in der Hausthüre stehend, die holdselige Dirne, mit der er getanzt im Rechthause zu Lobeda, und die er späterhin bei den Teufelsködern wieder gesehen. Er fragte einen vorübergehenden Knaben, wer dieses Mädchen sei, und erhielt zur Antwort: Puffschmieds Mädchen. Da ging er auf sie zu und begrüßte sie freundlich. Sie aber hieß ihn willkommen und bat ihn, einzutreten in das Haus und vorlieb zu nehmen mit einem Krüge Milch und einem kleinen Imbiß. „Ich bin allein,“ sagte sie hinzu, „meine Eltern sind nicht daheim.“ Als nun Kurt, der freundlichen Einladung folgend, in das Zimmer trat, knurrte ihn ein lohlschwarzer Vater gar unfreundlich an, die bligenden grünen Augen nicht von ihm hinwegwendend, als das Mädchen hinausging, das Frühstück zu holen. Kurt lehnte sich in's Fenster, der Vater knurrte und murzte fort. Das Mädchen hatte indeß die Speise und Trank auf den Tisch gesetzt, bat ihn Platz zu nehmen und setzte sich neben ihn, indem sie vertraulich ihren Arm um seinen Nacken schlang. Da that der Vater einen so lauten Schrei, daß Kurt heftig erschrak. „Er ist eifersüchtig!“ sprach das Mädchen lachend und drückte einen glühenden Kuß auf Kurt's Rippen. Er ward dadurch noch schüchterner und verlegener, als bisher, sie aber immer zärtlicher und heftiger. Da rief der Vater plötzlich mit einer menschlichen Stimme: „Fang ihn!“ Mädchen warf entrüstet ihren Pantoffel nach dem Vater, der mit dem lauten Ruf: „Halt! halt!“ zum Fenster hinaussprang. „Hast du einen solchen Gespons,“ rief Kurt entrüstet, „so bedarfst du meiner nicht! Leb' wohl, du listige Kagenbraut!“ So sprechend, verließ er schnell das Zimmer und eilte nach der Lobedaburg, sich unterwegs heftige Vorwürfe machend, sich den Löffungen des Mädchens nicht eher entzogen zu haben. „Mit dir scherze und tanze ich nicht wieder!“ sprach er zu sich selbst.

Ein heftiges Fieber übersiel ihn, als er kaum angekommen auf der Bestie. Dem herbeigerufenen Vater Liberius vertraute er, was ihm begegnet. Der aber äußerte, für seinen Vorwitz und seine unreine Begierde habe er mit Recht seine Strafe empfangen. Allgemein sei es ja bekannt, daß Clara eine Hexe und Zauberin, die schon manche Männer in ihr Garn gelockt und längst ihren Lohn dafür empfangen haben würde, wenn nicht der Graf von Käfernburg, der

hier Gaurichter sei, sie bisher in seinen Schutz genommen. „Aber tröste dich,“ fügte er hinzu, „mein Freund, der Abt Lukas im Kloster Bürgel wird dich mit leiblichem und geistlichem Trost in deiner gegenwärtigen Trübsal unterstützen.“ Dorthin ward Kurt geschafft. Er fand eine freundliche Aufnahme, und der Abt, dem er treulich gebeichtete, entließ den wieder Genesenen mit den Worten: „Gehe hin, mein Sohn, zu den Teufelslöchern, wirf den Krötenstein in's Wasser und sprich: Weiche von mir, du Teufelsbrut! Dann schlage ein Kreuz vor dich und neben dich zu beiden Zeiten, bei' ein Vaterunser, das Ave Maria und ziehe fort aus dieser Gegend!“

Als Kurt in die Gegend der Teufelslöcher kam, sah er am Eingange zu den Höhlen drei wunderschöne Jungfrauen sitzen, mit goldenen Spindeln. Aus ihrem Munde ertönten allerlei verlockende und bethörende Liebestlieder. „Singt wie ihr wollt,“ sprach Kurt, „ih'r zierlichen Ragenbräute! Mich bekommt ihr doch nicht in euer Wahn!“ Da schlüpften die Jungfrauen, einen Blick von Sehnsucht und Verlangen auf ihn werfend, in ihre Höhlen zurück. Kurt aber wollte eben den Krötenstein ihnen nachwerfen, als plötzlich der verwünschte Vogelsteller vor ihm stand, in seiner wunderfamen Gestalt, wie er sich bereits früher gezeigt.

„Fürchtbarer Gesell!“ sprach er, freundlich den Erschrockenen anblickend, „vertraue mir! Ich will dich führen in die Tiefe der Erde, dir dort meine Schätze zeigen und alle die schönen Damen, die mir dienen. Du kannst wieder heimgehen, wenn du willst. Doch nicht unbeschenkt werde ich dich entlassen. Denn du gefällst mir wegen deines Muthes und deiner Entschlossenheit. Verachte das Pfaffengeschwätz.“

„Hebe dich hinweg von mir!“ unterbrach ihn Kurt, sich befreuzend, wie es der fromme Abt Lukas in Bürgel ihn geheißen. Der Vogelsteller zog sich murrend zurück. Noch einmal wollte er sprechen. Da warf Kurt den Krötenstein nach dem Höhleneingang von sich, der sich, während er das Vaterunser sprach, sofort verschüttete, bis auf eine Oeffnung, die noch heutzutage zu sehen.

Im Munde des Volkes erhielt sich noch lange die Sage vom verwünschten Vogelsteller, der sich dem Wanderer in mannig-

achen Gestalten zeige, bald als Vogelfänger, bald als Jäger, bald als Fischer, bald als Kräutermann, Schwämme und Beeren a muelnd.

127.

Der Drache bestiehlt die Bank.

Ein Jesuit fuhr eines Morgens von Koda aus über Zwägen ich weiß nicht wohin. Bei Zwägen rief der Kutscher, der Drache kame geflogen. Als nun der Drache herangekommen war, fragte ihn der Jesuit: „Wo kommst du her?“ „Von Leipzig,“ war die Antwort; „ich habe 400 Thaler aus der Bank geholt, die nach Klosewig sollen an R.“ Der Jesuit frug den Kutscher: „Wißt du das Geld haben? Es hißt dir aber nur so lange du ledig bist.“ Der Kutscher verneinte und der Jesuit gebot dem Drachen fortzufliegen.

128.

Ein Edelmann bannt das Wild.

Hundertachtunddreißig neu entdeckte Geheimnisse 10. Braunsfuit und Vespzig. 1796. S. 81.

In Thüringen war ein Edelmann, welcher in den Wäldern ein jedes Wild, das ihm vorkam, mit etlichen fremden Wörtern bannte. Da es nun zum Sterben kam, ängstigte ihn diese Sache auf das heftigste, daß er nicht mit geruhigem Gewissen sterben konnte. Man schickte die gedachten Wörter auf die Universitäten und es ward zu Jena ein Professor gefunden, welcher selbige Sprache verstand und sie für arabisch hielt. Der Krauke bedauerte es mit der Bethenerung, daß er nimmermehr Gott und das höchste Gut auf solche Weise beleidigt hätte, wenn ihm die gottlose Schrift wäre bekannt gewesen. Hierauf examinierte er sein Gewissen, bezeugte eine starke Reue und verschied ganz faustmüthig in guter Hoffnung.

129.

Vonifacius in Siegenhain.

Thüringen und der Harz. Bd. II, S. 177.

Auch bis zum Dorfe Siegenhain, welches unten am Fuße des Hauberges gelegen ist, soll einst auf seinen Belehrungszügen der

fromme Apostel Bonifacius gekommen sein und versucht haben, die Heidenvölker in dieser Gegend zu bekehren.

In der Kirche zu Biegenhain wird eine alte Fahne aufbewahrt, welche auf der einen Seite den Heiland am Kreuze zeigt, mit der verbliebenen Unterschrift: anno domini 1028, und auf der anderen Seite den Apostel im erzbischöflichen Gewande, und darunter die jetzt erloschenen Worte: Sancto Bonifacio ora pro nobis. Man meint, daß Bonifacius auf jenem Bergrücken eine Kapelle, und um sie zu schützen, auch eine Burg erbaut habe, die davon den Namen Kirchberg erhielt.

130.

Der Brunnen zu Lichtenhain.

Mündlich.

Das Dorf Lichtenhain gehörte noch im 16. Jahrhundert zu der Grafschaft Hanis. Der dort regierende Graf wurde von einer Krankheit befallen, die kein Arzt heilen konnte. Ein Schäfer, der Leibdiener des Grafen war, hatte sich einer Sünde schuldig gemacht, die mit dem Tode bestraft wurde. Als er von der Krankheit des Grafen hörte, begab er sich zu ihm, that einen Fußfall und bat den Grafen, er solle ihn begnadigen, dann wolle er ihm auch von seiner Krankheit helfen. Der Graf willigte ein und der Schäfer zeigte ihm eine Quelle, die er ganz allein kannte, und befahl dem Grafen, daraus zu trinken, dann würde er wieder gesund werden. Der Graf folgte der Weisung des Hirten und wurde auch wirklich gesund. Er hielt sein Wort und gab den Hirten frei. Er ließ einen Brunnen graben und denselben mit einem Gewölbe umgeben. An diesem Gewölbe stehen der Schäfer und der Graf in Stein gehauen mit der Jahreszahl 1571. Aus diesem Brunnen wird das berühmte Lichtenhainer Bier gebraut.

131.

Der Rixenteich bei Gospeda.

Mündlich.

Etwa eine Viertelstunde nördlich von Gospeda befindet sich ein kleiner Teich, welcher der Rixenteich heißt.

An diesen knüpft sich folgende Sage:

Einst kam die Wassernixe zu einem Fleischer, um sich Fleisch zu kaufen. Der Fleischer wollte ihr einen Schabernack antun, deshalb sprach er zu ihr: „Komm' und halte mir so lange, bis ich dir dein Theil herunter gehackt habe.“ Die Nixe hielt das Stüd Fleisch, aber während sie hielt, hieb ihr der Fleischer die rechte Hand ab. Dieser Spaß kam ihm aber sehr theuer zu stehen, denn als der Fleischer wieder einmal an dem Teich vorbeiging, zog ihn die Nixe hinein.

132.

Die Apostelbilder in Altengönnä.

Mündlich.

An der Kirche zu Altengönnä stehen vier Apostel: Paulus mit der Bibel, Petrus mit dem Schlüssel, Johannes mit dem Kelche, Jacobus, und die Jungfrau Maria mit dem Christuskinde aus Erz und übergolbet. Davon geht folgende Sage: Als die Franzosen nach der Schlacht bei Jena in das Dorf kamen und in der Kirche das Bild sahen, wollten sie es mitnehmen. Es wurde auf einen Wagen geladen und mit zwei Pferden fortgefahren. Als sie ein Stüd gefahren waren, konnten die Pferde den Wagen nicht mehr ziehen. Es wurden vier, sechs, acht Pferde vorgespannt, aber der Wagen rückte nicht von der Stelle. Da sie nun das Bild nicht fortbrachten, so wurde es wieder zurückgeschafft, wobei es zwei Pferde zogen. Dieses Bild steht heute noch in der Kirche.

133.

Der „lange Stein“ bei Buttstedt.

Mündlich.

Ungefähr zehn Minuten von Buttstedt nach Norden steht an der Buttstedter Chaussee gleich einem Wegweiser ein 2 Meter hoher Stein, von welchem folgende Sage geht: Einst waren in Thüringen zwei große Riesen, der eine wohnte auf dem Ettersberge und der andere auf dem Harze. Beide wollten mähen, hatten aber nur einen

Wegstein zum Schärfen der Sensen. Ueber der Arbeit rief der Kiese vom Harze seinem Kameraden zu, er möchte ihm doch einmal seinen Wegstein zuwerfen. Der Kiese vom Ettersberge war aber zu angestrengt von der Arbeit und konnte den Wegstein nur bis über Buttelsdorf werfen, wo er heute noch steht.

134.

Der Ochsenstieg bei Oldisleben.

Mündlich.

Der Weg auf dem Rammte der Hainleite, welche sich westlich von Oldisleben hinzieht, wird Ochsenstieg genannt; dieser Name kommt daher, weil früher daselbst gesopfert und die Ochsen zum Opfern hinaufgetrieben wurden.

Wahrzeichen dafür sind noch die Scherben von Blutröpfen, welche man daselbst finden kann.

Hinter Oldisleben im Walde hat früher das sogenannte Möllendorf gestanden, welches im Bauernkriege zerstört worden ist. Daselbst soll ein Eber die große Glode in Oldisleben herausgewühlt haben.

135.

Das verbannte Schwein bei Daasdorf.

Mündlich.

In Daasdorf b. V. ist ein Ort, wo Erken und Pappeln stehen; früher aber hat ein Gut daselbst gestanden, welches nun das alte Gut genannt wird. Auf diesem Flecke soll jede Nacht um 12 Uhr eine Sau mit zwölf jungen Schweinen herumgelaufen sein. Viele Leute fürchteten sich, wenn sie vorbeigingen. Da haben sie einen Mann weit hergeholt und ihm vieles Geld gegeben; der hat das Schwein verbannt, daß es nie wieder gekommen ist.

Spuk aus Hopfgarten.

Mündlich.

Ein Mann aus Hopfgarten kehrte in später Nacht aus Erfurt zurück, wo er den Arzt für seine kranke Frau holen wollte. Als er in mondhellcr Nacht in die Nähe von Ußberg kam, lief ein großer schwarzer Hund, mit mächtigem Schwanzc, feurigen Augen und Ketten um den Hals, immer im Kreise um ihn herum. Er wollte ihn verjagen, aber er konnte nicht; er wollte rufen, doch die Stimme versagte ihm; er konnte nicht vorwärts, nicht rückwärts, noch seitwärts; er war wie auf die Stelle festgebannt. So verharrte er in Todesangst bis gegen 1 Uhr, wo das Ungeheuer verschwand. Der Mann starb kurze Zeit darauf.

Ein Schneider aus Ußberg hat auf derselben Stelle einen Reiter ohne Kopf, und eine Frau aus Hopfgarten eine schwarze Kaze mit einem weißen Kreuze auf dem Rücken gesehen.

In einem Hause am Ende des Dorfes wird des Nachts zwischen 11 und 12 Uhr gräßlicher Spuk gehört und in allen Ecken allerhand farbige Feuer gesehen. Der Frau des Hauses ist dreimal ein Geist erschienen und hat sie gebeten, mitzugehen, um Geld zu heben. Er ging die Treppe auf und ab und klopfte mit einem Schlüssel an die Thüre, worauf dieselbe sich aufthat, obwohl sie innen zugeriegelt war. Ihre Angehörigen, welche auf ihre Bitte mit ihr wachten, als der Geist zum drittenmale kam, bemerkten nur, daß die Thüre aufging, sahen aber den Geist nicht.

Eine andere Frau ging in den Keller, um Kartoffeln zu holen. Da sah sie auf einem kleinen Erdhügel ein brennendes Licht; in der Meinung, ihr Mann habe es stehen lassen, wollte sie es ausblasen, aber in dem Augenblick that sich der Hügel voneinander und Alles funkelte von Gold. Neben ihr stand ein großer Hund und vor ihr ein Geist, welcher ihr winkte, von dem Golde zu nehmen. Als sie sagte, sie habe keine Schürze um, bekam sie eine fürchterliche Ohnmacht, und Alles verschwand. Ihr Mann, dem sie es erzählte, wollte es nicht glauben; doch des Nachts kam der Geist mit dem Hunde

vor sein Bett. Als aber der Mann sagte: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn“, verschwand die Erscheinung und wurde nie wieder gesehen.

137.

Woher der Name Pfuhlsborn kommt.

Mündlich.

In Pfuhlsborn heißt ein Platz der Tempel. Auf diesem soll ein Tempel gestanden haben, in welchem die Heiden ihre Opfer darbrachten. Derselbe war dem Götzen Pfuhl geweiht, welcher an der noch jetzt vorhandenen Quelle seinen Sitz hatte. Nach ihm wurde das Dorf Pfuhlsborn genannt.

138.

Der Pfarrer ohne Kopf in Obernissa.

Mündlich.

In Obernissa geht die Sage von einem Pfarrer, welcher keinen Kopf hat. Er nimmt seinen Weg von der Wechselholzede bis zur Eiselucht und von da wieder zurück. Reißens wird er von solchen Leuten gesehen, die an einem Sonntage geboren sind; sehen ihn andere Leute, so werden diese von ihm irre geführt. Oft sieht man ihn auch zu Pferde.

139.

Warum die Bewohner von Riethnordhausen ihr Gotteshaus auf dem Berg bauen.

Mündlich.

Die Gemeinde von Riethnordhausen hatte beschlossen, eine Kirche im Dorfe zu bauen. Es wurde Material dazu beigebracht und zu bauen angefangen. Als man eines Morgens zum Bau kam, fand man weder Steine noch sonst etwas. Alles war auf den Rischberg geschafft worden. Man brachte alles Material wieder an seinem

Ort. Da es aber noch mehrmals in der Nacht auf den Kirchberg gebracht wurde, glaubte man, es sei Gottes Wille und baute die Kirche dahin. Die Kirche wird scherzweise die Laterne Thüringen's genannt, da man sie weit und breit sieht.

140.

Der Rasselbod in Tondorf.

Mündlich.

In der Zeit, da die Leute noch an Hexen glaubten, lebte auch zu Tondorf eine alte Frau, welche der Hexerei beschuldigt war. Die Bauern wollten sie deshalb verbrennen. Als nun die Henker die Frau holen wollten, um sie zum Tode zu führen, flüchtete sie sich vor ihnen. Die Verfolger waren ihr aber hart auf den Fersen. Da verwandelte sie sich in einen Bod und gedachte sich dadurch vom Tode zu retten. Aber die Häscher fingen den Bod und wollten ihn verbrennen. Sie umschlangen ihm die Hörner und den ganzen Leib mit schweren Ketten, damit er nicht wieder entfliehen sollte. Als der Henker ihn auf den Scheiterhaufen heben wollte, sprang er ihm aus den Armen und lief mit sammt den Ketten in das nahe gelegene Holz. Der Henker konnte ihn nicht wieder fangen und so soll der Bod noch jetzt in dem Walde bei Tondorf spulen und wird der Rasselbod genannt. Er läßt sich aber bloß von Sonntagelindern sehen.

141.

Die unheimliche Kammer.

Schriftliche Mittheilung von Herrn R. Rue in Weimar

Ein Schneider in Kleinrommstedt nähete Brautkleider in dem Hause der Braut. Bei der Arbeit wird erzählt, daß in einem gewissen Hause ein Lichtlein in einer düstern unbewohnten Kammer gesehen werde. Der Schneider spricht zu dem Bräutigam: „Ich gehe eben nach Hause; brennt das Licht noch, so rufe ich dich, und wir werfen danach.“ So geschah es. Beide gingen um das Dorf nach dem Hause.

Aber als sie im Begriffe waren, zu werfen, sah eine große schwarze Gestalt aus dem Fenster und sie flohen. — Diese Spuknisse kommen daher, daß der Besitzer des Hauses ein Zauberer war, wie seine Tochter als Kind einmal verrathen hatte.

142.

Der Leichenzug.

Christliche Mittheilung von Herrn R. Rur in Weimar.

Ein Nachtwächter in Großobringen bei Weimar ging in der Nacht vor dem Thore des Gottesackers vorbei und sah einen Leichenzug die Gasse herauskommen. Da es mitten in der Nacht war und kein Begräbniß zu erwarten, überkam ihn Furcht, und da der Zug indessen nahe gekommen war, so daß er nicht entgehen konnte, drückte er sich an die Kirchhofsmauer. Das Thor that sich ohne Rathun geräuschlos auf, der Zug ging hinein und hinter ihm schloß es sich wieder. Der Mann erzählte sein Gesicht des andern Tages und starb unerwartet am achten.

143.

Der Geist des Pfarrers.

Christliche Mittheilung von Herrn R. Rur in Weimar.

Die Witwe eines jungen Pfarrers sah oft Nachts um 12 Uhr ihren Mann im Sterbelleide an einer Wand umherschweben. Beunruhigt theilte sie die Sache ihrem Bruder mit, der nun da schief und sich mit Augen überzeugte. Dieser beschloß sogleich am Morgen, die Commode abzurücken und die Wand zu öffnen, da er vermuthete, daß der Geist an der Wand erscheine, um die Entdeckung einer dort verborgenen Sache zu bezwecken. Man öffnete also die Wand und fand ein Schubfach mit mehreren hundert Thalern, die man wegnahm. Der Geist kam nicht wieder.

144.

Der schwarze Hund.

Schriftliche Mittheilung von Herrn R. Hue in Weimar.

Ein Geistlicher ritt an einem Wintermorgen früh von Synderstedt auf ein eingepfarrtes Dorf. Als er an den Bach in dem Thale gelangte, ward das Roß scheu und der Pfarrer nahm eines großen schwarzen Hundes wahr, der sich an dem Thiere ausgerichtet hatte und ihn mit langer feuriger Zunge anbleckte. Das Roß that einige Seitensprünge und floh, der Hund aber folgte bis an das Pfarrdorf, wo er verschwand.

145.

Von der Gründung Rastenburgs und von der Entstehung seines Heilquells.

Kurz vor den Zeiten der großen Völkerwanderung herrschte in Scandinavien der König Gram; der hatte die Schweden die Wucht seines Schwertes schwer fühlen lassen, und auch die Nachbarn und Verbündeten derselben, die Finnen, an der Kewamündung durch räuberische Landung hart bedrängt. Da gedachte Simblus, der Finnenkönig, zur Sicherung des Landes und zu der Feinde Demüthigung ein Bündniß mit den Sachsen zu schließen, und damit das Band, welches die Völker von nun an verknüpfen sollte, inniger und dauernder noch um sie geschlungen werde durch die Verbindung der Herrscherfamilien: so freite Heinrich, der junge Sachsenfürst, des Finnenkönigs schöne Tochter. Viel stattliche Kämpen, glänzend im Wappenschmuck, bestiegen mit ihm die bunt bewimpelten Schiffe zur fröhlichen Brautfahrt über das Meer. Ein frischer Wind legte sich in die vollen Segel und mit den Wolken um die Wette flog das Geschwader über die krystallene Fluth. Bald waren sie den erschutten Küsten nahe, und es landete der theure Held; aber die Sonne ging in Nebeln auf, ein bleicher Lichtschein nur verbreitete sich über die Kläffen; die grauen Felsen am Ufer verbargen ihre lahnen Häupter in dem Schaum der Wellen und murmelten Klagelieder aus tiefstem Grunde.

Indeß zu Rasseborg am finnischen Meerbusen, wo Simblus königlichen Hof hielt, erscholl Freude in den festlich geschmückten Hallen; Eliath, die liebliche, saß an des Sachsenfürsten Seite beim hochzeitlichen Mahle, ringsum die Edelsten der befreundeten Völker. Doch ehe die Witternacht herbeikommt, erschreckt fremder Waffen Getöse die Gäste. Heimlich war der Dänenkönig Gram an das Land gestiegen. Gewaltsam werden die Pforten aufgestoßen und die Freudenmahlsstätte wird zur traurigen Wahlstatt. Eliath fällt bewußtlos zu Boden, der greise Vater wird von dem erbarmungslosen Schwerte der Dänen dahingewürgt; Heinrich selbst aber, schreitend über die theure Leiche und die Braut sagrmend, kämpft mit der Kraft eines Gottes. Da dringt der befreundete Klang eines Hifthorns in den Saal, Roderich, des Finnenkönigs Vetter, kehrt vom fernem Kriegszuge heim zur guten Stunde, bricht sich Bahn mit gewaltigen Streichen; die Dänen besetzt, im Rücken bedroht, müssen weichen und segeln, sich begnügend mit des Königs Werd und dem angerichteten Blutbade, auf besagelten Schiffen davon.

Bald auch kehrte Heinrich und viele seiner Getreuen, die dem Tode entronnen waren, heim; auch Tausende von den Finnen, von Roderich geführt, verließen damals mit Weib und Kind und Habe den blutgetränkten, feindbesoffenen Boden ihrer Väter, um in den Vänderstreden jenseits des Harzes, wo die Thüringer hausten — von den Sachsen, deren Grenznachbarn, dazu ermuntert — eine neue Heimath sich zu begründen. Und wie alle Auswanderer selbst in der Ferne sich noch immer stark angezogen fühlen an das verlassene Vaterland, und lieben, in dem Neuen das Alte gleichsam zu verjüngen, so gab Roderich der Ringburg, welche er auf dem äußersten, nach heißem Streite den Thüringern entziffenen Berge — dem heutigen Streitholze — erbaute, nach der alten Hofsburg seiner Väter in Finnland den Namen Rasseburg. Noch zeigt tief im Waldeobdicht bewoostes Gestein und ein Ringgraben dem Wanderer die Stätte wo sie stand.

Doch nimmer konnten es die Thüringer verwinden, daß fremde Eindringlinge mitten in ihrem Lande saßen, und immer von Neuem entbrannte die Feinde. Da erfloren sie endlich den tapferen Segimer zu ihrem Herzog, um die Finnen wieder aus den vaterländischen

Bergen zu vertreiben; selbst die edelsten Jungfrauen des Stammes erschienen im Feldlager, stimmten Kriegsgefänge und heilige Lieder der Varden an und entzündeten in den Herzen ihrer Brüder und Freunde den langgenährten Haß zur wildesten Kampflust; die Priester aber weissagten Sieg. Doch auch die Finnen waren kampfergrüet; auch ihnen hatten ihre Priester Sieg verheißen. Sie hatten sich aber, den Helden Roderich an ihrer Spitze, der noch keinem Feinde gewichen war, auf dem rothen Berge — wo jetzt das Dorf Rothenberg — gelagert, entschlossen, mit ihrem Blute diese Erde, worauf sie ständen, roth zu färben und zu ihrem künftigen festen Besizthum dadurch zu machen. Der Ausgang der Morgenröthe gibt beiden Theilen das Zeichen zum Angriff; je höher die Sonne steigt, desto heißer entbrennt der Kampf. Siegesmuthig durchbricht Segimer die Schlachtreihen seiner Gegner, seine Krieger drängen ihm nach. Da trifft ein Speer des Helden Fuß, er wankt, ein Schwertstich die Brust und er sinkt. Seine Getreuen tragen ihn aus dem Kampfsgebränge und legen ihn nieder unter dem Schatten einer breitaftigen Buche am nahen Waldestrand; die Finnen dagegen erheben ein lautes Jubelgeschrei und schon halb geschlagen, nutzen sie die entstandene Verwirrung und unentschieden schwankt der Sieg, bis am Abend die Priester dem Norden ein Ende machen und den Spruch der Götter verkünden: „Friede herrsche fortan, und der Thüringer und der Finnen Volk verschmelze in Einem.“ Also geschah es. Blutend aber lag Segimer todesmatt am Waldestrande und wachte von den Waltsyrren auf schnellen Todesrossen schon gen Walhalla erhoben zu werden, da eilt auf die Schreckenskunde von seinem Fall Gudmilla, die Geliebte seines Herzens, die edelste der Jungfrauen, auf die Wahlstatt, den theuren Helden zu suchen. Und sie findet ihn an jenen Baumstamm gelehnt und fällt auf die Knie zu seinen Füßen nieder, und ruft die unsterblichen Götter um Hilfe an und Hertha, die Mutter des Lebens. Und siehe, als sie noch klagte, rieselt aus einer klaffenden Felspalte ein Quell hervor, frisch und silberklar — der heutige Kläfferbrunnen — ein Zeichen der Erhörung ihres Gebetes und der Gnade der Götter. Wo aber im Thalgrund sie gewandelt und ihre Schmerzensethränen geflossen, da sprudeln heilende Brännelein aus dem Boden, und sie neigt die Rippen des Sterbenden mit dem Felsenquell

und badet die tiefen Wunden mit dem Heilwasser, und o Wunder, nach kurzer Frist rinnt frisches Leben in den Adern, es heilen die Wunden und neu gekräftigt erhebt sich der Held und beschließt mit Yudmilla, seinem ehelichen Gemal, fortan hier zu rasten an dem Berge, der ihren Schmerz und ihre Wonne gesehen. Und sie bauten bald nachher ein stattliches Haus daselbst und nannten es Rastenberg und lebten allda noch lange Jahre in Frieden und Freude.

146.

Luthart und die Almire.

Heinrich Böring.

Das adelige Gut Krommsdorf, anderthalb Stunden von Weimar gelegen, war ehemals der Sitz eines mächtigen Geschlechts, das seit Jahrhunderten erloschen. In der Burg des Junkers Lippold, der dort hauste, ward tüchtig geschmaust und gezecht; denn er feierte sein Beilager mit Agnes, einer Schwester des Marschalls Wittig von Treffurt. Die zahlreich versammelten Gäste waren heiter und froh. Nur den jungen Luthart ließ der allgemeine Jubel kalt. Er schlich sich hinaus in's Freie, traurig auf und nieder wandelnd unter den Erlen am Ufer der Alm. Bitter beklagte er seine Armuth, die ihn, ob schon aus edlem Stamme entsprossen, zum Soldnerdienst beim Krommsdorfer Junker verdamnte, für den er oft hatte kämpfen müssen in unruhlichen Fehden. Eine tiefe Stille herrschte ringsumher. Da erscholl plötzlich ein sanft verhallender Gesang, der aus den Tiefen der Alm zu kommen schien. Luthart lauschte verwundert den wunderbaren Tönen, die aus einer weiblichen Kehle zu kommen schienen. Der Inhalt des Liedes versprach dem aufmerksam Horchenden die beglückenden Freuden der Minne und daneben Reichthum und Ueberschuß, der seiner harre tief unter den Wogen. Da näherte sich, als die verlockenden Töne schwiegen, der trauernde Luthart unwillkürlich dem Ufer der Alm und rief, leise fragend: „Erleinde!“ Doch brauste die Fluth empor, rings bedeckt mit einem schneeweißen Schaum, und von einem leichten Gewande auslattert, ebenfalls blendend weiß, tauchte eine jungfräuliche Gestalt hervor aus den Wellen. Goldene

Voden ringelten sich herab von ihrem Haupt, das ein Rosenkranz schmückte. In ihren himmelblauen Augen strahlte freundliche Theilnahme. „Du hast meinen Namen genannt,“ sprach sie, „hier bin ich. Was willst du?“ Da entwarf Luthart mit Offenheit ein rührendes Gemälde seiner Armuth und schilderte unter Anderm, wie er schüdd' abgewiesen worden von dem Juden Abraham, bei dem er ein Stüd Tuch zu Wammis und Mantel habe borgen wollen, da beides längst unscheinbar und zerrissen. Erlinde aber reichte ihm, als er seine Erzählung geendet, einen Beutel mit Gold mit dem Bemerkn, daß er sich Rüstung und Roß, Kleider und Waffen kaufen möchte. Als Luthart nun fragte, was er ihr zum Pfande der Wiederbezahlung des Geldes geben solle, welches sie ihm, wie sie sagte, leihen wolle, schwebte sie auf ihn zu und sprach, einen glühenden Kuß auf seine Lippen drückend: „Gelobe mir, Niemand zu sagen, wer dir dies Geld gegeben, und nie zu gestehen, daß ich —“

In diesem Augenblicke ließen sich Tritte vernehmen, und Erlinde tauchte wieder hinab in die schäumende Fluth. Die Herannahenden waren Agnes, die Braut des Junkers Pippold, und der weibliche Theil der Hochzeitgäste; sie hatten sich zurückgezogen von dem wilden Festschlage in der Burg und Angelruthen ergriffen, um sich am Fischfange zu ergötzen. Da schlug die Schwester des Junkers Pippold, die holde Adelheid, die unlängst Witwe geworden, den in tiefe Gedanken versunkenen Jüngling neckend auf die Schulter und sprach: „Einsamer Schwärmer, willst du auch Fische fangen? Du solltest lieber Herzen zu angeln suchen. Komm zu mir nach Flurstedt,“ fügte sie leise hinzu, während die Andern beschäftigt waren, die Angeln auszuwerfen; „tritt in meine Dienste, es soll dir wohl ergehen.“ Ihr Blicd voll Liebessehnsucht traf den seinigen. Er mußte nicht, was er antworten sollte, schlich sich fort in's Schloß in sein Kämmerlein, versank in mannigfache Gedanken.

Es begab sich aber, daß er einige Tage später auf Pippold's Bejehl dessen Schwester, die holde Adelheid, begleiten sollte nach Flurstedt. Da wiederholte sie den süßen Antrag und schob ihm zugleich ein Ringlein an den Finger, mit dem Bemerkn, er möge es zu ihrem Andenken tragen. Dann drückte sie ihn heftig an ihre Brust und küßte ihn. Unter mancherlei Gedanken über dies Abenteuer war er

zurückgekehrt nach Krommedorf. Die holde Adelheid stand noch immer vor ihm in ihrem ganzen Liebreiz. Aber Erlindens Bild war nicht erloschen in seiner Seele. Er wandelte unter den Erken an der Alm umher, schaute hinein in die Wellen und suspelte: „Erlinde!“ Da brauste die Fluth, die Wogen wirbelten empor, und aus dem weißen Schaum erhob sich die wohlbekannte Gestalt der Almize. Aber ihr Auge war nicht so mild und freundlich wie früher. Ein tiefer Gram umwölkte ihre Züge. „Gehe nicht nach Flursiedt,“ sprach sie warnend, „bedenke, daß du mein Schuldner bist, und vergiß nie, was du mir gelobt!“ So sprechend verschwand sie in den rauschenden Wogen.

Verscheiden ritt einst Luthart neben dem Wagen einher, der seinen Herrn, den Junker Pippold und dessen Gattin Agnes nach Erfurt brachte, wo sie auf dem Markt, der dort gehalten ward, mancherlei einkaufen wollten. Luthart betrachtete eben in einer damals hochberühmten Waffenschmiede eine schöne, blanke Rüstung von wunderbarer Arbeit, als ein allerliebstes Mädchen Gesicht, in sitzbar bürgerlicher Kleidung, die Frage an ihn richtete, ob er sich hier etwas aussuchen wolle. Er erkannte sie sogleich. Es war Erlinde. „Kaufe dir,“ flüsterte sie ihm zu, „was du gern hättest!“ Dabei reichte sie ihm abermals einen Beutel mit Gold, wiederum ihn warnend, nie zu gestehen, von wem er ihn erhalten habe. Er wollte ihr danken, allein sie war verschwunden. Da kaufte sich Luthart allerlei Waffen, ein schönes Roß und gar prachtvolle Gewänder in Erfurt. In einem Glanze, der sich nicht ziemte für seinen Stand, erschien er seitdem in Krommedorf und veranlaßte dadurch die Frage des Junkers, wie er zu den vielen schönen Sachen und zu dem Gelde, das zum Ankauf erforderlich, gekommen sei. Luthart antwortete kurz, er habe es geschenkt erhalten, und äußerte, als der Junker ernstlich in ihn drang, daß er, wenn auch sein Soldner und zu seinem Dienste verpflichtet, doch eben nicht nöthig habe, über erhaltene Geschenke nähere Auskunft zu geben. Entrüstet über diesen Starrsinn ließ der Junker ihn in's Burgverloß werfen, wo der furchtbare Schmerz der Folter ihm endlich das Geständniß erpreßte, daß Erlinde, die Almize, ihm das Geld gegeben. „Ich rede die Wahrheit,“ sprach er, seinen Geist aufgebend, „und fordere dich zur Rechenschaft vor Gottes Richterstuhl.“

Raum waren diese Worte dem Munde des Sterbenden entflohen, da erbebt das Burgverließ. Die Schlossen rauschten schäumende Wellentropfen herab aus der Höhe. Ein hohes göttergleiches Wesen stand vor dem erschrockenen Pippold. Es war Erlinde. „Von mir,“ sprach sie, „empfang Puthart die Geschenke. Er erlag dem Schmerze, aber er hätte nicht bekennen sollen, ich würde ihn gerettet haben. Sein Tod belastet deine Seele. Zur Strafe dafür wird dein Geschlecht aussterben und vergehen, und du selbst wirst binnen vier und vierzig Tagen erscheinen vor Gottes Richterstuhl, wohin der sterbende Puthart dich gefordert.“

Sie verschwand. Bleich und verstört wankte der Krommedorfer zurück in den Burgsaal. Erlindens Wort ging buchstäblich in Erfüllung. Am vierzigsten Tage rührte den Junker Pippold der Schlag und ein schneller Tod riss ihn hinweg aus dem Kreise der Lebenden. Sein Geschlecht starb aus im dritten Gliede. Seine Gattin Agnes nahm den Schleier im Kloster Ettersberg und Adelheid ward eine Nonne im Kloster Döbrißschen.

147.

Von einer wunderbaren Rettung der Stadt Weimar.

Wette, Hiftor. Nachrichten der Residenzstadt Weimar, 1727, S. 229.

Im dreißigjährigen Kriege wollte eine feindliche Partei Weimar überfallen und plündern und hatte sich in der Nacht am Ettersberge gelagert. Kein Mensch hatte etwas davon gewußt. Da geschieht es, daß dem jungen Herzog Johann Ernst, als er sich eben in's Bett gelegt hatte, ein kleines weißgekleidetes Knäblein vor das Bett kommt, ihn zuruft und spricht: „Mein Herrchen, es ist eine große Gefahr vorhanden, feindliche Soldaten wollen Weimar plündern, es kann aber solches noch abgewendet werden; darum stehet auf und saget solches eucem Herrn Vater.“ Nach solcher Rede geht das Knäblein wieder weg. Der Prinz steht auf und verlangt vom Kammerdiener, daß er ihn in seines Vaters Schlafgemach führe; dieser weigert sich anfangs, aber der Prinz läßt nicht ab, bis ihn der Kammerdiener hinführen muß, und da erzählt er, was er eben gesehen und

gehört hatte. Der Herzog hat aber diese göttliche Warnung wohl beachtet, ließ die Sache sogleich näher untersuchen, und da man dieselbe so befand, so wurde durch geeignete Mittel das Unglück von der Stadt abgewendet.

Man erzählt die Sage auch so: Als in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges der Herzog Wilhelm IV. in seinem Bette liegt, steht plötzlich sein verstorbenes Kind vor seinem Bette, weckt ihn und zeigt auf die nicht weit davon stehende Rüstung, als ob er sie anlegen solle. Der Herzog springt erschrocken auf, legt die Rüstung an und folgt dem Kinde bis in den Schloßhof, wo dasselbe verschwindet. In derselben Zeit ertönt die von unsichtbarer Hand geläutete Sturmglocke, deren Ton über die Stadt hindringt. Die Bürger und Soldaten springen entsezt von ihrem Lager auf und eilen bewaffnet vor das Schloß, von wo aus man dem Feinde entgegenzieht, denn schon sind Boten angelangt und melden, daß hinter dem Ettersberge her feindliche Soldaten ziehen. Durch diese Fügung entging Weimar einem schrecklichen Schicksale.

148.

Der Geist umreißt die Hofkirche.

Als im Jahre 1857 der Grund zu einer Kinderbewahrschule hinter der Hofkirche auf dem alten Gottesacker gelegt wurde, fand man in einem Erdbegräbniß daselbst einen Sarg, auf dem noch ein Helm und ein zerbrochenes Schild lag, was anzeigte, daß mit dem Begrabenen auch sein Geschlecht erloschen sei. Der Sarg wurde aber weggeräumt. Bald darauf sah man jeden Abend nach neun Uhr einen weißen Ritter mit gefesselter Lanze und abwärts hängendem Kopfe dreimal um die Kirche herumreiten, worauf er dann wieder verschwand.

149.

Das Geisterglöckchen in Weimar.

Welfetage.

Erzählung nach der Goss, V, 275.

Auf dem kleinen Thurm der Kirche zu St. Peter und Paul in Weimar hängt das Geisterglöckchen, welches noch bis zum

Jahre 1806 jeden Morgen um 2 Uhr geläutet wurde. Das hatte folgenden Grund:

Im sechzehnten Jahrhundert sagten Spanier den Aufschlag, Weimar zu überrumpeln und zu plündern. Als sie vom Ottersberg dazu anrückten, wurde um 2 Uhr gerade das Wächterglöckchen geläutet. Da glaubten die Spanier, ihr Plan sei verrathen und hielten das Läuten für ein Lärmzeichen, die Bürger unter die Waffen zu rufen, und ergriffen schleunigst die Flucht. So war die Stadt gerettet.

Die Volksfage erzählt, das Glöckchen habe von selbst geläutet und die Stadt vor dem Ueberfall bewahrt, und deshalb sei fortan immer um 2 Uhr Morgens geläutet worden.

150.

Der Schatz im Keller.

Schriftliche Mittheilung von Herrn R. Kue in Weimar.

In der Windischen Gasse in Weimar wohnte ein reicher Kaufmann, der einst seine Wad in den Keller sendete, Wein zu holen. Als diese in den Keller kam, sah sie einen großen Haufen glühender Kohlen liegen. Erschrocken sprang sie fort und berichtete es ihrem Herrn. Der sprach: „O wie dumm bist du gewesen! Hättest du doch deine Schürze darauf geworfen! ich hätte dir hundert Schürzen gekauft: es war ein großer Schatz. Nun ist er für uns verloren, da du gesprochen hast.“

151.

Der Stallmeister des Herzogs Bernhard von Weimar.

Happel, relations curieuses. Vol. V, 707.

Der tapfere und heldenmüthige Herzog Bernhard von Weimar hatte unter seiner Dienerschaft auch einen Stallmeister, der sich auf Reiten, Ringen und Fechten über alle Maßen wohl verstand, übrigens aber in alle Ueppigkeit und Wollust, in alle erdenklichen Sünden und

Kaſter tief verſunken war. An ſeinem Leibe war er ſo hart als ein Stein, daß weder Schuß noch Stich an demſelben haften konnte, und darum hatte er auch nichts weniger als den Tod zu fürchten. In dem Kampfe und Schlachtgewühle bediente er ſich ſtets eines verächtlichen lothſchwarzen Hengſtes, den ſonſt Niemand reiten konnte, und ſo lange er dieſen unter ſich hatte, war er vollends ſicher und ohne alle Furcht, auch war ihm dann Keiner im Reiten, Rennen und Jagen überlegen und er hatte überall großes Glück. Endlich aber kam ſein Verhängniß über ihn. Seine unbeſchreibliche Kühnheit machte ihn nämlich ſo verwegen, daß er ganz blind und raſend in die Feinde eindrang und bei einer ſolchen Gelegenheit von den Kroaten umringt und gefangen wurde. Ehe er aber noch in ihre Gefangenſchaft gerieth, hatten ſich die Säbel und Piſtolen der Kroaten weiblich an ihm verſucht, jedoch ganz ohne Schaden und Wunden. Darüber waren aber die Kroaten nicht wenig verwundert, daß ihre ſo ſcharfen Säbel kein Schneidend und Durchbringend ſo gar vergeſſen und ihre Kugeln ſtumpf geworden waren. Darum erdachten ſie eine Liſt. Sie gruben den Stallmeiſter biß an den Hals in die Erde, ſo daß nur der Kopf herausragte, ſchoßen und warfen mit großen eiſernen Kugeln ſo lange nach ſeinem Kopfe, biß er endlich ſterben und ſeine Seele den Teufeln zur Beute hinterlaſſen mußte.

Das war der Ausgang der ſo großen und berühmten Tapferkeit, welche nicht in der Natur gegründet iſt, ſondern von dem Teufel herkommt.

152.

Der Tod verkündende Geiſt.

A. Roc.

Ein Bürger in Weimar ſtarb ſchnell. In der Nacht nach ſeinem Tode ward eine Arbeit in dem Hauſe verrichtet, wozu eine Tagelöhnerin beſtellt war. Als dieſe, die von dem Tode des Mannes nichts wußte, mit Licht in den Hof trat, kam der Geiſt ihr entgegen. Sie bot ihm guten Morgen, er aber antwortete nicht und mit ernſter Miene ſprach er zu ihr: „Beſtelle dein Haus, denn um 11 Uhr biſt

du todt.“ Erschrocken eilte sie in das Haus, erfuhr hier, daß der Mann gestorben sei und daß sie folglich seinen Geist gesehen habe. Sie ging heim, bestellte ihr Haus und starb durch einen Nervenschlag zur angegebenen Stunde. Die Angehörigen des Mannes, die anfangs der Frau ihr Gesicht nicht glauben wollten, sahen ihn selber einmal. Sein Erscheinen war dadurch bedingt, daß er traurig über das Verlassen seiner unerzogenen Kinder hingeschieden war. Die Witwe starb bald hinterher.

153.

Der nächtliche Besucher.

R. Ruc.

In einem Gasthose zu Weimar lebte eine ehrbare Witwe als Erzieherin. Einst erwachte sie in der Nacht und sah mit Schrecken einen Mann in veralteter, wie es schien geistlicher Tracht vor dem Bette stehen. Dieser redete sie an und sprach, sie solle sich aufmachen und mit ihm in Lucks Garten gehen, da werde sie ihr Glück finden. Erschrocken gab die Frau keine Antwort. Der Geist schied mit der ernstlichen Mahnung, ihm zu folgen und dem Versprechen, wieder zu kommen. In der folgenden Nacht erschien er, obwohl die Thür verriegelt war, abermals, trug sein Begehren vor, erhielt aber ebensovienig Antwort, da die Frau sich fürchtete. Seitdem verging einige Wochen hindurch selten eine Nacht, in der der Geist nicht erschienen wäre und dieselben Worte an sie gerichtet hatte, aber stets ohne Erfolg. Einmal wagte die Geängstigte die Frage, ob der Geist ein guter sei, die er bejahte. Indeß ließ die Frau eine Dienstmagd in ihrem Gemache schlafen. Beide wachten die halbe Nacht, und schon glaubte die Frau für diese Nacht Ruhe zu haben, da die Stunde des Erscheinens vorüber war. Da erschien der Geist und redete wie immer. Die Magd schien nichts zu sehen. Als er verschwunden war, fragte die Frau ihre Genossin, ob sie den Geist gesehen und gehört habe. Aber das Mädchen schlief, und als sie erweckt war, wußte sie nichts von dem Geiste, und es ergab sich, daß bei des Geistes Erscheinen das Mädchen in Schlaf gesunken war.

Durch die wiederholten Besuche des Geistes wurde die Frau schwermüthig. Sie sann auf Mittel, ihrer Los zu werden. Als sie deshalb ihren Beichtvater befragte, rath ihr dieser, den Geist zu fragen, ob sie ihn mitbringen dürfe. Das that sie in der nächsten Nacht, erhielt aber keine Antwort von dem Geiste, der sogleich verschwand und nie wieder erschien.

154.

Das unheimliche Haus.

R. R. R.

Der Sitz des Criminalgerichtes (sieht der Untersuchungsabtheilung des Kreisgerichtes) in Weimar ist ein altes, dem Kornhause, sonst der Kirche des Barfüßerklosters und dem Hause eines Kaufmannes, sonst Kloster der Barfüßernonnen, gegenüberliegendes Haus, gehörte anfangs zu dem erstgenannten Kloster und war zuletzt in dem Besitze eines gewissen adeligen Geschlechtes, welches das Haus vermietdete. Darum war es zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Leuten bewohnt, aber Keinem gefiel es lange, denn ein Geist quälte die Bewohner sonderlich einige Tag und Nacht. So mußte eine adelige Frau das Haus räumen, um Ruhe zu bekommen. Gewöhnlich verübete starkes Poltern, Schlagen der Thüren und dergleichen die Ankunft des Geistes, die meist bei Nacht statt hatte. In einigen Gemächern warf er die Schlafenden aus den Betten und trieb sein Wesen in allen Theilen des Zimmers zu gleicher Zeit. Kein Riegel half. blieb man die Nacht auf und erwartete bei Licht den Geist, so war er zur bestimmten Zeit, meist Mitternacht, mit einem Male in Mitte des Zimmers und mißhandelte die Anwesenden. So ging es unter Anderen in den Jahren der französischen Kriege einem Hauptmann, der da wohnte. Dieser Mann war Verächter der Erzählungen von spukenden Geistern und wollte nichts glauben von den Spuknissen des Hauses, bis er sie selber wahrnahm. Denn bald nach seinem Einzuge ward er Tag und Nacht geplagt von dem Geiste, der bald unsichtbar, bald in Gestalt eines Männleins von der Farbe des Vöschpapiers erschien. Der Hauptmann beschloß dem Geiste zu trotzen.

Mit einigen Genossen und bewaffnet erwartete er den Geist. In der Stunde der Mitternacht stand der Geist in seinem Zimmer und warf die Stühle umher. Die Krieger hieben auf ihn ohne Wirkung, denn die Hiebe verwundeten nicht, obwohl sie ihn zu spalten schienen, was ein Geräusch gab, als wenn man durch Papier hieb. Wie Andere sagen, drehte er die auf dem Tische liegenden Pistolen nach ihren Eigenthümern herum, und die ihm zugeachten Hiebe verwundeten die Angreifer selbst. Zur Strafe mißhandelte sie der Geist gräulich. Das Ende war, daß der Hauptmann alsbald auszog. Als endlich das Haus zu dem gegenwärtigen Gebrauche eingerichtet war, wich der Geist und man sah und hörte nichts Unheimliches mehr.

155.

Der Mönch.

R. H. u. c.

Witten in Weimar steht das große düstere Kornhaus, sonst die Kirche des Klosters der Barfüßer oder Franziskaner, gegründet von Herzog Wilhelm III. auf Veranlassung des Bußpredigers Johann von Capistrano; ihr gegenüber an der Ecke der Rittergasse ein ehemaliges Frauenkloster von dem Orden der Franziskaner dritter Regel, das später in ein anderes Haus der Rittergasse verlegt wurde. Das Kornhaus steht seit langer Zeit in dem Ruße, nicht geheuer zu sein. Als die Lehre Luther's sich verbreitete, fand sie auch Anhänger in diesem Kloster, die dafür von den Anderen schwer mißhandelt wurden, so daß mehrere verhungern mußten. Unter den Veretteten war ein gewisser Johann Vogt, nachher Professor in Wittenberg. Der Hauptquäler dieser Anhänger der neuen Lehre war der letzte Guardian des Klosters, von dessen Strafe nach dem Tode eine sehr anziehende Sage geht, die Gräbner in seiner deutschen Vaterlandslunde in dem Jahrgang 1828, S. 217 ff. freilich sehr ausgemalt unter der Ueberschrift „Der Geist an der Ilm“ mitgetheilt hat. In der Kirche war das Grab des Gründers, dessen Leiche nach der Aufhebung in die Stadtkirche gebracht wurde. An diesem Grabe beteten die Mönche in der Nacht vor ihrem Abzuge nach Mainz. Das Kloster ist nur

durch einen schmalen Hof, den Zeughof, von dem besprochenen Tische des Criminalgerichtes getrennt, welches zuerst zu dem Kloster gehörte.

So viel Geschichtliches, um einige Sagen anzuknüpfen.

Allgemein ist die Rede, daß zu Zeiten ein grauer Mönch aus dem hintersten Thürchen des Kornhauses, das in den Zeughof führt, komme, und nachdem er durch das Thor geschritten sei, das den Hof zwischen dem Kornhause und dem Criminalgerichte schließt, in der Mauer des letzteren, wo nun Gefängnisse sind, verschwinde. So schaute eines Sonntags gegen 3 Uhr nach Mittag ein Mädchen aus ihrem Fenster in der Rittergasse, um die aus der Kirche Kommenden zu sehen. Als sie einmal die Augen nach der andern Seite wendete, wo das Kornhaus mit seinen Nebengebäuden ist, sah sie einen Mönch aus der letzten Thüre des Kornhauses durch den Zeughof kommen und in der Ecke bei dem Thore gleichsam in die Mauer verschwinden. Ein andermal gingen Abends drei Knaben aus einem Hause der kleinen windischen Gasse heim. Bei dem vormaligen Frauenkloster sprach der eine zu seinen Gefährten: „Seht ihr den Mönch?“ Sie verneinten es. Der Knabe lebte den ganzen Weg vor Furcht und sagte zu Hause aus, der Mönch sei aus der Hauptthüre des Kornhauses gekommen und mit ihnen, aber auf der andern Seite, durch die Rittergasse gegangen, bis er am Ende derselben verschwand. Das Kind starb bald.

156.

Das Nonnenkloster.

R. Hec.

In dem Hause der Rittergasse, in welches 1511 das früher dem Kornhause gegenüber befindliche Nonnenkloster verlegt wurde, soll es auch umgehen. Da sind mehrere sonderbare Gewächse, in denen sich zuweilen ein Hahn und ein großer Kater neben einander schreitend zeigen. Man weiß nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Ein schöner großer Keller ist da, in den aber seit Menschengedenken Niemand gekommen ist, denn er ist verschüttet, und die Bewohner sind gezwungen, sich mit schlechten zu begnügen, in denen sich oft Wasser

sammelt. Dieser Keller ist aber verschüttet, weil er der Herd des Spules im Hause ist. Es liegt ein Schatz dort, der von einem schwarzen gräulichen Hunde bewacht wird, den man manchmal in früheren Zeiten gesehen hat. Das Haus gehörte noch zu Anfang dieses Jahrhunderts einer alten Familie, die nie dahin zu bringen war, jenen großen Keller zu öffnen, so sehr sie von den Hausgenossen gebeten wurde, und noch heute ist jener Keller unzugänglich.

157.

H o l d a.

2. Act.

Es wünschte Einer die Holba zu sehen. Man sagte ihm, er müsse in den Fasten zur Nacht sich auf einen Kreuzweg stellen. Er folgte dem Rathe. Holba kam mit dem wilden Heere heran. Der Verwegene blieb im Wege stehen; zur Strafe hieb ihm Holba ein Beil in die Achsel, das Niemand heransbrachte. In dieser Noth wendete er sich an den, der ihm den ersten Rath gegeben hatte, der nun sprach: „Stelle dich über ein Jahr zu derselben Stunde an denselben Ort, vielleicht nimmt sie das Beil wieder heraus.“ Also ging der Arme auf den Kreuzweg. Holba kam heran und sprach: „Voriges Jahr habe ich hier ein Beil in einen Klotz gehauen, das will ich wieder mitnehmen,“ und zog das Beil heraus.

Eine Magd wollte gern die Holba sehen. Eine Genossin rieth ihr zu Fastnacht die Nacht aufzubleiben und zu spinnen, so werde sie die Holba sehen. Sie that demgemäß. Um elf erschien Holba und gab der Magd zwölf Spulen, die sie bis zwölf vollgesponnen haben müsse. Sie spann eifrig, verzweifelte aber, fertig zu werden. Da sprach die Andere: „Sieh', hier liegt Garn, wickle es auf und sprich, du hättest es gesponnen. Um zwölf kam Holba wieder und fragte, ob die Arbeit geendet wäre. Die Magd antwortete, sie würde gleich fertig sein, und Holba erwiderte: „Das ist dein Glück.“ — Einige sagen auch, sie hätte der Magd verboten, sie je wieder zu erwarten.

158.

Der Spuk am Grabe.

R. Ruc.

An einem Mittage arbeitete der Todtengräber in Weimar an einem Grabe und hatte das Werkzeug, das er in dem Augenblick nicht brauchte, an die eine Seite des Grabes gelegt. Als er nun die gegrabene Erde mit der Schaufel auswerfen wollte und nach dieser griff, wunderte er sich sehr, das Werkzeug nicht zu finden, wohin er es gelegt hatte, sondern es auf der andern Seite zu sehen. Er glaubte sich getäuscht zu haben, merkte aber wohl, wohin er die Schaufel, als er sie nicht mehr brauchte, that. Bald darauf lag aber das Werkzeug wieder auf jener Seite. Er machte den Versuch, das eine Werkzeug auf diese, das andere auf jene Seite zu legen, und kurz darnach waren sie verwechselt.

159.

Der spukende und gebannte Seisensieder.

R. Ruc.

Der Besitzer eines seit langen Zeiten von Seisensiedern bewohnten Hauses gegenüber dem heutigen Kornhause war reich, aber geizig, unruhig und ein Zwingherr und Quäler der Seinen. Einige Tage nach seinem Tode ging der Geselle in den Hof und sah seinen Meister in der gewöhnlichen Tracht ihm entgegenkommen. Schreiend stoh er in das Haus, aus dem bald geistlicher Gesang erscholl, da man Hilfe und Trost in Gebet und Gesang suchte. Um das Zusammenreffen mit dem Geiste zu vermeiden, blieb die Familie hinter verschlossenen Thüren bei einander; dabei konnte es natürlich nicht bleiben, sondern die Hinterbliebenen mußten ihren Geschäften nachgehen. Daher geschah es, daß, wenn die Witwe in den Hof kam, ihr der Verstorbene in den Weg trat und der Geselle in der Werkstatt viel von ihm extragen mußte. Stets folgte auf solche Begegnung Gebet und Gesang. Sonderlich schien der Geist den Gesellen

zu lassen: Er warf ihn aus dem Bette und setzte ihm so zu, daß er stiechete und starb. Damit noch nicht zufrieden, währten die Erscheinungen fort. Da ließen die Unglücklichen Banner aus Erfurt kommen, und so ward der Geist um Mitternacht auf dem alten Kirchhofe vor der westlichen Thüre der Jakobskirche in den Kreis der Banner geladen. Er kam, trock in einen aufgehalteneu Sack und wurde weggebracht. Seitdem war Ruhe in dem Hause.

160.

Der spukende und gebaunte Geistliche.

R. W. c.

Dem Seisensieder ganz ähnlich war ein gewisser Geistlicher. Als er des Todes verblieben war, spukte er in dem Hause und angstete die Hinterlassenen, die sich Tag und Nacht deshalb in ihren Gemächern verschlossen und verriegelten, da nach gemeinem Glauben die Geister wohl durch verschlossene, aber nicht durch verriegelte Thüren dringen. Das schien aber nicht zu helfen und es blieb nichts übrig, als Erfurter Geistliche aus dem Kloster kommen zu lassen, den Geist zu bannen. Die Verschwörung ging an dem nämlichen Plage vor sich, wo der Seisensieder gebannt wurde, und auf dieselbe Weise, wie Leute aus den naheliegenden Häusern gesehen haben wollen.

Kurz nach dem Tode des Geistlichen machte der Todtengräber um Mitternacht ein Grab. Da trat ein Mann im Priesterrode zu ihm und fragte: „Was machst du da?“ Bei dem hellen Lichte der beiden an den Seiten des Grabes befindlichen Leuchten erkannte der Todtengräber jenen Geistlichen. Sogleich ermahnte er ihn muthig, sich zur Ruhe zu begeben, es bekam ihm aber übel, denn der Geist gab ihm eine Ohrseige, daß ihm Hören und Sehen verging, und verschwand. Als sich der Mann endlich erholt hatte, ging er hinüber in seine Wohnung, ward krank, erzählte den Vorfall und starb den dritten Tag.

161.

Das ertrunkene Fräulein.

R. R. u. c.

Vor etwa 50 Jahren ertrankte sich ein adeliges Fräulein bei der Naturbrücke in dem Theile des Parks, der der Stern heißt, in der Alm. Ein Bürger kam kurze Zeit danach Abends in die Nähe jener Brücke und sah an dem jenseitigen Ufer ein Weib mit einem schwarzen Mäntelchen luftwandeln; bei ihm war ein kleiner Hund und in der Hand hielt es eine Wette, damit in dem Sande rieselnd. Der Mann wunderte sich, zu dieser Zeit eine Frau aus den höheren Ständen, denen sie anzugehören schien, hier zu finden. Er war ihr unterdeß bis auf 20—30 Schritte nahe gekommen, als sie seinen Augen entchwand. In der Meinung, sie verloren zu haben, suchte er nach ihr, fand sie aber nicht. Nachdenkend ging er heim und erfuhr, daß es jenes Fräulein sei, das sich in dieser Kleidung ertränkt habe. Sie wurde seitdem noch von Andern gesehen.

162.

Die Geister der Ertrunkenen.

R. R. u. c.

An dem Eingange in den Park unterhalb der Bibliothek war sonst ein Thor, das den Weg nach der nahen Naturbrücke verschloß und Abends mit Wache versehen wurde. Der Weg führt an der Alm hin, die in diesem Bette ruhig fließt. Der Liebe halben ertränkten sich viele Lebensmüde an jener Stelle. Da geschah es oft, daß die ruhelosen Geister dieser Selbstmörder bei Nacht heraufstiegen und die Wachen so ängsteten und neckten, daß diese, aller Sucht vergessend, auf die Hauptwache liefen. Da der Fall oft vorkam, nahmen die Oberen Rücksicht, ließen früher ablösen und vernichteten die Posten, doch umsonst. Endlich wurde das Thor abgetragen und die Wachen hörten auf.

163.

Die Blütherschlagene.

R. R. c.

Bei einem schweren Donnerwetter, das vielen Schaden that, schlug der Blitz in die Wohnung des Hofgärtners und tödtete in der Küche die Magd vor dem Herde. Nicht lange darauf saß ein Mann in der sogenannten Schnecke auf der Bank und es klopfte ihm Jemand auf die Achsel. Als er sich umsah, stand die Erschlagene hinter ihm und verschwand alsbald.

164.

Kindermörderinnen gehen um.

R. R. c.

a) In einem nun abgerissenen Hause gebar eine Magd, als sie Kartoffeln für das Vieh kochte, heimlich ein Knäblein. Da sie ihre Frau jeden Augenblick erwarten mußte und nicht wollte, daß diese Zeugin sei, beschloß sie, das neugeborene Kind schnell zu tödten und that es zu dem Ende in die glühheiße Mischung von Kartoffeln und Wasser. Kaum gethan, trat die Frau ein, die das veränderte Aussehen der Magd bemerkte und durch Fragen auf den Grund zu kommen strebte. Sie versuchte sich zu entschuldigen und zu leugnen. Aber eben trieb die wallende Flüssigkeit ein Aermlein des Kindes empor und sie war entdeckt. Sie wurde festgenommen, gerichtet und enthauptet. Nach ihrem Tode erschien sie eine Zeit lang in der Küche.

b) Eine junge Witwe wurde schwanger, wußte ihren Zustand zu verbergen und gebar heimlich einen Knaben, den sie in einem Kasten verborgen ernährte. Sie war so vorsichtig, daß Niemand die Sache merkte, nur glaubte man zuweilen ein leises, unterdrücktes Geschrei zu hören. Das Füttern besorgte nächst ihr der eine ihrer

beiden älteren Knaben. So mochte das Kind drei oder vier Monate alt sein, als ein leises Geräusch murrte und seinen Weg zu der Obrikeit fand, die strenge Hausfuchung zu thun beschloß. Die Frau bekam Nachricht, tödtete das Kind und vergrub es in dem Garten hinter dem Hause. Unerwartet schnell erschienen die Beamten. Sie wurde vernommen, wußte aber durch einen Vorwand sich die Erlaubniß, das Zimmer zu verlassen, zu verschaffen. Schlan benutzte sie dieselbe, entwich durch die Hinterthür in den Park und ertränkte sich. Lange wartete man auf ihre Wiederkehr, bis man endlich argwöhnisch wurde und das Entweichen entdeckte. Man zog sie todt aus dem Wasser und alle Versuche, sie wieder zu beleben, scheiterten. Der Knabe, der das Geschäft des Fütterns mit der Mutter getheilt hatte, gestand, was er wußte; das Kind wurde in dem Garten gefunden. Es hatte einen Nagel in der Hirschkale. Man begrub die Frau auf dem Friedhofe, und da soll sie sich oft, auf ihrem Grabe sitzend, das ermordete Kind in dem Schoße, Vielen gezeigt haben.

165.

Das weiße Fräulein im Felsenschloß bei Buchsart.

Idr. Vaterlandskunde, 1873, S. 600.

Wenn vor alten Zeiten die ersten Schwalben in das Land einzogen und den Frühling verkündigten, da zog auch aus dem Felsenschloße bei Buchsart ein wunderbares Fräulein und eilte im weißen Gewande über die Berge und streckte schützend ihren goldenen Stab über die ganze Umgegend. Oder sie saß auf einem schönen weißen Hirsche und durchritt über Berge und Hügel die Fluren und Wälder bis über den Ettersberg bei Weimar. Kam aber der Herbst und nahte seinem Ende, dann zog das Fräulein scheidend von der Gegend mit ihrem Hirsche wieder in das Buchsarter Felsenschloß, wo sie den Winter verschlief, bis die lauen Frühlingelüste sie wieder weckten.

Die wilde Bertha kommt.

Cronst. Annot. succ. p. I. lib. XII. c. 6. p. 339; p. II. I. VIII. c. 7. p. 766.
 Bügel, Gesch. des Gräbsten, S. 23.
 Journal von und für Deutschland 1790, 2b. 2, S. 28 ff.
 (Grimm. I, 359, 360.)

In Schwaben, Franken und Thüringen ruft man halsstarrigen Kindern zu: „Schweig oder die wilde Bertha kommt!“ Andere nennen sie Bildabertha, Hildabertha, auch wohl die eiserne Bertha. Sie erscheint als eine wilde Frau mit zornigen Haaren und bedrückt dem Mädchen, das den letzten Tag im Jahre seinen Klotz nicht abspinnet, den Koden. Viele Leute essen diesen Tag Klöße und Hering. Sonst, behaupten sie, säme die Bertha oder Frechta, schnitte ihnen den Bauch auf, nähme das Erstgenossene heraus und thue ihnen Haderling hinein. Dann nähe sie mit einem Pflugschar statt der Nadel und mit einer Kohnkette statt des Zwirns den Schnitt wieder zu.

Wahrzeichen der Thüringer Fluth in Erfurt.

V. J. Weber u. J. Ritschl von Hartenbach, der Dom zu Erfurt. Erf. 1818. S. 35.

Am Erfurter Dom findet man außerhalb des Kreuzganges einen Karpfen eingestauen. Nach der Sage stand das Wasser bei einer thüringischen Fluth in sehr alter Zeit bis zu jener Höhe und als es vertief, blieb ein Karpfen zurück.

Noch eine ähnliche Sage aus jener oder einer anderen Fluth geht von dem an den kleinen Stufen befindlichen, jetzt nur noch entfernte Aehnlichkeit mit einem Hunde habenden Steine, bei dem sich noch ein Hund und ein Mann befunden haben soll. Man sagt, daß dieses ein Wegger sei, der sich bei der Fluth hierher gerettet habe.

Das Läuten der Martins-Gans.

Einhard, Jahr. Chronik, S. 163 ff.
 Boger's Chronik von Erfurt, S. 115.

Im Jahre 1224 hat es sich zu Erfurt zugetragen, daß zwei Dompfaffen auf St. Martini-Abend in einer Collation bei einander gefressen und ein herrlich Panlet von allerlei köstlichen Speisen und Getränken mit ihrer Köchin gehalten haben. Wie sie nun in Fröhlichkeit bei einander sitzen, hat einer derselben zu dem andern gesagt: „Weil wir es dahin gebracht, daß wir also genügliche Zeit haben und täglich mit guten gewürzten Speisen uns ersättigen, so wäre es kein Wunder, wenn die Armen, die nimmer was Gutes zu essen haben, unsern Mist verzehrten.“ Daraus hat der andere geantwortet: „Ich hatte gleich Willens solches auch, wenn ihr mir nicht zuvor gekommen wäret, gegen euch zu gedenken.“ Während sie so reden, fällt das Gemach, darin sie gefressen, unter ihnen ein, und da ein gasstiger Dampf, darin allerlei Unflath aus den heidlichen Genüssen gelaufen war, darunter gewesen ist, sind sie mit einander in denselben gefallen und versunken, daß man keinen derselben weder todt noch lebendig jemals darin gesehen, noch hat finden können. Deswegen hat der Papst von ihren Vätern gestiftet, daß man jährlich auf den Abend St. Martini um 8 Uhr an allen Orten eine ganze Stunde lang ihnen zum ewigen Gedächtniß hat läuten müssen, wie denn dieser Brauch an vielen Orten noch vor kurzer Zeit üblich gewesen ist. Weil aber Niemand wußte, woher solches Läuten gekommen ist, ist es genannt worden „der Martins-Gans läuten“.

Der sprechende Hahn.

Magica, Israh. 1605, S. 60.
 Menzel, Cdin. S. 344.

Ein Erfurter Bürger rief einmal einem Hahn zum Scherz zu, was er denke. Da antwortete der Vogel: „Ich denke an die alten Tage und an die ewigen Dinge.“

170.

Geschütz kehrt sich um.

Joach. Franciscus de bello german., p. 101.
Woll, Deutsche Sagen, S. 514.

Während des dreißigjährigen Krieges bemerkte man zu Erfurt, daß mehrere Geschütz und Gewehr in dem Arsenal sich von selbst bewegte. Eine Kanone, die auf dem Walke lag, lehnte sich von selbst um und wandte die Mündung der Stadt zu. Das erweckte viel Staunen und Verwunderung, doch konnte man die Bedeutung der Erscheinung zuerst nicht, bis die Stadt nicht lange nachher eingenommen wurde; da sah man, was das hatte bedeuten sollen.

171.

Die Heiligen im Kloster Volkenrode.

Caesar helotich. Hist. mirac. VIII, 25.
Nicol. de Siegen. p. 243. ed. Wegeler.
Woll, Deutsche Sagen Nr. 182, S. 293.
Paulini, Zeitschrift v. d. H. II, 210.
Gottfried Presbyter lib. I. capitulum.

In dem Cistercienserkloster Holcoldesrode (Volkenrode) in Thüringen lebte ein Abt, welcher die Reliquien der Heiligen hoch verehrte. Dieser hatte einmal des Nachts folgende Erscheinung. Er sah sich in die Kirche der heiligen Ursula zu Köln versetzt und erkannte, daß außerhalb dieser Kirche neben einer Mauer die Leichname von drei Jungfrauen begraben seien. Sofort begab er sich nach Köln, ging zu der Kirche und fand sogleich den Ort, welcher ihm in der Erscheinung bezeichnet war. Auch ging er zur Äbtissin, erzählte ihr Alles, was er im Traume gesehen hatte, und bat um die Erlaubniß, nachgraben zu dürfen, welche er auch bald erhielt. Man wies ihn zu einem Manne, Namens Ulrich, dem es oblag, die Körper der heiligen Jungfrauen herauszugraben. Dieser begann seine Arbeit und man fand zwei Sarkophage. In dem einen lag zwischen den Beinen ein sehr schöner Kamm. Diesen erbat sich der Gräber Ulrich und

erhielt ihn, steckte ihn dann in seinen Handschuh und mit diesem unter sein Oberkleid auf die Brust. Da hinderte er ihn aber am weiteren Graben; er nahm ihn also wieder heraus und legte ihn an den Rand der Grube. Zufällig ging eine von den Nonnen vorüber, sah und bewunderte den Kamm, steckte ihn zu sich und ging wieder weg. Als man auch den dritten Körper gefunden und alle drei in einen Schrein geschlossen hatte, wollte der Abt am folgenden Morgen mit dem theuren Heiligthume wieder in sein Kloster ziehen. In der Nacht aber erschienen ihm die drei Jungfrauen im Traume und sprachen: „Wir können nicht mit dir gehen.“ Der Abt frug bestürzt: „Warum nicht, geliebteste Herrinnen?“ Darauf gab die eine zur Antwort: „Weil ich meinen Kamm verloren habe, den mir meine Mutter schenkte, als ich mein Vaterland verließ.“ „Wer hat ihn denn, o Herrin?“ frug wieder der Abt und sie antwortete: „Als Ulrich den Kamm in seinem Handschuh auf den Rand der Grube legte, hat ihn eine der Schwestern, Namens Friederidis, gestohlen.“

Des Morgens trat der Abt vor die Aebtissin und sprach: „Saget mir, wie heißt der Mann, welcher die Jungfrauen angrub?“ „Ulrichs,“ war die Antwort. „Ist hier nicht eine Schwester, welche Friederidis heißt?“ frug der Abt weiter und die Aebtissin entgegnete: „Ja, eine unserer Nonnen wird also genannt.“ „Dann laßt den Mann und die Nonne rufen,“ sprach der Abt, und als beide kamen, erzählte er von seiner Erscheinung in der vergangenen Nacht und die Nonne bekannte, daß sie den Kamm genommen hätte. „Dann gebt ihn mir zurück,“ sprach der Abt, „denn sonst wollen die drei Jungfrauen nicht mit mir gehen.“ Die Nonne gab ihm den Kamm. Am anderen Tage reiste nun der Abt weg und wurde mit großem Jubel in seinem Kloster empfangen, wo man die Reliquien an einem schützlichen Orte der öffentlichen Verehrung aussetzte.

In jener Zeit aber, wo Otto und Philipp um die Krone des deutschen Reiches mit einander stritten und Thüringen in großen Kriegsunruhen lag, verbarg man den Kirchenschmuck und die Reliquien. Die drei Körper wurden in eine Erde unter das Dach gebracht, wo sie sicher lagen. Als aber die Unruhen im Lande zu Ende waren, gedachte Niemand der drei Jungfrauen und sie blieben vergessen in ihrer Erde liegen. Darüber erzürnt, schlugen sie zu zweien Malen

heftig wider den Schrein, worin sie lagen, so daß es Jeder wohl hören konnte, und als das nichts half, erschienen sie dem Mäster zweimal und ermahnten ihn, dafür zu sorgen, daß man sie wegthue von dem Orte, wo sie so verachtet lagen. Aber auch dieses half nichts. Siehe, da erschienen sie in einer Nacht während der Matutine am Eingange des Chores, verneigten sich zuerst gegen den Altar, dann gegen den Abt und die Mönche und verließen durch eine fast stets geschlossene Thüre die Kirche. Alle hatten das gesehen, aber jeder der Mönche meinte es allein gesehen zu haben.

Nach der Matutine ging ein Mönch zum Abte und erzählte ihm von der Erscheinung. „Die sah ich auch,“ sprach der Abt und alle Mönche kamen und sagten dasselbe. Da fragte der Abt, ob sie nicht wüßten, was das zu bedeuten habe, und wer die drei Jungfrauen wären. Man rieth lange hin und her, endlich sprach ein Mönch: „Sollten das nicht die drei Jungfrauen sein, welche wir von Köln empfangen und die noch unter dem Dache liegen?“ Da liefen Alle zu dem Schrein und als sie ihn leer fanden, schickten sie den Abt nach Köln, damit er die drei Jungfrauen zurüchhole. Als der Abt der Abtissin den Vorfall erzählte und man die drei Körper auf derselben Stelle fand, wo sie vordem gelegen hatten, da sprach die Abtissin zu dem Abte, der die Jungfrauen schon wieder mitnehmen wollte: „Nein, nein, die lieben Herrinnen sind uns gar willkommen, sehr willkommen; und da sie bei euch nicht bleiben wollten, werden wir sie wahrlich nicht wieder zurücksenden.“ Da gaben sie ihm ein Haupt einer anderen Jungfrau, und mit dem mußte der Abt sich begnügen und zog traurig seiner Wege.

172.

Die Kirche zum heiligen Arentz in Sondershausen.

Thuringia 1847, S. 747.

Thüringen und der Harz II, 13.

Auf einem Steine, welcher an der Witternachtsseite dieser Kirche eingemauert ist, befindet sich eine alte Inschrift, wornach die Kirche am 7. September 1392 zu bauen angefangen worden ist. Von ihrer Erbauung erzählt man diese Sage.

Ein Schäfer, Namens Kirchberg, hütete die Schafe am Frauenberge. Er wollte sich von einem Hantelbusche einen Stod abhauen, da erblickte er ein grünes Kreuzchen. Anfänglich entsetzte er sich darüber, er hieb aber den Stod doch ab und sah, daß das Holz blutete. Er zeigte dieses der Obrigkeit an, welche die Geistlichkeit zu Rathe zog und von dieser die Antwort erhielt, daß man das Kreuz in Gold fassen und demselben zu Ehren eine Kirche bauen solle. Dieser Rath ist auch befolgt worden und zum Andenken bewahrte man nicht nur das in Gold gefaßte Kreuz, sondern auch ein Stück der Rinde, womit es abgehauen worden war, als Reliquien in der Kirche auf. Das Kreuz, der Schäfer und die Rinde wurden über der Thür, die Schafe aber an den äußeren Pfeilern der Kirche in Stein ausgehauen. Das in Gold gefaßte Kreuz wurde bei der Flandrerung im Bannerkriege entwendet. Den Schäfer hat der Sturmwind herunter gerissen, das Ueberbleibsel der Rinde ist bei dem Brande 1621 verloren gegangen und die Steine, an denen die Schafe ausgehauen waren, sind abgenommen worden, als man die Pfeiler mit Dächern versah.

173.

Der Frauenberg bei Sondershausen.

Bezt. Thüringen und der Herz. Bd. VII, p. 17–20. Jovius Schmarzh. Chronik.

Bei Sondershausen im Fürstenthum Schwarzburg liegt gegen Abend ein hoher Berg, der Frauenberg, auf dem ehemals ein heiliger Hain und in demselben das Bild einer Götin, der Iechu, gestanden haben soll. Auch sei man fleißig zu ihr auf den Gipfel des Berges gewallfahrtet und habe ihr reichliche Gaben an Wildpret und Geflügel als Opfer dargebracht. Am häufigsten sei dies zur Zeit des heutigen Osterfestes geschehen, wo der lieben Frau, so nannte man sie, viel dargebracht wurde. Nach Einführung des Christenthums verschwand aber ihr Bild und die Mutter Maria nahm ihre Stelle ein, der von Bonifacius auf dem Berge ein Tempel erbaut wurde. Auch zu diesem wallfahrtete man und brachte reichliche Opfer dar. So berichtet die Volkssage. Die Zeit hat jede Spur eines Tempels vertilgt und der heilige Hain ist gleichfalls verschwunden, aber noch

immer besteigt das Volk am dritten Oftertage den Berg in großen Schaaren. Der Grund und die Bedeutung dieser Sitte ist ihm selbst nicht bekannt; es ist einmal so der Brauch. Man geht hin, mag es regnen oder schneien, ergötzt sich an der schönen Aussicht und nimmt von den kleinen Schraubenschnecken, die nur an diesem Berge vorkommen, einige als Andenken mit zurück.

An denselben Frauenberg ist noch folgende Sage geknüpft. Der Berg ist innen ganz hohl und in dem hohlen Berge ist ein großer See. Ueber den See ist ein blauer Himmel ausgespannt, an dem viele Sterne glänzen und sich gar herrlich in dem klaren Wasser widerspiegeln. Auf der ruhigen Wasserfläche rudert aber seit Anbeginn der Welt in ewigen Kreisen ein silberweißer Schwan, der in seinem Schnabel einen goldenen Ring hält. Wenn der Schwan diesen Ring einmal fallen läßt, dann geht die Erde unter und das Ende der Welt ist da.

174.

Der Spatenberg.

Mündlich.

Ein junger Bürger der Stadt Sondershausen war, obschon redlich, fleißig und geschickt, einstmals in große Noth gerathen. Harte Gläubiger drohten mit Auspfändung; gänzliche Zerrüttung seines kaum begründeten Hauswesens stand ihm bevor; er sah sich schon im Geiste mit Frau und Kindern bitterem Mangel preisgegeben. Ein Gang in das Freie sollte seinem bellommenen Herzen für kurze Stunden Erleichterung verschaffen. Bald zog es ihn mit seinem Weh in Waldeseinsamkeit. Er stieg den Göldeuer hinan, bis ihn auf der Höhe des Spatenberges der grüne Rasenteppich im Schatten alter Buchen zu kurzer Rast einlud. Da mochte er nun in lauten Klagen der Trauer über sein Mißgeschick Worte geben. Doch schied er sich endlich an zum Weitergehen, als ihm plötzlich eine wunderholde Jungfrau in das Auge fällt, die in Tranergewändern und weinend auf einem bemoosten Steine am Eingange der Höhle des Spatenberges (des sogenannten Jungfernlodes) sitzt. Sein Mißgefühl wird bei diesem Anblick noch reger, je tiefer seine eigene Wehmuth ist, er kann

es nicht unterlassen, dem lieblichen Frauenbilde näher zu treten und nach den Ursachen ihres Kammers theilnehmend zu forschen. Sie aber meint, ihr Leid sei viel zu groß, als daß sie Andere durch dessen Mittheilung betrüben könne, und nur darin sehe sie Linderung, daß sie fremde Thränen zu trocken suche. So habe sie nun von ihm unbemerkt vernommen, was ihn bekümmere, und es gewähre ihrer schmerz erfüllten Seele gar süßen Trost, daß sie ihm helfen könne. Als sie dem Erstaunten das gesagt, heißt sie ihn, ihr in die gedachte Höhle zu folgen. Nachdem sie mehrere düstere Gänge durchschritten, treten sie endlich in ein wunderbar erhelltes Gemach, in dessen Mitte eine mit Weib und Schätzen angefüllte Truhe steht, aus der der Begleiter der Jungfrau auf ihr Geheiß soviel Goldstücke entnehmen muß, als nach seiner Meinung hinreichen, um seiner Verlegenheit abzu-
zuhelfen. Doch muß er der Holden heilig versprechen, daß er nach Jahresfrist zur bestimmten Stunde an einem gewissen Tage dieselbe Summe an denselben Ort zurückbringen wolle, weil ihr selbst im Falle seines Ausbleibens großes Unheil widerfahren könne. Nachdem der Erfreute das versprochen, entläßt ihn die Jungfrau freundlich mit. Natürlich war er nun seiner Angst und Noth enthoben, und was er ferner von diesem Tage an beginnen mochte, es gedieh ihm sichtlich. Nicht allein, daß er seine Gläubiger befriedigen konnte, er war auch zur bestimmten Frist im Stande, das empfangene Darlehen seinem Versprechen gemäß zurückzugeben. Dankbaren Herzens schickt er sich auch dazu an. Doch im Alltagsgewande kann er nicht zu seiner edlen Wohlthäterin gehen, und der lägherische Schneider hatte den rothen Sonntagssod nicht zur rechten Zeit gebracht. Endlich, will er mit der rechten Stunde nicht auch den rechten Tag veräumen, geht er ungeputzt. Doch als er den Bergweg hinaufsteigt, scheint es, als ob die Wipfel der Buchen klagend seuffen. Mit großem Bangen naht er der Höhle. Keine Jungfrau ist zu sehen, darnn geht er hinein, und findet sich endlich wieder in seinem Gemache. Aber was muß er sehen. Die helfende Jungfrau liegt mit gramtustellten, schwerzliche Auflagen für ihn verkündenden Bagen eben verschiedend am Boden. Schauerliches Däster hüllt den Erschrockenen ein. Nur der Schatz in der geöffneten Truhe funkelt anheimlich. Ein lange verhaltener Seufzer zittert durch das Gemach. Da wirft der zu spät Bekommene

in seiner Seelenangst, sich fromm bekreuzend, das Geld in die Truhe, die alsbald zuschlägt und mit der todtten Jungfrau verschwindet. Ein jächterliches Brausen erhebt sich. Der von Schreden Betäubte flieht aus dem Gemache, welches hinter ihm zusammenstürzt, und aus den Gängen der Höhle, die ihm mit einemmale verfallen scheinen. Den fast Hinauspringenden trifft ein sich lösender Stein so heftig an einer Fesse, daß er kaum im Stande ist, bergab nach Hause zu hinken. Athemlos kam er heim. Allein er wurde nicht wieder recht froh, ob schon seine Habe sich mehrte und keine Noth ihn bedrückte. Doch mußte er von jenem Tage an stets Pantoffeln tragen, mit denen er selbst zu Pferde stieg, wenn ihn der Handel oder der Feldbau aus den Thoren der Stadt führte. Auch behielt er bis in sein spätes Alter die Gewohnheit bei, beständig mit dem rothen Bratenrode und dem dreieckigen Hute angethan zu sein, mit welcher Bekleidung er sich sogar zum Mittagsschlafchen niederzulegen pflegte — wohl, um jener vielbeweineten Versäumniß täglich reuig eingedenk zu sein. Alte Leute sahen noch den bejahrten Mann, von dem man es erzählte, öfter mit Hut und Bratenrod auf dem Ruhebette liegen, öfter, mit Pantoffeln angethan, das Feld durchreiten.

175.

Einzingen ist die Mitte der Erde.

Mündlich.

In Einzingen bei Aßfeldt liegt ein Kieselstein, welcher voll Hufnägel geschlagen ist. Diefes soll ein Schmied hineingeschlagen und gesagt haben: „So wahr ich Hufnägel in einen Kiesel schlage, so wahr ist Einzingen die Mitte der Erde.“

176.

Die Nobisschenke.

©. Hefel, Iron Schach Regier., II, 99.

Die Nobisschenke war etwa eine Stunde vom Strande der Unstrut entfernt und ein altes Besitzthum des Hauses auf dem Werder

und war seit undenklichen Zeiten in Erbpacht ausgethan. Die Nobis-scheule war auch der besuchteste Vergnügungsort für das Landvolk der ganzen Umgebung. Man sagte, wer in der Nobis-scheule nicht Karten spielen lerne, der müsse zur Strafe dafür im Himmel den Spielern Späne schnitzen zum Andrennen ihrer Tabakspfeifen. Andere sagten auch, in der Nobis-scheule sei es ungefähr ebenso wie im Himmel.

177.

Die Schlüsseljungfrau von Nebra.

Gefellet a. a. O. II, p. 103 ff.

Unweit der Nobis-scheule, dicht am Ufer des Sees, liegt ein Steinblock, aus welchem die rostigen Köpfe von drei großen eisernen Nägeln hervorragen, welche die Bauern hier eingeschlagen haben zum Zeichen, daß hier der Mittelpunkt der Erde ist. Auch zeigt sich hier in stillen Winternächten die Schlüsseljungfrau von Nebra; sie läßt aber nur ihre rechte Hand sehen, in welcher sie eine Laterne trägt, sonst ist sie unsichtbar. Die Schlüsseljungfrau von Nebra hatte einst auf diesen Stein das Kind ihrer Herrschaft niedergelegt, als ihr Liebster, der Jäger, aus dem Walde gekommen war. Die Liebessleute hatten mit einander drüben im Eichengebüsch, als aber die Leichtsinrige zu dem Stein wieder zurückkehrte, da hatte sie ihre Unschuld verloren und fand das Kind ihrer Herrschaft nimmermehr. Das hatte der Kiz geholt und es war der letzte Herr von Nebra gewesen. Seitdem sucht das unglückliche Wesen allnächtlich nach dem verlorenen Kinde an dieser Stätte, man sieht es aber nie und nur in dunklen Nächten seine rechte Hand, weil es darin eine Laterne trägt.

178.

Der Jäger Claus in Herrngohersfeldt.

Gefellet a. a. O., S. 199 ff.

Vor Zeiten war ein Jäger Claus bei der Herrschaft in Herrngohersfeldt, bei den edlen Marschallen in Thüringen, auf die Spring-

wiese hinter Esardsberge gegangen und hat dreimal auf ein Reh geschossen, es aber jedesmal gefehlt. Hornig deshalb ging er heimwärts. Da begegnete ihm am Pfaffenborn ein unbekannter Mann, der wie ein Jäger gekleidet war und eine graue Mütze trug. Der spottete des ungeschickten Schützen und fragte zuletzt, ob er ihn lehren solle, alle Tage drei sichere Schüsse zu thun. Das war dem Claus willkommen und er sagte, daß er Alles thun wolle, was der Fremde von ihm verlange. Der gab ihm nun eine Wurzel, und befahl ihm damit drei Schüsse zu thun. Claus that die Schüsse, den ersten nach der Sonne, den zweiten gerade in die Höhe nach dem lieben Gott, den dritten nach einem steinernen Kreuz, das am Pfaffenborn stand. Von dem Tage an trug Claus die Wurzel bei sich und hatte alle Tage drei sichere Schüsse, nicht mehr, und kam dadurch zu ganz gewaltigem Ansehen im Lande, bis er eines Morgens erschlagen gefunden wurde am Pfaffenborn auf der Springwiese.

179.

Der Nieper Weidenbaum.

Fabeln n. a. D.

Dieser Baum war eine Eiche, ihrer Größe, ihrer Schönheit und ihres Alters wegen berühmt in der ganzen Gegend. Man konnte sie sehr weit sehen, wo nicht Hölzer den Blick hemmten. Aber nicht bloß deshalb war die Eiche berühmt, es knüpften sich auch allerlei Sagen daran. Kein Landmann würde es gewagt haben, sich in ihrem Schatten auszuruhen, und zehrendes Fieber übersiel den, der unter ihren Zweigen auch nur hinschritt, mit einem Worte, der „Nieper Weidenbaum“ beschattete einen beschriebenen Platz.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß Jeder, der an einem beschriebenen Plage vorbeikam, einen Stein darauf warf oder eine Scherbe, einen Baumast oder was er sonst gerade zur Hand hatte, damit der Platz kenntlich sei und ihn nicht ein Unkundiger betrete, seinem Leibe oder gar seiner Seele zum Schaden. Auch wurden diese Schreckensorte mit Dornen eingefast oder auch mit einem Erdwall und Graben umzingelt, wodurch dieselben schon von Weitem wußt und unheimlich erscheinen mußten.

180.

Die Kelle zwischen Nordhausen und Elrich.

Wergl. Thüringen und der Harz, Bd. VIII, p. 294.

Von dieser Höhle und dem darin befindlichen See leben viele Sagen im Munde des Volkes, und allgemein ist in der Umgegend der Glaube verbreitet, daß sie alljährlich ein Menschenopfer fordere. Um die Wassergeister zu versöhnen, stellte man sonst alle Jahre Processionen nach dieser Höhle an. „Es ist aber solche vermehrte Versöhnung folgender massen geschehen. Auf dem Berge gegen die Höhle oder Kelle über ist eine Capelle S. Johanni geheiligt, in diese ist ein Priester aus Elrich alle Jahr zu gewisser Zeit, in Begleitung seiner Pfarr-Kinder und andern Benachbarten der Höhle, in voller Procession mit vorhergetragensem Kreuz, Fahnen und Bildern derer Heiligen gegangen, so bald nun daselbst der heilige Johannes genugsam verehret worden, hat derselbe mit eben der Procession sich fort nach der Höhle gemacht, und in dieselbe ein Kreuz hinabgelassen, auch wieder herausgezogen. Als nun solches ebenfalls geschehen, hat er dem umstehenden Volke diese Reime zugerufen:

Kommt und kulet in die Kelle,
So kommt ihr nicht in die Hölle.“

Diese Processionen haben schon längst aufgehört. Auch Nixen-sagen gibt es von dem See in der Kelle.

181.

Der Pfahlborn und die Dreiherrnbuche bei Guntersberge.

Thüringen und der Harz, VIII, p. 294.

Merkwürdig ist der eine halbe Stunde hinter Friedrichshöhe bei Guntersberge liegende eiserne Pfahlborn und die Dreiherrnbuche. Die Grenzen von Anhalt, Braunschweig (Kleinstein), Stollberg und ehemals auch Hohenstein liefen nämlich hier in so schmalen Streifen an einem Borne zusammen, daß nach der Sage die Herren dieser vier Länder einst Jeder einen eisernen Pfahl in sein Land geschlagen, dann

eine Tischplatte darüber gelegt und alle dann zusammen gegessen haben, doch so, daß Jeder in seinem Lande saß. So erzählt es das alte 1608 geschriebene Saalbuch. Als aber Hohenstein später ausstarb und die vier Grenzen nun in drei zusammenfielen, auf welcher Stelle ehemals eine starke Buche stand, die Dreiherrnbuche genannt, so hat die spätere Sage den oben erzählten Vorfall nachher an diese Buche verlegt.

182.

Der Mönchsstein bei Beshra.

Zählungen nach der Herz. VIII, p. 20.

Wenn man von Beshra das Thal aufwärts geht, so findet man in der Nähe der Zollbrücke unterhalb Tappelsdorf auf einer Wiese einen mächtig großen Stein, den das Volk den Mönchsstein nennt. Ein Mönch aus dem Kloster Beshra soll diesen zur Buße bis an diese Stelle fast eine Stunde Wegs auf seinen Achseln getragen und dadurch zugleich das Klostergebiet bis an diesen Stein erweitert haben.

Der Geschichtsschreiber Junker fährt in seiner Handschrift „Ehre der gefürsteten Grafschaft Henneberg“ an, daß der Mönch sich bei der Erbauung des Klosters erboten, den großen Stein eine merkliche Weite zu tragen, mit der Bedingung, daß Graf Hottebaldus dem Kloster so viele Wiesen als weit er den Stein trage, schenken sollte. Dann habe er den Stein vom Kloster eine gute Stunde Wegs bis auf die Wiesen unterm Dorfe Tappelsdorf getragen und sei dann todt niedergefallen.

183.

Der Bauer und das Männlein auf dem Hirschhäuser.

Ein Bauer aus Gehosch wurde auf dem Wege nach Nordhausen von einem Männlein befragt, ob er ihm nicht seine Frucht verkaufen wolle. Da der Bauer nichts dawider hatte, so deutete ihm das Männlein an, den Berg hinauf zu fahren. Als sie nun zusammen oben angelangt waren, mußte er die Sacke vor einer Maueröffnung abladen und dann in eine Halle folgen, in der rings an den Wänden

große Kisten standen, welche sämmtlich mit Gold, Silber und Edelsteinen angefüllt waren.

„Hier,“ sagte das Männlein zu dem Bauer, welcher mit lästernen Augen die funkelnden Schätze betrachtete, „nimm dir, soviel du in Nordhausen für dein Getreide erhalten haben würdest, aber ja nicht mehr. Hörst du?“ „Ja, ja!“ entgegnete der Bauer, griff mit vollen Händen in einen Kasten, welcher große Goldstücke enthielt, und steckte, da er bemerkte, daß das Männlein nicht auf ihn achtete, soviel davon ein, als seine weiten Taschen zu fassen vermochten. „So,“ sagte er, „nun habe ich meine Bezahlung und will nun machen, daß ich nach Hause komme.“ „Du hast aber doch nicht mehr genommen als dir zukommt?“ „Ei, behüte und bewahre!“ „Wirklich nicht?“ fragte das Männlein streng und blickte dem Bauer scharf in die Augen. Der aber entgegnete ganz ruhig: „Keinen Pfennig mehr! Leb' wohl!“ Das Männchen sagte: „Leb' wohl!“

Tsch haß du mich belogen,
so haß du dich betrogen!“

Der Bauer hörte diese Worte noch, als er den Berg hinabfuhr, und da er fürchtete, das Männlein werde ihm, wenn es den Betrug bemerkte, nachfolgen und einen Streich spielen, so hieß er tüchtig auf seine Pferde und gelangte auch bald in ein am Fuße des Berges gelegenes Dorf. Hier wollte er die ermüdeten und vom Schweiß triefenden Kasse etwas verschaukeln lassen und bei der Gelegenheit sein Geld zählen. Kaum hatte er seine Pferde versorgt, so ging er in eine Stube und leerte seine Taschen. Aber was sah er da? Die großen funkelnden Goldstücke hatten sich in blinde, bleierne Münzen verwandelt.

Kaum hatte sich der Bauer einigermaßen von seinem Schreden erholt, so lief er eiligst wieder zum Ruffhause zurück. Der Weg wurde ihm entsetzlich sauer, denn das vorher schöne Wetter war plötzlich umgeschlagen, unendlicher Regen strömte vom Himmel herab, in der Ferne zudten Blitze, der Donner rollte und ein wilder Sturm durchsauste die Wipfel der Bäume. Endlich langte er oben an, da umgab ihn aber so dichter Nebel, daß er kaum drei Schritte weit vor sich sehen konnte. Mergstlich und immer ängstlicher lief er in der alten Burg umher, schrie nach dem Männchen, bekannte seine Schuld

und bat auf das beweglichste nur um das, was ihm zukomme. Aber kein Männchen erschien; da ward er zuletzt zornig und fing an zu schimpfen und zu fluchen. Nun erhielt er von unsichtbaren Händen so viele und so gewichtige Ohrfeigen, daß ihm die Backen schwellen und er eilends den Berg wieder hinunter stürzte; hinter ihm her ertönten unter lautem Hohngelächter die Worte:

„Haß du mich belogen,
so haß du dich betrogen.“

184.

Der Wichtel Rache.

Am rothen Berge im Reichstädter Felde bei Kammerforst hielt sich vor alten Zeiten tief im Schoße der Erde eine Wichtelcolonie auf. Die kleinen Wesen zeigten sich gegen die Einwohner des Dorfes, mit denen sie zuweilen in Verkehr kamen, immer freundlich und freigebig, nur mußte man sich wohl in Acht nehmen, sie nicht zu beleidigen, denn sie waren empfindlicher Natur, dabei boshaft und rachsüchtig.

Einst aderte ein Bauer aus Kammerforst auf seinem Felde am rothen Berge. Als er nach einiger Zeit an den Pflug gelehnt, ein wenig ausruhte und verschmauste, vernahm er unter sich tief in der Erde ein dumpfes Gemurmel. Daß dieses von den Wichtelmännern herrührte, war ihm gewiß, und neugierig, was die kleinen Leute unter der Erde wohl treiben und verhandeln möchten, legte er lauschend sein Ohr auf den Boden des Aders. Da hörte er starkes Klopfen, wie wenn Jemand heftig an eine Thür pocht, und dazwischen rief eine Stimme: „Knetet euren Teig und brinzl die Kuchen rasch in's Backhaus!“

Der Wichtel, welcher die Weiber zum Kneten rief, ging wahrscheinlich, wie die Bäderjungen thun, weiter, und rief einen andern Haushalt, denn nach kurzer Weile ließ sich daselbe Klopfen hören und der Bauer vernahm dieselben Worte; wieder war es still, dann geschah daselbe Klopfen mit derselben Aufforderung. „Wenn da unten gebaden wird,“ rief der Bauer aus Leidenschaft, „so will

ich mit ein tüchtiges Stüd Kuchen besetzen!“ Keine Antwort erfolgte, Alles blieb ruhig.

Als nun die Mittagszeit heranrückte und die Thurnuhr in Kammerforst das Zeichen zur Rast gab, schirte der Bauer sein Pferd ab und ritt nach Hause. Noch war aber das Feld nicht vollständig geackert, deshalb zog er Nachmittags mit dem Gaul noch einmal hinaus, die übrige Arbeit zu thun; aber wie staunte der Mann, als er auf der Pflugschar ein großes Stüd Kuchen fand, so warm und frisch, als sei er eben erst aus dem Ofen gekommen. Der Bauer ging lange mit sich zu Rathe, was er wohl thun solle, der Kuchen roch aber so lieblich und einladend, daß er zuletzt alle Bedenken beiseite ließ und den Kuchen verzehrte.

Er schmeckte vortrefflich. Noch war der Bauer damit nicht ganz fertig, da stand plötzlich ein kleines häßliches Männchen mit einem gewaltig dicken Kopfe und verfilzten Haaren neben dem Pfluge. Der Bauer erschrock, daß ihm der Bissen im Munde stecken blieb; das Männchen aber lachte und fragte ganz freundlich: „Nun, hat dir der Kuchen geschmeckt?“ „Ei freilich,“ antwortete der Bauer, dem die freundliche Frage Muth zur Antwort gegeben hatte, „könnte ich nur täglich ein solches Stüd Kuchen verzehren!“ „Dazu laun wohl Rath werden,“ entgegnete der Wichtelmann; „sobald du Lust nach Kuchen hast, so schlage nur mit dem Rüttschen, das du oben am Gewendesteine finden wirst, an die Ofenrothre und sprich:

„Gink, yoi, drei,

Wichtel, schaff Kuchen herbei!“

Du darfst aber keinen Kuchen verschulen, auch wohl verplaudern, woher du den Kuchen hast.“ Nach diesen Worten war der kleine Mann wieder verschwunden.

Erfreut über diese tröstliche Aufsage, trieb der Bauer seinen Gaul an, pflügte ein lustiges Lied und pflügte seinen Ader; als er aber an den genannten Gewendestein kam, lag richtig die versprochene Haselgerte da. Sorgfältig verbaug er sie unter seinem Wams, und so oft ihn später das Verlangen nach Kuchen ankam, und es stellte sich oft ein, schlug er mit der Wette an die Ofenrothre, sagte sein Sprüchlein und fand jedesmal ein großes Stüd des besten Kuchens.

Nach einiger Zeit war Hochzeit in seinem Hause; seine Tochter hatte ein reicher Bursche des Dorfes geheiratet. Bei dieser Hochzeit ging es gar hoch her, die ganze Freundschaft und Verwandtschaft war geladen und die Gäste ließen sich's trefflich schmecken, so daß bald Alles im Hause ausgezehrt war. Am Witternacht verlangten die Gäste nochmals Kuchen, und obwohl der Hochzeitvater ihnen versichert, daß auch nicht das kleinste Stüdchen mehr vorhanden sei, so bestanden sie dennoch auf ihrer Forderung und verspotten und höhnen den Bauer, daß er seine Gäste hungrig wolle heimgehen lassen.

Solcher Hohn und Spott war dem Bauer ärgerlich und empfindlich. „Ei,“ dachte er, „es wird ja nichts schaden, wenn du einmal die Vorschrift des Wichtels übertrittst,“ und schnell griff er nach der Haselruth, ging damit zur Ofenröhre und sagte sein Sprüchlein her. Nach kurzer Weile lag ein großes Stüd Kuchen darin. Er setzte ihn seinen Gästen vor und diese fanden ihn so vortrefflich, daß sie noch mehr verlangten. Nochmals schlich der Bauer mit seiner Wette zum Ofen, wiederholte sein Zauberwort, aber als er die Röhre öffnete, fand er darin nicht Kuchen, sondern, o Schreden! einen Sauloth.

Sogleich stieß er in seinem Aerger einen Fluch über die heimtückischen Wichtel aus und drohte den ersten, der ihm wieder in den Weg komme, halbtodt zu schlagen. „Nimm dich in Acht,“ antwortete eine dumpfe Stimme, welche der Bauer als des Wichtels Stimme erkannte, „daß nicht an dich zuerst die Reize kommt.“

Noch saßen die Gäste lustig und guter Dinge am Tische und tranken aus großen Krügen einander den Abschied zu, da ging die Scheune des Hofes in Flammen auf, und wie sehr man sich auch bemühte, dem Feuer Einhalt zu thun, in kurzer Zeit war auch das Wohnhaus ergriffen und ehe der Morgen graute, lag der ganze Hof in Schutt und Asche, den Bauer aber fand man todt und entseelt hinter einer Lehmwand liegen.

Die Wichtel sollen darauf ihre Stätte für immer verlassen haben und in den Hainich gezogen sein.

185.

Teufelskirche.

Jäger, Reise über die hohe Rhön, II, 48.

Dietrich's Bergschlüssel, S. 100.

(Meinert, I, 274, 190.)

Auf der Rhön stehen oben Basaltfelsen gethürmet. Der Teufel, als man im Thal eine Kirche bauen wollte, künzte und trug alle Bausteine hin auf den Berg, wo er sie nebeneinander aufstellte und kein Mensch sie wieder heruntertragen konnte.

Man erzählt, da, wo der Teufel einmal einen Stein hingelegt habe, könne man ihn nicht wegbringen, denn so oft man ihn auch wegnehme, lege der Teufel einen andern oder denselben wieder eben dahin.



III.

Überglauhe, Sitten und Gebräuche.



1. Advent.

1. Am Vorabende des Andreastages schütteln die ledigen Frauenzimmer den Saun und nehmen einen Gänserich in ihre Mitte; diejenige, zu welcher sich dieser zuerst dreht, bekommt zuerst einen Mann; oder sie legen sich in die Stube, stecken den Kopf in die Ofenblase und horchen, um aus dem Wallen des Wassers das Gewerbe ihres zukünftigen Mannes zu hören.

Wage Weichenste.

2. In der Andreasnacht, anderwärts in der Neujahrsnacht, kehren die Mädchen ganz entkleidet ihr Zimmer, dann sehen sie ihren Zukünftigen. Sie dürfen sich aber dabei nicht umsehen, sonst sterben sie.

3. Am Andreastage steckt man Ebereschenzweige in Wassertöpfe, deren junge Triebe wohl zu Weihnachten mit Zunderzeug behangen werden. Die Kinder ziehen Abends verkleidet umher. Mädchen essen Hering, um ihren Zukünftigen im Traume zu sehen; Andere sprechen, vor ihrem Bete stehend, folgenden Spruch:

Dees Bleck (dons mou?)
Komm mein lieber Andreß,
'aß' mi doch erscheinen
Den Herzlieben meinen!
Zoll ich mit ihm fröhlich sein,
'aß' ihn erscheinen mit Semmel und Wein!
Zoll ich mit ihm leiden Noth,
'aß' ihn erscheinen mit Wasser und Brod!
Zoll ich mit ihm bleiben hier,
'aß' ihn erscheinen mit einem Glas Bier!
Zoll ich mit ihm ziehen über Land,
So gib ihm einen Stod in die Hand!

Die Uebelerieferung sagt, daß dem Mädchen, welches mit diesem Spruche Weipöt triche, in derselben Nacht der Hals umgedreht werde.

4. Am Tage Andreas, in der ersten Woche des Advents, tritt des Nachts zwischen 11 und 12 Uhr an die Bettstelle mit den Worten:

Bettbrett, ich tritt dich,
Heiliger Andreas, ich bitt' dich,
Laß mir erscheinen
Den Herzafterliebsten meinen.

worauf dir dein Zukünftiger erscheinen wird im Traume. Ziehst du dagegen die Gestalt eines Geistlichen im Ornate mit dem Kelche in der Hand, so bist du in diesem Jahre dem Tode verfallen.

5. Die Witterung in den Advents-sonntagen ist das Vorzeichen der Witterung für den ganzen Winter.

Schwarzburg-Sondershausen. Verhandl., p. 254, 255.

6. Wenn es schneit, schüttelt Frau Holle ihre Betten.

7. Adventkreiter ist in Schmalkalden eine sagenhafte Person, welche während der Adventszeit in den Straßen umherreitet und ihren Kopf, den sie unter dem Arme trägt, hinter den Kindern, die sie antrifft, herwirft.

Filmat. 1844., p. 4.

8. In der Adventszeit dürfen keine Erbsen und Linsen gegessen werden, sonst gibt es Schwären im zukünftigen Jahre.

9. Will man blühende Kirschen, oder andere Obstzweige in der Stube haben, so müssen solche Barbara (4. December) abgeschnitten werden.

10. Am St. Thomastage (21. December) knien Witternachts die Mädchen unten auf's Bettbrett und sagen:

Bettbrett, ich knie dich,
Herschedame, ich bitt' dich,
Laß mir erscheinen
Den Herzafterliebsten mein.

11. „Instruction für den Rucht Rupprecht“, welche im Jahre 1702, den 1. December von dem fürstl. Hennenbergischen Landesconsistorio in Schleusingen gegeben wurde:

1. Sollten die Scholaren vorher jedesmal und zwar im Beisein des Rectors die Actus tentiren, damit er denjenigen, so er bei diesen als unanständig observiret, es sagen möge, wie sie

deun auch zuvor demselben jederzeit anzuzeigen haben, wo und in welchen Häusern sie eingelassen werden.

2. Sollte der Anfang zum Herumgehen und Agiren bald nach 4 Uhr gemacht, und dieser nicht länger als auf den Nikolausabend eine Stunde, auf den Weihnachtsabend aber drei Stunden währen, jedoch könne man wohl zugeben, daß sich einer von den genannten Knechten Kuprecht's ein wenig Zeit vorher zur besseren Erhaltung des hier unten abgezielten Zwecks, setzen lassen möge.

3. Sollten die Knechte Kuprecht's dann auf den Nikolausabend nicht mehr als einer, auf den heiligen Weihnachtsabend aber drei hiermit zugelassen werden, sich einer mehreren Modestie, als bisher, befleißigen, der Feitschen, allen und jeden Tumultuirens und Schreies, auch andern Unanzenereien, unartiger Händel, Gestikulationen und häßlichen Gebärden und Kleidungen gänzlich enthalten, als wodurch der diesfalls intendirte Späß nicht allein gehindert, sondern auch allerhand Aergeruiß gegeben werden könne.

4. Sollten nicht allein ermeldete Knechte sich unterstehen, bald in dieser, bald in jener Gasse allein herumzulaufen, oder auch die Leute mit Schlägen und sonst ungebührlich zu traktiren, sondern auch ein Jeder, so zu denselben gehört, sich in Allem dergestalt verhalten, damit man hierdurch zu einer scharfen Berordnung nicht Anlaß bekommen möge.

12. An einem Quatember fährt kein Bauer in's Holz, spannt überhaupt nicht gerne an, sonst hat er Unglück.

13. Aus demselben Grunde wechselt man seine Wohnung nicht gerne an diesem Tage; auch darf nicht gemählt werden.

14. Stehen die Quatember am Ende des Monats, so wird das Korn für das Jahr billig, theuer dagegen, wenn sie nach dem Ende des Monats fallen.

15. Regnet's an einem der Quatember, so bedeutet das ein nasses Vierteljahr.

2. Weihnachten und Dreikönigstag.

1. Von jenen uralten, durch ganz Deutschland gekannten, kindererschreckenden und kindererschreckenden Weihnachtsgestalten, welche in der Dämmerung der Adventabende und zwölf Nächte unter allerlei Namen umherschleichen, haben in Thüringen der Herschelass, Knecht Ruprecht und das Christkindchen ihr Dasein und Leben, wenn auch abgeschwächt und ermattet, noch an vielen Orten gefrisst. In der Umgegend von Eisenach, im Werrathale und auf der Rhön hält der Herschelass (St. Nicolaus) oder der Knecht Ruprecht am Nicolaitabende theils allein, theils vom Christkindchen begleitet, seinen Umzug. Der Herschelass war oder ist gewöhnlich in einen umgekehrten Schafpelz oder vom Kopf bis auf die Füße herab in Erbsstroh gehüllt, hat eine erschreckliche Maske vor dem Gesicht, auf dem Kopfe eine Krone von Berg oder Stroh, am Halse eine Kuhschelle, um den Leib als Gürtel eine eiserne Kette; in der Hand führt er eine große Birtenruthe, auch wohl eine Kasse, und auf dem Rücken hängt ihm ein großer Sack mit Äpfeln und Nüssen. In dieser und ähnlicher Verkleidung tritt er an dem ihm geheiligten Abende in die Häuser ein, worin kleine Kinder sind, erkundigt sich bei den Eltern nach dem Betragen derselben, examinirt sie, läßt sie beten und wirft den artigen, folgsamen Kindern seine Gaben als Belohnung in die Stube, die unfolgsamen aber, welche kein Gebet hersagen können oder wollen, straft er mit der Ruthe, oder macht Miene, sie in seinen großen Sack stecken und mitnehmen zu wollen. In dieser Weise trat Klas-Ruprecht früher fast überall auf; jetzt mag seine alte Rauheit an den meisten Orten sich etwas gemildert und abgeschliffen haben.

Begleitet das Christkindlein seinen Umzug, so theilt dieses gewöhnlich aus dem Körbchen, das es am Arme trägt, die Äpfel und Nüsse aus und jenem verbleibt nur das Amt der Züchtigung. Weist aber geht dasselbe, und zwar allein, erst am Weihnachtsabende umher, doch hier und da auch zu dieser Zeit in Gesellschaft des Klas-Ruprecht. Ein Mädchen in weißer, mit rothen Bandstreifen ausgepusteter Kleidung, mit einem rothen Gürtel um den Leib, einer weißen Haube auf dem Haupte und einem gleichen Schleier vor dem Gesichte,

mit einer Klingel, auch wohl mit der Ruthe in der Hand, kommt in die Häuser zur Zeit der Bescherung, weist dann jedem Kinde seine Geschenke an oder theilt Gaben aus unter Ermahnungen zum Gehorsam gegen die Eltern und Fleiß in der Schule.

2. Das Christkindchen verweilt die Nacht über noch auf der Erde, am andern Morgen aber, wenn früh um 6 Uhr die Glocken läuten, steigt es wieder zum Himmel empor.

3. In der Adventzeit machen die Eltern ihre Kinder auf das Abendroth am Himmel aufmerksam und sagen dabei, daß dort das Christkindchen das Zunderwerk für die guten Kinder bade.

4. In der Nacht gehen am Christabende die Kinder zu ihren Verwandten, Pächtern und Freunden des elterlichen Hauses mit Tüchern (Kappen), die sie dort in der Stube in den Winkeln, unter Stühlen und Tischen ausbreiten und hinlegen, damit ihnen das Christkindchen etwas darauf bescheere. Am Morgen des ersten Weihnachtstages gehen sie wieder hin und nehmen die Gaben und Geschenke in Empfang.

Vergl. *Verwalteten Mythen und Sitten*, S. 296, 2.

5. Der Umgang des Klaus-Kuprecht mit dem Christkindchen am Weihnachtabend war sonst auch mit allerlei Reimsprüchen ausgestattet und kleine dramatische Scenen, in welchen Eltern und Kinder mitspielen, hielten sich noch hier und da an die Fersen dieser unziehenden Gestalten. Das ursprüngliche Personal hat sich mit der Zeit vermehrt: dem Christkindchen ist Maria und ein Engel, dem Nicolaus Petrus mit dem Schlüssel und der vollstämmliche Hans Wirt an die Seite gestellt; auch der alte Josef, einige Schächer, Herodes und der Mohrenkönig haben sich mit Rollen eingebracht, die an das in der Kirche sonst übliche Kindelwiegen, an die Anbetung der Hirten und Begabung der Weisen aus dem Morgenlande erinnern. Die ursprünglichen Bestandtheile sind aber geblieben und die späteren Interpolationen leicht zu erkennen. Noch im vorigen Jahrhunderte waren dergleichen Weihnachtsspiele in vielen Dörfern auf dem Walde und im Flachlande heimisch und noch früher auch in den Städten beliebt und gern gesehen. Im Amte Verflungen lebt ein solches Spiel noch heute im guten Andenken der Leute und im meiningischen Orte

Oberlag an der Rhön ward bis in die jüngste Zeit alljährlich ein Christkindelspiel von den jungen Burschen aufgeführt.

Dieses Spiel hat folgenden Inhalt und Verlauf.

6. Wie das Christkindlein von der erwachsenen Jugend in Oberlag gespielt wird am Christheiligenabend.

Der Vorläufer

(ist weiß gekleidet, hat an seinen Hosen Streifen von Goldpapier, um die Lenden ein rothes Band, auf dem Haupte einen weißen Papphut mit Sternen von Goldpapier und einen weißen Busch daran und führt in der Hand eine mit Goldpapier überzogene Peitsche. Nachdem er sich beim Eintritt in die Stube höflichst verbeugt hat, spricht er):

Guten Abend, guten Abend, Glück herein!
Hier schicken mich die lieben Christkindlein,
Ich sollte fragen, ob's die Hausleute zufrieden sein,
Daß die lieben Christkindlein sollen kommen herein.

(Hat der Vorläufer eine zusagende Antwort erhalten, so geht er hinaus in den Hof und klatst mit der Peitsche so lange, bis seine Mitspieler kommen, denen er dann mittheilt, daß sie in das Haus eintreten dürfen.)

Der erste Schäfer

(in der Kleidung eines gewöhnlichen Schäfers, hat aber viel Wolle um den Hals und den Schöppestiel mit Silberpapier umringelt):

Guten Abend, guten Abend, ihr lieben Vrut',
Verzeiht mir meine Grobheit,
Daß ich so schnell hereingetreten komm';
Es ist sehr kalt draußen,

(Reibt sich die Hände.)

Hände und Füße mögen Einem erfrischen.
Simon, Simon, komm' auch herein!

Der zweite Schäfer:

Ja, ja, wenn's nur die Hausleute zufrieden sein.

Der erste Schäfer:

Simon, siehe einmal, es ist schön warm allhier.

Der zweite Schäfer:

Ja, ja, Brender Schäfer, beim Ofen, das glaub' ich dir;
Ich wollte, daß ich schon wieder draußen wäre.

Der erste Schäfer:

Simon, Simon, ziehe einmal deine Sadpfeife heraus
Und sieh' doch nicht so lauer aus.

(Die Pfeife steckt in einem Kanzen, welchen der zweite Schäfer an-
hängen hat, und besteht aus einer kleinen Wangerolle, die mit Gold-
und Silberpapier umringelt ist.)

Der zweite Schäfer:

Ja, Brender Schäfer, gleichwohl wollte ich dir ein's machen auf
meiner Sadpfeife, aber sie ist mir eingefroren und hab' auch
noch die Papphänge verloren.

(Dabei zieht er die Pfeife etwas aus dem Kanzen heraus.)

Der erste Schäfer:

Simon, sieh einmal, was guckt da draußen herein,
Ich meint', es wär' das liebe Christkindlein.

(Die Sonne sieht zur Thüre herein.)

Der zweite Schäfer:

Ja, ja, bei meiner Sadpfeife, es scheint's zu sein.

Die Sonne

ist ein Mädchen in einem weißen, mit zahlreichen Bändern ge-
schmückten Kleide und einem Papphut; daran sind viele Sterne und
Bänder von Goldpapier und am Hute eine blecherne Laterne an-
gebracht, deren Deckel in einen Stern ausgeschnitten ist, so daß das
darin befindliche Licht sternförmig ausstrahlt. In der Hand hat sie
einen Tactirstock, auch mit Bändern geschmückt. Sie spricht:

Ich bin die Sonn', geh' hören Schrin,
Dass danket euerm Isulein,
Der euch all' eure Trutt' und Schrut',
Auch euer Leib und Seel' behüt'.

Der Engel

(gekleidet wie die Sonne, nur hat er in dem Hute kein Licht und anstatt des Lactirhutes einen sehr langen, ganz mit Gold- und Silberpapier überzogenen und mit einer Fahne von Väandern versehenen Stod):

Ihr sonnen Schäfer, was liegt ihr hier
Auf diesem großen Ehrentag,
Da Christus der Herr geboren ist,
Der euer Hirt und Heiland ist?

(Beim Eintritt des Engels fallen die Schäfer, die bis jetzt am Ofen sich gewärmt, auf die Knie.)

Der erste Schäfer:

Und wem ist dies zu gut gesch'h'n,
Und wem soll die-ler Trost ange'h'n?

Der Engel:

Ench, ench und aller Welt;
Jetzt kommt der große Jakobsheld.

Der erste Schäfer:

Gi, so wollen wir singen ein.

Die Sonne:

Und ich schloge den Loct d'rein.

(Die beiden Schäfer richten sich eupor und singen in Gemeinschaft mit dem Engel und der Sonne einen beliebigen Vers eines Weihnachtsliedes.)

Der König aus dem Mohrenlande

(gekleidet mit einer weißen Hose, einem Hrad mit Silberpapier ausgeschmückt und einem Napoleonschute aus Pappe mit schwarzem Papier überzogen, worauf von Gold- und Silberpapier geschnittene Sterne geklebt sind; auf beiden Seiten ist ein Stern ausgeschnitten, damit man das Wachlichtchen brennen sieht, das in dem Hute selbst sehr vorsichtig angebracht ist; an der Seite hängt ihm ein langer Säbel.

Er führt die Maria in die Stube, zieht den Säbel und spricht:)

Jetzt kommt der König aus Moherntland
Und bringt die Maria an der Hand,
Thut ihr verehrten Gold, Weihrauch und Myrrhen,
Damit sie das liebe Christkindlein thut myrrhen.

(Der König tritt nun der Sonne und dem Engel gegenüber und
präsentirt mit dem Säbel.)

Der König Herodes
(gekleidet wie der König):

Nach du der König aus Moherntland,
Fahrt mit seinem Säbel an den des Königs, daß es einen hellen
Klang gibt)

Bin ich Herodes, ein Fürstlich genannt,
Und auch zu fragen insgerammt,
Ob ihr gesehen und erkannt
Den hellen Stern in eurem Land?
So ziehet hin und suchet sein
Oar heilig noch dem Kindelein,
Und wenn ihr's findet, so sagt mir's auch.
Doch ich's andere noch meinem Brauch.

(Herodes tritt neben den König und präsentirt ebenfalls mit dem
Säbel.)

Maria

ist in gewöhnlicher Bauerntleidung; in einem Kindermantel trägt sie
eine Wiege, auf dem Kopfe ein seidenes Tuch; das Wiegenbettchen
von seidenen Stoffen, darin eine geschmückte Puppe, die das Jesus-
kindlein vorstellt. Ist sie in die Stube getreten, thut sie die Wiege
hervor, läßt die anwesenden Kinder wiegen so lange, bis Herodes
mit Sprechen fertig ist, dann spricht sie):

Josef, Josef, mein alter Mann,
Wird dein' Sohn' schon wiegen an.

Josef

ist wie ein alter Mann gekleidet, trägt einen dreieckigen Hut mit
Federbusch, ein Winkelfeisen, eine Schnupftabakdose, daraus er die
Zufchauser schnupfen läßt, die ihm dafür eine Belohnung an Geld
in die Dose legen. Schon draußen und beim Heringehen hüstend,
spricht er):

Was soll ich euch viel Sagens machen,
Ihr wißt ja selber wohl die Sachen,
Daß in einem kühnem Stall,
Wo Ochß und Esel liegen oft,
In der Krippe, in der Wiegen
Das liebe Christkindlein that liegen.
Ich zimmere täglich auf dem Land,

bei diesen Worten setzt er sich an den Tisch und malt mit Hilfe
des Winkelfeizens ein Haus;

Doch Armethei geht vor die Hand,
Ich leb' in einem traurigen Stand
Und ziehe nach Egypterland.
Petrus, Petrus komm' auch herein
Und schlag' mit deinem großen Schlüssel d'rein!

Petrus

hat schwarze Hosen mit Silberstreifen, eine dergleichen Bade, gewöhn-
lichen Hut, ganz mit Silberpapier überzogen, in der Hand einen
holzernen Schlüssel, ebenfalls mit Silberpapier überzogen. Er schlägt
damit auf den Tisch und spricht:

Mein großer Schlüssel klinget nicht,
Die bösen Kinder gehorchen nicht;
Wenn sie des Morgens früh aufsteh'n und beten gern,
So will ich ihnen die Himmelsthür aufschließen gern.
Hinge, Hinge, komm' auch herein!

Hinge

(Kleidung des Engels; statt eines Stabes eine Weidenruthe in der
Hand, unter seinem weißen Kleide um die Lenden ein Schellengeläute,
daß er jedesmal hören läßt, wenn ein Mitspieler in die Stube tritt.
Sobald er selbst eingetreten ist, so muß er in drei Sprüngen bis an
den Tisch kommen. Er spricht):

Hinge, Hinge flucht man zur Himmelsthür herein,
Es muß erst recht gebetet sein,
So komme ich mit Unbedacht,
Schlag' d'rauf, daß die Haut kracht.

(Schlägt mit der Ruthe auf den Tisch.)

Getter, Jetter, Scorpion,
Laß sie schreien Mordion.

(Darauf läßt er die Kinder in der Stube beten.)

Das Christkind

(ein Mädchen, gekleidet wie der Engel, hat aber statt des Hutes ein
seidenes Tuch über den Kopf hängen, in der einen Hand eine Birken-
ruthe, in der andern ein Körbchen mit Nüssen):

Hört, ihr Kinder, euremegen
Bin ich jetzt und hier zugegen,
Laß ich meinen Abgesandten,
St. Nicolaus Kupperich ist auch vorhanden,
Dem ich seinen Willen ehre,
Den ihr seht und bald seht hören.
Kommt herein, St. Nicolaus, mein frommer Mann.

(Laßt die Kinder beten, gibt ihnen Nüsse, wobei es auch nicht an
Dieben fehlt.)

Der Herschelass

(hat einen großen Mantel an, spitz auslaufenden Hut mit Papier-
fransen, eine hölzerne Larve, eine geflochtene Birkenruthe in der Hand
und spricht):

Ja, ja, wer mich fromm lassen kann!
Dumk! ist die Lösung hier,
Nach bösen Menschen (Kindern) ich spül';
Hausvater, Hausmutter! wie haben sich eure Kinder verhalten?
Ist Mangel vorgefallen, so saget mir's, so wollen wir gleich eine
Probe mit ihnen machen.

(Laßt nur Erwachsene beten und straft mit Bibelsprüchen, aber auch
mit der Ruthe. Im Weggehen spricht er noch):

Ihr Kinder, nehmt euch wohl in Acht
Und seid auf eurer Feil bedacht,
Und wenn ihr nicht wollt werden fromm,
So will ich heut über acht Tage wieder kommen'.

(Nebst den Uebersetzung dieser Volksstücke auch Ausgabe des Kind-Kuprecht mit dem Christ-
kindchen von und zu Weihnachtsen f. Weichold, Weihnachtsstücke, S. 4 ff.; Bernsdorf,
Narren und Fische, S. 287, 2; No. 4; Caspmann, die beiden Mel. der Weihnachtsen,
S. 26 ff.; Grimm, Märchen, p. 478, 479.)

7. Wie man Christkinder machen will und was ein Jeder für einen Spruch hat und wie sie auf einander folgen an der Zahl.

1. Das Weibchen.
2. Der König.
3. Der kleine Schäfer.
4. Der große Schäfer.
5. Der kleine Engel.
6. Josef.
7. Maria.
8. Der große Engel.
9. Das Christkindlein.
10. Der Mohrenkönig.
11. Klabenpupert.

Nun folgen die Gespräche.

Das Weibchen:

Guten Abend, ihr Eltern und Kinderlein,
Erschreckt nicht für diesen schönen Sternlein,
Denn die Weissagung ist euch wohlbekannt,
Dies ist der Stern aus dem Morgenland,
Alle Nacht folgt weit indgemein
Zu sehen mit dem König das liebe Christkindlein.

Chorgefang

(vor der Stubenthür, ehe der König hinein geht):

O König aller Ehren,
Geh' hinein und zeig' dein' Kron',
Es wird dir's Niemand wehren,
Und tret' vor Gottes Thron,
Ein Stern, der uns von weiten
Zu hierher hat begleitet
An einen schönen Ort.

(Nach der Melodie: „Herr Christ, der ein'ge Gottes Sohn u.“)

Der König:

Ein König bin ich zwar
Von großer Qualität,

D'rum sag' ich das fürwahr:
 Laß doch nicht vom Gebet,
 Weil Jesus Christus ist,
 Daß er geboren ist.
 So kommt heran, ihr Schäser,
 Erzählet euren Mund
 Und machet Alles kund.

Der kleine Schäser:

Guten Abend, guten Abend, ihr lieben Leut',
 Verzeiht mir, daß ich so groß und ungeschult
 Zu euch in eure Stuben tret',
 Ungeladen und ungebet'.
 So ist schrecklich kalt,
 Draußen ist es kalt,
 Daß Euerm die Hände und die Sackpfeifen erfriert.
 Dies ist der alte Zeit genannt, er läßt fragen, ob er auch soll
 herein kommen. Ender Zeit, komm' herein.

Der große Schäser, der alte Zeit:

Oa, oa, ich bin schon da. Guten Abend, mein lieber Zeit, meinst
 du denn, meine Sachen stehen auch wie deine? Ist gar
 weit geschit. Ich hab' eine Frau zu Haus mit fünf Kindern,
 die Frau ist nicht einen rothen Heller noch einen Schuß
 Pulver werth,
 Die immer vor dem Spiegel steht
 Und im Haus herum schleudern geht.
 Arnuß du mich nicht an meinem Habitschen?
 Ich bin aus Bethlichem,
 So es jetzt gehet Niemand
 Wegen der kalten Winterzeit
 Und des Hutter's Wenigkeit.
 Hat mir der liebe Gott ein wenig Schaf beschert, ich weiß bei
 meinem Schnappfad nicht, wie ich sie will durch den Winter
 hindurch bringen; ich werd' sie wohl mit einander müssen
 verschleudern und verkaufen und das Geld mit meiner alten
 Urkel hinter dem Ofen verkaufen.

Der kleine Engel

(muß zwischen den beiden Schäsern stehen bleiben und allein singen:
 „Vom Himmel hoch, da komm' ich her &c.“; darnach muß er seinen
 Spruch machen);

Guten Abend, ihr lieben Hirten, erschrecket nicht für meinen Glanz,
denn siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk
widerfahren wird, denn euch ist heute der Heiland geboren,
welcher ist Christus der Herr, in der Stadt David.

(Dann muß er zu dem König treten.)

Maria

(geht alsbald zur Thür herein und spricht):

Josef mein!

Josef

(geht hinter ihr her und spricht):

Maria sein!

Maria:

Was mögen denn das für Leute sein?

Josef:

Es sind die Weisen aus dem Morgenland,
In Deutschland sind sie wohl bekannt.
Ach, ich armer, alter Josef, was soll ich hier viel Sagens machen,
Ihr wißt ja doch wohl meine Sachen,
In dem finstern Ochsenstall, da die Kripp' anstatt der Wiegen, da
das Kindlein liegt. Ich komm' aus Egyptenland, das
Zimmeru ist euch wohl bekannt, wie auch die schönen
Engel sein kommen in unsern Augenschein.

Der große Engel:

Machet Thor und Angel weit
Ihr Eitern insgemein,
Sehet alle Furcht beiseit',
Ihr lieben Kinderlein;
Lasset Zittern und Jagen fallen,
Lasset Thor und Angel schallen;
Jauchzet mit der Engelschaar,
Nunmehr hat es kein' Gefahr,
Weil zu euch kömmt herein
Das liebe Christkindlein.

Das Christkindlein

Guten Abend, ihr lieben Kinderlein,
Euretwegen bin ich hier zugegen

Reihe, groß und klein,
Die das Lesen recht gelernt sein;
Wie denn der Mohrenkönig forscht nach,
Ob ihr gelernt habt Nacht und Tag.

(Das Christkindlein muß nun die Kinder examiniren.)

Der Mohrenkönig:

Ein Mohrenkönig bin ich genannt,
Den frommen Kindern wohl bekannt,
Die ihren Katechismus gelernt sein
Und ihren Eltern gehorsam sein.
Was aber ungehorsame Kinder sein
Und ihren Katechismus nicht gelernt sein
Und ihren Eltern auch nicht gehorsam sein,
So kommt Klaus-Nuprecht auch herein
Und steckt sie in den Sack hinein;
In der Sack zu klein,
So schlägt er mit der Ruthe d'rein.

Klaus-Nuprecht:

Och, hoch, ich bin schon da!

(Wenn nun der Mohrenkönig und das Christkindlein eine Weile
gefragt haben, so spricht)

Das Christkindlein:

Klaus-Nuprecht, komm' herein,
Du bist ein frommer Mann.

Klaus-Nuprecht:

Ja, wenn man mich fromm lassen kann.

(Dabei geht er zur Stube herein.)

Bombe, die Lösung ist bei mir,
Wo ich böse Kinder spür',
Ich nehm' sie all' und steck' sie in den Sack hinein,
Hier hab' ich schon ein'.

(Wenn nun Klaus-Nuprecht ein wenig d'rein gewesen ist, so spricht)

Der große Engel:

Pack dich, du toller Knecht,
Hier hast du weder Gewalt noch Recht.

Klaß-Ruprecht:

Ach, ich armer, alter Tropf,
Wie schlägt man mich auf meinen Kopf;
Wenn ich denk, ich will was richten aus,
Jagt man mich zur Thür hinaus.

Maria (singt):

Josef!

Josef (singt):

Was da?

Maria (singt):

Josef!

Josef (singt):

Was da?

Maria:

Josef, lieber Josef mein,
Huf mir wiegen mein Kindelein.

Josef (singt mit dem ganzen Chor):

Nun schlaf mein liebes Kindelein zc.

(1. und 2. Vers.)

(Wenn dies gesungen ist, springt

Klaß-Ruprecht

zur Thür herein und spricht):

Poh Börlément, poh Hammer[s]chlag,
Nehmt mich doch auch mit in's Selag',
Es gilt mir eines mit,
Ihr dürft auch mein vergessen nicht.
Ich will nicht sein ein ärgertlicher Mann,
Wenn ich soll länger draussen ha'n.

(Wenn nun Klaß-Ruprecht ein wenig d'rin gewesen ist, so spricht)

Der große Engel:

In liebes Christkindelein,
Dieweil wir noch viel Kinder haben,
Die unter warten an manchem Ort —

Das Christkindlein:

So laß uns eilen bald,
Gott segne euch, Jung und Alt.
Wer mit mir will, der folge mir.

Nic. Ruprecht:

Reiß' uns, nach dir so laufen wir.
Aber nehm' euch ferner in Acht,
Sonst komm' ich noch einmal unbedacht
Und schlag' zu, daß Haut und Herzbein'el bracht,
Damit wünsch' ich euch allen gute Nacht.

Chorgesang:

(Mt. 23, Vers 4.)

Ubi sunt gaudia,
Nirgends mehr denn da,
Da die Engel singen *nova cantica*
Und die Sphellen klingen
In *regia celsa*.
Eya, wären wir da.

(Nun geht es zur Thür hinaus.)

Ende.

8. Ein Weihnachtsfester in der Christnacht wird auf dem Antoninsberge (Tungelöberge) bei Schweina, im Amt Salzungen, von der Dorjugend noch immer angezündet. Weder weltliche noch kirchliche Verbote haben den Brauch beseitigen können, auch nicht die Ungunst der Witterung, Regen, Schnee und Kälte. Schon in der Adventzeit bauen die älteren Knaben und jungen Bursche auf dem Gipfel des Berges, worauf vor Zeiten die älteste Dorfkirche stand, aus Steinen, Moos und Rasen eine thurmähnliche Erhöhung, eine Art Pyramide, worauf am Christabend eine starke, oben mit Reisigbündeln versehene Stange aufgesteckt wird. Dann rüstet sich die Jugend des Orts gleichfalls mit Stangen, an deren Enden alte Besen oder Bündel von Holzpäuen befestigt sind, um als Hadeln zu dienen. Daher in dieser Zeit kein Besen in Schweina sicher ist. Dunkel der Abend und wird das Christfest eingeläutet, so zieht die Schaar der Knaben und Bursche den Berg hinauf und bald lodert die

Flamme zum Himmel empor und das Kirchenlied: „Vom Himmel hoch da komm' ich her etc.“ klingt durch die stille Nacht. Um die Hauptflamme scharen sich kleinere Flammen und Lichter zu einem Kranz und zuletzt wird wohl auch noch ein Kadelbrennen und Kadel-schwingen angestellt, bis die Lichter, allmählig verlöschend, wieder in's Thal zurückwandeln. Unten auf dem Marktplatze wird noch ein Kirchenlied angestimmt. Kirchenlieder, abwechselnd mit Volksliedern werden auch in vielen Wohnungen gesungen, dabei Jubeln und Zechen die ganze Nacht hindurch. Um Mitternacht wird's auf dem Kirchturme lebendig und zwischen dreimaligen Glockenpuffen wird geblasen und gesungen.*) Gegen Morgen läutet es zur Frühmette und Alt und Jung, die Kleinen an der Hand und auf den Armen, geht zum Gotteshaus, um sich dort zu erbauen an dem Wort vom ewigen Licht. — Auch im benachbarten Orte Steinbach finden Kadelzüge der Jugend an demselben Abende nach dem Lohberg oder Kirchberg statt, doch nicht mit derselben Theilnahme und gleichen Ausdehnung wie in Schweina. Aber noch im vorigen Jahrhundert soll auch hier in der Christnacht jedes Jahr ein Weihnachtsfeuer angezündet worden sein.

Bräuer, Festschau der Herzogthums Weiningen, II, 55.

Grimm, Mythol., 503.

Wolf, Beiträge zur d. Mythol., I, 117 ff.

9. Am Christabend, am Abend vor Neujahr und Dreikönigstag wird im Weiningen Oberland ein starker Holzstod („Christkloß“) vor dem Schlafengehen in den Ofen geschoben, der dann die ganze Nacht brennen muß. Seine Kohlen und Ueberreste behüten das ganze Jahr hindurch das Haus vor Feuergefahr, Einbruch und anderem Unglück.

Grimm, Mythol., p. 104. 1220.

Weinhold, Weihnachtsfeste, p. 12.

10. In der Umgegend von Saalfeld wird die ganze Christnacht hindurch das Feuer im Ofen erhalten.

*) Sollte das noch ein Ueberrest von dem sonst in der Kirche üblichen Ainkelwiegen sein? S. Hoffmann von Fallersleben, Geschichte des deutschen Kirchenlieds, S. 430; Meier, Sagen aus Schwaben, S. 464.

11. In den heiligen drei Nächten vor Weihnachten, Neujahr und Dreikönigstag verwandelt sich alles fließende Wasser in der zwölften Stunde in Wein.

Woll. Beiträge, II, 174

12. Während der zwölf Nächte wird die Asche im Ofen sorgfältig gesammelt und aufgehoben, um sie später unter den Samenlein zu mischen. Dadurch wird das Wachsthum und Gedeihen der Pflanzsaat befördert.

13. In der längsten Nacht bleibt in Kalltenlengsfeld das junge Volk die ganze Nacht wach. Man isst und trinkt, jubelt und lacht sich's wohl sein. Das herkömmliche Essen ist „Kumpert“ oder „Zemmede“.

14. In Eisenach hat man früher zu Weihnachten Pfefferschreiben gebaden, auf welchen Frau Holle mit dem Spinnrad oder Spinnrosen abgebildet war.

15. In der Christnacht muß das Viehfutter in's Freie gestellt oder um 12 Uhr derselben Nacht das Vieh gefüttert werden.

16. Im Meininger Oberlande füllt man am Weihnachtsheligenabend einen Korb mit Heu, stellt ihn in den heiligen drei Nächten in's Freie und legt am Dreikönigstage das gesegnete Futter dem Vieh vor. Wenn ein Thier davon nicht frisst, so ist das ein schlimmes Anzeichen.

Wergl. Rahn und Schwarz, nordd. Sagen, S. 406, 137.

Wernsdorff, Mythen und Sagen, S. 290, 11

17. „Wie zu Weihnachten die Schuchhausen, so im Herbst die Kornhausen; wie Neujahr knittern die Fuhrmannswagen, so im Sommer die Kornwagen.“

Ziethorst

18. Wer in der Christnacht beim Lichtanbrennen seinen Schatten an der Wand ohne Kopf, oder in dem Schlothe einen Sarg schweben sieht, stirbt im kommenden Jahre.

Wgt. O. Konh.

19. Am Christheiligenabend müssen alle Wassergefäße mit Wasser gefüllt werden und so bis zum nächsten Morgen stehen bleiben, sonst werden sie mit Thränen gefüllt. Andere thun es auch in der Neujahrsnacht.

Connerberg.

20. An den heiligen drei Nächten zünden die Mädchen jedesmal eine Schleiße an und bewahren die drei Ueberreste derselben bis zur nächsten Wäsche, wickeln dieselben in eines ihrer Hemden, fochen sie mit und beobachten dann während des Ausklopfens der Wäsche, ob Jemand an ihnen vorübergeht. Erscheint ein Mann, so wird dieser ihr zukünftiger Bräutigam und Ehemann.

Mgt. O. Land.

21. Will man das Jahr hindurch Holz im Walde stehlen, ohne vom Jäger betroffen zu werden, so gehe man in der Christnacht hinaus und stehle neuerlei Holz.

Mgt. O. Land.

22. An den heiligen drei Nächten darf man das Licht nicht unvorsichtiger Weise auslöschen; sonst stirbt man im Laufe des Jahres.

Mgt. O. Land.

23. Zwischen Weihnachten und Neujahr haben an vielen Orten die Diensthoten das Recht oder die Vergünstigung, für sich arbeiten zu dürfen.

24. In dieser Zeit darf man kein Spinnrad in die Stube bringen, sonst werden die Schafe krank.

Dreher.

25. In den heiligen zwölf Nächten müssen sich Freunde unter einander besuchen; es befestigt die Freundschaft für's kommende Jahr.

Vörsner.

26. Während der Zeit der zwölf Nächte darf man keine Hälftenfrüchte essen; man bekommt sonst Blutschwären.

27. Was dir in den sogenannten zwölf Nächten träumt, das wird wahr.

28. In den zwölf Nächten geht Frau Holle umher und sucht in jedes Haus zu kommen. Sind die Thüren verschlossen, geht sie durch die Fenster, selbst durch die Küchensenster, wenn sie offen stehen. Findet sie die Nocken den Christabend oder den Abend vor dem heiligen Dreikönigstage nicht rein abgeponnen und die Spinnräder noch in der Wohnstube stehen, so sind am Morgen die Spinnröden zerzauset, die Nockenbänder lose und Häderling und anderer Unrath in den Nalch der Nocken gemischt. Ein Spinnrad, über dem Frau Holle gewesen ist, geht nicht mehr und „garut“ nicht mehr.

29. In den zwölf Nächten ist die Witterung für jeden der zwölf Monate im voraus zu erkennen. Wie es in der Christnacht ist, so ist es im Januar und so gibt jede der folgenden Nächte das Wetter für den folgenden Monat zu erkennen, der zweite Christtag für den Februar, der dritte Christtag für den März u. s. w.

Schwarzburg-Sonderhausen

30. In den Zwölften durfte der Name des Wolfes nicht genannt werden, wenn man von ihm verschont bleiben wollte.

31. Wenn es in den zwölf Nächten sehr windig und stürmisch ist („wenn die Bäume rammeln“), gibt es ein gutes und reichliches Obstjahr.

32. Auf der Rhön walzen sich die Leute in der ersten Christnacht auf unausgedroschenem Erbstroh herum, um Erbsen auszu-schlagen, die sie dann bei der Aussaat unter die übrigen Erbsen mengen. Sie glauben damit der Saat ein besseres Gedeihen zu verschaffen. Auch peitscht man dort am Tage der unschuldigen Kinder die Bäume mit Ruten, daß sie im nächsten Jahre recht viele Früchte bringen.

Nager, Fische über die hohe Rhön, III, 5.

Bergl. Wolf, Beitr., I, 121.

33. Dasselbe thut im Berragrund die Bäuerin in der Neujahrsnacht. Sie geht um 12 Uhr mit einer Ruthe in den Garten und schlägt damit an jeden Baum, sprechend: „Ich schüttel dich, ich rüttel dich, du sollst mir tragen, daß die Äste beugen sich.“

G. Wolf, Beitr., II, 126.

34. Man bringt auch in dieser Nacht den Obstbäumen ein Neujahr. Sie werden mit Strohbandern umwickelt und umbunden, daß soll gleichfalls ihre Tragkraft erhöhen.

G. Ruhn und Schwarzg., nachd. Eagen, p. 607.

35. Während der zwölf Nächte darf kein Stall ausgemistet werden, sonst stirbt im Verlaufe des Jahres ein Thier. Ebensovienig darf man Wäsche zum Trocknen aufhängen; wer das thut, muß im nächsten Jahre einem Familiengliede den Sarg schmücken, oder so viel Häute des gefallenen Viehes aufhängen, als er Stüde Wäsche aufgehängt hat.

36. Dagegen spinnen die Frauen auf der Rhön und im Werrogrund zwischen Weihnachten und Neujahr gern ihren Zwirn, weil er, in dieser Zeit gesponnen, besser hält. In Großlupatitz wird der Zwirn in derselben Zeit nicht bloß gesponnen, sondern auch fleißig verarbeitet. Ein Kleidungsstück damit genäht, schützt beim Fallen vor dem Zerbrechen der Gliedmaßen.

37. Dem Mädchen, das am letzten Tage des Jahres oder am Abend vor Dreikönigstag seinen Knoten nicht abspinnt, wird von der Frau Holle oder Frau Röll der Flachs verunreinigt. Jedes Haar, das aus dem alten Jahr in's neue am Knoten verbleibt, hat ein Unglücksjahr zur Folge. „So viel Knotenhaar, so viel Unglücksjahr“, lautet das Volkswort.

Grimm, Mythol., p. 247.

38. Am Abend vor dem Neujahrstage geht der Bauer hinaus und schneidet Reiser von Erlenbäumen oder Hollunderbüschen ab, die er zu einem Reifen oder Seil dreht und in seinem Hause aufhängt, um vor dem Ausbruche eines Feuers gesichert zu sein.

39. Wer in der Neujahrnacht zwischen 11 und 12 Uhr im Freien einen Kreis um sich zieht und in denselben tritt, kann sein Schicksal für's kommende Jahr erfahren. Er darf sich aber vom Bösen nicht aus dem Kreise locken lassen, weil er ihm sonst verfällt.

Weinholt a. a. O., p. 20.

40. Man kann sein Schicksal im künftigen Jahre hören, wenn man in dieser Nacht an dem mittelften der drei Fenster eines Zimmers lauscht.

41. Wenn man am Sylvesteraabend ein Licht in die Stube bringt und von den Schatten der Anwesenden einen ohne Kopf sieht oder mit zwei Köpfen, so stirbt der, dessen Schatten so erscheint, im kommenden Jahr.

Bergl. Zahn und Schwarz a. a. O., p. 508.

42. In derselben Nacht setzt man so viel Häufchen Salz auf den Tisch, als Personen zur Familie gehören, und bezeichnet ein jedes Häufchen mit dem Namen eines Familiengliedes. Wessen Häufchen am Morgen eingefallen ist, der muß in dem Jahre sterben.

G. Grimm, Mythol., p. 1077.

43. In der Neujahrnacht von 11—12 Uhr gießen die Mädchen in Thüringen, um den Stand ihres künftigen Mannes zu erfahren,

stillschweigend Blei in's Wasser. Das Wasser dazu muß stiehendes sein (Eisenach). Ein Erbschlüssel, eine Erbschüssel und ein gererbter Löffel sind hie und da gleichfalls nöthig. Aus der Form des Bleies erkennen sie den Stand und das Geschäft ihres Zukünftigen. Schafe bedeuten einen Hirten, Hunde einen Megger, Wagen und Adergeräthe einen Bauer.

44. Auch Eier schlagen sie in kochendes Wasser und prophezeien aus der Form des Eiweißes, das geronnen ist.

45. Auch lassen sie brennende Wachslichter in Rußschalen auf einem mit Wasser gefüllten Gefäße schwimmen. Kommen die Rußschalen, von denen die eine das Mädchen selbst bedeutet, die andere oder die anderen ihren und ihre Liebhaber, zusammen, so heiratet sie ihren Geliebten oder denjenigen, welchen die angeschwommene Rußschale bezeichnet.

46. In den Spinnstuben zupfen die Mädchen Flachswidel aus dem Roden, zünden sie an und werfen sie in die Höhe. So viele nun in die Höhe steigen, so viele Freier bekommen sie. *Singingen v. Kuhn.*

47. Auch Lose von Papier werden in der Neujahrnacht gemacht, die Namen der Geliebten darauf geschrieben, in einen Topf gethan und zu bezeichneter Stunde (11 — 12 Uhr) gequirlt, bis eins von ihnen heraußfliegt. Der Name bezeichnet den zukünftigen Mann.

48. Schütteln des Erbzauns ist gleichfalls üblich.

49. Wenn der Rufus ruft, fragen die Mädchen, wie lange sie noch warten müssen. So vielmal er ruft, so viele Jahre vergehen noch bis zur Hochzeit. Ruft er aber zu oft, so laun die Zahl seiner Rufe auch Monate bedeuten.

50. In der Neujahrnacht versammeln sich die Mädchen, verbinden einer Gans die Augen und erwarten nun, auf welches der Mädchen die Gans zugeht. Dieses wird dann in demselben Jahre Brant.

Grassl. Gumburg.

51. Hört ein Mädchen, daß in der Neujahrnacht in's Freie gegangen ist, von ferne Hundegebell, so heiratet es noch in dem Jahre nach dieser Richtung hin.

Gumburg.

52. Schreibe in der Neujahrsnacht auf drei Zettel die Namen drei deiner muthmaßlichen Liebhaber; ziehe einen zwischen 11 und 12 Uhr, so wirst du erfahren, welchen du zum Manne erhältst.

53. In der Neujahrsnacht decke einen Tisch mit zwölf Tellern, thue auf 1 helles Wasser, auf 2 trübes Wasser, auf 3 eine Kohle, auf 4 ein Wanderbündel, auf 5 einen Brautkranz, auf 6 einen Schlüssel, auf 7 ein Brod, auf 8 eine Feder, auf 9 eine Puppe, auf 10 einen Ring, auf 11 ein Buch, auf 12 ein Werkzeug. Hierauf umkreise den Tisch dreimal mit geschlossenen Augen und greife jedesmal auf einen Teller. Greiffst du nun helles Wasser, so bedeutet es Freude; in trübes Wasser, Krankheit; greiffst du die Kohle, Trauer; den Wanderbündel, Wegzug; den Brautkranz, Hochzeit; den Schlüssel, eine Erbschaft; das Brod, ...; die Feder, einen mit der Feder beschäftigten Mann; die Puppe, angenehme Hoffnungen; den Ring, Verlobung; das Buch, einen Gelehrten; das Werkzeug deutet man nach der Bestimmung desselben.

54. Am Sylvesterabende ist es hier und da Brauch, die kleinen Stumpfschen der Wachlichter vom Christbaume in eine leere Kuchschale festzulegen, anzuzünden und in ein Gefäß mit Wasser paarweise zu setzen. Schwimmen die kleinen Kähne ruhig neben einander, oder kommen sie zusammen, so werden diejenigen, denen sie zugeeignet sind, im Laufe des Jahres ein Paar. Wessen Licht zuerst verlöscht, der stirbt zuerst.

55. In der Neujahrsnacht zwischen 11 und 12 Uhr gießt man durch einen Erbschlüssel geschmolzenes Blei schweigsam in Wasser, über welches Tauf-, Hochzeits- und Leichenzüge gehen; aus den Gestalten des Bleies kann man erkennen, was die Zukunft bringt. Namentlich erscheinen die Mädchen daraus das Handwerkszeug oder andere Standeszeichen ihres künftigen Mannes.

56. In derselben Nacht decken die Mädchen den Tisch, setzen zwei Teller darauf, legen Messer und Gabel daneben und stellen zwei Stühle dazu. Mit dem zwölften Mordenschlage erscheint der künftige Mann und nimmt seinen Platz am Tische ein.

57. Sie gehen auch in den Holzstall, nehmen stillschweigend einen Arm voll Holz, tragen es in die Küche und werfen je zwei und zwei Scheitchen ab. Bleibt von diesen zuletzt ein Paar übrig, so ist es gewiß, daß sie im kommenden Jahre heiraten; bleibt ein Scheit übrig, so haben sie in dem Jahre keine Aussicht auf Heirat; ist aber zuletzt ein Scheit und ein Span da, so reichen sie einem Witwer ihre Hand. Auch am Neujahrsmorgen während der Frühkirche wird Holz in die Küche getragen. Die Mädchen erblicken bei dieser Arbeit ihren künftigen Bräutigam.

58. Am Neujahrsheligenabend schreiben die Mädchen Buchstaben an die Thüre und greifen mit verbundenen Augen darnach. Der Buchstabe, welchen sie dabei auswischen, ist der Anfangsbuchstabe vom Namen ihres zukünftigen Geliebten. Zennetova.

59. In der Neujahrsnacht schälen die Mädchen einen Apfel ganz ab, ohne daß die Schale zerreißt. Diese Schale werfen sie hinter sich. Die Figur dieser Schale zeigt den Anfangsbuchstaben vom Namen des zukünftigen Liebhabers.

60. In der Neujahrsnacht gehen die jungen Burschen und Mädchen, um zu erfahren, ob sie im nächsten Jahre heiraten werden, an's Hühnerhaus und pochen daran. Kräht der Hahn, so muß der Bursche noch warten; gadert aber ein Huhn, so verheiratet er sich bald. Bei den Mädchen hat es die umgekehrte Bedeutung.

61. In der Neujahrsnacht stellen die Mädchen einen Teller mit Wasser hin und legen jede ein Kopshaar von sich hinein; die, deren Haar sich ringelt, wird bald Braut.

62. In der Umgegend von Schmalkalden gilt als ein sicheres Mittel gegen Krankheitsanfälle das Essen einer Hagebutte in der Neujahrsnacht. Deshalb suchen und pflücken viele Leute diese Frucht in der Nacht und reichen sie Freunden und Bekannten, Eltern besonders ihren Kindern, ohne ein Wort dabei zu reden, durch's Fenster, damit sie stillschweigend die Frucht essen und dadurch gegen jeden Unfall das Jahr hindurch sich sichern. Dieser Brauch und Glaube ist auch im Berrathal zu Hause.

63. In der zwölften Stunde dieser Nacht setzen sich die Leute vor die Hausthüre, ziehen den einen Schuh aus und werfen ihn über die entgegengesetzte Schulter rückwärts in's Haus. Fällt der Schuh mit der Spitze hinein, so bleiben sie das Jahr über im Hause; im umgekehrten Falle müssen sie das Haus verlassen.

D. Grimm, Mythol., p. 1072.

64. Wer in der Neujahrsnacht um 12 Uhr im bloßen Hemde stillschweigend rücklings zu seinem Hause hinaus in den Hof geht, sieht über den Häusern des Ortes, in dem das Jahr über Jemand sterben wird, den Sarg des Sterbenden.

65. Wer in der Neujahrsnacht zum Fenster hinaussieht und vor dem Hause gegenüber schwarzgekleidete Männer erblickt, stirbt in dem Jahr.

66. Auf welchem Hause in der Neujahrsnacht ein Feuer erscheint, in dem brennt es im Laufe des Jahres.

67. Kehre in der Neujahrsnacht ganz entkleidet die Stube mit einem neuen Besen, dann wirfst du dort deinen zukünftigen Mann erblicken.

68. Schüttle in der Neujahrsnacht einen Baum, so wirfst du an dem darauffolgenden Geräusch vernehmen, welcher Art das Geschäft deines Zukünftigen ist.

69. Schlage in der Neujahrsnacht zwischen 11 und 12 Uhr drei Lieder, die dir der Zufall gibt, aus dem Gesangbuche auf und du wirst aus dem Inhalte sehen, was dir bevorsteht.

70. Wer in dieser Stunde eine Küchenzwiebel nimmt, sie in zwei Hälften zerschneidet, davon zwölf Blätter abblattet und sie mit Salz bestreut, hat in denselben am nächsten Morgen einen Witterungskalender für's neue Jahr. Die zwölf Blätter gelten nämlich für die zwölf Monate. In welcher Blattschüssel das Salz sich aufgelöst hat, wird in nasser Monat erkannt; die Blattschüsseln dagegen, in welchen sich das Salz noch unverzehrt findet, weisen auf einen trockenen Monat hin.

71. Soviel Fasern die Spinnerin über Neujahr auf ihrem Rade laßt, soviel wird dieselbe im neuen Jahre Unglückstage haben.

72. In der Neujahrnacht füllt man beliebige kleine Maße mit den verschiedenen Getreidearten, schüttet ihren Inhalt auf den Tisch und bringt ihn dann wieder in's Gefäß. Sowie nun die Körner mehr, weniger oder ebensoviel Raum im Gefäße einnehmen als vorher, wird die Ernte der betreffenden Getreideart gut, schlecht oder mittelmäßig ausfallen.

73. In der Neujahrnacht soll man zwischen 11 und 12 Uhr noch auf den Gottesacker gehen und Noos von den hölzernen Kreuzen unter: „Im Namen Gottes des Vaters etc.“ holen, um Gicht und andere Krankheiten zu heilen.

Verba.

74. Wenn es in der Sylvesternacht trocken und kalt ist, geräth der Flachs nicht, und wenn es in der Neujahrnacht stürmt, schlägt der Wind im August das Obst von den Bäumen.

Schwarzburg-Condorhausen.

75. Eine Ruscaturz in der Neujahrnacht stillschweigend gekauft und das Jahr hindurch unausgesetzt in der Tasche getragen, verhindert selbst beim schwersten Sturz das Zerbrechen eines Gliedes.

76. An den Weihnachtstagen oder kurz nachher, namentlich am Tage der unschuldigen Kindlein (28. December), ziehen in verschiedenen Gegenden die Kinder mit Ruthen und grünen Zweigen auf den Straßen umher, schlagen zum Scherz die Vorübergehenden und erheischen dabei eine Gabe, gehen auch in bekannte und befreundete Häuser und thun den Hausbewohnern dieselbe Ehre zu demselben Zweck an. Im Orlagau heißt der Brauch „das Peitschen mit frischem Grün“ und findet am zweiten und dritten Weihnachtstage statt. Am zweiten Feiertage gehen die Mädchen, ältere und jüngere, mit frischen Tannenzweigen zu ihren Eltern, dann zu den Vätern, Verwandten und Freunden in die Häuser und schlagen sie mit ihren Reisern. Dasselbe thun am nächsten Tage die Knaben und jungen Bursche. Dienstleute bedienen sich gegen ihre Herrschaft eines Rosmarinstengels. Der dabei übliche Spruch lautet:

Guten Morgen!

Frisches Grün,

langer Leben!

Ihr sollt uns einen blanken Thaler (Küsse u. s. w.) geben!“

Die ersten drei Zeilen sind immer dieselben für alle, nur die letzte wird nach Verschiedenheit der Personen und Verhältnisse geändert. Die Sitte kommt unter allerlei Namen vor und die dabei gebräuchlichen Verse und Sprüche sind in den verschiedenen Gegenden verschieden. Im Rudolstädtschen gehen die Kinder „tängeln“. Ein Oberweißbacher Tängelvers lautet:

Tängel, tängel Ruthe,
Thut mer was ze Jute,
's Jute noin, 's Böle roue,
Dag's jaunge Jahr fromm bleibh."

An anderen Orten heißt die Sitte „kindeln“, auch „Klingeln“ und der Tag nach Weihnachten „Kindeltag“ und „Klingeltag“. Früher bekamen die Kinder allgemein dafür Äpfel, Nüsse, Pfeffer-scheiben und Stäbe Schüttchen; jetzt sind die Gaben spärlicher und seltener geworden. Das früher dabei übliche Singen ist durch polizeiliche Verbote an den meisten Orten aufgehoben. Im Neustädter Kreise laufen die Kinder an diesem Tage mit Tannenzweigen, oft sehr großen, auf der Straße umher und schlagen Jedermann, wer sich bliden läßt, bringen auch in die Häuser, peitschen die Dienstmädchen, sagen ihren Spruch und fordern eine Gabe. In der gütlichen Aue ist ebenfalls zwischen Weihnachten und Neujahr, in Kogleben am Sylvestertage oder Neujahrsmorgen der „Klingeltag“ bekannt, an welchem die Kinder „Klingen“ gehen, d. h. mit Ruthen vom Christbaume die Leute aus dem Bette holen und die schon aufgestandenen mit ihren Ruthen begrüßen. Sie erhalten auch dort in den Häusern kleine Geschenke, meist Schwaaren. Dieselbe Sitte ist auch auf der Rhön heimisch. In Neuhaus lautet der Spruch:

Tängel, tängel, hanemidder,
Wenn der mer niß gat, geh ich wider.
Tängel, tängel, Pfischeseil,
Pfeffersch'n an ~~Wannem~~
In an ganzen Tholer sei,
Damit will ich zufrieden sei.

77. Das Riggericht zu Holmuthausen, südwestlich von Römheld.

Kühnlich auf der heiligen drei Könige Tag findet sich der Brauch aus Bebrungen (früher als Herrenbreitungen) im Dorfe

ein, die Gemeinde wird zusammengeläutet und sammelt sich auf dem nahegelegenen Schulerthofe, wo die Lehnteute dem Beamten für den Vohnherrs ihre Erbzinse entrichten. Dann wird auf Kosten der Hofbauern Mahlzeit gehalten, die Weiber und Mädchen des Dorfes bringen einen oben mit Kranz gepuhten, mit Haselaüssen, Zucker und Obst behangenen Buchsbaum, Schüsseln mit Äpfeln, Birnen und Kuchencatnäßen an geschlossenen Federspulen stehend, bleiben vor der Thür stehen und stimmen ein Neujahrslieb an. Nach dessen Endigung geht die Ritzjungfer, d. h. das den Baum tragende Mädchen voran und überreicht ihn dem Amtmann, die Schlüsselträgerinnen folgen und Alle setzen sich zum Tische nieder. Findet sich eine fremde Frau oder Jungfrau zum erstenmal dabei, so wird sie geküßelt und muß der Gesellschaft eine Ergögnlichkeit geben. Nach dem Essen setzt sich der Amtmann oder wen er dazu bestellt, auf einen in die Mitte gestellten Drehstuhl, der Kiststuhl geheißt, die Ritzjungfer und ihre Gesellschaft treten hinzu und Jede muß ihm einen Kuß geben. Bevor sie diesem alten Recht genug gethan haben, erlaubt er ihnen weder Musik noch Tanz, zu welchem Kistanz aber sein Bauernburck gezogen wird. Den folgenden Tag erscheinen die Lehnteute von Lubstätt, Ochheim, Jermelshausen und entrichten ihre Zinsen, nach eingenommener Mahlzeit reißt der Beamte nach Behrungen zurück. Der ganze Vorgang wird das Ritzgericht genannt.

Meinets Geschichtsverf. 7. 187—189.

Meinets, Meerschamer, 2. 189 S.

Beigl. Europ. Volksbuch. aus Bonnberg, p. 128 S.

78. Am Tage der heiligen drei Könige, wo der Tag um einen Fahrenschrei zugenommen, jagen sonst in Stadt Alm und auf dem Walde Knaben mit einem auf einer hohen Stange beschigten Händchen, in welchem bewegliche Puppen den König Herodes und die drei Weisen da stellten, umher und sangen das Lied: „Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern“ vor den Thüren.

79. Wer die Namen der heiligen drei Könige auf Papier geschrieben bei sich trägt, ist vor allen Seuchen und jedem Unglück bewahrt.

Ein Mädchen wird damit eine glückliche Heirat thun.

80. Am Dreikönigstage, „am obersten“, ward in Eiskfeld alljährlich Frau Holle verbrannt. Man zog nach beendigtem Nachmittagsgottesdienste mit Musik auf den Markt, sang ein geistliches Lied und rief sich dann einander zu: „Frau Holle wird verbrannt!“

Verfasser, Landeshaupt des Herzogthums Meiningen, S. 208.
Grimm, Mythol., 1277.

81. Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern ziehen in der Zeit von Weihnachten bis zum Dreikönigstage noch immer umher, freilich nur verstoßen, und singen, ihren „Morgenstern“ drehend, ein Bruchstück des alten herkömmlichen Sternendreherliedes. Früher war in Thüringen der Aufzug in den Städten und auf dem Lande gleich volkstümlich und beliebt bei Jung und Alt. Nach einer Beschreibung aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts („Journal von und für Deutschland“ 1789, 1—6 St., S. 156 ff.) wurde er in folgender Weise gehalten:

Drei junge Bursche, die zum gemeinsamen Unternehmen und Verdienst sich vereinigt hatten, waren mit langen weißen Hemden bekleidet, die ein mit Goldpapier überzogener Gürtel zusammenhielt; mit Goldpapier überzogene breite Wehrgehänge hingen über die Schultern und darin entweder hölzerne oder wirkliche Säbel. Zwei führten vergoldete Spiege in den Händen und der dritte trug den sogenannten Stern. Der eine Bursche, welcher den Nothekönig vorstellte, war im Gesicht und an den Händen geschwärzt, hatte einen auf allerlei Art gezierten Turban auf und hinten hing ihm ein langer steifer Zopf herab, der auch den beiden andern nicht fehlte zu ihren zackigen Kronen aus Goldpapier. Der Stern bestand aus einer Stange und einem darauf befestigten Brett. Auf diesem Brett sah man im Hintergrunde eine Art Schloß, mit Gold und Buchsbaum reichlich verziert. Auf der einen Seite war eine Laube von Buchsbaum, in welchem die kleinen drei Könige so lange verborgen blieben, bis das Lied ihre Erscheinung verlangte, an der anderen Seite des Schloßes befand sich der Stall mit Josef, Maria und dem Kindlein in der Krippe, dabei ein Ochselein und ein Eselcin. Im Schloß selbst war in der Mitte ein großes Fenster angebracht, hinter welchem Herodes gewöhnlich mit einem braunrothen, fürchterlichen Gesicht stand; eine große schwarze Fassade bedeckte seinen Kopf.

Alle Figuren waren durch Schnüre in Bewegung zu setzen. An der Stange befand sich noch ein großer vergoldeter Stern, aus Pappentafel gemacht, den der Sternhalter herumdrehte. Die ganze Schanstellung war mit einigen Lichtern erleuchtet.

Daß bei diesem Umzuge übliche Lied lautet folgendermaßen:

Alle:

Wir kommen daher aus fremdem Land.
Einen guten Abend, den geb' euch Gott!
Einen guten Abend, eine fröhliche Zeit,
Die uns der Herr Christus mit Frieden bereit.

Der Wehr allein:

Ich bin der König aus Babylonland,
Jetzt komm' ich aus Egyptenland.

Alle.

Salzer, Salzter, Reichter dar,
Wir treten zusammen auf einen Saal.

(Jetzt kommen die kleinen drei Könige aus ihrer Hütte bis unter Herodes' Fenster (speziert).)

Wir treten zusammen vor Herodes Saal,
Herodes schaut zum Fenster heraus.

(Jetzt stellt Herodes den Kopf heraus und nickt zuwiegen.)

Herodes sprach: wo wollt ihr hin? —
Noch Reichlichem steht außer Sinn,
Noch Reichlichem in David's Stadt,
Wo das Kind Jesus geboren ward.

Der Wehr allein:

Herodes sprach: kommt 'rein zu mir!
Ich will euch geben Wein und Bier,
Ich will euch geben Hen und Stinn,
Ich will euch geben die Hehrung sein.

Alle:

Ich nein! ich nein! wir müssen fort,
Wir haben ein kleines Kindlein dort:

Ein kleines Kind, ein großer Gott,
Der Himmel und Erde erschaffen hat.

Der Mohr allein:

Herodes sprach mit trügigem Sinn:
Wollt ihr nicht bleiben, geht immer hin!

(Jetzt schüttelt Herodes den Kopf und zieht ihn wieder zurück.)

Alle:

Sie gingen zu einem Berg hinaus,

(Jetzt rücken die drei kleinen Könige bis an den Stall.)

Da mußte der Stern wohl stille stahn;

(Nun wird der Stern nicht weiter gedreht.)

Der Stern stand stille, wir gingen hinein,

Und fanden die Marie mit dem Christkindlein;

Sie knieten nieder und beteten's an,

(Jetzt bücken sich die drei Könige beimal.)

Und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen.

Ende.

*Erstet findet sich L. Hoffmann u. Hallensleben, Geschichte des deutschen Kirchenliedes,
p. 401 B.*

Früher hatten auch Josef und Marie eine Rolle, mit der Zeit ist aber dieser Theil der kleinen Weihnachtsdarstellung in Abgang gekommen. Die drei Könige, welche ihr Gold und ihren Weihrauch verschenkt haben, nehmen nun mit einer kleinen Wegzehrung an Silber und Kupfer verließ und geben ihre Dankbarkeit durch einige Reimsprüche zu erkennen, die sie nach dem Stande und der Zahl der Hausgenossen einzurichten wissen.

Sie haben uns eine Versicherung gegeben,
Gott laß sie das Jahr in Frieden verleben (mit Frieden erleben)!
Mit Frieden verleben immerdar!
Das wünschen wir heute zum neuen Jahr.
Dem Herrn wollen wir wünschen einen gold'nen Tisch,
Auf allen vier Ecken gebat'ne Fisch!

Und mitten darin einen Becher mit Wein,
 Daß soll des Herrn sein Schlastmaß sein.
 Der Frau wollen wir wünschen einen gold'nen Ring (gold'ne Kron),
 Und über das Jahr ein kleines Kind (jungen Sohn)!
 Dem Sohn wollen wir wünschen ein grünes Kleid
 Und über das Jahr ein junges Weib!
 Der Tochter wollen wir wünschen eine gold'ne Haub'
 Und über das Jahr einen jungen Mann!
 Dem Kuchl wollen wir wünschen eine silberne Tefel
 Und über das Jahr eine eigene Ofen.
 Der Magd wollen wir wünschen einen zünftigen Hod
 Und über das Jahr einen Kiegebod.

82. Am Epiphaniabend muß man Häringe essen. Man hat
 das ganze Jahr kleines Geld.

83. Am Neujahrstage muß man weißes Kraut, am Groß-
 nenjahr gelbe Rüben (Wöhren) essen, um das Jahr hindurch hin-
 länglich Silber und Geld zu haben.

Was Weinlagen.

84. Am Neujahrstag muß Jedes, sei es Magd oder Kuchl,
 ein neues Hemd anziehen, damit der Hahns gut gerathe.

Lehnort.

85. An diesem Tage soll man Finken und Hühne essen. Die
 Schuppen und Eier der Hühne, sowie die Finken bedeuten Geld für
 das ganze Jahr.

Lehnort.

86. Der zweite Januar gilt als Unglückstag, an dem nichts
 Besonderees vorgenommen werden darf. Niemand geht in's Holz, man
 fürchtet zu fallen und etwas zu zerbrechen. In verschiedenen Orten
 bei Eisenach heißt der Tag „Walbois“ (Waldfeier) und alle Arbeit,
 besonders im Walde, ruht. Auch wird der Hirt an diesem Tage
 gehalten.

87. Am Epiphaniastage kommt Frau Holsa und durchschneidet
 das ganze Haus. Dem Fleißigen, Ordnungsliebenden hinterläßt sie
 Segen, dem Faulen, Lieberlichen Fluch.

3. Lichtmesse, Peterstag und Fastnacht.

1. Auf Lichtmesse wird von der Bäuerin ein Koden mit Flachs auf den Mist gestekt, damit der Hahn daran spiane. Die Freunde aber werden mit Kräpfeln und Kaffee bewirthet. Dasselbe geschieht an anderen Orten am Peterstage.

2. Scheint auf Lichtmeh die Sonne und der Dachs geht aus seiner Höhle und erblidt seinen Schatten, so geht er wieder zurück und es bleibt noch vier Wochen Winter.

3. Helle Lichtmeh deutet auf eine reiche, dunkle dagegen auf eine geringe Ernte.

4. Die am Lichtmehstage geweihten Kerzen hielt der Aberglaube geeignet gegen Gelsenfresser, Heren, Hagel und Ungewitter, besonders gegen das Einschlagen des Bliges, wenn man sie bei einem Gewitter anzündete.

5. Diensthoten ziehen Lichtmeh nicht auf den Wochentag, an welchem der erste Christtag gefallen ist; sonst bleiben sie nicht bei ihren Herren.

6. Auf den Dörfern des Werragraudes werden am Abend des Brauentages Spinnstuben gehalten und am Morgen den Angehörigen des Dorfes und den Mädchen Ständchen gebracht, bei welcher Gelegenheit dann dieselben in das Haus eingeladen und tractirt werden müssen.

7. Den 22. Hebruar (Peterstag) ~~heissen~~ der Wein geriffelt. Es wurde nämlich stilkshweigend auf jede Ecke eines Tisches ein kleines Häufchen und in die Mitte desselben ein größerer Haufen Wein gelegt und in diesen größeren Haufen ein Strohhalbm gesteckt, damit der Flachs so lang wie der Strohhalbm werde.

Auf den Dünger stellte man einen Koden mit Flachs auf.

Noch jetzt werden die Hühner am Peterstage durch einen Reis gefüttert; der aber, welcher sie füttert, darf den ganzen Tag nicht aus dem Hause gehen, damit die Hühner nicht an fremden Orten Eier legen.

8. Am Peterstage (22. Februar) ist es im Herrtage Grunde Brauch, daß gute Freunde und Nachbarn einander den „Petersbrot“ bringen. Sie füllen einen Topf mit Weinsamen oder den Namen vom Glasse, auch wohl mit Rehrich aus der Spinnstube, schreien sich damit in des Nachbarn Haus und werfen den Topf mit den Worten: „So hoch soll der Glasse werden!“ in die Stube oder vor die Stubenthür. Je höher der Topf geworfen wird, desto höher wird auch der Glasse. Wer den Topf wirft, muß sich im Acht nehmen, daß er nicht gefaßt und ergriffen wird, denn er bekommt dafür sein Gesicht geschwärzt. Uebrigens ist der Petersbrot Demjenigen, welchem er gebracht wird, eine gute Vorbedeutung für das Wachsen und Gedeihen der Weinsaat. Auch sehen es die Leute aus demselben Grunde gern, wenn ihnen am Fastnachtsabende Töpfe wider die Thür geworfen werden.

9. Der Sonntag nach Fastnacht heißt auf der Rhön „Fugel-sonntag“, weil Abends kalte Fugeln mit Krappeln (Schmalzkrapsen) als herkömmliche Speise aufgetragen werden. Gegen Abend zog man soust durch die Äcker auf eine Anhöhe oder auf einen Berg; Kinder und junge Bauern trugen Holzfackeln, getheerte Fesen, Stangen mit Stroh umwickelt; man sollte auch ein mit Brennstoff umwickeltes Rad, in dessen Nabe eine Stange gesteckt war. Alle diese Dinge nannte man „Hollerad“, zündete sie an, ließ damit durch die Saatsfelder und warf sie zuletzt auf einen Haufen, den die Menge umstand und alte Gesenkbuchlieder oder Volkslieder sang. Das geschah der heiligen Jungfrau zu Ehren, damit sie das Jahr über die Feldfrüchte bewahre und segne; oder man meinte, mit den brennenden Strohweizen und Fackeln durch die Äcker laufend, den bösen Sächmann zu vertreiben. Noch im Anfang dieses Jahrhunderts sollte man ein brennendes Rad von der kalten Stange am Fuße der Sachsenburg bei Deimbach bringab in's Thal. Die Sitte, mit brennenden Fackeln durch die Äcker zu ziehen, lebt noch auf der hohen Rhön bei Krankeheim.

U. Grimm, Mythol., S. 302.

10. Am Fastnachtsstage müssen die Strohbinden für die Leute gemacht werden. Es kommen dann keine Mäuse in die Garben.

11. Fastnacht, Aschermittwoch und Donnerstag muß man Fric, Schmalzkrapsen und Sauerkraut mit Schweinefleisch essen und die abgenagten Knochen und Rippen in den Samenlein stecken.

12. Das Fett, worin man die Fastnachtskräpfel gebaden hatte, hob man früher in Markfuhr auf, die Wagen damit zu schmieren, wenn man zum erstenmal in's Feld fahren wollte. Dabei drehte man die Vorderräder rückwärts, die Hinterräder vorwärts. Im Weininger Oberlande schmiert man zu Fastnacht die Ackerpflugseile, taucht sie in das Kräpfelfett und schlägt sie später in den Pflug. Das hilft dem Wachsthum und Gedeihen der Saat.

13. Am Fastnachtsloge muß die Kugel auf dem Tische tanzen und rücklings herunter springen. Je höher sie dabei springt, um so mehr wächst der Hafer in die Höhe. *Stimm a. a. O., p. 1108.*

14. Fastnacht wird ein Kreis in den Boden gezeichnet und in diesen das Futter für die Hühner gestellt. Die Henne, welche beim Kreisen aus dem Kreise läuft, wird weglegen. *Wag. C. 1888.*

15. Um dem Nachbar Hafer in's Haus zu bringen, steht man zu Fastnacht vor Sonnenaufgang das Haus aus und trägt den Rath dem Nachbar hin. *Wag. C. 1888.*

16. Wie das Wetter am Fastnachtsdienstag ist, so ist es auch in der Heuernte; wie am Mittwoch, so in der Getreidernte; wie am Donnerstag, so in der Grummernte.

17. Wer in der Fastenzeit Betten frisch überzieht, dem zieht der Schinder das Fell ab. *Stimm.*

18. An Fastnacht darfst du nicht naden, sonst naddt du den Damm die Köcher zu.

19. Der unweise Rath in Königssee.

„Müller hat vor vielen Jahren die junge Mannschaft auf Fastnacht eine Kurzweile angestellt, dabei einen unweisen Rath eingeführt: wie sie denn auch nach Aenstätt noch im vorigen dreißigjährigen Kriege kommen und einen Stadtknecht mit einem sehr langen Degen, welcher Degen am Ende der Spizen auf einem oder zwei Nädelchen auf der Gassen geführt worden, hinter sich her gehen lassen. Und wenn sie von jemand gehört, daß er was thätliches im Hauswesen gethan oder sonst geschädigt, haben sie ihn vor sich geschockt und um etliche 100 Thaler aus Scherz gestraft, daher

aber die Besfiger und lustige Compagnie eine Adche Bier genommen. Daheru manz Spruchwortz-Weise zu einem, so udel haushgehalten, hernach gesagt: Mann sollte dich vor den unweisen Rath nach Königsee citiren."

20. Aschermittwoch.

An diesen Tage streuten sonst in den Ortschaften von Schwarzburg-Sonderhausen die Mädchen den Burschen, die Burschen den Mädchen früh vor Tage langgeschnittenen Stroh vor die Betten, vor die Handthüren und auf die Wege, welche von denselben zeitig begangen werden mußten. Die Schulsinder brachten dem Schulmeister Stroh, jedes etwa eine ganze oder halbe Schütte, und der Knecht des Hauses band unter einem gewissen, nicht mehr bekannten Spruche ein frisch gemachtes Seil an die Klinke oder in den Ring der Handthüre, was gegen Diebe, Räuber und böse Geister schützen sollte. Gestach dies mit Nachts 12 Uhr mit Eintritt der Aschermittwoche, so doch früh vor Sonnenaufgang (*ligatura furum et latronum*). Gegen 7 oder 8 Uhr trat der Knecht, auf größeren Gütern der Oberknecht, in die Stube des Herrn, hatte etwas Asche in der Tasche seiner Jacke, die er auf den Tisch streute, und einen Rosmarinenzweig auf einem blanken zinnernen Teller, den er ihm mit den Worten überreichte:

Leute ist der Tag,
So ich meinem Herrn hinfeln mag;
Du der Asche thu' ich Besse,
Jal' auch meinem Herrn zu Besse
Ich will selbsten fleißig sein.
Es wie auch Euch das erforn'a! Amen.

Dafür erhielt er von dem Herrn einige Groschen Geld. Diese Sitte wurde noch etwa 1823 von dem Gefirbe gelbt.

In andern Ortschaften war nicht Aschermittwoche, sondern Peterstag (Petri Stuhlfeier, 22. Februar) der Risteltag. Die Schulsinder sangen ein Lied mit ganz eigenthümlicher Weise, dessen Anfang

„Peter hat sein Bett geissen u.“

nach jetzt gehört wird, wenn häufige und große Schneefallen. Früher legte man dem Risteltroch eine besondere geheimnißvolle Kraft

bei und nahm es als Bestrafung zum Schutz gegen böse Träume oder Geister.

Verhändl., p. 309 f.

21. Ob der altgermanische Schwerttanz auch bei uns in Thüringen zur Fastenzeit und bei Hochzeiten, wie in Hessen, oder bei anderen Gelegenheiten aufgeführt worden ist, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Daß er aber in unserer Nähe bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts seine jähre Lebensdauer bewahrt hat, ersieht man aus einem Verbot desselben in dieser Zeit. Ved, Graf der Fromme I, 427, erzählt: „Das Schwerttanz der Handwerksburschen in Friedrichroda und die Tänze und Ueppigkeiten zur Fastenzeit mußten in Folge eines Beschlusses vom 3. Februar 1651 eingestellt werden.“ Der Schwerttanz in Thüringen gedenkt auch Pfefferkorn, Thür. Chron., S. 48: „Ich könnte auch hier von dem privilegierten Schwerttanz der Bauern im Amt Georgenthal etwas melden, aber n.“

22. Die älteste bis jetzt aufgefunden Beschreibung des Eisnachter Sommergewinns aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts lautet: „Unter denen Eisnachterischen Gebräuchen, so noch alljährlich allda mit gehalten werden, ist auch das so genannte und bekannte Sommergewinnen auf Fasten in der Fasten, da viele Kinder nach der Amt- oder Haupt-Prebige, auch nach denen Wittagsprebigten vor das Georgen-Thor gehen, die aufgehängte und in einer frischen Tanne oder Fichten sitzende Sommerbuden sehen und sich einen so genannten Sommer (nämlich Brezel, Gipsstafeln mit biblischen Bildern, Bändern, kleinen Kuchen, geschnittenen Eierschalen, Schnodenhäusern und andern Sachen, so an die Tannen- oder Fichtenreißer gehängt sind) kaufen und in die Stadt oder wo sie wohnen hintragen. Vor 30 und mehr Jahren ist hierbei der ärgerliche Gebrauch noch gewesen, daß die jungen Burschen mit Rädern und erwachsenen Kindern auf den Mittelstein gegangen, worauf sie ein Rad getrieben, daran sie einen streihernen Mann gebunden, welchen sie den Tod genennet, denselben angeründet und mit dem Rad den Berg hinunter haben laufen lassen, dabei sind sie bei der Wartenburg in den Tannenwald gegangen, haben eine gleiche und hohe Tannen abgehauen, welche sie nachgehends mit Bändern geschmückt und auf den Platz fest eingegraben und aufgestellt haben, da denn die Mänskente nach denen

Vandern gestiegen. Als aber einer von der Tannen einmal gefallen und ein Bein gebrochen, auch sonst viele Leppigkeit dabei vorgekommen, ist solcher Auszug nachgehends abgeschafft worden.“

Handschritz. Collettauren 1. Heft v. Rosenh. 1766

23. Am Sonntag Vätare fand sonst in den Dörfern Oberhain und Nantenbach das Tobausstragen statt. Die Kinder trugen eine aus Vireurriehern gebildete Puppe durch das Dorf und warfen sie in den Teich unter Absingen des Liedes: „Wir tragen den alten Tod hinaus hinter's alte Vireurhaus; wir hab'n den Sommer genommen und Kriodens (?) Nacht ist umgekommen.“

24. Wenn die Obstbäume auf Fastnacht beschnitten werden, bekommen sie selbiger Jahr keine Raupen und die Ährdte keine Würmer.

4. Oßern.

1. Am Palmsonntage werden in den katholischen Theilen der Rhön die Zweige mit den Rägchen der Saalweide, auch Buxbaum in der Kirche geweiht. Sie schüßen, auf den Aedern angebracht, vor Hagelwetter und verhüten, auf das Gebäude gesetzt, das Einschlagen des Blitzes und anderes Uebel.

2. Schönes Wetter am Palmsonntage und Regen am Oßerfreitage bedeutet ein gutes Jahr.

3. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts kamen am Palmsonntage die Handväter alter Sitte in den Ortschaften von Schwarzburg-Sonderhausen mit einem grünen Zweige, wie sie ihn haben konnten, mit einem Rosmarinstengel oder einem Zweige von Geranium in die Kirche oder schickten auch wohl vorher dem Pfarrer einen solchen.

Nach der Nachmittagskirche zogen die Schulkinder um Vasse, die ledigen Burschen um Tabak, Tücher u., und die Mädchen um Tücher oder Nähflissen zu holen, zu den im Laufe des letzten Jahres Verheirateten, die jene unabweislichen, herkömmlichen Geschenke meist durch das Los vertheilten, ihre Pächten aber und die Glieder ihrer Freundschaft noch besonders bedachten. Gefallene Mädchen waren

ausgeschliffen. Nach Vertheilung und Empfang dieser Geschenke spielten die Schulkinder, Knaben und Mädchen, wenn die Witterung es einigermaßen gestattete, im Freien zusammen Ball, ebenso die jungen Burschen, jeder hatte dabei das erhaltene Tuch auf die Schulter aufgesteckt, die älteren Mädchen gaben die Zuschauerinnen ab und waren gleichfalls mit ihren Tüchern gepuzt. Verhandlungen 1c., p. 152 f.

4. Am grünen Donnerstage soll man vor Sonnenaufgang dreierlei Früchte säen und, sobald der Samen aufgegangen ist, daß er in die Halme schießen kann, Alles vom Boden wegschneiden, hacken und eine Salbe daraus machen. Diese ist ein gutes Mittel gegen Brandschäden.

5. Am Gründonnerstag wird der Zitter nach etwas Grünes mit Eiern gegessen.

6. Wenn es in der Gründonnerstagsnacht gefriert, schaden die nachfolgenden Fröste nicht mehr.

7. Die am Gründonnerstag gelegten Eier gibt man besonders gern den Hühnern zum Ausbrüten. Das daraus hervorgegangene Hühnervolk wechselt jedes Jahr die Farbe. — Ein Ei, an demselben Tage von einer schwarzen Henne gelegt, nimmt man auf der Rhön in einer hölzernen Büchse am ersten Oftertage mit in die Kirche. Wer mit einem solchen Ei versehen ist, kann alle Hezen, die in der Kirche zugegen sind, erkennen; sie erscheinen ihm mit Weissbüchern auf den Köpfen.

Beigl. Grimm u. a. O., p. 1007 f.

8. Am grünen Donnerstage verstedt man den Kindern hundert gefärbte Ofter Eier, die sie dann suchen. An manchen Orten werden diese Eier mit der Ofterblume oder Ruchenschelle (*Anemone pulsatilla*) gefärbt. Sie liegen gewöhnlich in einem künstlich gemachten Neste und man sagt, der Hase oder Storch habe sie gelegt. Auch sitzt ein gehackener Hase auf dem Neste, ein Badwerk, das an diesem Tage herkömmlich von allen Bädern verkauft wird.

9. Am Charfreitage werden in Wöhra während des ersten Fiebes nach der Frühlingszeit, und zwar in dem Augenblicke, wo man die drei Zeichen mit den Bloden gibt, die Bäume gehörig geschüttelt, um damit ihre Tragbarkeit zu erhöhen. In Marktsuhl und der

Umgegend legte man sonst an demselben Tage ein Bündel Heu zuerst auf den Düngerhaufen und dann erst gab man es dem Vieh zu fressen. Das sollte vor Krankheit schützen.

10. Wer am Charfreitage oder am Gründonnerstage Brezeln isst, bleibt das ganze Jahr vom Fieber frei.

11. Ist es am Charfreitag schön, so bedeutet es ein gutes Jahr.

12. Charfreitag schüttelt man die Bäume. Dieses schützt gegen Kaupenfraß.

Vögel: Aischentel.

13. Am Charfreitag muß man die Hände mit Frostschlaid waschen, es schützt gegen das Aufspringen derselben. Dergleichen behütet das Waschen derselben in einem Bach oder Flusse vor sonstigen Krankheiten. Beides muß vor Sonnenaufgang geschehen.

Wälder: Chertan.

14. Um Brombeersträucher vom Ader zu entfernen, dängte man die Flugschar am Charfreitag vor Sonnenaufgang und pflügte dann mit derselben das Land.

Tragt.

15. Um Wildpret zu treffen, suche man sich am Charfreitag vor Sonnenaufgang drei oder sonst eine ungleiche Zahl Hasenohren. Man trage sie bei sich und jeder Schuß wird treffen.

Tragt.

16. Um die Wanzen aus einem Zimmer zu vertreiben, gehe man am Charfreitag vor Sonnenaufgang ganz nackt an den drei Wänden des Zimmers umher und rufe:

„Wanz in der Wand,

Wanz aus der Wand,

Die Ohren, die stah vor der Wand.“

17. Am Charfreitage und an jedem kommenden Freitage soll man die Nägel abschneiden; man bekommt dann kein Zahnwach.

Wagen.

18. Drei Gabeln Mist wurden vor Sonnenaufgang aus dem Stalle gegen das Blut des Viehes geworfen. Das Vieh ging früher in die Laubwäldungen auf die Weide und bekam vom Genuß der grünen Blätter den Blutgang.)

19. Um Wanzenwürfe von seinem Grundstücke los zu werden, nehme man am 1. Mai (Walpurgis) die Haufen und trage sie auf

das Grundstück eines Andern; dann wird sich der Maulwurf dorthin ziehen.

Weyd. D. Thier.

20. Gegen den Blutgang wurde dem Vieh vor Sonnenaufgang eine Hand voll dürrer Eichenlaub eingegeben oder ein Stück rohes Rindfleisch eingegeben.

21. Gegen den Bruch bei Knaben wurde am Charfreitag ein Eichenstämmdchen gesägt, gespalten und das Kind dreimal im Namen Gottes, des Vaters u., durchgesteckt, wobei zum dritten Mal Auen gesagt wurde. Doch durfte man nicht wieder an diese Stelle kommen.

22. Am Charfreitag wurde vor Sonnenaufgang Aufschwamm als Heilmittel für Menschen und Vieh stillschweigend geholt.

Weyd.

23. Am Charfreitage werden Verleßschäden, Kröpfe, Zahnschmerzen verbohrt; Warzen, Ueberbeine, Pottgeschwülste u. vertrieben. Unkraut, das an diesem Morgen vor Sonnenaufgang in Gärten, auf Wiesen und Feldern ausgefrähen wird, wächst nicht nach.

24. Fügt man an diesem Morgen seine Hühner ihr Morgenfutter aus dem Schmelztiegel fressen, so vertragen sie das Jahr über kein Ei.

25. Ebenso werden sie dem kein Ei vertragen, der an diesem Morgen stillschweigend eine Hemmlette nimmt, diese im Hühnerstall im Kreise aufbreitet, in die Mitte des beschriebenen Kreises das Morgenfutter der Hühner schüttet und dies von ihnen da aufessen läßt.

26. Wer in der Charwoche Wäsche trocknet, der schmückt die Bohre.

Weyd.

27. Ein Kabe (im Amte Solingen eine Elster) vor März geschossen und an die innere Seite der Stallthüre genagelt, schützt das Vieh vor Fliegen. (Großlappig Elster.)

Weyd.

In der Umgegend von Erfurt muß die Elster am Charfreitag geschossen werden.

28. So viel Ruder Mist in der Charwoche aus dem Dorfe gefahren werden, so viel Frischen werden in dem Jahre aus dem Dorfe getragen werden.

29. Wenn es Charfreitag und den ersten Ostertag regnet, so soll der nachkommende Regen des Jahres nichts taugen.

30. Am Ostermorgen muß man den Sonnenaufgang beobachten, denn in der Sonne häßt dann das Osterlamm. An anderen Orten soll der Sonnenball in dem Augenblick, wo er sich zeigt, selbst häßten.

31. Am Osterheiligabend früh 9 Uhr werden in den Ortschaften auf der Rhön die Faßten ausgeläutet und Jedermann trägt dann ein Stüdchen Holz zu dem Osterfeuer, das vor der Kirche angezündet wird. Eine Kohle von diesem Feuer, unter dem Dache des Hauses oder Viehstalles verborgen, schützt gegen Herren und Witterschaden.

Vergl. Walchmann, christlicher Gehr. aus Gengen, p. 68

32. In der Osternacht gehen junge Mädchen an einen Bach und schöpfen dort stillschweigend das Osterwasser. Es muß immer mit und nicht gegen den Strom geschöpft werden. Dasselbe ist heilsam, vertreibt die Sommerprossen und macht das Gesicht schön und glänzend. In Wiesenthal im eisenachischen Oberlande klopfen die jungen Burtschen die Mädchen aus den Betten und bespritzen sie mit dem sogenannten Osterthau. (Vergl. Grimm p. 557.) — Die Hand, welche mit Osterthau benetzt war, verhindert das Blähen des Viehes, wenn man mit derselben dem Thiere über den Rücken hinstricht. Das Osterwasser wird dem Vieh auch unter das Saufen geschüttet, damit es das ganze Jahr über gesund bleibe. In dieser Nacht verwandelt sich auch alles Wasser einen Augenblick in Wein.

33. In verschiedenen Dörfern um Eisenach war und ist es noch Sitte, daß die Bauern oder ihre Knechte in der Osternacht die Pferde ins Wasser reiten und dann in ein Saatsfeld, damit die Pferde etwas von der jungen Saat fressen. In Marktsuhl reitet man die Pferde gleichfalls in's Osterwasser und dann in die grüne Saat, damit dieselbe besser gedeihe.

34. An der Finne, z. B. in Roßenberg, gehen in derselben Nacht um 12 Uhr die Leute stillschweigend in ein Saatsfeld, um sich Korb oder Schürze mit junger Saat, der sogenannten „Osterschrappe“ zu füllen, welche, dem Vieh gefüttert, sehr heilsam sein und dasselbe vor jeder Krankheit bewahren soll. Auch begießt und trinkt man das Vieh mit Osterwasser.

35. In der Ofternacht Schlag 12 Uhr muß man mit den Händen das bethaute Gras bestreichen und dabei sagen: „Was ich anfasse, gedeihe; was ich berühre, verschwinde.“ Die Hände werden dann heilkräftig.
(Weienthal und Noßner) auch an der Mönch.)

36. In der zwölften Stunde der Ofternacht fließt während des Schlagens der Glode aus dem Brunnen Wein. Ofterwasser wird das ganze Jahr über nicht sinkend. Ofterwasser über Eingemachtes (Sauerkraut rc.) gethan, schützt dasselbe gegen Würmer.

37. Die ersten, dem Kinde vom Pächten geschenkten, mit einem Storch bemalten Oftereier müssen aufbewahrt werden; denn zerbricht ein solches, so erreicht das Kind kein hohes Alter. Solche Eier werden oft 20—30 Jahre aufgehoben.

38. Im Auldagrund gebraucht man folgendes sympathetische Mittel gegen Zahmweh. Man geht in der Ofternacht stillschweigend an einen Apfelbaum, den man jedoch das folgende Jahr hindurch nicht mehr besuchen darf, setzt den rechten Fuß gegen den Stamm und spricht folgende Worte:

„Nun Himmel, nun Erde;
Zahn, ich verspreche dich,
Laß Du mir nicht schwerer noch schwerer,
Bis wieder Oftern wird.“

„Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Dies wird dreimal und zuletzt noch das Vaterunser gesprochen.

39. Ofterfeuer. Am Abend vor dem ersten Oftertage wurde sonst in den Häusern der Altgläubigen alles Feuer ausgelöscht und dann mit frischem Feuer eine größere oder geringere Menge Späne, Papier und dergleichen angezündet, dem man eine schützende Kraft beilegte. (Schwarzburg-Sondershausen.)
G. Döbel, p. 218.

40. Die Hasenburg bei Großbodungen auf dem Eichsfelde wird an jedem Oftertage von den Umwohnern zahlreich besucht und von denselben auf der Spitze ein Ofterfeuer angezündet.

G. Döbel, das Eichsfeld, p. 225 f.

41. Ofterbad. Nach Schmalksdener Aberglauben muß man am Oftermorgen in das Ofterbad bei Sonnenaufgang gehen, sollte das Bad

auch nur darin bestehen, daß man die Hähne einmal in das Wasser tauchte, und dabei dreimal in einem Athem sagen: „Wurm, Wurm, geh' in dein Nest, ich bin im Osterbad gewest.“ Dann wird man das ganze Jahr hindurch von keiner Otter gebissen. *Wilmov, Montan, p. 102.*

42. Auf dem Plage am Dominikanerkloster in Eisenach, wo ehemals eine große Linde stand, pflegte jährlich am Sonntage *Minorcordias Domini*, da eben ein Jahemarkt war, ein Dominikanermönch aus einem Hahne eine Predigt zu halten und den Leuten Ablass mitzutheilen. Daher kommt das Sprichwort, daß man sich seiner beständigen Frühlingsluft gewiß versichern könne, ehe nicht der Mönch aus dem Hahne sei. *Wautini, geistliche und weltliche Lust, II. 1727.*

43. Das Todaustragen oder Todaustreichen wird von der Dorfjugend in dem der Stadt Gera benachbarten Orte Dobschwitz alljährlich noch ausgeführt. Die jungen Leute versammeln sich nämlich am 1. März jedes Jahres und fertigen aus Stroh oder ähnlichen Dingen eine Puppe, gehen hierauf zu den Einwohnern des Ortes, verlangen Kleidungsstücke, die gewöhnlich bloß als Lumpen betrachtet werden, zum Anzuge für dieselbe und tragen sie dann, mit diesem Tuche geschmückt, zum Dorfe hinaus in die Elster. Sobald dies geschehen ist, kehren sie in's Dorf zurück, zeigen es den Einwohnern an, erhalten von diesen Eier und ähnliche Victualien als Belohnung und bleiben den Tag über in Heiterkeit beisammen. In anderen, ursprünglich slavischen Orten, in denen diese Sitte noch besteht, wird bei dem Forttragen der Puppe oder des Strohmannes auch gesungen und es beginnt dieser Gesang mit den Worten: „Nun tragen wir den Tod aus dem Dorfe und den Frühling in das Dorf.“ *Gotha, Besch. von Gera und dessen Umgegend, Gera 1866. I. 226., p. 100 f.*

44. Das Todaustragen findet sich noch im Anfange dieses Jahrhunderts in der Hlar von Leisting, einem Dorfe zwischen Naumburg und Weißenfeld. *Jahresber. der deutschen Gesellschaft in Leipzig 1877, p. 95.*

45. „Am Brodram bei Roßbach (bei Eisenach) sieht man zu Zeiten ein großes brennendes Hah von der Bergspitze bis herab auf den Berg lockern.“ *Roßbach, 1840. Gegründet, p. 105.*

5. Pfingsten.

1. Hinter Dermbach nach Weisa zu erhebt sich ein hoher Berg, die Sachsenburg. Dort oben werden von den Umwohnern am Himmelfahrtstage Heilkräuter gesucht. Auch das wilde Heer zieht nach der Sachsenburg.

2. Auf dem Bauerberge zwischen Großbodungen und Trebra versammelt sich am Himmelfahrtstage eines jeden Jahres eine bedeutende Menge Menschen, Jung und Alt, Groß und Klein, Vornehm und Oering. Zelte mit allerlei Schwaaren sind errichtet, Musik ertönt, oft an mehreren Plätzen zugleich und nach derselben drehen sich in lustigen Reigen Burschen und Mädchen. Die Tanzplätze umgibt eine zahlreiche Menschenmenge, während Andere ruhherwandeln, die Gegend betrachten oder auf dem Rasen gelagert die mitgebrachten Speisen und Getränke sich wohl schmecken lassen. Spät erst, nachdem die Sonne schon längst untergegangen ist, scheiden sich die Leute zur Heimkehr an.

G. Zewel, das Gieseth, p. 102.

3. Den Montag vor Himmelfahrt wird auch noch das Gregorinsfest unter dem Namen Engelgang gefeiert, wo sämtliche Schulknaben mit ihren Lehrern, festlich mit Blumenkränzen geschmückt, singend durch alle Straßen der Stadt ziehen.

Zewel

4. Die Weiß werfen, ein beliebtes Frühlingspiel der Knaben. Die Weiß ist ein in eine dreifache Verzweigung auslaufender Baumast, welcher auf diese drei Beine aufgestellt wird, und darnach mit Stöcken geworfen wird. Das Spiel wird schon von Hirschart erwähnt.

Vergl. Schmecker, 2, 72.

Vergl. Hähnel die Geier bei Vilmar, p. 145.

Vilmar, Hirschen, p. 120.

5. St. Urbanstag (25. Mai) hatte in Schwarzburg-Sonderhausen eine landwirthschaftliche Bedeutung. An diesem Tage sollte in der Regel die letzte Bestellung des Sommerfeldes beendet sein, denn es hieß: „Was man macht vor Urben, kommt noch in die Furben.“ Am Urbanstage zog der Bauer zum letzten Male auf's Feld, reinigte dann nach Landessitte seine Schar, stellte den Pflug an einem Scheidewege auf und benutzte ihn erst wieder, wenn zur Einsaat gepflügt, Aken bestellt oder Brachpader umgebrochen werden sollten.

Bienenwärme, die St. Urban bringt, sind besonders ge-
drißlich.

Schwarzburg-Sondershausen.

6. Zu Pfingsten ist es allgemeine Sitte, die Häuser für die
Festtage mit dem duftenden, schimmernden Laub der jungen Maie-
(Birken) zu schmücken; ein Maibusch oder Maibaum darf selbst in
den Häusern der Städte nicht fehlen. Auf dem Lande sind noch be-
sonders die Wohnungen des Pfarrers, des Schullehrers, des Schulzen,
der Gutsherrschaft, des Pächters und anderer angesehenen Einwohner,
namentlich aber diejenigen Häuser mit Maibäumen geziert, in welchen
hübsche Mädchen wohnen. Diese schlanken geschälten Nichten, welche
die jungen Burschen in der Pfingstnacht in aller Stille auf den Höfen
oder auf der Straße vor den Wohnungen aufgesperrt und eingerammt
haben, strecken am Morgen ihre grünen, mit Kränzen und Bändern
geschmückten Kronen hoch über die rothen Dächer empor.

In vielen Dörfern bleiben die Pfingstmaien bis zum Johannis-
feste stehen und werden am Sonntage darauf „geköpft“ oder umgelegt.
Der Hausvater gibt für die seinem Hause erwiesene Ehre und für
den Baum, der sein Eigenthum bleibt, einen Zuschuß zu dem Auf-
wande, den die Festlichkeit des „Maienköpfens“ mit sich bringt. Diese
pflegt gewöhnlich mit einem Nummenschanz, einer Art Volksscomödie
zu beginnen und mit einem Tanze auf dem Anger zu endigen.

In anderen Dörfern holt man am Abend vor Pfingsten oder am
ersten Feiertage früh einen Baum, eine Birke oder Tanne, zu Wagen
mit Rufs aus dem Walde, pflanzt denselben im Dorfe auf dem
Platze oder auf einer Wiese vor dem Dorfe auf und um diesen Mai-
baum hält das junge Volk Nachmittags an den drei Feiertagen seinen
Pfingsttanz. An dem Tannenbaume sind die unteren Äste abgehauen,
der Stamm ist glatt geschält und die Krone gewöhnlich mit Kränzen,
bunten Bändern, zuweilen auch mit Tüchern, Tabakspfeifen oder der-
gleichen Dingen verziert und aufgeputzt, welche die jungen Burschen
entweder zu erklettern oder im Regelspiele zu gewinnen suchen.

7. Noch im vierten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts fand in
Groß-Gotttern bei Langensalza folgender Brauch statt.

Groß-Gotttern steht unter einer einheitlichen und gemeinsamen
Schulzenverwaltung, umfaßt aber zwei Kirchspiele mit besonderen

Gotteshäusern, Schulen und Pfarren. Am ersten Pfingsttage hüllen einerseits die erwachsenen Burschen, anderseits die Knaben eines jeden Kirchspiels für sich, einem der Ihrigen in Lindenlaub als Schoßweier ein und setzen ihm womöglich einen Blumenstrauch als Krone auf, so daß im Ganzen vier Schoßweier vorhanden sind. Zwei Fahnenträger, zwei Flaggmeister mit Peitschen, ein Musikchor voran, durchziehen die Burschen beider Kirchspiele mit ihren Schoßweiern über Mittag auf den besten und schönsten Pferden gesondert die beiden Pfarren; ebenso die Knaben, die größeren auf Gäulen geringerer Qualität, die jüngeren auf bunt gemalten Stedenpferden. Begegnet die Burschen beider Kirchspiele oder die Schulknaben einander, so kommt es gewöhnlich zu einer Prügelei, bei der es darauf abgesehen ist, der anderen Partei die Fahne zu rauben, und wobei namentlich der mit einem tüchtigen Steden bewaffnete Schoßweier seine Pflicht zu thun hat. Die Besiegten müssen ihre Fahne durch eine Geldeinzahlung in die Hestkasse einlösen. Nach dem Umzuge werden vier Tanzplätze und Lauben für die Musikanten hergerichtet. Dort findet am zweiten Feiertage in der Sonntagskleidung der Tanz statt. Am Pfingstdienstage wiederholt sich der Umzug, jedoch nur in dem eigenen Kirchspiele. Dabei spielen dieselben Personen, welche den Schoßweier darstellten, die Hauptrolle, aber nicht mehr im Laubgewand, sondern zerrissene Weiberkleider, Gesichtsmasken, Körbe und Kober tragen sie und man nennt sie Huren. Etwas zudringlich sammeln sie zwei Tage hindurch Eier, Schinken, Würste und eigens für das Fest gebadene Kuchen ein, welche bei den bis Mittwoch Abend dauernden Tänzen verzehrt werden. Dann ruht die Feier drei Tage, bis sie am Trinitätssonntage Abends mit einer Prozession der vier Gelagstruppen beiderlei Geschlechts auf die Felder mit heiterer Musikbegleitung endigt, wo jeder Fahnenträger in ein grünes Roggenstüd hineingeht und seine Fahne horizontal über dasselbe schwenkt, während die Uebrigen einen Choral: „Nun danket alle Gott“ oder ein anderes Lied singen. Diese Roggenstüde hält der Volksglaube für besonders gesegnet.

Vergl. den Auszug der Hure und Adressante zu Langenselze am Trinitätssonntage.

8. In Ettenhausen bei Marktsuhl umwidelten sonst zu Pfingsten die jungen Burschen einen ihrer Kameraden mit grünem Laub vom Kopf bis zu den Füßen, pugten ihn auch noch mit bunten Bändern

und Tüchern und führten ihn im Dorfe von Haus zu Haus als Laubmännchen umher. Einige von der Gesellschaft trugen Körbe, die Victualien, Eier, Speck, Würste, Butter, Kuchen zc. hinein zu legen, die sie bei diesem Umzuge von den Leuten begehrten und erhielten. Zuletzt wurde das Laubmännchen von den Umführenden mit Wasser besprengt und von den eingesammelten Gaben ein gemeinschaftlicher Schmaus gehalten. Auch in Allendorf bei Salzungen hat man das Laubmännchen noch jüngst herumgeführt und nach dem Umzuge mit Wasser begossen.

In der Vogtei Dorla bei Mühlhausen, in den Dörfern Ober- und Niederdorla und Langula, wird derselbe Repräsentant des jungen, mit frischem Grün und Blumenschmud eingezogenen Sommers am zweiten und dritten Pfingsttage noch heute als „Schoßmeier“ hoch zu Ross im stattlichen Laub- und Blumenkleide eingeführt und nach dem Umzuge, wenigstens früher, ins Wasser gestürzt. Und in Großvargula streift man die Zweige von der Pappelpyramide, unter welcher dort der „Graßkönig“ zu Pfingsten ins Dorf eingetreten war, nach dem Umritt auf den Leinader, um langen Flachs dadurch zu bekommen.

Diese Wassertauche und das Besprengen mit Wasser stellt den thüringischen Laubmann und Schoßmeier dem schwäbischen und bayerischen Wasservogel und dem österreichischen Pfingstkönig an die Seite und läßt vermuthen, daß in älterer Zeit mit seinem Umzuge eine Art Regenzauber zuletzt verbunden war. (S. darüber Grimm, Mythol., S. 560. Vergl. Nr. 55. Panzer, Beitr. zur deutschen Mythol., I. 235. Nr. 261. II. 81 ff. 444 ff. Meier, Sagen und Gebr. aus Schwaben, S. 404. Nr. 98.) Auf diese Sitte bezieht sich wahrscheinlich auch im Erfurter Buchbriefe vom Jahre 1351 folgende Bestimmung: „Das niemand den andern in das wasser trage. Unser heern verbieten auch, das niemand zu Ostern, zu Pfingsten, noch zu keiner andern zeit den andern in das wasser tragen oder werffen sol, als diede sol er X schillinge geben. vermag er des geldes nicht, so sol er sein buch leyden in dem stode.“ Als Kinderfeste ist das Laubmännchen noch an vielen Orten, namentlich auf dem Walde, zu Pfingsten gekannt und in Übung.

2. Zu Pfingsten findet das Eintreten „des grünen Mannes“ in Rohrstadt, Großen-Grösch, Wolferschwende, Rodstedt, Horn-

sömmern, des Bischofs in Blankenburg a. B., Kirchheilingen, Sundhausen stadt.

Erub. p. 220.

10. In den quellenreichen Gebirgsgegenden von Schwarzburg-Rudolstadt gibt es viele Laufbrunnen, die zu Pfingsten mit Reifern und Blumen geschmückt werden.

Sigismund, Vanbeel. I, p. 67.

11. In Zuhl werden zu Pfingsten in den Straßen Laubhütten in verschiedenen Formen von Tempeln gebaut und Guirlanden von einem Hause zum andern gezogen, dabei den Kindern zum Tanze aufgespielt. Laubmänner, d. h. Burschen, vom Kopf bis zur Zehe mit Laub umwunden, laufen herum und geißeln mit großen Faselruthen den, der sich nicht freigebig gegen sie zeigt.

12. Am frühen Morgen des ersten Pfingsttages, wenn die Sonne entweder noch nicht oder eben erst aufgegangen ist, besuchen Jünglinge und Mädchen die Feste bei Koburg und das nahe Hügelhaus, lachen und jubeln, jandzen und schäkern, ergözen sich an der oft gesehenen und doch immer neuen Gegend und trinken Kaffee oder Milch. Vergblumen werden gesucht, Blüthen der Büsche gebrochen und von den Jünglingen in das Knopfloch vorn an die Brust gesteckt und von den Mädchen in Stränge gebunden. Und doch schaut bei dieser Frühlingsluft manches Mädchen besorgt nach dem westlichen Rande des Hügel. Denn die Mütter und Großmütter erzählen, daß dort in der Frühe des ersten Pfingsttages ein dreijähriges Kindlein mit blutigen Schläfen in einem weißen Hemdlein und mit einem Zweige weißer Hollunderblüthen in dem rechten Händchen sich zeige, und das Mädchen, welches es erblickt, dieses Jahr seinen Mann bekomme.

Idaringia 1907.

13. In Reinsdorf bei Nebra war es sonst Sitte, daß am zweiten Pfingsttage die ganze junge Dorfmannschaft mit Musik und einem Haß Bier um die ganze Dorfflur herumzog und dann zu dreitägigem Pfingsttanz ging, wobei die Männer an den zwei ersten Tagen, die Mädchen am dritten die Kosten trugen. Seit etwa vier Jahren ist dieser Umzug polizeilich verboten.

Dr. H. Strubenzer zu Neßleben.

Abdr. v. Kulturgesch. 1906, S. 415.

14. Am dritten Pfingsttage ritten in Stotternheim sonst die jungen Burschen nach einem „Grasdonig“. Ein ganz in Laub und

Was gekullter und mit Luchern gepuhter Bursche wurde auf ein Pferd gesetzt und zum Landvogt geführt. Wenn dieser den Burschen nicht erkannte und errieth, so mußte er einen Eimer Bier aus der Gemeindefasse geben — aber auch außerdem erfolgte die Biergabe. Dann wurde der Grakönig außerhalb des Ortes am Ende eines breiten Weges aufgestellt und auf ein gegebenes Zeichen begann das Freitreiten der nebeneinander mit ihren Pferden aufgestellten Burschen. Wer am schnellsten ritt und den Grakönig zuerst erfaßte, bekam zum Preise die Lucher, womit jener geschmückt war.

15. Es ist eine alte Gewohnheit zu Groß Breitenbach, einem Marktfleden im Amte Wehra (Schwarzburg-Sonderhausen), daß am dritten Pfingstfeiertage Eltern und Kinder an irgend einem öffentlichen Orte sich belustigen. Man windet Kränze von Nichten- und Tannenzweigen, um sich damit zu bekränzen, zu werfen; besonders sucht man diese Kränze einander an das Ende der Röde heimlich zu streifen, welches man den Pfingstzettel zu nennen pflegt. Doch schnell wird dieser Hiertath wieder entfernt und dem Gegner der Kranz womöglich an den Kopf geworfen.

Thür. Vaterlandsblätter 1828, p. 107.

16. Pfingstfeier in der Grafschaft Ramburg. In der Woche vor Pfingsten wird der Tanzplatz unter der Linde gebauet und zum Tanze hergerichtet, und Abends vor dem Feste stellt man bei Musik und Bier die Birken und Laubbünnen auf. Hier versammelt sich nun am ersten Pfingsttage Nachmittags das junge Volk mit Musik, der Tanz jedoch und das eigentliche Festesfest beginnt erst am zweiten Festtage. Jeder Bursche holt sein Mädchen zum Tanze und bewirthe sie nach Kräften. Am Morgen des dritten Feiertages, zuweilen auch erst am vierten Tage, vereinigen sich einige junge Burschen, der eine stellt den Bären, der andere den Bärenführer vor. So ziehen sie, begleitet von den anderen Burschen, mit Musik von Haus zu Haus und sammeln in Körben Sped, Butter, Eier, Wehl, Kuchen, Würste und dergleichen Victualien ein. Diese Collation wird dann zusammen in ein Haus gebracht, wo es von den versammelten Mädchen zum Essen hergerichtet wird. Nach diesem Mahle tractiren die Mädchen die Burschen mit Kaffee und Kuchen. Darauf beginnt wieder der Tanz.

Am Mittwoch ist in den meisten Dörfern das Fest der Brunnen-
sege. Dabei werden die Burschen von den Mädchen zum Tanze ab-
geholt und frei gehalten, dieselben bezahlen heute auch die Musik.
Zu dem Pfingstbier schütten die Ortsnachbarn nach Vermögen ein,
auch mehrere Maß Gerste zu, auch verbinden sich bisweilen benach-
barte Orte und schütten ihre Gerste zu.

Am Montage nach Pfingsten halten die Gemeinden ihren Ausrück-
gang. Der Schultheiß, die Ortsvorsteher, die Gemeinde und die
Schulknaben ziehen mit Musik um die Ausrück und besichtigen die Grenz-
zeichen, dabei werden die Knaben gehörig an den Ehren gezupft und
zu den Haaren geschüttelt. Nachmittags und Abends ist Tanz und
der Rest des Pfingstbieres wird getrunken. Neue Nachbarn, welche
in dem Jahre von anderen Orten in das Dorf gezogen sind und
Nachbarrecht erlangt haben, geben bei dieser Gelegenheit ihr Straß-
bier, der Mann einen ganzen, die Frau einen halben Eimer. Des-
gleichen mußte die Frau, welche ihrem Manne, oder der Mann,
welcher der Frau, wenn auch nur auf kurze Zeit, während des Jahres
entlaufen war, einen halben Eimer Bier als Strafe geben.

17. Der Großvater bei Blankenburg am Harz. Auf
dem sogenannten Großvater feiern die Bewohner Blankenburgs
und der Umgegend seit Jahrhunderten alljährlich am ersten Pfingst-
tage ein Volksfest. Es versammeln sich nämlich in der Frühe
dieses Tages Hunderte aus allen Ständen und von jedem Alter auf
dem Berge, um die Sonne des heiligen Pfingstfestes feierlich zu be-
grüßen, eine Feier, welche das Blankenburger Schülchor mit seinem
Gesang in der Regel erhöht.

18. Wolfsleben. Pfingstbrauch. Es begehen den dritten
Pfingsttag die Schulknaben nach altem Gebrauch das Andenken
des Friedensfestes solchergestalt, daß sie Nachmittags auf Steden-
pferden paarweise unter Aufsicht und Anordnung der ältesten Schul-
knaben erstlich in's Badhaus reiten und daselbst den von der
Gemeinde abzugebenden Ruchen abholen, von da sie dreimal um den
Gemeinde-Springbrunnen, in's Pfarr- und Schultheißenhaus und zuletzt
wieder in's Gemeinde-Badhaus reiten, wo ihnen die von der Ge-
meinde und von Anderen aus gutem Willen gegebenen Ruchen aus-

getheilt, sodann die Stodeupferde von ihnen zerfchlagen und dem Gemeindegader der Obervanz nach überlassen werden. Noch nicht vor gar vielen Jahren haben erwachsene ledige Mannspersonen das Andenken obgedachten Friedensfestes gleichfalls und zwar also begangen, daß sie in Stiefel und Sporen auf natürlichen und mit allerhand Wandern gezeierten Pferden von der Weide in's Dorf an gewisse Orte, besondern aber auf den Adel, Wiglebscheu Hof und in die Gemeindegählen, woselbst sie einen Ruchen bekommen, sodann dertmal um den Gemeindegählsbrunnen herumgeritten und darauf einen Trunk zur Ergögllichkeit von der Gemeinde bekommen, und darauf wieder auf's Riech geritten und die Ruchen unter sich getheilt haben.

Verfchreibung der Ruchen- und Schalenhaus im Enyogthum Wetze.

Thl. III, n. Ged., p. 26. (1701.)

„Die Veranlassung dazu schreibt sich (nach Reimann, deutsche Volksfeste, S. 170) aus den unglücklichen und traurigen Zeiten des dreißigjährigen Krieges, und zwar höchstwahrscheinlich aus dem Jahre 1642 oder 1644 her, wo Thüringen überhaupt und insbesondere auch die Weichsische Lande durch die Einquartirungen, Exprellungen und Gewaltthätigkeiten sowohl der kaiserlichen Truppen unter dem Commando des Grafen von Hagsfeld und des Generals Wahl als der Schweden unter dem Feldherrn Königsmark unägllich viel leiden mußten. Nachdem die kaiserlichen Truppen lange die Feiniger der unglücklichen Dorfbewohner und so auch der Wolschleber gewesen waren, wurden sie plötzlich vom schwedischen General Königsmark überfallen. Noch heißt eine Gegend nach dem Wald und nach Kleinhahnern zu die Königsmark, wo dieser General die Kaiserlichen er- eilte, und ein daranstoßendes Thal, noch jezt das Todtenthal genannt, bezeichnet die Stelle der blutigen Schlacht, in welcher selbst der kaiserliche General von Breitensthal, von welchem gleichfalls eine Gegend den Namen führt, blieb, und des Ortes, wo die im Kampfe Gefallenen beerdigt wurden. Freudig zogen die noch übrigen wenigen Einwohner von Wolschleben dahin, um die Erschlagenen und ihre fliehenden Feiniger zu sehen, und frohloend zogen sie und jubelnd ihre Kinder auf Weidenstäben reitend, in ihre nun ruhigeren Wohnwagen zurück. Der damalige Besitzer des Gutes, das in den ältesten Zeiten der Familie von Wolschleben gehörte, der unstreitig am meisten war mit-

genommen worden, machte dieses frohe Pfingstfest für die Bewohner des Ortes und hauptsächlich auch für die Kinder durch ein Freudenfest merkwürdig und bestimmte, daß besonders den letzteren jährlich an diesem Tage vom jedesmaligen Gutsbesitzer und dem Pächter der ihm gehörigen Mühle Kuchen und Bier gerichtet werden sollte. Obgleich dieses von Wipleben'sche Gut in der Folge von den Einwohnern Volkshelens erkaufte und unter sich getheilt wurde, so beschloß man doch, diese Feierlichkeit beizubehalten."

19. In Langensalza war sonst Nachmittags am Trinitatissonntage nach dem Gottesdienste ein Rennen und Laufen der Leute aus allen Enden und Theilen der Stadt nach jenem Hause hin, wo sich um diese Zeit die Fuhr- und Adlerleute aus der Stadt und Umgegend versammelten, um einen feierlichen Auszug in das wogende Saatsfeld zu halten, dort eine gottesdienstliche Feier und Andacht zu begehen und zuletzt auf dem Anger vor der Stadt den Tag heiter und fröhlich zu beschließen. Bis zum Jahre 1801 fand dieser Auszug in folgender Weise statt. Nach dem Nachmittags-Gottesdienste zogen im höchsten Festschmuck die Fuhr- und Adlerleute paarweise mit Musik und fliegender Fahne durch die belebten Straßen nach der Unterstadt, den sogenannten Niederhöfen. Auf der Brücke ward die Fahne einige Mal geschwenkt, dann ging der Zug durch das Frauenthor nach den bei dem Anger gelegenen Saatsfeldern. Dort schloß man einen Kreis, der Fahnenträger trat in die Mitte eines Saatsfeldes und schwang, während von den Uebrigen das Lied „Es woll' uns Gott gnädig sein u." mit Andacht gesungen wurde, fortwährend die Fahne über das grüne, wogende Ackerfeld. Nach dieser Feierlichkeit begab sich der Zug in derselben Ordnung auf den nahen, von uralten Linden beschatteten Anger, wo man unter freiem Himmel den Tag mit Musik und Tanz, mit Schmausen und allerlei Fröhlichkeit verlebte und beschloß. (Thür. Vaterlandskunde 1803, S. 216.) Ueber diesen Saatsgang, den die Sage von einer Waffenthat herleitet, vergl. Bernaleken, Mythen und Bräuche des österreichischen Volkes, S. 306.

Meier, Sagen und Gebr. aus Schwaben, S. 399 f.
Panzer, Meier, II, 96, 137.

20. Kinder, am goldenen (Trinitatis-) Sonntag geboren, werden glücklich und frommen Geister sehen.

21. Wer an diesem Tage stirbt oder nakt, den erschlägt der Wisp. Dies beziehen Manche auch auf die übrigen Sonntage:

„Sonntagsnacht

ist der ganzen Woche Schad!“

22. Am goldenen Sonntag geht man in Almenau aus, Heilkräuter zu suchen, die nur an diesem Tage gepflückt werden dürfen und müssen. Der Hermannstein ist ein bekannter Fundort solcher Kräuter.

23. In Angeltrode, eine Stunde von Plauc, ist es seit alter Zeit Brauch, daß alljährlich am Trinitatissonntage Alt und Jung hinaus auf den Weizenstein und in die Kammerlöcher geht, dort Lausenzweige oder Eibenzweige bricht und sie kreuzweise in Keller, Rachen, Stuben und Ställe steckt. Obschon der Aberglaube, daß damit den Zwergen und Hexereien gewehrt werde, verschwunden ist, so ist doch der Brauch geblieben, und namentlich säumt des Dorfes Jugend nicht, am genannten Tage Eibenzweige von des Berges wunderbaren Felsenkammern herab zu holen.

Reckstein, in der Thuringen, S. 56.

Verf. im Thür. Sagenbuch, II, S. 293 f.

Vergl. Buch, Westfälische Sagen, II, 156.

24. Am Johannistage vor Sonnenaufgang zieht Jung und Al in der Vorderröden mit Rasel auf die höchsten Berge und begrüßt nach altem Herkommen die aufsteigende Sonne mit Jubelgeschrei. Dabei wird geschmaußt und getanzt. Ebenso eilen die Kräuterkräutigen hinaus, um die an diesem Tage besonders heilkräftigen Kräuter einzusammeln, denen dann oft noch die weiße Jungfer mit dem goldenen Schlüsselbunde erscheint, um ihnen die verwunschenen Vergiftungen aufzuschließen.

25. Unter dem Vibes oder Weisfuß findet man eine kleine Hehle, die, zwischen 11 und 12 Uhr stillschweigend ausgegraben und pulverisiert, gegen die Krämpfe der Kinder hilft.

26. Kinder werden gerne um Johannis entwöhnt; sie werden dann in ihrem Leben glücklich sein.

27. In Suhl und Umgegend werden am Johannistage schwarze Peters (Heidelbeeren) im Walde gesucht und geholt. Dieselben schätzen

den, der sie ißt, das Jahr über vor Krankheiten, namentlich vor dem Fieber.

28. Am Johannistage werden in der Mittagsstunde von 11 bis 12 Uhr von den ledigen Frauenzimmern neuerlei Blumen gepflückt, wobei nicht fehlen dürfen: Weide, Storchschnabel und Feldraute. Diese Blumen werden zu einem Kranz gewunden, wozu der Aden von der Binderin in ebender selben Stunde gesponnen sein muß. Ist der Kranz vollendet, so wird er in dieser geweihten Stunde von der Verfertigerin rückwärts auf einen Baum geworfen. So oft dieses Werfen stattfindet, ohne daß der Kranz hängen bleibt, so viele Jahre währt es noch bis zu ihrer Verheirathung. Alles dieses muß aber stillschweigend geschehen.

Vöge Reichenfels.

29. Ein Hufeisen in der St. Johannisnacht von einem reinen Junggesellen geschmiedet und auf die Schwelle des Hauses oder der Stube festgenagelt, wehrt Hexen, Kobolden, Gespenstern den Eintritt in's Haus oder Gemach.

30. Auch in der Johannisnacht schlingt man in den Trieb einer jungen Richte vorsichtig einen Knoten, so daß der Trieb fortwachsen kann. Aus dieser Schlinge wächst mit der Zeit ein fester Knoten zusammen. Diesen Knoten hängt man an und vertreibt damit Helle auf den Augen.

Zennertsz.

31. In Schlotheim pflanzen die Schulkinder am Johannistage noch eine Birke und puzen dieselbe und vergnügen sich unter derselben mit Tanzen und Spielen.

32. Im Fuldaischen bestand vormals die Gewohnheit, daß die Kinder der niederen Volksklasse sich einige Zeit vor Johannis vereinigten und mit hölzernen Flinten in den Orten herumzogen und Holz, Eier, Sped und dergleichen einsammelten. Das Holz ward am Johannisabende verbrannt, Eier und Sped dagegen verschmaußt. Beim Einsammeln sangen sie gewöhnlich:

Da kommen wir herangegangen
Mit Spieß und mit Stangen
Und wollen die Eier langen.
Feuerrothe Blümelein,
Aus der Erde springt der Wein.

Geht uns doch die Eier ein
zum Johannifeuer.
Der Haber ist gar theuer;
Haber zu, Haber zu! frie, frie, frie!
Geht uns doch ein Schäß.

Dieselbe Sitte war auch früher in Erfurt. Auch pflegte man an diesem Tage geweihte Lichter anzuzünden und mit denselben um Getreide- und Fruchtfelder herumzulaufen. Ebenso pflanzten kleine Mädchen einen kleinen Knaben mit allerlei Bändern und Zierrathen aus, setzten ihm einen Blumenkranz auf und setzten ihn auf einen mit Blumen geschmückten Topf und umtanzten ihn mit Gesang und Jubel. Dieser gepflanzte Knabe hieß der Johannisengel. Daher schreibt sich auch der hie und da übliche Johannisopfer und Johannisstrauch, den man sich unter einander zuschickte. Er bestand aus wohlriechenden Blumen und war mit Bändern umwunden. *Idr. Botenbote 1804, p. 205.*

33. Das Laubmännchen in Kuhl. Sobald der Wald grün wird, versammeln sich die Kinder an einem Sonntage und ziehen in den neabelaubten Wald und wählen eines aus ihrer Mitte zum Laubmännchen. Zu diesem Zwecke brechen sie Zweige von den Bäumen und binden sie rings um den Gespielen, daß nur die Schuhe etwa noch sichtbar bleiben. Da, wo die Augen sind, werden kleine Oeffnungen zum Durchsehen gelassen, um wenigstens wahrnehmen zu können, was vorgeht. Zwei andere Kinder führen das Laubmännchen, damit es sich nicht stoße oder falle. An allen Seiten hängen bunte Tücher und Bänder herab, welche die Eltern zu diesem Zwecke hergegeben haben. So ziehen sie zusammen paarweise unter Jubel und Gesang in den Ort, versammeln sich an einem zum Tanze geeigneten Plage und tanzen singend fort, bis der Abend oder Müdigkeit nach Hause zu gehen nöthigt. *Reimann, Volkslied, p. 159 f.*

34. Der Milchtanz zu Klein-Geschwenda am Johannisstage. Derselbe wurde vormalig so gehalten. Nach geendigtem Nachmittags-Gottesdienste geben die Musikanten auf dem Herrenhofe dreimal ein Zeichen mit Blasen auf den Hörnern, worauf sich die Einwohner mit ihren Weibern und Kindern daselbst in der oberen großen Stube einfanden. Den Kindern, zu welchen sich auch andere Kinder aus dem Markspiele einfanden, wurden große Schüsseln mit Semmelmilch auf

den Fußboden gesetzt. Nachdem die Kinder gebetet haben, legen sie sich auf den Fußboden um die Semmelmilch und essen dieselbe mit ihren eigenen Töpfeln, die sie mitbringen. Während des Essens wird von den Musikanten Musik gemacht. Ist die Milch verzehrt, so stehen die Kinder auf, verrichten ihr Dankgebet und gehen beiseite. Nun nimmt der Tanz seinen Anfang. Ein jeder Ehemann tanzt mit seiner Frau drei Reihen, wobei der Schultheiß mit seiner Frau den Tanz eröffnet und dann jedes Paar nach dem Alter eines nach dem andern seine drei Reihen tanzt. Der Gutmann (Hirte) macht mit seiner Frau den Schluß. Alsdann erhalten die ledigen Personen die Erlaubniß, den Tanz fortzusetzen, so lange es ihnen beliebt.

Reimann, Volkslieder, p. 141 f.

Ueber den angeblichen Ursprung dieses Witztanzes rheinl., p. 102 f.

35. Der Johannistag in Schöten bei Apolda. Beim Dorfe Schöten — Schütten vom Volle genannt — wurde lange Zeit der Johannistag als ein Volksfest gefeiert, auch nachdem die Schenken von Apolda die Flur nebst dem Dorfe Schütten an das Kloster Heusdorf verkauft hatten. Auch die Oekonomen von Apolda feierten alljährlich ihr Pögemahl bei diesem Brunnen. Jeder Nachbar in Schöten war nämlich verpflichtet, den Oekonomen ein Brod zu reichen, welches sie in Stücken brachen, in das Wasser des Brunnens warfen, und nachdem es geweicht war, mit der am Brunnen hängenden eisernen Kette wieder aus dem Wasser fischten und aßen. Mann und Kof waren bei diesem fröhlichen Feste mit grünen Zweigen geschmückt. Allmählich verlor sich dieser Brauch und wurde förmlich unterjagt, als einer der Reiter beim Zurüdreiten vom Pferde stürzte und todt auf dem Plage blieb. Bei dem am Johanniſſeſte üblichen Umzuge pflegte man vor längerer Zeit einen Burſchen zu verkleiden und ihn mit Laub, Kornblumen und Kränzen zu ſchmücken; in ſeiner Hand trug er ein mit Blumen umwundenes Schwert, zur Erinnerung an Veit's ſiegreichen Kampf mit den Kndwürmern. Die Sage von dieſem Kampfe lebt noch immer im Volksmunde. Als aber im Jahre 1768 ein fürchterbares Schloſſen- und Hagelwetter die Feldfrüchte auf der Flur von Schöten ganz vernichtete, ſoll der damalige Pfarrer den biſher am Johanniſſtage üblichen Umzug eingestelt haben. Seit jener Zeit feierte nur noch die Schuljugend den Johanniſſtag. Feſtlich

gekleidet, in der rechten Hand einen langen weißen, blumenumwundenen Stab mit einem Kreuze, woran ein schöner Kornblumenkranz hing, zogen die Kinder, geistliche Lieder singend, von Haus zu Haus. Der Brunnen war gleichfalls mit Blumen geschmückt. Bei ihrem Umzuge erhielten die Kinder von den Ortsbewohnern Geld, Eier und andere Victualien, wovon sie sich des Nachmittags ein kleines Fest bereiteten.

Vergl. Reimann, Volkstheile, p. 130 ff.
Thuringia, p. 37.

6. Saat- und Erntegebräuche.

1. Damit es den Feldern und Wiesen das Jahr über nicht an der nöthigen Feuchtigkeith fehle, wird dem Bauer oder Knechte beim ersten Ackerzuge die Tasche mit Krapsen gefüllt. Bei seiner Heimkehr wird er und sein Pflug von der Bäuerin oder Magd aus einem Versted mit Wasser bespritzt. Dasselbe widerfährt der Magd vom Knechte, wenn sie mit dem ersten grünen Futter heimkommt, und dem Schäfer, wenn er im Frühjahr das erstemal von der Weide heimtreibt.

Vergl. Waldmann a. a. O., p. 11

2. Wenn im Frühjahr der Acker ruft, betet die Bäuerin auf ihrem Acker, wo sie ihn zuerst hört, ein andächtig Vaterunser. (Steinbach bei Pöckstein.) Vergl. Zeitsch. f. deutsche Archäol. II, 26; III, 267, 286.

3. Sehr wird darauf gehalten, daß das Säetuch von einem siebenjährigen Kinde oder doch wenigstens von einem Schulkinde gesponnen ist.

4. Wenn der Wind durch das junge, blühende Korn geht, die Saat recht wogt und Wellen schlägt, sagt man, „der Wolf oder der Ueber jagt durch das Korn“.

5. In dem meiningischen Dörfchen Schnett am Südsabhang des Thüringer Waldes, nahe am letzten Scheitel des Simmetzberges, stand vor Zeiten eine Capelle des heil. Oswald, dessen Bild die Einwohner bei langer Dürre und Trockenheit nach alter Sitte an ihre Felder zu tragen pflegten, denselben damit Regen und Segen zu verschaffen. Auch bei Flurumgängen wurde das Bild um die Felder

und Grenzen geführt. Weil aber die Schmetter auf ihren Höhen nur Hafer bauen konnten, vermochte der Heilige auch nur Hafer zu segnen und hieß deshalb „Haberössel“ (Hafer-Oswald). Dieses Bild soll noch vor nicht langer Zeit ein Einwohner in seinem Hause gehabt haben.

Brüdnar, Landesh. des Herzogth. Meiningen, II, 401 f.
Grimm, Mythol., p. 1202.

6. Wenn die Aussaat oder die Schneidernte am Sonnabend begonnen wird, so kommen keine Mäuse in das Getreide, bezüglich in die Scheune. Will man keinen Brand im Weizen haben, so muß derselbe gesäet werden, wenn der Mond nicht am Himmel steht.

7. Noch jetzt tragen die Bauern am Charfreitage kleine Erken- oder Weidenzweige stillschweigend in ihre Behausung, geben gleichfalls stillschweigend dem Zweige die Form eines Kreuzes oder Kranzes. Wenn sie Weizen und Gerste säen, nehmen sie das Kreuz in den Mund, oder wenn sie einen Kranz gewunden haben, nehmen sie den Samen durch den Kranz heraus. Sie glauben dadurch die Sperlinge von den eben gesäeten, noch nicht eingederten Körnern abzuhalten.

Anderer nehmen zu demselben Zwecke ein Körbchen mit Erde aus einem frisch gegrabenen Grabe mit sich, theilen dieselbe auf dem Ackerstücke in vier Theile und tragen in jede Ecke des Grundstückes einen solchen Theil der Erde.

Anderer werfen die erste Hand voll Weizen für die Sperlinge hin und die zweite mit drei Würfen im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes auf den Acker.

Sollen sich dagegen die Sperlinge auf dem Weizenfelde eines Feindes einsinden, so laßt man fünf Weizenkörner zu einem Brei, spuckt sie dann wieder aus auf den Acker des Mannes, dem man schaden will, und vermehrt so den Geruch des die Vögel so anlockenden Getreides. Alles muß geschehen, ohne daß dabei ein Wort gesprochen wird.

8. Beim Säen sieht man auch darauf, daß nicht zwei Lichter zugleich am Himmel sind, nämlich Sonne und Mond zugleich am Tage am Himmel stehen. Scheint schon der Mond, wenn noch die Sonne am Horizonte steht, so sät man den Weizen am Vormittage, steht umgekehrt noch der Mond am Himmel bei Sonnenaufgang, des Nachmittags.

9. Will man Erbsen haben, die sich leicht kochen lassen, so säet man sie am Gründonnerstag Nachmittags. Andere säen sie am hundertsten Tage des Jahres. Sollte derselbe auf einen Charfreitag fallen, so sind sie wegen der guten Erbsenernte ganz untröstlich. An diesem Tage ist alle Feldarbeit auf's strengste untersagt.

10. Die Erbsen werden bei abnehmendem Mond gesät, und zwar die erste Hand voll gegen die Sonne.

11. Als Mittel gegen den Brand dient bei der Aussaat der Spruch:

Ich sör dich Weizen (Korn, Gerste &c.) auf ein gut Land,

Ich sör Weizen und keinen Brand.

Im Namen Gottes des Vaters †, des Sohnes † und des heil. Geistes †.

12. Gerste wird Mittwoch vor Sonnenaufgang oder noch lieber nach Sonnenuntergang gesät, dabei ein Gerstenkorn in den Mund genommen, und dies nach Sonnenuntergang gesät, damit die Sperlinge nicht in's Korn gehen sollen. In Munschau (Dorf $\frac{1}{4}$ Stunde von Merseburg) nennt man dies „eine Maulsperrre machen, damit die Vögel die Maulsperrre bekommen“.

Man sät überhaupt, wenn's sein kann, im Vollmond, am liebsten bei Westwind und trübem Himmel.

13. Rübsen (Sommerfaat, Brassica Rapa) von Hefern (Käferlarven) angegriffen, wurden früher nach Sonnenuntergang mit brennender Pfeife umschritten, von jeder Ecke eine Raupe (Larve) genommen, die vier Raupen in ein kleines Säckchen gethan und in den Rauchfang gehängt; sobald der Rauch sie verzehrt hat, sind die Hefer im Rübsenfeld verschwunden. Die Sitte stammt aus dem Altenburgischen und ist auch in Stößen (Dorf zwischen Taucha und Schorstadt) mit Erfolg angewendet.

14. „Freitagsdünger Unglücksdünger“, sagt der Landmann an der Finne.

15. „Was man sät vor St. Urden,

ist noch nicht verdurben

Und kommt noch in die Gurden (Gärten).“

Ebenb.

16. Wie wird bestellt, wenn die Sonne im Zeichen des Krebses steht oder eine Sonnenfinsterniß bevorsteht.

17. Wenn der Bauer seinen Ader besäen will, so muß er den Fruchtack gegen Morgen stellen; dadurch wird der Brand des Getreides verhütet.

Wgr. O. Fand.

18. Wird im Frühjahr zum erstenmal auf den Ader gefahren, so badt die Bäuerin Kräpfel und spickt dem Bauer oder dem Kuchte von denselben die Taschen.

Wigeltode bei Entzungen.

19. Samereien darf man nicht verschenken; sie arten sonst aus.

20. Willst du Bohnen legen, so thue es Mittags zwischen 11 und 12 Uhr, so werden sie reichlich tragen.

21. Beim Säen des Weizens setze man den Sack mit der Frucht auf den Ader des Nachbarn, so werden die Sperlinge blind gemacht und können der gereiften Frucht nichts anhaben.

22. Man säe den Weizen zuerst an den Außenseiten des Aders, sage beim Auswerfen des Samens an den Eden: „das ist für die Vögel“, besäe dann den Ader vollständig und sage, während die letzte, bezüglich die vierte Seite des Aders besäet wird, die Worte: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und heil. Geistes, Amen“, so wird kein Sperling sich an die reis gewordene Saat wagen, es sei denn, daß ein Schelm gerade an der letztgenannten Seite die Hose umwendet und einen Haufen in die Frucht legt. Dies hebt den Pann auf und lockt alle Spazier der Umgegend auf den Ader.

23. Man sucht den ausgestreuten Samen vor dem Vögelstich dadurch zu schützen, daß man dreimal um das Saatsfeld herumgeht, dabei den Spruch:

„Meinen Weizen will ich säen,
Die Vögel sollen Erben streifen
Und meinen Weizen lassen stehen!“

herzagt und beim drittenmal hinzufügt: „Im Namen des Vaters †, des Sohnes † und heil. Geistes †.“

24. Für die Getreidesaat gelten die Reichen der Fische und des Schutzes für ungünstig.

25. Vergißt der Landmann bei der Aussaat ein Beet zu besäen, so hat er sich einen Sarg gesäet. Ein Glied aus der Familie muß

sterben. Auch stirbt Jemand aus der Familie, wenn auf dem Krautlande ein Kohlkopf mit weißen Blättern gewachsen ist.

26. Beim Krautlegen pflegt man sich gegenseitig hinzuwerfen oder zu sagen: „Haider wie mein Kopf, Blätter wie meine Schürze.“ Man hofft dadurch schönes Kraut zu bekommen. Vor Raupen glaubt man dasselbe dadurch zu schützen, daß man sagt: „Barthel in's Kraut, Raupen aus dem Kraut in die Ruht zur Kirmeß.“ Wartburg.

27. Am Tage Jacobi gehen die Leute in den Ortschaften an der Werra und vor der Rhön durch ihre Krautäcker, um den Jacob hinauszujagen und den Barthel hineinzutragen.

28. Auf Bartholomäi geht man nicht auf's Krautfeld, um den Barthel nicht zu verschrecken, der an diesem Tage die Häupter setzt.

29. Das Kraut muß, bevor der Pflte nach Hause treibt, ausgefacht werden, weil es sonst den sogenannten Traudel bekommt.

Unter Traudel versteht man in Salzungen und der Umgegend den durch einen Insectenstich am Stengel erzeugten Knoten, der die Ausbildung der Pflanzen stört.

30. Um die Raupen von seinem Ader zu vertreiben, hole man Nachts um die zwölfte Stunde Erde von einem frisch gemachten Grabe, mache drei Theile daraus und setze diese an drei Ecken des Aders, dann ziehen die Raupen zu der vierten hinaus. Mag. C. Vond.

31. Gegen die Kohtraupen wird an etlichen Orten ein sonderbares Mittel angewendet. An einem Tage nämlich, an dem in der Nachbarschaft Kirmeß ist, geht der Feldbesitzer auf seinen Krautacker, klatscht mit der Peitsche und ruft: „Dort ist Kirmeß!“ und dann „ziehen die Raupen fort“.

32. Am ersten Jahrmartestage nach Bartholomäi werden die Raupen von den Krautäckern auf den Markt getrieben. Eine Weibsperson läuft vor Sonnenaufgang noch dreimal um den fraglichen Ader. Die Raupen ziehen dann von der Ecke, an welcher das Pflsen begonnen hat, von dem Ader aus und auf den Markt. Mag. C. Vond.

33. Wenn die Mägde Kraut pflanzen, so sagen sie: „Durschem wie mein dickes Bein, Haider wie mein Kopf, Blätter wie meine Schürze, so wird mein Kraut.“

34. Nach geendigter Arbeit müssen die, welche das Kraut gepflanzt haben, Semmel und Milch erhalten und Sauerkraut.

35. Auch kann das Mädchen durch das Krautpflanzen erfahren, ob sie ihren Geliebten jemals bekommt oder nicht. Sie zwickt einen Theil der Wurzel von einem Pflänzchen ab, spaltet den übrigen Theil und steckt die Wurzel einer zweiten Pflanze, die ihren Geliebten vorstellen soll, in den Spalt, pflanzt hierauf beide Pflanzen hart an einen Stein an und drückt sie fest zusammen. Velleiben diese Pflänzchen, so ist ihr Wunsch der Erfüllung nahe.

36. In Marktsuhl säet man den Wein gern am ersten Dienstage im Mai. Außer den Knochen und Rippen von dem Fastnachts gegessenen Schweinefleisch befand sich sonst im Weinsack noch eine Semmel und Wurst, ein Eierkuchen und etwas Brantwein als Frühstück für den Bauer, das er draußen auf dem Felde verzehren, dabei aber auf seinem eigenen Lande sitzen mußte. Der Sack wird noch jetzt nicht kurz, sondern recht lang zugebunden, damit derselbe, auf den Schultern getragen, bis herab an's Knie reicht und beim Gange auf den Ader, der mit großen Schritten gemacht werden muß, tüchtig hin und her schwaunt. Alsdann wird auch der Flachs auf dem Felde, wenn der Wind darüber geht, recht hin und her wogen. Sonst hatte der Bauer bei der Weinsaat auch ein Hemd an, das am Peterstage besonders dazu gewaschen war.

37. Auf das besäete Flachsfield steckt man hohe Weidenruthen, daß der Flachs recht hoch wachse. Man schält an diesen Ruthen auch den Bast ab, damit das aus dem Flachs gesponnene Linnen recht weiß werden möge.

Liesensort.

38. An anderen Orten säet man den Wein gern an demselben Wochentage, an welchem im Winter der erste Schnee gefallen ist.

39. Wenn sich der Flachs, welcher für ein Brautpaar bestimmt ist, legt, hat dasselbe in der Ehe Unglück zu fürchten.

40. Um zu wissen, an welcher Tageszeit man denselben zu saen hat, säet man Fastnacht Früh, Mittags und Abends in drei verschiedene mit Erde gefüllte Topfe Wein. In welchem Topfe nun der größte Flachs gewachsen ist, dieser gibt den Ausschlag, wann der Wein zu saen ist.

11. Wenn nach einigen Monaten der Acker vom Unkraute gesäubert wird, fließt man Reiser mit den Worten in den Acker:

Reis, da fließ' ich dich her,
Acker, so lang sollst du wer'.

12. Im Hennegrunde — ein fruchtbares Thal mit 4 bis 5 Ortschaften, $1\frac{1}{2}$ Stunden von Lengsfeld bei Planenhain — wird, damit der Acker wohl gedeihe, auf Fastnacht ein leinen Hemd gewaschen, alle Ackerseile gestrickt und von den ältesten Leuten im Dorfe auf dem Tanzboden bei Musik wenigstens ein Tanz getanzt.

13. Hängen sich im Winter lange Eiszapfen an die Dächer, so wird der Acker lang werden.

14. Walpurgis und Stanislaus, wenn der Acker gesäet wird, bekommt der Säemann Eier zum Frühstück und muß nach diesem die Schalen auf den Acker so hoch wie möglich in die Luft werfen, damit der Acker gedeihe und recht hoch wachse.

Wend.

15. Wenn der Acker gerathen soll, dann hat man es gern, wenn man am Peterstage „Peterödre“ (Rehrich) vor die Stubenthür geschüttet und Fastnacht Abends Töpfe wider die Thür geworfen bekommt.

16. Für Weinsaat günstig gelten: das Zeichen der Jungfrau, die Tage Urban, Peda und Petronella, der Tag vor Himmelfahrt und Pfingsten, Medardus und Frohleichnam, besonders auch die Marienstage, wo „die heil. Maria die Saat mit der Schürze zudekt“. Helene galt für ungünstig, „da bleibt er kleine“.

17. Beim Säen des Weins wirft man das Tuch, worin der Weinsamen war, hoch in die Luft, um damit anzuzeigen, daß so hoch der Acker werde, als das Tuch geworfen wurde.

18. In der Johanniennacht tanzen die Mädchen um den Acker, der gesäet ist, und wälzen sich darin.

19. Beim Einerten des Ackers werden die Arbeiter mit Schorn (Stollen) oder Schmalzkrapsen und Kaffee bewirthet.

20. Allgemeine Sitte ist, vor der Ernte eine Anzahl Ruchen zu haben und solche in Schnittern, männlichen und weiblichen, so wie sie vom Väter kommen, auszutheilen, Fruchtstücken genannt.

51. Beim Schneiden des Getreides werden an manchen Orten die ersten und letzten Hampfen Achren kreuzweise auf den Acker gelegt.

52. Seine Arbeit beginnt der Schnitter mit den Worten: „Vott walt's!“ Ehe er aber anfängt, nimmt er drei Halme und bindet sie um sich, damit er keine Kreuzschmerzen bekomme. Bindet er ein Doppelähre, so nimmt er sie mit nach Hause, steckt sie hinter den Spiegel und schützt damit sein Haus vor dem Einschlagen des Bliges.

Herda. Wünscheuhel.

Grimm, Nithol., p. 1090.

53. Dem, welcher den letzten Schnitt thut, ruft man zu: „Du hast den Alten und mußt ihn auch behalten.“ In Werfers bei Tiefenort. Die letzte Garbe wird auch etwas unsörmlicher, dicker gebunden, bekommt die Form eines Hahns und heißt „Erntehahn“.

Wünscheuhel.

54. Beim Binden des Getreides nimmt der Vorscheiter von jeder Fruchtart die letzte Garbe für sich und daraus wird zum „Erntehahn“ ein großer Kranz gebunden, der dem Gutsherrn mit einem Glückwunsche überbracht wird. Dafür bekommen die Schnitter eine Mahlzeit, welche gewöhnlich auf dem Hofe gehalten und „Erntehahn“ genannt wird.

Tiefenort. Markhalt.

55. Erntehahn hieß ursprünglich wohl der Hahn, welcher, zum Hahnschlagen dienend, den Mittelpunkt der den Dienstboten und Tagelöhnern nach vollendeter Ernte von der Gutsherrschaft oder dem Gutspächter gegebenen Festlichkeit bildete, dann aber auch die Festlichkeit selbst.

Vergl. den Saathahn in Baiern bei Schmeitler 3, 288.

56. Beim Schneiden der Saatzfelder nehmen die Schnitter beim letzten Schnitt soviel Halmen als möglich in die Hand, damit im nächsten Jahre die Ernte recht reichlich ausfalle.

Wgr. O. Land.

57. Wenn beim Schneiden des Korns sich ein kleiner Streifen (von einem Hasen herrührend) durch's Feld zieht, so schreibt dies der Bewohner der Finne einem kleinen dämonischen Wesen, dem Johanniesschnitter, zu, der das Feld fruchtbar gemacht und nun mit seinen an den Füßen befindlichen kleinen Sichel das Seinige sich im Voraus genommen habe.

58. Der Winzenschneider war sonst sehr gefürchtet. Er wandelte am Johannisorgen durch die Ahr (in Dittersdorf als Hirsch) und hieb mit den an seine Knochel gebundenen Sichel die Gassen in das Korn, die man jetzt als Hasengänge kennt. Wer den Zauberer sah, ohne von ihm erblickt zu werden, und nach Hause eilte, bewirkte dessen Tod. Zur Entdeckung des Winzenschneiders verfuhr man in einem Orte der Sorbischgegend so. Man bearbeitete stillschweigend sieben auf die Tenne gebreite Reisigbündel mit dem Aegel; der Fremde, welcher unterdessen an das Scheunenthor trat, galt für den Schuldigen. An andern Orten band man zum Schutze des Kornetrages in die ersten Garben Dornen und Disteln und sprach: „Dorn und Distel für den Winzenschneider, das Korn für mich!“

59. Ein Thierchen, das zur Zeit der Ernte in der Abenddämmerung seine Stimme hören läßt, nennt man „Himmelsziege.“

Merke, d. Aefner.

60. An Reidschütz bei Raumburg läßt der Besitzer, wenn Korn, Weizen und Hafer geschnitten wird, ein kleines Eschen stehen und springt mit geschwungener Sense darüber. Man nennt dies „über die Scheune springen“ und glaubt, daß dann die Vorräthe nicht verderben und die Scheune vor Feuer geschützt ist.

61. Familienglieder oder Gäste des Besitzers werden, wenn sie auf das Feld, wo geschnitten wird, oder daran vorbei kommen, von dem schönsten Mädchen oder dem Knechte mit einem Strohseile, in welches Feldblumen eingestochten sind, angebunden und müssen sich durch ein Geldstück lösen. — In einigen Dörfern geschieht das Anbinden mit folgendem Spruch:

„Wir wollen Sie verheeren mit einem kleinen Körnlein;
Ich hoffe, Sie werden nicht traurig sein;
Sie mögen uns schenken ein Gläschen Bier oder Wein,
Damit wollen wir zufrieden sein.“

62. Es darf beim Binden des Getreides auf dem Felde das letzte Mandel nicht vollzählig werden, sonst stirbt Jemand in dem Hause des betreffenden Feldbesizers.

63. Dem Gutsherrn wurde sonst nach jeder Ernte mit dem letzten Heu, Korn, Weizen u. s. w. ein Erntekranz überbracht. Auf

dem letzten Heusuder saßen Weiber und Kinder der Mäher mit dem aus Wiesenblumen gefertigten, mit Bändern gepußten und an der Heugabel oder dem Rechen befestigten Kranze. Die Leute erhielten dann eine Mahlzeit. Jetzt wird nur am Schlusse der Ernte ein Kranz gebracht, aus allen möglichen Blumen und Früchten gewunden.

64. Wenn sonst die erste Fuhre Korn eingefahren wurde, so frug die Frau: „Wann, was bringst du?“ „Brod für die Kinder und den Tod für die Mäuse“, war die Antwort. Das sagte man, um das Korn vor den Mäusen zu schützen. Man warf auch die erste Garbe für die Mäuse in die Tenne oder steckte, um die Mäuse fernzuhalten, Erleureiher stillschweigend in die vier Ecken des Banzen.

Umgegend von Lengsfeld.

65. Zum Erntefest erhalten die Schnitterinnen ein Erntemahl und zum Geschenk ein Kopftuch; die Hirten bekommen Kuchenoden, die Murrenden eine Geldspende.

66. Beim Erntefeste werden noch bisweilen die „Siebensprünge“ getanzt. Ein alter grauer Schnitter tritt vor in die Mitte des Tanzsaales, um den jüngeren diesen Tanz zum Besten zu geben. Allein, ohne Tänzerin macht er unter beständigem Gelächter der Anwesenden die wunderlichsten Sprünge und Figuren.

67. Unerfahrene Drescher werden nach den Gerstenkörnern ausgeschiedt. Sie bringen einen mit Steinen gefüllten Sack oder ein Stück Holz, und nun wird ihnen aufgegeben, mit diesem Gerstenkorn die Gerste auszudreschen.

Tiefenort.

68. In der Umgebung von Weimar ist an manchen Orten die Sitte, nach beendigter Ernte einen Umzug durch das Feld und dann ein Festmahl zu halten, das nach bestimmter Reihenfolge immer Einer zu verabreichen hat. Das Fest führt den Namen Heinrich.

69. Beim Ausdreschen wird besonders auf den Alten gesehen, den der hat, welcher den letzten Schlag thut. Dieser muß beim Mahle, das den Dreschern gegeben wird, mit dem großen Rahmküßel essen, jedesmal austrinken und frisch einschenken. Er wird auf allerlei Weise gehänselt und geadelt und muß sich von diesem Hänseln durch Schnaps oder Bier loskaufen.

70. Beim Dreschen wird in die letzte Garbe eine Magenwurst gesteckt und mit der Garbe in die Tenne geworfen. Sie heißt die „Barrenwurst“ oder „Banzewurst“ und wird von den Dreschern gemeinsam verzehrt. Nach dieser Mahlzeit wird hie und da ein Bursche in Erbsstroh gehüllt und in diesem Costüm durch das Dorf geführt.

71. Der Glaube an Hungerbrunnen als Vorzeichen künftiger Thenerung ist oder war auch um Eisenach herum zu Hause.

Vergl. Sage Nr. 27, S. 20.

72. Auf dem letzten Acker einer Getreidesur, namentlich auf dem letzten Kornacker, läßt man beim Schneiden einige Palmen ungemäht stehen, dreht sie zusammen, bindet oben unter den Ähren ein Strohseil darum und schmückt diesen Palmbusch, der so die Gestalt einer Puppe erhalten hat, mit Laub und Feldblumen aller Art. Auch wird in die Mitte der Palmen ein Kreuz von dünnen Holzstäben gesteckt und die Ähren so um den Stod gewunden und geflochten, daß eine menschenähnliche Figur mit Kopf und Armen daraus entsteht, die gleichfalls mit Laub und Blumen ausgepugt wird. Alsdann reichen sich zuweilen Schnitter und Schnitterinnen die Hände und umtanzen, ein Lied singend, den Palmbusch oder die Kornpuppe. Früher sprach auch der Vorschnitter, ehe der Tanz begann, mit entbloßtem Haupte ein Gebet oder einen Segenspruch. Dieser Erntebrauch besteht in der Umgebung von Eisenach, im Werrathal und Feldagrund noch an vielen Orten, und wo er nicht mehr in Übung ist, lebt er wenigstens noch im Andenken der Leute. Beachtung verdienen die Namen, womit man den Brauch bezeichnet. Bei Salzungen nannte man den Palmbüschel „den Struß (Strauß)“ oder „den Alten“; bei Verla „die alte Schufel“; um Eisenach und Marzuhl herum heißt er „Wichelmann“, „Waldmann“ und „Feldmann“. Bei Völkershäusen und im Feldagrund bleibt er „für die gute Frau“ stehen, bei Tiefenort „für die arme Frau“; auch läßt man dort für die arme Frau eine kleine Garbe auf dem Felde liegen. Man nennt auch den Palmbüschel „das arme Fräulein“. Gewöhnlich bleibt er draußen auf dem Felde stehen, bis ihn die armen Leute beim Ährenlesen mit abschneiden; an manchen Orten schneidet man aber beim Weggange vom Acker die Ähren oben ab, damit nicht ein Anderer, der Wichel oder der Johannischnitter, vom Kornboden des Besizers das Jahr über

mitesse. In Unterellen läßt man den Waldmann als Wächter des Hornes draußen auf dem Felde, bis zur Einfahrt des letzten Raders; dann wird er mit einem frischen Kranze geschmückt und auf dem Hornwagen vom Vorscheiter gehalten, während der Wagen, von den Schnittern begleitet, die Lieder allerlei Inhalts singen, langsam zum Dorfe und auf den Hof des Besitzers einfährt.

73. Bei der Obsternte nimmt man dem Baume nicht alle Früchte. Man läßt die eine oder die andere daran hängen, damit der Baum auch im nächsten Jahre etwas geben möge.

74. Wenn das Grummet eingefahren wird, läßt man auf der Wiese ein kleines Hänschen liegen. Es gehört dem „Holzräte“ (Holzfrauen) für den gebrachten Segen.

Meininger Oberland.

75. Als die Gemeinde in Stotternheim noch mei. Wiesen besaß, bestand hier eine förmliche „Grashauerzunft“ mit einem Obermeister, mehreren Meistern, Gesellen, Lehrlingen. Sie hatten ihre Fäde und besondere Gesetze. An einem bestimmten Tage rief die Trommel sie vor der Schenke zusammen, wo sie sich militärartig geordnet mit den Sensen aufstellten. Unter Trommelschlag zogen sie hinaus. Beim Hauen namentlich der Gesellen und Lehrlinge wurde nachgesehen. Wenn man abgehaueenes Gras noch in einen Knoten zusammenbinden konnte, wurde der Hauer gestraft. Mittags zog man unter Trommelschlag oder Musik wieder in die Schenke; hier hielt der Obermeister eine Rede, bei welcher alle ihre Sensen gesenkt hielten. Nachmittags wurde gemeinschaftlich getrunken.

76. Bisweilen wird im Herbst bei trockenem Wetter das Grummet durch einen Wirbelwind umhergetrieben. An dieser Erscheinung haftet der Glaube, der Böse wolle das Grummet einem seiner Diener zuführen. Um das zu verhüten, schreien sie, so sehr sie können: Saudred, Saudred.

77. Beim Heumachen darf man den Rechen mit den Rinken nicht nach dem Himmel gerichtet hinlegen. Man schießt sonst die Engel tot.

Wolgast.

78. Wer Grenzsteine verrückte, muß nach dem Tode als feurige Mann umgehen.

7. Hochzeit.

(1. — 16. aus der Pflege Weichenfeld im Voigtlande.)

Schmidt, Pflege Weichenfeld, p. 117 ff.

1. Als Reichen geschickener Verlobung gibt Jedes dem Andern ein Stück Geld.

2. Bei dem ersten Aufgebote läßt sich keines der Brautleute in der Kirche sehen, dagegen fehlen sie bei dem zweiten nicht; bei dem dritten werden sie, der Bräutigam von zwei Brautführern (Blots knechten) und die Braut von zwei Brautjungfern zur Kirche geführt; Brautführer und Brautjungfern sind mit Kränzen geschmückt.

3. Das Brautpaar genießt vor der Hochzeit das heil. Abendmahl.

4. Die Hochzeitsgäste werden von einem Hochzeitbitter (Hochzigbitter) eingeladen. Er trägt einen Blumenstrauß, sein Hut ist mit vielen bunten Bändern geschmückt und ein oder mehrere bunte Tücher flattern von der linken Schulter herab. Eingeladen werden Verwandte, gute Freunde und die nächsten Nachbarn.

5. Am Abend vor der Hochzeit findet gewöhnlich ein Volterabend statt.

6. Beim Baden der Hochzeitskuchen ist es Brauch, daß die ledigen Frauenzimmer den zuerst fertigen, Junggesellentuchen genannt, zerreißen, da der Glaube herrscht, daß Diejenige, welche dabei das größte Stück erhält, zuerst einen Mann bekommt. Es geht natürlich dabei recht hüzig her. Wehe aber dem Bräutigam, wenn der Kuchen nicht unversehrt aus dem Ofen kommt.

7. Die Personen, welche neben den Brautleuten auf einer Hochzeit die Hauptrollen spielen, sind: die Brautmutter, wozu nie die eigene Mutter oder eine Witwe gewählt wird; ferner die Tischmutter, welche die Anordnung der Speisen und Getränke zu besorgen hat; die Brautführer und die Brautjungfern haben auf dem Kirchgange die Brautleute zu führen. Die Brautführer empfangen auch die Gäste, weisen ihnen die Plätze an und halten sonst auf Ordnung; die Brautjungfern sind der Braut vorzüglich bei ihrem Anzuge be-

hilfflich. Brautführer und Brautjungfern haben auch bei Tische den nächsten Platz bei dem Brautpaare.

8. Der Zug in die Kirche setzt sich nicht eher in Bewegung, bis das dreimalige Läuten ganz vorüber ist. Braut und Bräutigam werden entweder von den Brautführern und Brautjungfern oder von ihren Vätern oder von Anverwandten an den Altar geführt.

9. Beim Gange in die Kirche und auf dem Heimwege, auch vor dem Altare darf keines der Brautleute sich umsehen, sonst sehen sie sich in Zukunft nach einer Andern oder einem Andern um und es stirbt der Theil, welcher sich nicht umsieht. Auch treten bei der Trauung die Brautleute so nahe als möglich zusammen, damit böse Leute nicht Uneinigkeit dazwischen säen.

10. Der Bräutigam darf sich in der Kirche auch nicht setzen, sonst geht die Wirthschaft hinter sich.

11. Auf dem Nachhausewege aus der Kirche trinkt der Bräutigam ein Glas auf der Thürschwelle aus und wirft es dann hinter sich, daß es zerspringt.

12. Zum Essen bringt jeder Gast sein Messer und seine Gabel mit; auch verehrt ein Jeder den jungen Eheleuten ein Gescheuk (Hausrath). Diese Geschenke werden auf einer Tafel zur Schau ausgestellt.

13. Wenn beim Hochzeitessen ein verlobtes Paar zugegen ist, so darf dasselbe nicht an einem Tische mit dem Ehepaare sitzen, selbst nicht die Füße unter den Tisch setzen, woran die jungen Eheleute sitzen, sonst hat eines der Paare allezeit Unglück.

14. Beim Essen wird vor den Mann ein brennendes Licht gestellt, ein anderes vor die junge Frau; wessen Licht zuerst verbrennt, der stirbt zuerst.

Vergl. Roef, Sitten u. Gebr. d. Deutschen, p. 456.
Schreiber, Leseb. 1832, p. 323.

15. Während des Essens versammelt sich die Jugend des Dorfes, auch nahegelegener Ortschaften, und reicht manchen Spieß durch's Fenster in die Hochzeitstube, der mit Kuchen und Fleisch beschwert wieder zurückkehrt.

16. Nach dem Essen wird gesungen: „Nun danket alle Gott“, die Gäste werden vom Schullehrer gebeten, mit dem Mahle vorlieb

zu nehmen und sich des andern Tages rechtzeitig wieder einzufinden, auch wird für den Besuch gedacht und dem Brautpaar von allen Anwesenden gratulirt.

17. Den andern Tag gehört es zu den Hochzeitsspielen, die faumseligen Gäste auf einem Schubkarren in's Hochzeitshaus zu fahren oder sie auf einem im Freien errichteten strohernem Esel reiten zu lassen, wobei man es dem Ritter aber nicht an Getränken fehlen läßt.

18. Ein besonderes Fest ist der Einzug in das Haus des Bräutigams in die neue Wohnung der Braut. Dazu wird gewöhnlich ein Montag, Dienstag oder Donnerstag gewählt. Meist findet dabei Musik statt. Auf Wagen, Kammerwagen, ist die Ausstattung stattlich aufgepackt; besonders sind die Betten augenfällig geladen. Dabei wird auch die Vorsicht beobachtet, daß von den Kleidungsstücken, welche das Brautpaar bei der Trauung getragen, ja kein Stück der Braut über einem Kleidungsstück des Bräutigams hängt, sonst würde die Frau das Regiment im Hause bekommen. Auch dürfen die Kleidungsstücke während der Fahrt von Niemandem angertührt werden; dies würde Unfrieden bringen.

Bevor die Braut aufsteigt, fragt sie der Brautführer, wohin sie wolle? Sie nennt den Namen und Wohnort des Bräutigams, trinkt dann ein Glas aus und wirft es hinter sich.

Die Frauenzimmer fahren mit auf den Wagen, und zwar auf dem ersten die Braut, Brautmutter und Brautjungfern; die Bursche folgen zu Fuß; der junge Ehemann folgt unter Jauchzen und Jubeliren dem ersten Wagen. Bei dem Hinausfahren aus dem elterlichen Hause muß die Braut recht sehr heulen. Bekommt die Braut Vieh zur Ausstattung, so wird es hinter den Wagen hergeführt.

Die Schweife und Mähnen der Pferde sind mit rothen Bändern geschmückt, ebenso die Peitsche des Fuhrmanns; seinen Hut ziert ein buntes Tuch. Bevor der Zug sich in Bewegung setzt, wird dreimal angefahren, gehuift, d. h. zurückgefahren, und dann der Brautring, d. h. dreimal im Kreise herumgefahren. Jeder Fuhrmann hütet sich, mit seinem Wagen umzulenken; auch darf nicht eingehemmt werden, sonst würde die Ehe kinderlos sein. Bevor sich der Zug in Bewegung setzt, müssen alle Ueberbleibsel von Speisen vom Tische ab-

genommen sein. Während des Auges wird gehörig gejauchzt, Ruchen und Schnaps unter die Zuschauer ausgeschüttet. Regnet es auf dem Wege, so ist das eine gute Vorbedeutung.

Ist der Aug am Hause des Bräutigams angekommen, so hält er still, ein Brautführer pocht an — denn das Haus ist allemal fest verschlossen — und fragt des Bräutigams Eltern, ob ihnen die Braut willkommen sei. Bejahen sie es, nachdem sie zuvor gefragt, ob sich die jungen Eheleute gut aufführen wollten und der Brautführer dieses angelobt, so meldet er es unten. Dann tritt die Braut auf einen Stuhl, alle Gäste trinken aus einer Flasche, der Bräutigam leert sie oder ein Glas und zerschmeißt das Gefäß an dem Porthor. Dann führt der Bräutigam die Braut hinein. Diese muß zuerst in das Ofenloch sehen, damit sie sich bald eingewöhne. (Diese Sitte herrscht auch beim Anzuge des Gefindes.) Dann führt der Bräutigam die Braut feierlich um den Tisch herum, auf dem ein Brod und ein Gesangbuch, in manchen Orten auch Salz liegt. Diese Dinge werden auch beim Einzuge vorangetragen.

Beim Abladen der Ausstattung muß jedes Stück einzeln in's Haus getragen werden.

19. Bei der Verlobung gibt der Bräutigam der Braut sofort nach Vermögen einen Thaler oder auch noch mehr, und bei der Trauung gewöhnlich einen silbernen Ring. Nuhn

20. Am Abend vor der Trauung, am sogenannten Polterabend, kommen aus der Nachbarschaft die unverheirateten Mäns- und Frauenleute mit alten Töpfen, Scherben und dergleichen und werfen dieselben unter lautem Lachen und Geschrei an die Thüre des Hauses, worin die Braut wohnt. Auch hört man hier und da Peitschenknallen, Rasseln, Schießen und anderen Lärm. Bei dem Gange in die Kirche zur Trauung tragen die Männer hier und da Rosmarinzwige im Knopfloch.

(21 bis 23 aus Schwarzburg-Rudolstadt.)

21. Die Verlobung wird nur selten noch nach alter Sitte durch ein „Draufgeld richtig gemacht“.

22. Wohnt ein Mädchen, worauf ein Bursche sein Auge geworfen hat, in einem anderen Orte, so wird Jemand beauftragt,

ihre Verhältnisse anzukundschaften und mit Vorsicht Unterhandlungen anzuknüpfen.

23. Hochzeitsbitter, die mit Bändern, grellfarbigen Tüchern und Sträußen gepußt, jauchzend in die Dörfer einziehen und mit althergebrachten Grüßen und Reimen einladen, werden jetzt nur noch in wenigen Orten ausgesandt.

24. Das Rauesthen besteht darin, daß die Bursche eines Dorfes einen Freuden, welcher eine Braut im Dorfe hat, wenn er sich des Nachts im Hause seiner Geliebten aufhält, aus dem Hause hinausprügeln. Oft löst er sich mit Geld und dann geht es noch gnädig ab; doch haben sie auf ihn einen Hazard, wie sie sagen, so wird er tüchtig durchgeslochten (d. h. hinausgeprügelt) und muß obendrein noch Geld bezahlen.

Pflege Weichenfels.

Vergl. die hess. Zitt. „Fremde Schätze im Hause suchen“.

25. Auch in Schwarzburg-Sonderhausen wird, wie in ganz Thüringen, der Braut, deren Ruf bescholten ist, am Abend vor der Hochzeit vor das Haus und von da bis zur Kirche Häderting, auch Schamen gestreut. Dasselbe geschah oder geschieht noch von Haus zu Haus Denjenigen, welche im Verdachte verbotenen Umganges stehen, und vor der Hofthüre, wenn sie etwa in demselben Hause wohnen.

26. Bei Hochzeiten, namentlich in Broterode, sind so viel Rahmluchen nöthig, theils für die Gäste selbst, theils für Diejenigen, welche das Brautpaar beschenken, daß es einem Haushalte schwer fallen würde, den Rahm dazu zu liefern; daher senden alle Verwandten und Bekannten an dem bestimmten Tage Töpfe voll Rahm und alle Freundinnen der Braut nehmen Theil an dem Waden der Kuchen. Die jungen Bursche und Freunde des Bräutigams finden sich zwar auch ein, jedoch mehr um einen Pösterabend zu halten, als um zu helfen. Haben die Hochzeitsgäste zu Mittag gegessen, so sucht man einem derselben unvermerkt eine Schüssel mit Kuchen vorzusetzen und dieser muß dafür dem Hausegenosse ein Geschenk machen.

27. Starker Regen auf dem Wege zur Copulation bedeutet Thränen in der Ehe; ein leichter Regen bringt Glüd.

28. Verdirbt das Hochzeitsbrod beim Baden, so bedeutet es Unglück in der Ehe.

29. Wenn die Brautleute zur Kirche gehen oder daher kommen, halt man ihnen ein rothseidenes Band oder irgend etwas Anderes vor und läßt sie erst weiter ziehen, wenn der Bräutigam Geld geschenkt hat.

30. Wenn die Brautleute von der Trauung in's Haus zurück kehren, treten ihnen die Diensthoten mit zwei Gläsern voll Wein entgegen. Wer von den Brautleuten zuerst das Glas ergreift und leer trinkt, wird Herr im Hause.

31. Eine Wöchnerin muß ein Kleidungsstück von ihrem Manne anziehen, dann hat der Teufel keine Gewalt mehr über sie, noch über das Kind.

Thür. Vate (Schneefenthal.)

32. Wer von dem Brautpaar zuerst vom Altare wetritt, stirbt zuerst.

33. Wer von dem Brautpaare am Altare zuerst den Handschuh von der Hand bringt oder nach der Trauung zuerst in das Haus eintritt, führt hier das Regiment. Desgleichen, wer zuerst den Löffel in die Brautsuppe steckt.

34. Die Braut darf sich weder auf dem Wege nach der Kirche noch in derselben umsehen, sonst bleibt sie nicht treu.

35. Die Brautkleider dürfen vorher nicht anprobiert werden, auch darf die Braut nicht daran gearbeitet haben. Auch darf die Braut sich nicht beim Kuchenbaden oder Kochen betheiligt haben.

36. Wenn die Braut dem Bräutigam bei der Trauung auf den rechten Fuß tritt, erlangt sie die Herrschaft in der Ehe.

37. Auf dem Wege zur Kirche, vor dem Altare oder auf dem Nachhausewege darf das Brautpaar sich nicht umsehen, sonst sieht der Bräutigam oder die Braut sich nach Andern um, und die Ehe wird bald durch den Tod gelöst.

38. Vor dem Gange in die Kirche wird dem Brautpaare eine Weinsuppe gebracht. Wer mit dem Löffel zuerst hineinfährt, wird Herr im Hause.

39. Wer von dem Brautpaare auf dem Rückwege aus der Kirche zuerst die Thürschwelle überschreitet, wird Herr im Hause.

40. Wenn einem der Brautleute am Altar die Nase blutet, so stirbt es bald.

41. Wird ein Paar getraut, während eine Leiche auf dem Stroh liegt, so bedeutet es Unglück.

42. Eine Köhe hat man nicht gern als Hochzeitsegel.

43. Einen Brautwagen darf man am Orte seiner Bestimmung nicht lange beladen stehen lassen, denn es wird sonst ein schwankendes eheliches Verhältniß herbeigeführt.

44. In Schellrode erhält der Freiwerber noch jetzt ein Paar hirschlederne Hosen für seine geleisteten Dienste; in Eitenhausen bei Eisenach einige Ellen seines Finnen zu einem Hemd und wird, wie fast überall, mit zur Hochzeit eingeladen.

45. In Eyba (Schwarzburg-Rudolstadt) wird noch der alte, auch sonst gekannte Lichtertanz aufgeführt. Sobald der Hochzeitzug am ersten oder zweiten Tage auf dem Tanzboden angelangt ist, walzt ein Plogknecht ohne Tänzerin, in jeder Hand eine Kerze haltend, langsam im Saale umher. Die Kerze in der rechten gilt dem Bräutigam, die andere der Braut. Halten sich die Kerzenflammen beim Tanzen gut, so gilt dies als ein glückliches Zeichen und wird mit Freude und Jubel begrüßt. Erlischt aber beim immer schnelleren Tanze ein Licht, so liegt darin für den Betreffenden eine able Bedeutung.

46. Nach einer uralten Sitte zogen die Hochzeitleute am zweiten Hochzeitstage unter Musik auf den Tafelsberg (Tafelberg). Dort hielten die Brautleute ihren Ehrentanz. Auch die Gäste schlossen sich dem Paare an und bewegten sich langsam tanzend auf der kleinen abgeplatteten Spitze des Hügel. Noch in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts wurde die Sitte streng beobachtet. Jetzt ist sie außer Gebrauch gekommen.

überh. Abt.

47. Neuen Hauswirthen pflegt man sehr hohe Tannen, denen die Äste bis auf die Krone genommen sind, vor die Hausthüre zu

pflanzen, schmückt sie auch mit Fahnen, bunten Bändern und Glittergold. Dafür erhalten die Pürschen gewöhnlich ein Faß Bier von dem Hauswirth.

Hege Weichenfeld.

48. Wenn sich zwei Geschwisterpaare oder zwei Geschwisterpaare gegenseitig heiraten, so stirbt eines aus jeder Ehe in kurzer Zeit oder sie haben wenigstens kein Glück in der Ehe. Obern.

49. Verheiratet sich eine Person aus einem Dorfe in ein anderes, so darf sie nicht auf einen Sonntag oder Mittwoch den Umzug halten. Beim Umzug bekommt sie außer der Ausstattuug eine Hand voll Salz, ein Stüdchen Brod und einige Schwefelhölzchen mit, damit es ihr nicht ungewohnt am neuen Orte vorkommt.

50. Bleibt das Vieh, welches das junge Ehepaar mit in den neuen Haushalt nimmt, gesund und gedeiht es, so gedeiht auch die Ehe. (Wigelsrode.) Dieser Glaube ist auch in Salzungen. Dort muß auch das Mädchen, wenn es einen frischen Koden zum Spinnen umlegt, sofort den Tisch von den kleinen Annen (Anagen, Agen) reinigen, weil ihre Freier sonst jappelig — ungeduldig — werden.

(31 bis 74 von der Rhön.)

51. Bekommt ein Mädchen beim Abendmahl den ersten Trunk aus dem vollen Kelche, so heiratet es noch im Laufe des Jahres.

52. Schneidet es dagegen einen frischen Laib Brod oder einen Butterwedden an, so muß es noch sieben Jahre warten.

53. Man darf nicht im Zeichen des Krebses Hochzeit machen, sonst geht Alles rückwärts; dergleichen bei abnehmendem Mond oder an einem Freitag.

54. Wenn kurz vor der Hochzeit ein Todesfall in der Familie vorkommt, bedeutet es Unglück für die Ehe. Ebenso sieht man es nicht gern, wenn es kurz nach der Hochzeit geschieht.

55. Verdirbt das Hochzeitsbrod oder der Kuchen, so verdirbt die Ehe.

56. Die Brautkleider dürfen vorher nicht anprobiert werden, auch darf die Braut nicht selbst daran gearbeitet haben; dergleichen darf sie sich beim Kuchenbaden nicht selbst betheiligen. Die Braut

muß beim zweitemal Läuten die Strümpfe anziehen; auf dem Wege nach der Kirche darf sie sich nicht umsehen, sonst bleibt sie nicht tren.

57. Begegnet dem Brautpaar ein Wespenn mit Ochsen, so bedeutet es Unglück.

58. Starke Regen während der Copulation bringt Unglück. Fällt ein Sommerregen der Braut in den Kranz, so bringt es Glück und Reichthum.

59. Wer einen feuchten Fußtritt am Altare zurückläßt, stirbt zuerst.

60. Treten die Brautleute bei der Trauung einander nicht ganz nahe, so tritt der Teufel dazwischen.

61. Berreißt Einem von Beiden der Handschuh während des Abziehens, so bedeutet das Unglück; desgleichen wenn die Braut das Taschentuch fallen läßt.

62. Verliert einer von dem Paare den Trauring, so stirbt das Andere.

63. Ist zur Zeit der Trauung ein offenes Grab auf dem Kirchhofe, so stirbt bald darauf Einer.

64. Das Bröckchen, welches die Braut über Tisch bekommt, muß aufbewahrt werden; desgleichen an manchen Orten der Brautkranz. Die Niederkunsten werden dadurch erleichtert.

65. Die Braut muß dem Bräutigam drei Bissen Brod in den Hof stecken, es wird ihm dann nie an Brod fehlen.

66. In die neue Wohnung der jungen Leute muß zuerst etwas Salz, ein Laib Brod, ein Geldstück und ein neuer Besen getragen werden.

67. Die getrauten Personen müssen eilen, daß sie vor dem Schläge 12 Uhr in ihre Behausung kommen, sonst bedeutet es nichts Gutes.

68. An einigen Orten nehmen Brautleute auf dem Wege zur Trauung eine Flasche Schnaps mit und lassen Jeden, der ihnen begegnet, daraus trinken, verweigert dies Jemand, so wird die Ehe keine glückliche werden.

69. Lassen sich Bräute in schwarzen Kleidern trauen, so wird ihre Ehe bald getrübt werden.

70. Kommen Brautleute von der Trauung nach Hause, so drehen sie das künftige Ehebett drei- und noch mehrmals herum; man glaubt, je mehr das Bett herumgedreht werde, desto reicher werde der künftige Kindersegel werden.

71. Bei Verlobungen (Hingebet) ist es überall noch gebräuchlich, daß der Bräutigam der Braut ein Geldgeschenk von mehreren Thalern gibt.

72. Früher knallten bei einer Verlobung die Burschen mit Peitschen so lange vor dem Hause, bis sie eingelassen wurden.

Marzluft, Wünscheufzt ic.

73. Am ersten und zweiten Sonntage des Aufgebotes erscheint der Bräutigam und die Braut mit einem Stitterhut auf dem Kopfe in der Kirche.

74. Eine Hochzeit auf der Rhön. Die Einladungen zur Hochzeit, welche gewöhnlich am Sonntage des zweiten Aufgebotes stattfinden, gehen auf verschiedene Weise vor sich. Früher lud allenthalben der Lehrer des Ortes entweder mit dem Bräutigam oder mit dem Pächter desselben (Wünschensuhl, Breitenbach, in den Dörfern der Werra) die Gäste ein. In Großlupnig thut dies der Speisemeister (der Anordner am Hochzeitstage) mit der Pausfrau. Derselbe macht beim Weggehen an die Stubenthür der Geladenen mit Kreide einen Kranz. Am Hochzeitmorgen ladet daselbst die Pausfrau die Gäste nochmals zum Frühstück ein.

Am Sonntage vor der Hochzeit wird von den geladenen Frauen Rahm, Milch, Butter ic. in das Hochzeitshaus getragen, wofür dieselben tractirt werden.

Die großen Hochzeiten fanden Dienstage — und namentlich im Winter statt, und dauerten drei bis vier Tage, gewöhnlich auch die ganze Woche hindurch. Dem Hochzeitstage ging der Brau-, Schlacht- und Badtag voraus, wobei die Eingeladenen theilweise schon beschäftigt waren und tractirt wurden. An den Tractementen am Brau- und Schlachttag nimmt in den Dörfern des Eisenacher Oberlandes der Lehrer observanzmäßig, nicht aber der Pfarrer Theil.

Singegen wurde in Wohlmutthausen der Pfarrer mit der Frau Pfarrerin, und der Lehrer, nicht aber seine Frau, zur Hochzeit geladen. Dasselbst war der Bad- und Schlachttag Montags, einen Tag vor der Hochzeit. Gebaden wird im Hause der Braut, geschlachtet beim Bräutigam und er bringt Abends frische Rothwurst den Vätern, welche dieselbe mit Kuchen verzehren. Die beim Ueberbringen von dem Bräutigam gebrauchten Nebenarten sind Stereotyp. Auch am Hochzeitmorgen bringt derselbe dem Pfarrer, welcher nicht beim Frühstück erscheint, ein Frühstück, bestehend in einem großen Topf mit Fleischbrühe und sechs bis zehn Pfund Rindfleisch und einer Klemme Kuchen.

Zum Kochen der Speisen ist auf dem Hofe eine bretterne Küche improvisirt, wo an einer Stange drei bis vier Kessel mit Fleisch hängen. In holzarmen Dörfern (Berka vor dem Hainich) liefern die Bewohner gern Holz dazu, wofür Regelluchen an die Schulkinder vertheilt werden. (Regel heißt in manchen Gegenden Kind.)

Am Hochzeitmorgen versammeln sich die Gäste zum Frühstück im Hochzeitshause (der Braut), wo Warmbier getrunken, Bratwurst zc. gegessen wird und schließlich Jeder eine Ede Kuchen (Klemme) mit nach Hause nimmt, die er in eine Serviette bindet.

In Marktsuhl bestand die Unsitte, nach dem genossenen Warmbier, das aus thönernen Röpfen getrunken wurde, sich gegenseitig dieselben zu zerbrechen mit den Worten: „Scherben machen! Scherben machen!“, um dem Hochzeitmacher durch Neubeschaffung derselben Verlegenheit zu bereiten.

Ehe der Zug in die Kirche geht, nehmen Braut und Bräutigam eine Suppe zu sich, indem sie gemeinschaftlich von einem Teller essen und zu gleicher Zeit anfangen und aufhören müssen, damit keiner von Beiden früher sterbe.

An manchen Orten darf sich die Braut am ersten Tage nicht im Hochzeitshause ankleiden, an anderen nicht am zweiten Tage. (Marktsuhl.)

Einige Zeit darauf versammeln sie sich dasselbst wieder zur Theilnahme an dem Trauungszuge. Unter Geläute der Glocken, das Musikchor voran (welches auch schon beim Frühstück Tafelmusik gemacht hat), geht der Zug Mittags in die Kirche, wo Gottesdienst

gehalten, vom Kirchenchor an den meisten Orten eine Cantate aufgeführt wird und der Pfarrer auf der Kanzel eine Predigt oder am Altare eine Rede hält, oder auch dieselbe aus der Agende liest. Zugleich des Tages finden verschiedene Gebräuche statt. Während jetzt fast überall sich Braut und Bräutigam führen, war früher dies nirgends, und ist dies an manchen Orten noch nicht der Fall, sondern Braut und Bräutigam wurden von Brautführern begleitet. Dem Bräutigam voran geht die Braut, begleitet von zwei Brautführern, nicht aber zur Seite, sondern der eine geht vor und der andere hinter derselben. Dann folgt der Bräutigam mit Führern auf gleiche Weise. Die Führer der Braut sind an vielen Orten die Väter des Brautpaares und die des Bräutigams die männlichen Vathen des Brautpaares. An anderen Orten sind Erstere Anverwandte des Brautpaares, die ausgezeichnet werden durch ein im Rücken herabhängendes Tuch (Schnupftuch genannt) und durch eine in der Hand gehaltene Citrone mit Rosmarinstengel. An manchen Orten wird das Tuch auch in der Hand getragen.

In Wohlmutthausen (Eisenacher Oberland) führen der Geistliche und der Lehrer die Braut, zu beiden Seiten derselben gehend, und der Bräutigam mit entblößtem Haupte, worauf ein Myrthenkränzchen, folgt mit den Vathen zur Seite nach. In Bernsdorf (Weininger Oberland) führt der Pfarrer den Bräutigam, der Lehrer die Braut.

Die Braut ist im schwarzen Anzuge mit einer weißen Schürze, worauf Blumen gestickt sind. Auf dem Kopfe hat sie ein Bändersitz (Glitterkranz) und darauf ein Rosmarinkränzchen, während der Bräutigam ein grünes Kränzchen am Knopfloch hängen hat.

Dem Brautpaare folgen im Zuge die Brautjungfern, an vielen Orten mit Glitterkränzen auf dem Kopfe (Wäusensuhl, Breitenbach u.), an anderen Orten mit Krügen (Mikla). Darauf folgen die Putschen und übrigen Personen. Wo Brautführer Sitte sind, wird die Braut von denselben aus einem besonderen Staube mit Reverenzen vor den Altar und wieder zurückgeleitet. Nach der Trauung begibt sich der Zug in derselben Ordnung in das Hochzeitshaus zurück. An manchen Orten geht nun der Bräutigam der Braut voraus.

Glaube ist, auf dem Rückwege dürfe sich die Braut nicht umsehen. Um das Regiment im Hause zu erhalten, müsse sie am ersten bei der Nachhausekunft nach der Overtüre greifen.

Nun geht es zur Mahlzeit, wo drei bis vier Gerichte aufgetragen werden, wobei Semmelsuppe, Kofinbrähe, Sauerkraut mit Schweinefleisch, Braten und Wurst eine Rolle spielen. Jeder Gast bringt Serviette, Messer und Gabel mit. Pfarrer, Lehrer und Paten sitzen am Ehrentisch, während die Braut den Ehrenplatz am Brautische einnimmt. Der Bräutigam hingegen, mit einer weißen Schürze umgürtet, muß den Gästen aufwarten und nachträglich mit den Musikern, welche Tafelmusik machen, und dem Dienstpersonal essen. Wird am Ehrentisch der Braten ganz aufgetragen, so ist es Pflicht des Schulmeisters, denselben in die gehörige Anzahl von Theilen zu zerlegen. Gewöhnlich kommt aber das Fleisch von dem Koch bereits in Stücke zerschnitten auf den Tisch. Jeder ist von seinem Antheil nach Belieben und häuft die Ueberbleibsel auf seinem Teller, so daß man wie hinter einer Pyramide sitzt. An manchen Orten geht es während der Tafel toll und lustig zu, die Musiker müssen tüchtig aufspielen, an anderen wieder (Wohlmuthhausen) still und fleißig. Den Schluß des Mahles, wobei tüchtig dem Bier und besonders dem Schnapsglase zugesprochen wurde — Kaffee gab es nicht — bildet ein Viertel Butterkuchen (Klemme), das mit den Fleischresten auf dem Teller in die Serviette gebunden und nach Hause getragen wird. Die Braut darf von den Gerichten wenig essen und muß das Uebrige einem Ortsarmen täglich selbst überbringen. (In Wohlmuthhausen mußte die Braut den Teller der Pfarrfrau und der Bräutigam den des Pfarrers nach Hause tragen.)

Während der Mahlzeit am ersten Hochzeitstage läßt das Dienstpersonal für sich einsammeln, und Niemand deselben, sei es auch noch so wohlhabend, verachtet diese Observanz und verschmäht die Gaben. Zuerst läßt der bäuerliche Koch bei den Gästen einsammeln, indem ein Kochlöffel die Tafel passiert, worin das Geld gelegt wird. Die Pausfrau (Schüsselmagd) schickt einen verbrannten Lappen zum Reichen, daß sie die Schürze verbrannt habe; die Musiker einen Teller mit einem Notenblatte.

An manchen Orten ist es gebräuchlich, daß den Brautjungfern von den Burschen die Flitterkränze abgetrunken werden. Es könnte

dies als eine langweilige Sache angesehen werden, ist aber insofern von Interesse, daß die Brautjungfer so bald als möglich einen Kranzabtrinker findet. Der Bräutigam fängt bei der Braut an: Prost auf den Kranz! &c. Die Kränze befestigen die Burschen am Hock und laufen dafür der Brautjungfer ein seidenes Tuch. — In Wihla ist dieses Kranzabtrinken nicht bei der Hochzeit, sondern bei der Kindtaufe Gebrauch.

An vielen Orten ladet der Lehrer nach dem Mahle die Gäste zum Frühstück auf den morgenden Tag ein. Den Schluß des Mahles bildet der Gesang: „Nun danket alle Gott!“ Am ersten Tage spricht der Pfarrer das Anfangs- und Schlußgebet, den zweiten und folgenden Tag der Lehrer.

Nachdem die Gäste von dem Klemmentragen zurückgekehrt sind, geht es im Hochzeitshause zum Tanze. Das Brautpaar tanzt den ersten Reichen allein (Brautreiben), welcher den Musikanten besonders vergütet wird. (In Markkuhl mit ein bis zwei Thalern.) Abends wird kalte Küche gespeißt, wobei die Musikanten den Gästen Gesundheiten blasen, die bezahlt werden müssen. Ist ein junges Ehepaar mit auf der Hochzeit, so sucht man der Frau den Schuh und dem Manne den Stiefel zu stehlen (hänseln), welche mit einem Geldgeschenke eingelöst werden müssen, wofür ein Grog &c. gekocht wird. In Wihla hänselt man auch die Braut. In den Dörfern bei Hildburghausen suchen die Burschen die Braut zu entführen und festzuhalten, bis sie der Bräutigam einlöst.

Der zweite und dritte Hochzeitstag verläuft seinen Mahlzeiten und Vergnügungen nach wie der erste. Am zweiten Abend zwischen 11 und 12 Uhr wird die Braut geklappt. Die anwesenden Frauen wollen ihr den Brautkranz entreißen und eine Käse (Kappe) aufsetzen, was die Brautjungfern nicht leiden wollen, wobei es oft zwischen beiden Theilen ordentlich zu Streit kommt. In Wohlmuthhausen suchen die Frauen die Braut nicht den Jungfrauen, sondern den Männern zu entreißen, um sie zu kappen.

Am dritten Tage nach der Mahlzeit wurde das Brautpaar beschenkt. Der Schulmeister hält zu diesem Zwecke eine entsprechende Rede. An manchen Orten (Wohlmuthhausen) begibt sich die Braut an einen Tisch im Hofe und nimmt daselbst die Geschenke entgegen. An andern

Orten zieht sich dieselbe an einen Tisch in einer Ecke der Stube zurück. Geldgeschenke gehören an vielen Orten den Eltern der Braut für die Herrichtung der Hochzeit, welche in eine auf dem Tische stehende Terrine gelegt werden.

Voran kommen die Patken mit den Geschenken von großen Federkissen, welche gewöhnlich aufbewahrt werden, und nach Jahren wiederum als Hochzeitsgeschenke an Patken mit einem andern Ueberzuge dienen müssen. Dann folgen die Geschenke der übrigen Gäste. An manchen Orten werden die Geldgeschenke sogar ausgerufen.

In Wohlmuthhausen betheiligen sich bei einer großen Hochzeit fast alle Einwohnerinnen mit Geschenken, sei es auch nur mit einer Kleinigkeit von einigen Tassen oder Porzellantellern, indem daselbst jeder Schenkende mit einer Klemme Kuchen beehrt wird. Ueberhaupt waren daselbst die großen Hochzeiten großartig und fanden gewöhnlich in der Zeit zwischen Neujahr und Fastnacht statt. An einer solchen Hochzeit wurden gewöhnlich zwei gemästete Ochsen (einer aus dem Hause der Braut und der andere aus dem des Bräutigams), sechs fette Schweine, acht Kälber geschlachtet und acht Fuldaer Malter Korn (à 20 Eisenacher Megen) und zehn Fuldaer Malter Weizen verbaden. Es stürzten aber auch Bettler von allen Dörfern der Nachbarschaft herbei, welche in langen Reihen aufgestellt und mehrmals beschenkt wurden. Eine solche Hochzeit soll nicht unter 500 Thalern hergerichtet worden sein.

Ueber den Schenktisch war ein Tuch gebreitet, auf jeder Ecke lag ein Viertel Brod. Nach Entgegennahme der Geschenke und Abstattung des Dankes von Seite der Braut bindet sie die Geschenke in das Tischtuch und springt damit über den Tisch. Daraus folgt wieder Tanz bis in die Nacht.

Am vierten Tage zog man auf den Anger, wo von Kindern des Dorfes, Mädchen und Burschen, nach Schorn und Tüchern gelaufen wurde. Auch das Hahnen schlagen war eine Belustigung. — In Wohlmuthhausen war am vierten Tage Wahlzeit bei dem Patken und Sonntags ging es reichum zu den Gästen.

Wer sich am zweiten und den übrigen Tagen nicht rechtzeitig zum Frühstück einstellt, wird von den übrigen Gästen abgeholt, indem man ihn entweder auf einer Pahre in das Hochzeitshaus trägt oder auf den Schieblarren bindet, oder er muß in einem Spreukorbe ohne

Boden gehen. Im Hochzeitshause erhält der Spätling dann die Peitsche.

Häufig kommen bei diesem Abholen auch Verkleidungen vor.

Nicht zu vergessen ist, daß an allen Hochzeitstagen die Hochzeitsgesellschaft mit Musik im Dorfe herumzieht und ihre Lustigkeit durch Schreien zu erkennen gibt.

75. Einiges von einer Hochzeit in der Umgebung von Eisenach. Am dritten Tage der Hochzeit bestehen im Unternsuhl verschiedene scherzhafte Gebräuche beim Abholen der Hochzeitsgäste in's Hochzeitshaus.

Einigen führt man einen Schiebkarren vor die Thür, holt sie dann an einem Strohfleite am Arme aus dem Hause, bindet sie auf das Fahrzeug und führt sie im schärfsten Galopp unter lautem Hurrah an den Ort ihrer Bestimmung. Anderen bringt man eine Bahre oder Leiter vor die Thür, holt sie an einem Bunde aus dem Hause, befestigt sie auf der Tragbahre und schreitet in Procession mit ihnen durch den Ort nach dem Hochzeitshause. Auch wird zu solchen Transporten ein alter Spreusorb genommen, dessen Boden nur locker am Korbe hängt. In diesen Korb wird der Hochzeitsgast gehoben, durch den Henkel des Korbes wird eine Stange oder ein Knittel gesteckt und so der Korb in die Höhe gehoben und fortgetragen. Der Boden bricht bald durch und der Insasse, um nicht zu sinken, hält sich mit beiden Händen am Rande des Korbes fest und wird so zwischen Himmel und Erde schwebend nach dem Hochzeitshause getragen. Hurrah und Jubel der Träger und Umstehenden und Begleiter begleiten ihn.

Auch eine Deputation in militärischer Uniform wird vor das Haus des Gastes geschickt. Unter einem hergebrachten Commando wird derselbe aus dem Hause gerufen und vom Führer in den Zug eingereiht und unter Trommelschlag und Marschmusik durch den Ort geführt. Vor dem Hochzeitshause wird gehalten, der Gast unter militärischen Ehren in das Haus begleitet und dort mit Tusch empfangen. Auch in Säufen — gewöhnlichen Kutschkasten mit ledernem Boden — wird der Gast in's Hochzeitshaus gebracht.

Jeder zu spät Kommende wird außerdem von zwei Bereitstehenden quer über den Stuhl gelegt und empfängt von einem Dritten mit der Peitsche des Platzweisers einen gehörigen Pöcker auf seine Nase.

76. Befindet sich in Dorndorf a. W. unter den Gästen auf einer Tausche auch ein verlobtes Paar, so wird am Abende von den versammelten Gästen von jedem ein Sechstel Thalersstück eingesammelt. Diese Geldstücke werden dann durchschlagen, an eine Schnur oder an ein Band gereiht und der Braut um den Hals gehangen. Das Brautpaar gibt dafür Wurst, Schinken u. dgl., Apostelwein, Viqueur zum Besten.

77. In Stotternheim bestand vor 40 oder 50 Jahren noch der Brauch, daß ärmere Hochzeitsleute am Tage der Hochzeit durch das Dorf reihen gingen. Mit Rüssel zogen sie durch die Gassen vor die Häuser der Wohlhabenden, machten da mehrere Schwenkungen und das Paar erhielt ein Handgeräth, Flachse oder Geld als Geschenk.

78. An manchen Orten gibt das neuvermählte Paar einige Wochen nach der Hochzeit den jungen Burschen und Mädchen ein Hahnenschlagen. Ein Hahn oder auch eine Kage wird unter einen Topf gesteckt, den ein Mann mit verbundenen Augen zerschlagen muß. Daß er aber oft geistlich das Ziel verfehlt und unter die dichtgedrängten Massen hineinschlägt, erhöht den Jubel des Festes.

79. In Illeben im Gohaischen erhält die Schuljugend und die Ledigen am ersten Palmsonntag eine Droschel von denen, die sich im Laufe des Jahres verheiratet haben. Die Jugend zieht an diesem Tage vor das Haus der jungen Eheleute und nimmt dort seine Geschenke in Empfang. Dem Pfarrer und Lehrer werden die Droscheln in's Haus geschickt.

80. In Oberweimar erhalten die Chorknaben einige Tage nach der Hochzeit, wenn die Braut aus dem Orte ist, einen hohen Kuchen, mit Rosmarinkugeln geschmückt, und Bier zum Geschenk. Reiche Leute geben auch wohl mehrere Kuchen. Der Lehrer vertheilt nach der Nachmittagschule Kuchen und Bier.

81. In Hausen, Ballstedt, Westhausen u. müssen die jungen Eheleute im ersten Jahre ihrer Verheirathung den Schulkindern ihres Ortes ein Fest geben. Dasselbe besteht darin, daß sie dieselben an einem Sonntag-Nachmittag tanzen lassen oder denselben am ersten

Ostertage Bällen (Välle) austheilen. Wo die letztere Weise üblich ist, kommen die Mädchen schon Palmatum und sagen:

„Ich will Ball'n bestelle:

Hüßlich rund, hüßlich bunt, hüßlich Rachtlich und eine recht lange Schleife d'ran.“

Nach der Mittagskirche am ersten Osterfeiertage werden die Välle vertheilt. Die Mädchen gehen in das Haus des jungen Ehepaars und erhalten Stednadelkissen und Stednadelbriefchen; inzwischen rufen die Knaben vor dem Hause: „Ball'n, Ball'n!“ Haben sie eine Zeit lang gerufen, so erscheint der junge Ehemann mit einem Korbe, worin sich große und kleine Federbälle befinden, am Fenster und wirft dann und wann einen der Välle unter die Knaben, die sich darum stoßen und zanken. Nebenbei werden auch Hände voll sogenannter Rillerchen und Stenner (Schußkugeln) unter die Knaben geworfen.

Auch in Kleinmölsen bei Erfurt kommt der Brauch vor. Nur werden die Schußkugeln bisweilen heiß gemacht, so daß sich die Knaben beim Anfassen leicht verbrennen. Statt der Nadelkissen bekommen die Mädchen Rübenstelen, wonach sie Wettläufe unter sich anstellen.

Auch in Stotternheim ist der Brautball üblich.

In Ellrichleben (Schwarzburg-Rudolstadt) besteht der Brauch in folgender Weise: Ein Ehepaar, das im ersten Jahre kinderlos geblieben, beschenkt am Palmsonntage alle Mädchen mit Stednadeln und fertigt auch einen großen Fangball, der ganz mit Nadeln gespidt ist, deren Spitzen nach außen stehen. Dieser Ball wird auf einer Wiese emporgeschleudert und gehört dem, welcher ihn auffängt. Der Gewinuer hängt seine mit blutiger Hand erhaschte Beute als Ehrenzeichen im Zimmer auf.

Verth. Sigismund

82. Auch in Thüringen besteht in vielen Orten, z. B. auf dem Walde, der Brauch, heimlich Verliebten des Nachts Spreu vor ihre Wohnung zu streuen; gewöhnlich macht man eine Straße von der Wohnung des Mädchens bis zu der des Burschen. Auf diese Weise wird das heimliche Verhältniß der Beiden dem ganzen Orte verrathen und offenbart.

83. Ein wesentliches Stüd des Brautanzuges auf dem Thüringer Walde und der Umgegend ist das Schnürhaid, ein um

eine Art Mütze herumlaufendes breites rothseidenes Band, das hinten am Kopfe in verschiedene kleine Falten gelegt wurde und zuletzt in zwei kleinen Zipseln über den Nacken herabhängt.

84. Nach der Hochzeit (Nacht 12 Uhr) treten die jungen Mädchen in einem Kreise um die Braut zusammen, man verbindet ihr die Augen, umtanzt sie, nachdem man sie mehrmals herumgedreht und nun muß sie geradeaus gehen und einem Mädchen den Kranz aufsetzen. Diese wird zunächst Braut.

85. Die abgeschnittenen Haare einer Braut dürfen nicht verloren gehen; sie würden ihr in den Händen einer Hexe schädlich werden.

86. Wer von dem Brautpaare bei der Brautsuppe den Löffel zuerst hinlegt, der stirbt zuerst.

87. Ist am Hochzeitstage eine Leiche, so stirbt bald eins von den jungen Eheleuten.

88. Eine Braut muß am Hochzeitstage Geld in der Tasche und Brod in den Schuhen haben, sonst wird's ihr am Brode und Gelde fehlen.

89. Werden Bräute am Hochzeitstage gescholten, so werden sie schone Frauen.

90. Bei Kindstaufen und Hochzeiten war das Rupsgehen üblich. Nämlich es stellten sich beim Schmause ungeladene Gäste ein, traten hinter die Stühle der bei Tische sitzenden geladenen Gäste und klopften diese am Kragen oder am Ärmel, womit sie zu verstehen gaben, daß sie etwas vom Schmause zu haben wünschten, worauf ihnen auch Braten, Kuchen u. von den Gästen gereicht wurden.

91. Maria Geburt. (8. Sept.) Der Tag Maria Geburt wurde noch zu Anfang dieses Jahrhunderts „der Festtag der Mägde“ genannt und stand bei den Mägden in besonderer Ehre und Bedeutung. Sie legten sich am Vorabend desselben zeitig zu Bette und standen früh auf, um sich vor Sonnenaufgang mit dem Wasser aus einer besonderen Quelle, das Rillschweigend geschöpft werden mußte, zu waschen. Dieses Waschen sollte schön machen.

Auch am ersten Oftertage fanden sich Frauen und Mädchen ganz früh, wenn die Sonne aufging, an gewissen Quellen ein, um sich zu waschen oder Wasser zu schöpfen.

Verhandl. des Vereins für Beförderung der Landwirthschaft. p. 257

8. Geburt.

1. Wenn ein Vater der Geburt eines Kindes entgegenfieht und also bald zum Pfarrer gehen muß, die Geburt anzuzeigen, so sagt man in Schleid von demselben: „Er muß bald den Hut unter den Arm nehmen.“

2. „Die Windelschnur, so man vor diesem auf denen Hochzeiten umhergetragen hat, ist nunmehr ganz abgeschafft, dabei man es nochmals bewenden lassen. Würde sich aber Jemand finden, der solches wieder anfangen wollte, soll er alsbald der Obrigkeit mit fünf Gulden verfallen sein.“
Altenauer Ortsstatut v. 28. Mai 1698.

3. Im Neustädter Kreise werden die Taufgäste, Pächten und Andere beim Eintritt in das Taufhaus von den Männern in weißen Hemdbärmeln und von den Frauen in blauen Schürzen empfangen.

4. Das Taufwasser wurde wie die Hostie und der Abendmahlswein für heilig und wunderthätig gehalten. Es gab viele Leute, die es kauften und bei Krankheiten und anderen Uebeln anwendeten. Namentlich tranken es unfruchtbare Frauen als Mittel gegen die Unfruchtbarkeit ihres Leibes.

5. In Gosperoda darf das Taufwasser vom Schullehrer nicht zu heiß gemacht werden, weil sonst die Täuflinge Fuchsköpfe davontragen.

6. Kein Gevatter schlägt sein Wasser ab, wenn er sich zur Taufe schon angezogen hat. Das Pächchen würde sonst dasselbe in das Bett thun.

7. In Wersdorf mußten die Taufzeugen während des Gebetes an ein weißes Hemd greifen, was über den Täufling ausgebreitet wurde. Das ist das sogenannte Wasserhemd, was ehemals dem

Tausling übergeworfen wurde als Zeichen der Ausnahme in das Christenthum und der dem Kinde verliehenen Reinheit. In den Kirchenprotokollen der Stadtkirche in Weimar wird dasselbe 1725 und 1747 erwähnt, beidesmal bei Zudentausen.

W. Kranke, Kirchliche Sitte und Disciplin.

8. In Pfuhsborn muß eine jede Gevatterin einen Kuchen selbst mit backen, der dann ausgeschnitten wird. Der Kantor hat das Ausschneiden zu besorgen und er steckt auf jedes Stück, welches die Jungfer Gevatterin bekommt, eine Gabel, woran diese ein Band für ihn binden muß.

9. Die Wöchnerin muß neun Tage nach ihrer Entbindung im Bette bleiben und neunmal muß das Bett gemacht werden, wenn sie stirbt. Die erste Suppe muß sie aufessen. Denn so viele Broden sie übrig läßt, so viele Kinder hat sie noch zu erwarten. Ueberhaupt soll sie in den sechs Wochen vom Essen nichts übrig lassen, wenn das Kind im Essen nicht wäherisch werden soll. Dem Kinde muß sie Abends und Morgens in die Ohren beten, damit es klug wird. In der neunten Stunde muß vor den Fenstern ein Manneshemd hängen und vor der Thüre eine Weiberschürze ausgebreitet sein, damit Dämonen und böse Leute dem Kinde nichts anthun können. Abends 12 Uhr soll sie im Bette sein, weil dann der Herr bei ihr ist. Geht die Wöchnerin zum erstenmale aus, so ziehen hier und da Knechte und Mägde ein Seil über den Weg und sie hat sich davon loszulaufen. Auf dem Kirchgange merkt sie genau auf das erste ihr begegnende Kind, welches das Geschlecht ihres nächsten Kindes bezeichnet.

10. Eine Wöchnerin meint während der Zeit ihres Wochenbettes allerlei Einwirkungen böser Geister ausgefetzt zu sein. Sie bleiben daher nicht leicht im Dunkeln allein; müssen sie es aber doch thun, so ziehen sie die Jacke ihres Mannes an. *Witze Reichenteils.*

11. Eine Wöchnerin darf vor dem Kirchgang nicht ausgehen. Thut sie es doch, so brennen die Häuser soweit ab, als sie ihren Weg genommen. In Langensfeld bei Salzungen ist der Glaube, daß, wenn eine Wöchnerin vor dem Kirchgang das Haus verläßt und einem Bräutigam oder einem jungen Ehemann begegnet,

diesem die Frau oder das Kind bei der Niederkunft stirbt. Leute haben daher auch das Recht, die Säuglerin mit Peitschenhieben nach Hause zu treiben.

12. Soll das Kind nicht „löhrsch“ werden, so darf die Wöchnerin von ihren Speisen sechs Wochen lang nichts übrig lassen.

13. An den Sonntagen, die in die sechs Wochen fallen, darf man kein Kind einen Schreier heißen, wenn es nicht vier Wochen lang schreien soll.

14. Kinder, die zunehmen sollen, darf man wohl Schweinchen, nicht aber Döden oder Puppen nennen.

15. „Geh' her in meine Hand und werde groß und lang,“ wird das Kind angeredet, das Jemand zuerst auf seinen Arm nimmt.

16. Einem Kinde muß die Kindbutterin Morgens und Abends in die Ohren beten, so wird es klug.

17. Von Kindersachen darf nichts gestohlen werden; es verhindert das Wächstum.

18. Stolz wird ein Kind, wenn man es unter einem Jahr in den Spiegel sehen läßt.

19. Kommt das Kind nach der Taufe wieder in die Wochenstube zurück, so müssen es die Paten mit der Windel dreimal in's Angesicht schlagen, wenn es keine Commerzprossen bekommen soll.

20. Bei einem neugeborenen Kinde muß man ein Licht brennen lassen, damit die Hexe das Kind nicht austausche und einen Wechselbalg dafür hinlege.

21. Um die Wochenstube vor dem Besuche einer Hexe zu sichern und zu schützen, muß man die Schwelle mit † † † versehen.

22. Die Ueberzüge des Bettes, worin eine Wöchnerin liegt, müssen von quergestreiften Linnen sein, denn „Längstreif bringt dem Kinde Langleib“, sagt man in Thüringen.

23. Die Wiege des Kindes muß von ungeschälten Weidenruthen geflochten sein, weil nach dem gemeinen Sprichworte unser Herrgott die Ruthen mit den Schalen wachsen läßt, der Teufel sie aber schält.

21. Um den Vorderrand dieser Korbwiege soll ein Säcklein von neuer ungebleichter und ungebrauchter Leinwand hängen mit sieben Kräutern darin und mit dem Ende einer neuen Waschleine siebenmal gebunden. Durch die sieben Kräuter wird das Kindlein flug und schön.

22. Um die bei der Pathewahl vorkommende Belästigung zu verhüten, wenn aus einer Familie zu oft Páthen gewählt werden, so steckt der Pathe seinen Gevatterbrief an's Fenster, damit alle Nachbarn von außen sehen und merken können, daß dies Haus im laufenden Jahre seiner Christenpflicht genügt habe und nun zu verschonen sei.

23. Der Volksglaube verbietet, dem Kinde den Namen eines kürzlich verstorbenen Verwandten zu geben.

24. Die Hebamme sagt, ehe sie mit dem Täuflinge zur Kirche geht: „Run wolln mer den Heiden naustree“, und bei der Wiederkehr: „Da hat er en Christen wieder.“

25. Eine Wöchnerin muß des Nachts mit drei Fingern die Widelschnur ihres Kindes berührt halten, damit der Böse keine Gewalt über dasselbe bekommt.

26. Eine Wiege darf nicht leer gewiegt werden.

27. Wird ein Kind gewickelt, so muß es mit drei Kreuzen bekreuzt werden.

28. In das sogenannte „Lodenbeutelchen“ muß zu dem sogenannten allerlei Geld auch ein Pfennig gesteckt werden.

29. Die Wöchnerin darf in den ersten neun Tagen nicht allein gelassen werden, des Nachts muß das Thürschloß fest zugebunden werden, weil sonst leicht das Kind durch einen bösen Dämon gegen einen Wechselbalg umgetauscht werden kann.

30. Ebenso darf innerhalb der neun Tage nichts aus dem Hause verborgt werden, weil die Wöchnerin und das Kind sonst leicht begehrt werden kann.

31. Bei dem Kindtaufzuge in die Kirche geht der Kindesvater voran, ihm folgen die Gevattern und Kindtaufsgäste. Der

Kindesvater und die männlichen Gevattern tragen in der linken Hand einen Blumenstrauß, worin ein Kosmarinstengel nie fehlen darf, oder auch einen Kosmarinstengel allein; ferner ein rothes Tuch, welches sie in der Mitte fassen, so daß die Bipsel herabhängen. In der rechten Hand haben sie einen Stod.

35. Bei der Taufe dürfen die Gevattern das Wasserhemdchen nicht bei den Bipseln oder Ärmeln anfassen.

36. Leute, welchen früher Kinder gestorben sind, tragen, um dies zu verhüten, die Neugeborenen nicht zur Thüre hinaus, sondern stecken sie durch das Fenster.

37. Eine Wöchnerin darf vor sechs Wochen nicht in ein fremdes Haus gehen, obgleich ihr Kirchgang früher stattfindet. Und dann muß sie, ehe sie es thut, in einem fremden Orte etwas laufen, sonst würde sie Unglück in das Haus bringen. Sie darf auch während dieser Zeit aus keiner Quelle Wasser schöpfen, sonst würde diese sieben Jahre lang versiegen.

38. In Dorndorf a. W. ist es Brauch, daß das Pathchen nach einigen Wochen das Neujahrskleid (Pathenhemdchen, Pathenfittelschen) erhält. Dagegen bekommt der Pathe für den geleisteten Liebedienst ein Gevatterstück, ein seidenes Halstuch, eine Weste, Mütze oder sonst etwas dergleichen, welches gegeben wird, sobald er seinerseits dem Pathchen das Weihnachtsgeschenk bringt.

39. Wenn eine Frau während der Schwangerschaft sticht, so erbt sie dem Kinde das Stehlen an.

40. Um das Zahnen zu befördern, muß der Mann stillschweigend dem Kinde den Hut oder die Mütze aufsetzen.

41. Wenn ein Kind leicht zahnen soll, so bindet man demselben eine abgebissene Maulwurfspfote, in ein Pappchen eingenaht, um den Hals.

42. Wenn man an eine leere Wiege stößt und dieselbe in Bewegung bringt, so nimmt man dem Kinde, welches darin schläft, die Ruhe.

43. Gegen Beherzung bindet man dem Kinde am Tage der Taufe ein mit gekautem Brode angefülltes zusammengeknähtes Pappchen auf die Brust.

44. Eine schwangere Frau darf man nicht zu Gevatter bitten. Entweder das eine oder andere Kind stirbt, oder auch wohl die schwangere Frau selbst.

45. Der Gevatter oder die Gevatterin müssen sich vor dem Ankleiden zur Tauffhandlung ihres Urins entledigen. Geschieht dies nach dem Ankleiden, so wird der Täufling bei seinen Lebzeiten das Wasser nicht halten können. Auch muß der Pathe ein geborgtes Kleidungsstück während der Handlung tragen, weil sonst den Täufling nichts gut kleiden würde.

46. Der Pathe muß von jedem vorgelegten Gerichte essen, das Kind würde sonst ein sogenanntes Schnuggmaul werden.

47. Von der Nabelschnur neugeborner Kinder muß die Mutter beim Kirchgang ein Stückchen in der Kirche fallen lassen, damit das Kind gottesfürchtig werde; dergleichen ein Stückchen in einem Kaufladen, damit das Kind leutfelig und tüchtig im Handel werde.

48. Die Pathin darf, indem sie das Kind aus der Kirche nach Hause trägt, sich nicht umsehen, sondern muß den Gang beschleunigen, damit das Kind das Laufen desto eher lerne.

49. Ein Kind unter einem Jahre darf man nicht in den Spiegel sehen lassen, es wird sonst eitel; auch nicht schlagen, es wird sonst dickhäutig. Ebenso hat man es nicht gern, wenn dergleichen Kinder mit einander in nahe Berührung kommen oder sich wohl gar küssen.

50. Meget es auf Kinder unter einem Jahre, so bekommen sie Sommerprossen. Geht ein Schuh von einem Kinde in diesem Alter verloren, so stirbt es bald. Kommt ein Kind unter einem Jahre in dein Haus, so beschenke es mit einem Ei, stoße mit der Spitze dasselbe dreimal in das Mäuschen, so wird es leicht zähnen.

51. Ein Kind, welches Krämpfe hat, legt man auf die Thürschwelle.

52. Wird ein Kind oder ein Kalb in einem Hause geboren, so darf während neun Tagen aus dem Hause nichts verborgt

werden, wenn nicht Schaden oder Tod an dem Neugeborenen eintreten soll.

53. Damit Kinder bald sprechen lernen, muß man von Handwerksburschen Brod kaufen und es ihnen zu essen geben. *Schreb.*

54. Damit Kinder frühzeitig das Sprechen lernen, bekommen sie, wenn sie in ein fremdes Haus getragen werden, ein gekochtes Ei mit den Worten geschenkt: „Yern's Schwagen wie die Hühner 's Gagen“; dies wird dreimal nach einander gesagt, worauf das Kind dann von dem Ei etwas essen muß. Davon sollen sie überhaupt recht gedeihen und gerathen. Dieses Ei heißt Trosei. Von dem alten truhot, gedeihen, anlegen. Scherzii Gloss. truhon, in acculam conjicere. „Unrecht gut truhet nicht.“

55. Damit ein Kind ein guter Sänger werde, erhält es in manchen schwarzburgischen Waldorten ein gesottenes Vercheuei zur Speise. *Egidmunt.*

56. In Kapzhütte findet sich eine Opferung an die Wassernixe. Wenn nämlich eine Mutter mit ihrem Kinde das erstemal zur Kirche geht, wirft sie dreierlei Münzen in den Fluß und spricht: „Da hast du das Deine, laß mir das Meine.“ *Egidmunt, p. 93.*

57. In Schmalkalden und der Umgegend darf, wenn eine Wöchnerin im Hause ist, nichts verliehen werden, solange das Kind nicht getauft ist, und die Wöchnerin selbst darf nicht eher unter einer Dachtraufe durchgehen, als bis sie mit der Hebammen sich in die Kirche begibt, um durch ein Opfer Gott zu danken. Kommt sie von da wieder zurück, so muß sie dem Kinde dreimal stillschweigend in den Mund hauchen, damit es auch ferner vor Zauberei bewahrt bleibe. Auch wird einem fremden oder gar im Ruße der Hexerei stehenden Weibe nicht leicht der Zutritt in die Wochenstube gestattet.

Hofmeister in der Zeitschr. für d. hess. G.-sch. und Landeskunde.

58. Die erste Person, welcher eine Frau bei ihrem Kirchgange begegnet, bekommt von dieser einen Pfannkuchen. So wird künftiges Unglück des Kindes auf jene Person übertragen. *Weininger Oberland.*

59. Der Pathe darf vor der Taufhandlung, sobald er sich dazu rein angekleidet, die beiden natürlichen Bedürfnisse nicht befriedigen,

deshalb auch nicht trinken. Der Taufling wird sonst unrein, kann den Urin nicht halten und wird ein Säufer.

Meininger Oberland.

60. Sind die Kinder beschrien, so host und locht die Mutter sogenanntes Beschreifraut und wäscht das Kind mit der Brühe. Wird diese nach dem Waschen gallertartig, so war das Kind beschrien; bleibt die Flüssigkeit dünn, so ist ihm auf andere Art etwas angethan worden.

Oberstst. bei Thoman.

61. Wollen die Leute wissen, ob ihr abwesendes Kind oder Anverwandte noch am Leben sind, so bestecken sie einen Laib Brod vor dem Einschießen in den Ofen mit Kornähren und bezeichnen diese mit den Namen der oder des Abwesenden. Kommen die Ähren nun verbrannt mit dem gebackenen Brote aus dem Ofen, so ist die fragliche Person todt, und so umgekehrt.

Großh. Hamburg.

62. Der neunte Theil der Angewohnheiten und des ganzen Wesens eines Kindes fährt nach den Pathen.

63. Kinder, die in verkehrter Lage geboren werden, sterben nicht auf natürlichem Wege; dergleichen ertrinken die, welche in einem sogenannten Wasserzeichen des Kalenders geboren werden.

64. Wenn kleine Kinder nicht schlafen können, so nimmt man einen Topf, geht stillschweigend an ein fließendes Wasser, schöpft zweimal mit dem Strome, das drittemal gegen den Strom. Das zuletzt geschöpfte Wasser setzt man stillschweigend unter die Wiege.

65. Man darf nicht über ein Kind hinwegschreiten, es verhindert das Wachsen.

66. Diejenigen, welche von ihrer Mutter auf freiem Felde geboren sind, können Geister sehen.

67. Im Werragrunde und dessen Nachbarschaft darf eine Wöchnerin innerhalb der ersten neun Tage nicht in den Keller gehen, sonst bricht ihr der Teufel das Genick. Will sie es dennoch thun, so muß sie rothen Dost zu sich stecken, dann hat der Teufel keine Macht über sie.

68. Soll die letzte Kindtaufe in einem Hause ausgerichtet werden, so wird dem Vater des Kindes bei der Taufe eine Brodzemmede, aus

geriebenem Brode und Fett bestehend, bereitet, die von der Hebamme in einer verdeckten Schüssel während des Tauffchmauses auf den Tisch gestellt wird. Niemand will die Schüssel öffnen, bis endlich die Wahl auf den ältesten Anwesenden fällt, der sie öffnen muß. Jeder der Gäste nimmt eine Gabel voll Semmelmehr, der größte Theil bleibt dem Vater, der sich während der Zeit vom Tische weggestohlen hat. Mit Gewalt wird er von den Vätern des getauften Kindes zur Schüssel gezogen und muß sie leeren.

69. Wenn eine schwangere Frau zu Gevatter gebeten wird, soll sie das Kind nicht selber aus der Taufe heben; entweder das Kind, das getauft wird, oder ihr eigenes wird bald sterben.

9. Tod und Begräbniß.

1. Auf einen baldigen Todesfall im Hause wird geschlossen:

- a) wenn auf dem Krautbeete eine Kraut-, Wirsing-, Kohl-, Kohlraben- oder Runkelspinnse mit weißen Blättern wächst;
- b) wenn unter den Schwellen des Hauses der Mauhwurf große Erdhaufen hervorstößt;
- c) wenn ein schwarzes Huhn stirbt;
- d) wenn der Hund viel heult oder
- e) das Käuzlein auf dem Gehöfte schreit;
- f) wenn den Familiengliedern träumt von ausfallenden Rahmen, von aufgetriebener Wäsche und frohen Festgelagen.
- g) wenn durch's Haus ein unerklärlicher Schall oder Klang geht oder auch ein heftiger Schlag erfolgt u.

2. Dem Gestorbenen müssen sofort die Augen zugeedrückt werden. Offenstehende Augen des Leichnams sehen sich nach einem baldigen Nachfolger aus der Familie um.

3. Dem Gestorbenen darf nichts mit in den Sarg gegeben werden, das ein noch Lebender je am Leibe getragen hat. Wie das Mitgegebene des Lebenden im Grabe vermodert, so welkt dieser selbst dem Grabe entgegen.

4. An dem Leichenauszug darf kein Knoten gebunden werden, der Verstorbene hat sonst keine Ruhe, er muß den Knoten mit seinen Händen lösen.

5. Das Tuch, womit der Leichnam gewaschen wurde, muß mit in den Sarg gelegt werden.

6. Ein Kleidungsstück, das dem Leichnam einmal als Leichenauszug angelegt wurde, darf nicht wieder abgenommen werden, wenn der Verstorbene im Grabe Ruhe und die Zurückgebliebenen im Hause Glück haben wollen.

7. Sofort nach dem Verschiden müssen die Fenster des Sterbezimmers geöffnet werden, damit die Seele des Entschlafenen ohne Verweilen entschweben kann.

8. Die Geräthschaften (Stühle, Schemel etc.), auf denen der Sarg gestanden, müssen, sobald derselbe auf die Bahre gebracht ist, von Jemandem, und zwar stillschweigend, mit dem Fuße rücklings umgestoßen werden.

9. Das Gefäß (Teller, Tasse), auf dem das Geld lag, welches der Geistliche, Lehrer und die Schulkinder empfangen, muß, wenn es nach geschehener Vertheilung in die Wohnung zurückgebracht wird, sammt dem noch darauf befindlichen Gelde an einen Ort umgestürzt gelegt werden.

10. Hacke und Schaufel, beim Grabmachen gebraucht, werden nach Vollendung desselben im Kreuz über dasselbe gelegt, damit der Leichnam im Grabe seine Ruhe findet und nicht der Hölle Macht darüber erlangt.

11. Wird beim Wegnehmen dieser Geräthschaften zuerst eine Hacke ergriffen, so stirbt zunächst aus der Gemeinde eine Person männlichen Geschlechts, wird aber zuerst die Schaufel ergriffen, so wird zunächst eine weibliche Person beerdigt.

12. Das Todtenmah muß auf den Boden des Grabes gelegt werden.

13. Verursacht die den Sarg bedeckende Erde bei ihrem Auf-fallen auf den Sarg ein starkes Poltern, so stirbt im Orte bald wieder Jemand.

14. Nägel, die beim Grabmachen aufgefunden werden, fasse man nicht mit den bloßen Händen, sondern mit einem Stückchen Tuch oder Zeug an, auch verwahre man sie in solchen.

15. Mit einem solchen Nagel (Totentnagel) stillschweigend im Namen Gottes in einen kranken Zahn gestochert, bewirkt dessen Ausfaulen ohne Schmerzen.

16. Todtennägel in einen Baum geschlagen, bewirken dessen Absterben. Ein beim Grabmachen aufgefundenes Halstuch, um den Hals getragen, heilt den Kropf.

17. Ein dergleichen aufgefundenes Stück von einem Kleide, auf einen Leibeschaden gebunden und getragen, heilt diesen.

18. Ein Mensch wird von seinen Warzen frei, der, wenn der Sarg über ein fließendes Wasser getragen wird, unterhalb dieser Stelle seine Hände wegwärts mit Wasser wäscht und dabei dreimal die Worte spricht: „Warze, geh' herab, geh' mit zum Grab! Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“

19. Ist in einem Hause Jemand gestorben, so müssen innerhalb drei Tagen im Hause und auf dem Gehöfte alle Gegenstände verrückt, d. h. etwas von ihrem Plage abgerückt oder gelegt werden.

20. Bei abwesenden geliebten Personen, an die der Sterbende stark denkt, thut es Anzeichen.

21. Bis nach Ablauf von vier Wochen, vom Todestage an gerechnet, darf kein Kleidungsstück des Verstorbenen in Benutzung genommen werden, sonst entzieht man ihn seiner Ruhe.

22. Auf welchem Hause in der Neujahrsnacht ein Sarg erscheint, in dem stirbt Jemand im Verlaufe des Jahres.

23. Erlöscht auf dem Altare ein Licht, so stirbt einer der Geistlichen.

24. Das Ausfallen eines Zahnes im Traume bedeutet einen Todesfall; ist Schmerz damit verbunden, so ist der Todesfall schmerzlich.

25. Das Herabfallen eines Geburtstagskranzes von einem Familienporträt oder wenn dieses selbst fällt, ebenso, wenn die

grünen Blätter des Kranzes beim Welken schwarz werden, bedeutet den Tod des Familiengliedes.

26. Wenn man einen schweren, unerklärlichen Fall oder sonst ein Ungeheuer u. s. w. im Hause vernimmt, so bedeutet es Sterben.

27. Fallen auf die Leiche Thränen, so hat diese im Grabe keine Ruhe.

28. Wenn im Traume ein Verstorbenes Einem die Hand reicht, so folgt man im Tode bald nach.

29. Findet man auf einem eigenen Grundstück ein sogenanntes Grab, das ist ein durch mehrere zusammenhängende Maulwurfs- haufen gebildeter Hügel, so stirbt Eines aus der Familie.

30. Wenn der erste Nagel in den Sarg geschlagen wird und derselbe mit der Spitze aus dem Brette heraussieht, so folgt bald darauf ein neuer Todesfall.

31. Klagt der Keim im Tiegel, so ist bald ein Sarg zu machen.

32. Stirbt Jemand, so muß der Heiger auf der Todesstunde stehen bleiben.

33. Wer sich selbst sieht, stirbt im Laufe des Jahres.

34. Will Jemand sehen, ob er im neuen Jahre stirbt, so darf er nur in der Neujahrsnacht um die Mitternachtsstunde seinen Schatten betrachten. Fehlt demselben der Kopf, so ist er im neuen Jahre ein Kind des Todes.

35. Durch das Hoffen auf den Tod eines Anderen wird dessen Leben verlängert.

Spruchwort: „Hoffetod stört nett.“

36. Wenn das Todtenläuzchen in der Nähe eines Kranken schreit, so tritt der Tod ein. Ebenso, wenn die Kinder in der Nachbarschaft geistliche Lieder singen, oder wenn die Todtenuhr in der Wand pikt, oder wenn einem im Traume Wäsche fortfließt, oder wenn Jemand am Sonnabende oder Sonntage heftig erkrankt, auch wenn sich im Hause des Kranken sogenannte „Wannerlichterchen“ zeigen.

37. Wenn der Todte ein oder beide Augen sich nicht schließen läßt oder die Leiche sehr gelenk bleibt, stirbt Einer der Anverwandten.

38. Wenn Thurm- und Rathhausuhr zusammenschlagen, stirbt Einer vom Rathe.

39. Ebenso wird durch allzu langes Trauern ein neuer Todesfall herbeigeführt.

40. Zeichen eines nahen Todesfalles sind manche Thiere, Raben und Krähen, wenn sie sich auf das Haus, in welchem ein Kranker liegt, setzen; auch Kagen, wenn sie sich beißen, oder wenn der Holzwurm (Todtenuhr) pickt.

41. Heult ein Hund mit emporgehobenem Kopfe, so bedeutet es Feuer, mit gesenktem, einen Sterbefall in der Nachbarschaft.

42. Ist die erste Leiche im neuen Jahre ein Mann, so sterben mehr Männer als Frauen, und so umgekehrt.

43. Greift der Todtengräber bei einem Begräbniß zuerst nach der Schaufel, so ist die nächste Leiche ein Mann; greift er nach der Hacke, eine Frau.

44. Schlägt es während dem Gebetläuten, so bedeutet es einen Sterbefall.

45. Auf eine Leiche darfst du keine Thräne fallen lassen, denn sonst holt dich der Todte nach.

46. Während eines Leichenbegängnisses darfst du nichts essen, sonst fallen dir die Zähne aus.

47. Sobald der Hausherr gestorben, wird es am Thüringer Walde und in anderen Gegenden, namentlich um Erfurt, den Thieren des Hauses, auch den Bienen, angesagt. Kühe und Pferde werden umgebunden, die Bienenstöcke, Möbel und Geräthschaften werden umgestellt und verrückt, die Töpfe umgestürzt, damit die Seele sich nicht darin verfange. Der, welcher den Tod ansagt, geht in dem Stalle zu jedem einzelnen Stück Vieh: „Laß es dir melden, dein Herr ist zu dieser Stunde gestorben.“

48. Ist Jemand gestorben, so muß ihm sofort jede Schleife an der Kleidung ausgezogen, auch jeder Knopf aufgekнопft werden,

sonst stirbt kurze Zeit darauf ein Anderes aus dem Hause. Ebenso darf beim Todtenhinde keine Schleiße gebunden werden.

49. Die Kleidung und Wäsche eines Gestorbenen muß sechs Wochen in der Ruhe bleiben, ehe sie wieder benutzt werden darf.

50. Wenn man von einem Todten träumt, so bedeutet das Regen.

51. Sizen Dreizehn an einem Tische, so stirbt Einer von ihnen binnen Jahresfrist.

52. Wenn die Uhr während des Trauergeläutes schlägt, muß bald noch ein anderes Glied aus der Verwandtschaft sterben.

Voss that.

53. Beim Versenken des Sarges in die Gruft wird große Vorsicht angewendet, daß dabei keine Erde in das Grab nachfällt, weil der Todte sonst Jemand bald nachholt. Dasselbe ist zu fürchten, wenn es während des Vaterunser's schlägt oder beim Einlegen in den Sarg die Leiche sich biegt.

Tasmitz

54. Wird der Sarg aus dem Hause getragen, so wird wohl beachtet, daß das Fußende desselben nicht auf die Thürschwelle aufsteht. Auch setzt man denselben nicht zum Ruhen auf, weil in beiden Fällen alle Hausbewohner bald sterben müssen.

Umgehend von Apeiba

55. Der Todte muß von den Familiengliedern an der großen Beche angefaßt werden, damit das Grauen vor ihm schwindet.

56. Die Todtenfrau muß alle Tücher und Bänder mit Nadeln feststecken, da der Todte, wenn er eines davon in den Mund bekommt, Jemanden aus der Familie nach sich zieht. Auch werden die Namen aus den Hemden geschnitten.

57. Damit der Todte keinen Sitz mehr im Hause hat, wirft die Todtenfrau die zwei Stühle, worauf der Sarg gestanden, so um, daß die Beine nach oben stehen. Damit der Todte nicht wiederkommt, wird die Thüre hinter dem hinausgetragenen Sarge schnell zugemacht.

58. Auch bei einem Sterbenden sucht man die Thränen zurückzuhalten, um das Sterben nicht zu erschweren. Erst nach erfolgtem Tode läßt man der Klage und den Thränen freien Lauf. Außerdem

lebt auch in Thüringen der Glaube, daß man Todte nicht beweinen soll. (Wolf, Zeitschr. für deutsche Mythol.) Nach erfolgtem Tode wird sogleich ein Fenster geöffnet, damit die Seele entweichen kann.

59. Dem Sterbenden zieht man an manchen Orten das Kopfkissen unter seinem Haupte hervor, um ihm den Todeskampf zu erleichtern.

Oberrhein.

60. Stirbt eine Wochnerin, so muß das Bett derselben sechs Wochen lang jeden Morgen frisch gemacht werden, ohne daß Jemand darin schläft. Wird solches unterlassen oder wird gar in dem Bette geschlafen, so zeigen sich während obiger Zeit in jeder Nacht Geister.

61. Ein Todter darf nicht eine Treppe höher getragen werden, sonst hat er keine Ruhe.

Sonneberg.

62. Ein Erhängter muß durch's Fenster aus dem Hause geschafft werden, sonst kommt der Todte wieder.

Sonneberg.

63. Der Leiche darf nichts vor dem Munde liegen, sonst frisst sie es in sich hinein und zieht die ganze Familie nach. — Auch darf man der Leiche keine getragenen Kleider von sich, besonders in denen man geschwitzt hat, mit in's Grab gehen, sonst stirbt man bald.

Sonneberg.

64. Den Sarg für den Todten darfst du nicht schuldig bleiben, denn sonst hat er keine Ruhe im Grabe.

65. Nimmst du einen sogenannten Todtennagel und schlägst ihn in den Schuh eines Lebenden, so muß dieser sterben.

66. Wenn eine Leiche aus dem Hause getragen ist, so wird heißes Wasser hinter derselben zur Thür hinaus gegossen, nach welcher Richtung nun der Dampf zieht, nach dieser Gegend hin wird sich der erste Todesfall ereignen.

Oberrhein.

67. Ist Jemand gestorben, so müssen die Blumenstöcke aus der Stube gethan werden, sonst verderben sie.

68. Wenn Jemand im Hause gestorben ist, so muß das Getreide auf dem Fruchtboden umgewandt werden.

69. Wenn im Dorfe Schönborn bei Neustadt an der Orla eine Beerdigung bevorstand, so goßen die Nachbarn und Verwandten

des Verstorbenen, welche das Grab bereiteten, einen Theil des von ihnen bei solcher Arbeit genossenen Brautweines in das fertig gewordene Grab.

Reiner. Sagen aus dem Orlagan, S. 91.

70. Es darf von den Speisen und Getränken, die man den Grabmachern auf den Friedhof schickt, kein Rest wieder in's Trauethaus zurückgebracht, sondern es muß Alles aufgezehrt werden, sonst stirbt bald wieder Jemand in dem Hause.

71. Wenn beim Hinaufen einer verstorbenen Person am Schlusse des Geläutes die große Glocke den letzten Ton hat, so stirbt für's nächstemal eine erwachsene Person, schlägt aber die kleine Glocke zuletzt an, so stirbt für's nächstemal ein Kind in der Gemeinde.

72. In Ruhta kommt es bei Beerdigungen noch vor, daß die Angehörigen des Verstorbenen einen ganz fremden, nicht zur Familie gehörigen Mann bestellen und förmlich mietzen, welcher, mit dem Rücken an den Familientisch geköhnt, die leidtragenden Verwandten, Nachbarn und guten Freunde, welche sich zur Beerdigung in der Familienstube einfanden, empfängt und im Namen der Familie ihre Theilnahmebezeugung annimmt und erwidert. Jeder der eintretenden Verwandten und Freunde geht zu diesem Repräsentanten der Familie, welcher steif und fest am Familientische steht oder lehnt, und reicht ihm die Hand mit den Worten: „Es thut mir leid Ihr betrübter Zustand!“ Jedem in dieser Weise condolirenden Eintretenden erwidert er: „S'is Gottes Will' gewäsi.“

73. Wenn zu Grabe geläutet wird, soll man nicht essen, sonst thun einem die Bahne weh.

„Dieser Aberglaube wird nicht allenthalben, sondern nur an etlichen Orten in Thüringen und sonderlich auf den Dörfern getrieben.“

74. Als sich der König Dagobert einmal nach Thüringen begab, erkrankte tödtlich der Verwandte eines vornehmen Mannes aus dem Gefolge. Da der König zur Weiterreise drängte und der Sterbende nicht fortzuschaffen war, aber auch nicht zurückgelassen werden sollte, beschloß man, ihm nach heidnischer Sitte den Kopf abzuschneiden und den Körper zu verbrennen. Bischof Arnulf beugte

aber diesem Grauel durch eine wunderbare Heilung vor. Diese Sitte, den Schädel zu bestatten, den übrigen Leib aber zu verbrennen, war auch bei den Thüringern heimisch, wie die Oeffnung heidnischer Gräber bei Ranis gezeigt hat.

Vita St. Arnulfi Metens. c. I. 12.
Weinholtz, S. 42.

75. Im Amte Bürgel ist es Sitte, daß ein jeder Nachbar des Ortes ein Glied seiner Familie mit zur Beerdigung eines Ortsangehörigen gehen läßt und wenn es nur ein Schullind ist. Auf diese Sitte wird sehr gehalten.

76. Einen kicken Hals bestreiche mit der Hand eines Todten.

77. Dem Todten gibt man einen Rosmarinstengel oder eine Citrone in die Hand. In Daumitzsch, Ettenhausen, Dorndorf wird ihm zuweilen auch Erde oder ein Kafenstück, in Weimar und Jena eine Citrone unter das Kinn gelegt. In Hasleben erhält er seine letzten Pulver und Medicamente mit in den Sarg, um seine Cur in jener Welt fortzusetzen. Auch gibt man ihm an manchen Orten (Weimar) Geld mit, damit er unterwegs keine Noth leiden muß.

78. Sorgfältig werden die Bänder des Sterbelleides vom Munde des Todten entfernt, weil er an diesen die Angehörigen nach sich ziehen würde.

Älgerm.

79. Vor Ablauf der vier Wochen wird auch kein Kleidungsstück des Gestorbenen getragen, weil dieser sonst im Grabe nicht ruhen könnte.

80. Kleidungsstücke lebender Personen dürfen dem Gestorbenen nicht angezogen und mit in's Grab gegeben werden, da die betreffenden Personen zu baldiger Nachfolge in's Grab sich abziehen würden.

81. Ehemals bekamen bei einem Begräbniß die Armen und Schullinder (die letzteren hier und da noch immer) ein Geschenk, die Armenspende. In Ettenhausen erhält noch jetzt jedes Schullind einen halben Silbergroschen vor dem Begräbniß. In Stobra und anderen Orten wird das Geld in die Schule geliefert und dort vertheilt. Sonst erhielten in manchen Gegenden die Kinder statt des Geldes auch Semmeln und Waden.

Ueber die Armenspenden gibt es gesetzliche Bestimmungen.

82. Noch bis in unser Jahrhundert bestand in Gera wie im ganzen Voigtlande der Aberglaube, daß, wenn einem Sterbenden der Tod schwer wurde, man auf den Boden stieg und dort eine Schindel im Dache herumdrehte. Dies sollte dem Sterbenden den Todeskampf erleichtern.

Sahn, Gesch. v. Gera, S. 551.

83. Nach erfolgtem Tode des Hausherrn war es in Gera und der Umgegend Gebrauch, die Pferde schleunigst aus dem Stalle zu ziehen und in einen andern Stall zu bringen. Nachdem sie dort fünf Stunden gestanden hatten, wurden sie wieder in den ersten zurück gebracht, doch mußten sie ihre Ställe wechseln, um nicht krank zu werden.

Sahn a. a. O.

84. Bevor der Sarg des Todten für immer geschlossen wird, werden denselben alle Blumen, Bänder und Kleidungsstücke möglichst weit und sicher vom Munde entfernt, weil er in der Erde sonst daran laue und dann nicht ruhen könne.

Sobald der Sarg aus dem Hause getragen ist, wird die Thüre zugeschlagen, damit der Todte nicht aus der Familie oder dem Hause bald Jemand nachhole.

Gleiche Besorgniß trägt man, wenn sich bei dem Todten Mund oder Augen nicht ganz geschlossen haben. Sahn, a. a. O., p. 555.

85. Auf ein stattliches, ehrendes Leichenbegängniß hält der Voigtländer sehr viel. Gestatten es die Verhältnisse nur einigermaßen, so spart er keine Kosten, daselbe so glänzend als möglich zu machen. Stirbt ein Hausvater oder eine Hausfrau, so werden in der Regel an zwei Tagen Mahlzeiten ausgerichtet, wozu oft schon beim Leben Anordnungen gemacht und Summen ausgesetzt werden. Ohne Leichenpredigt begraben zu werden, hält der größte Theil für schimpflich und entehrend. Selbst kleine Kinder werden selten ohne Predigt begraben.

Wiese, Kirchenhist.

86. Zur Leichenbegleitung werden selbst die entfernten Verwandten gebeten. Sie sehen die Leichenbegleitung für eine Hilfsleistung an.

Wend.

87. Beim Hinaustragen aus dem Hause wird die Leiche dreimal auf der Schwelle niedergelassen; ist sie aus dem Hofe hinaus-

getragen, so werden sofort die Thore verschlossen; in der Stube, worin der Todte gestorben ist, werden drei Salzhausen gemacht und die Stube dann ausgekehrt. Den Leichentuch und den Fesen trägt man auf den Gottesacker oder auf das Feld; zuweilen verbrennt man auch das Bettstroh, worauf die Leiche gelegen hat, auf dem Felde. Dies Alles geschieht, damit der Todte nicht wiederköhre. Um ja sicher zu sein, legt man auch noch einen Kreuznoten, von einem Strohbunde gemacht, ihm unter das Kreuz. *Ueud.*

Vergl. Noth, Sitten und Gebr., p. 461, 475.

88. Alle, auch die entferntesten Verwandten, müssen wenigstens vier Wochen trauern; eben so lange das Geseinde im Hause und die Träger, Geschwister acht, Geschwisterkinder sechs Wochen. *Ueud.*

10. Herenweisen.

1. In der Gegend von Gera ist und war es Gebrauch, in der Walpurgisnacht durch brennende Fesen oder Strohwise die nach dem Bloßberge ziehenden Heren zu verschrecken und unschädlich zu machen. Noch jezt ahmt den Gebrauch die Schuljugend zu ihrer Belustigung nach. Er mag in dem alten heidnischen Frühlingsfeste seinen Ursprung haben.

Sahn, Gesch. v. Gera, 2. 641.

2. Am Walpurgisabende sieht man auf den Bergen Feuer und Rinder mit brennenden Fesen; auch wird mit Peitschen gehörig geklatzt, geschossen und anderer Lärm gemacht. *Hege Reichenfel.*

3. Wenn in der Walpurgisnacht ein Schloß an der Hausthüre von selbst klappt, so ist dies ein Zeichen, daß eine Here in das Haus gewollt hat, aber vor den † † † an der Hausthüre wieder zurückgewichen ist.

Meininger Oberland

4. Auf Walpurgis macht man drei Kreuze an die Thüren des Hauses und der Viehställe, damit die Heren nicht hineinkommen können. Sonst goß Derjenige, welcher am Morgen zuerst aufstand, auch einen Eimer Wasser zur Hausthüre hinaus.

Wacklung

5. In den Ställen werden zu demselben Zwecke die Besen verkehrt aufgestellt.

6. Auch läßt man nicht gerne Fremde in den Stall. Wirt einer Person nicht viel Gutes zugetraut, so legt man ein sogenanntes Dreikreuzmesser, das heißt, ein Messer auf dessen Klingen † † † angebracht sind, über die Thüre.

7. Am demselben Abend wird auf den Dörfern mit Peitschen geknallt und geschossen. So weit der Schall reicht, gedeihen die Früchte gut und schlägt kein Blitz ein.

Meininger Oberland

8. An einigen Orten glaubt man durch das Peitschenknallen die Hexen zu vertreiben und noch andere Ortschaften glauben, daß die in der Luft schwebenden Hexen damit durchgepeitscht würden.

Müderewind

9. In Eckarts ziehen die jungen Burschen am Abend vor Walpurgis von dem einen Ende des Dorfes zum andern und klatschen dabei beständig mit ihren Peitschen, um die Hexen auszutreiben. Auch werden die † † † an den Thüren nicht vergessen. Wellerhausen.

10. Wenn sie in Mähra † † † angemalt haben, werden alle alten Besen, die auf dem Hof herumliegen, aufgehoben und beiseite geschafft.

11. Advent und Fasten ist die eigentliche Zeit der Geistererscheinungen; da sind ihrem Willen überlassen die Geister der Luft, der Erde, des Feuers und des Wassers.

12. Auf Kreuzwegen erscheint namentlich in der zwölften Stunde der Nacht:

- a) der Reiter ohne Kopf,
- b) der Hund mit feurigen Augen,
- c) das Kalb mit dem weißen Streifen über dem Auge,
- d) die einsfarbig graue oder schwarze Kage,
- e) der Feuermann,
- f) das Spinnengesicht.

13. Der Reiter ohne Kopf gilt für den höllischen Fürsten.

14. Hund und Kalb sind Gebannte, Menschen, die im Leben schweres Unrecht thaten und nach ihrem Tode nicht im Grabe zur

Ruhe kommen konnten. Ihr Wesen trieben sie nach dem Tode eine Zeit lang in ihren ehemaligen Wohnungen, wurden dann aber von einem Geisterbanner an einen bestimmten Ort in der Flur gebunden. Man kennt ihren Bannkreis, die Wege, die sie gehen, die Richtungen, die sie einschlagen. Dem Wanderer, der in ihren Bannkreis kommt, hocken sie sich oft auf den Rücken. Belastet Gewesene hat man oft in Ohnmacht hingefunken aufgefunden, oder sie sind ganz entkräftet heimgekommen und dann in längere, schwere Krankheit verfallen. Oft werden auch Fuhrwerke von ihnen belastet. Dann kann auch das beste Gespann saum von der Selle kommen. Die Thiere merken den Spul früher als der Mensch und sträuben sich arg, demselben entgegen zu gehen. Sind sie an der gefährdeten Stelle vorüber und nicht belastet worden, so scheißen sie gewöhnlich in wildem Rennen davon, nicht achtend den begütigenden Zuruf des Herrn, noch den stramm gezogenen Bügel. Bricht der Fuhrmann nicht den Hals, geht Gespann und Wagen nicht in Trümmer, so kann Ersterer Gott Dank sagen. Der Ausruf: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ verschreckt den Spul, aber es fällt den davon Befallenen schwer, das Lösungswort auszusprechen. Wird es in der Angst des Herzens in verkehrter Wortfolge oder verkehrt ausgesprochen, so verliert es seine Wirkung und bewirkt Hohn- gelächter und Strafe. Manche hat es versucht, einen ungeheueren Fluch auszusprechen, und hat dann dem „alten Hansen“ befohlen, die Macht fortzuschicken. Er hat zwar hierauf Erleichterung erhalten, ist später aber seines Lebens nie wieder recht froh geworden.

15. Die Rage ist die verkappte Fere. Nachts streicht sie dem Menschen oft schnurrend um die Beine oder springt ihm auf die Achsel und den Kopf; auch sitzt sie gern auf den Edsteinen der Häuser und den Kreuzwegen im Dorfe und auf dem Felde. Man beachte sie und ihr Thun ja nicht, noch weniger suche man sie zu verschrecken oder nach ihr zu schlagen. Ihr Angreifer kommt immer schlecht weg. Verletzungen, die ihr beigebracht werden sollen, gehen auf geliebte Menschen und Thiere über. In Scheuern, aus welchen während dieser Zeit Feuer sprüht, halten sie mit dem höllischen Fürsten oft Zusammenkünfte, bei denen sie, wenn sie ungehorsam gewesen, von ihm mit seinem eisernen Wesen gezüchtigt werden. Ein fürchterliches Schreien ertönt dann aus der Scheuer. Ihr Treiben besteht darin, Menschen und

Thiere auf furchterliche Weise zu plagen und Schaden anzurichten. Ueber alle Menschen haben sie indess nicht Macht. Solche erlangen sie aber, wenn sie in den Besitz von einem Kleidungsstücke kommen, das der Mensch in den ersten neun Tagen seines Lebens getragen x. Krämpfe und Wahnsinn rühren meist von ihnen her, auch qualen sie Menschen und Vieh mit Läusen x.

16. Angemachte Läuse können am besten dadurch vertrieben werden, daß man ihrer eine ungleiche Zahl in eine Pistole ladet und sie stillschweigend in eine Flachsheckel schießt, oder über einen Flurgrenzstein; oder, daß man ihrer drei auf einem Flurgrenzsteine mit einem Steine stillschweigend zu Tode hämmert; dergleichen, wenn man eine ungleiche Zahl von ihnen in eine Federspule verschließt und diese dann in die Flammen wirft.

17. Ist der Milch die Milch entzogen, so nimmt man den Kest, der noch aufgemolken wurde, trägt ihn stillschweigend in's heimliche Gemach, gießt ihn im Namen Gottes unter den Urath und rührt ihn unter. Gegen den angemachten Wahnsinn und die Krämpfe ist der „weiße Mann“ zu brauchen. † † † im Namen Gottes gemacht bringen Schutz. Sie müssen gemacht werden: der begegneten Heye entgegen, auf den Teig im Nachtroge, über den Mund des Kindes, wenn es gähnt, über Thüren und Fenster im Hause und der Ställe am Abend vor dem 1. Mai x.

18. Drei Stopfen, die in das erste Brod, welches in den Ofen geschoben wird, mit dem Finger im Namen Gottes gestochen werden, schützen das Haus, so lange als das Gebäde Brod austreibt, vor dem Töden der Heye. Dies Brod darf darum aber auch erst zuletzt, wenn die andern Brode schon aufgezehrt sind, angeschnitten werden. Die drei Stopfen ausgeschnitten und einem Mutterthiere, das eben geboren hat, in's erste Saufen gethan, vermehren die Milch und schützen vor dem Anthun.

19. Drei Körnchen Salz stillschweigend in die Milch geworfen, die man aus dem Hause giebt, schützt die Kuh vor der Milchentziehung.

20. Ueber Frauen erlangen die Heye Macht, wenn sie in den Besitz von einem Hemde oder einem Lappen kommen, darin das

Wochenbett abgehalten oder die monatliche Reinigung erfolgt ist, che diese Stücke fein sauber ausgewaschen sind.

21. Der feurige Mann ist ein Geist der Hölle. Mit Riesenschritten setzt er seine Reise fort, dabei nach allen Seiten Feuerfunken von sich sprühend. Er streicht meist den Flurgrenzen entlang.

22. Das Spinnengesicht, eine riesige Gestalt mit einem umstorten Gesichte und durchscheinenden Körper, durchstreicht die Felder, lagert sich an Rainen, bleibt oft längere Zeit an den Grenzen, besonders den Grenzsteinen stehen, hat den nächtlichen Wanderern durch das Schnauben aus seinem Munde wohl argen Schreck bereitet, ihnen aber sonst keinen Schaden zugefügt.

23. Die alten Weiber, welche rothe Augen haben, und Leute, denen die Augenbrauen zusammengewachsen sind, sind sogenannte *Ap* (*Alp*).

Sie verwandeln sich mit Hilfe des Teufels in schwarze Katzen, Hasen, Ziegenböcke u. s. w. Doch müssen sie in ihrer menschlichen Gestalt erscheinen, sobald man ein Dreikreuzmesser, das ist ein mit † † † versehenes Messer über sie hinwegwirft. Ebenso sind Hexen sofort daran zu erkennen, daß sie bei jedem Schritte mit dem Kopfe nicken.

24. Glaubt man, daß eine Hexe in die Stube getreten sei, so nehme man einen neuen Besen und stelle ihn draußen verkehrt an die Stubenthüre oder lege ihn quer über die Schwelle; die Hexe kann dann nicht wieder zurück und muß dann sagen: „Thut der Hexe den Besen weg.“

25. Wenn eine lieberrliche Magd den Lappen nach dem Aufspülen nicht wieder gehörig auswäscht und aufbewahrt, so hat die Hexe Macht über sie und hert ihr den Lappen in das Knie.

26. Die, welche als sogenanntes Alpdrücken gehen, lassen ihren Körper leblos an den Thüren stehen und schleichen mit der Seele durch das Schlüßelloch hinein, um Denjenigen zu plagen, auf den es abgesehen ist. Schreibt während dieser Zeit Jemand drei Kreuze auf den Körper, so kann der Alp nicht wieder in denselben einfahren und muß sterben.

27. Greift Jemand, während er das Alpdrücken fühlt, rasch zu, so ertappt er die Hand Desjenigen, der ihn drückt, und dieser muß dann, wenn er ihm etwas zu leihen verspricht, zu der bestimmten Stunde am andern Tag bei ihm erscheinen, um den Gegenstand zu holen, oder er faßt die in eine Feder verwandelte Seele desselben. Verschießt er diese in eine Truhe oder Kade und verstopft das Schlüsselloch, so muß die Person, die ihn gedrückt, unfehlbar sterben.

Deßsuet er dagegen vor der Beerdigung der Person den Verschuß, so kann die Seele wieder zurück in den Körper und die Todtgeglaubte wird wieder erwachen.

28. Die oben angeführten eigentlichen Hexen können ihre Nebenmenschen auf allerlei Weise peinigen, sie lahm oder sonst krank machen; dergleichen das Vieh. Eine allgemeine Kunst ist das Läuseanmachen. Gegen diese Kunst gibt es jedoch viele Gegenmittel. Ist man von ihnen mit Läusen behezt worden, so kann man sich an der Hexe dadurch rächen, daß man eine ungleiche Zahl dieses Ungeziefers in einen Federkiel, Papier oder in ein neues linnenés Pöppchen thut und sie an dem Perpendikel einer Uhr befestigt. Die Hexe hat dann so lange keine Ruhe mehr, als sie an dem Perpendikel hängen. Ebenso bringt man die Läuse in dem Kamrad einer Mühle heimlich an, weil der Müller diese Manipulation nicht gerne sieht, da das Kamrad alsdann einen wahren Höllenlärm macht, bis die Hexe dann gelaufen kommt und Alles verspricht, um die Läuse wieder aus dem Rad heranzuholen zu lassen.

Den Federkiel u. s. w. kann man auch in's Feuer werfen oder ihn auf der Thürschwelle klopfen. Die Hexe fühlt dann den Brand oder jeden Schlag und muß dann den Behezten wieder befreien.

Auch wird eine ungerade Zahl Läuse in eine Pistole geladen und während der Frühpredigt über die Flurgrenze in eine Dornenhecke abgeschossen, worauf die Hexe jeden Dorn in ihrem Gefäße spürt. Das letztere hat noch im Jahre 1860 ein Pfarrer aus der Rhön ausführen lassen, natürlich ist er dafür enturlaubt worden.

29. Ein sogenannter weiser Mann (wisß Mon), deren es heutzutage noch gie und da dem Volksglauben nach giebt, kennt noch

allerlei Mittel gegen das Beherstein, z. B. das Räuchern mit neuerlei Kräutern oder rothem Dost.

30. Hexen sind leicht zu erkennen, wenn man ihnen einen Zweig des Gartenhäus (Nichhoi), auch Gaisbart unter die Nase hält, sie reißen dann aus.

Nichhå — bers nei gerich sa — es e Hex.

31. Sprichst du von einem Alp, so setze hinzu: „Dred vor die Ohren“; sonst wirst du die Nacht vom Alp heimgesucht.

32. Kommt eine Frau in die Stube, die im Geruche einer Hexe steht, so drehe man den Feuerbrand im Ofen herum. Die Hexe kann dann nicht eher wieder hinaus, bis der Brand wieder zurückgedreht worden ist.

33. An einem Hexentage, z. B. Walpurgis, darf man, wenn Jemand erkrankt, nicht zum Doctor schiden.

34. Wenn ein Kind an der Brust nicht trinken will, so schöpfe man dreimal hintereinander Flugwasser gegen den Strom und sage dabei: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“, werfe eine glühende Kohle in den Topf und stelle ihn unter das Bett. Sinkt die Kohle zu Boden, so ist das Kind behext.

35. Hast du eine Summe Geldes empfangen und aufbewahrt und findest beim Nachzählen, daß ein Thaler an der Summe fehlt, so darfst du darauf rechnen, daß ein Wechselthaler dabei war. Dieser wird durch einen Pact mit dem Teufel gewonnen und kehrt stets zu seinem Eigenthümer zurück. Ein solches Geldstück nennt man auch „Hedepfenn“.

36. Um vor den Tückerien der Hexen sicher zu sein, ziehe man einen der Strümpfe links, das heißt das Innere nach rechts gefehrt, an, oder man trage zweierlei Strumpfbänder.

37. Gegen das Alpdrücken setze man beim Schlafengehen das Schuhwerk so, daß die Spitze des einen Schuhs auf das Bett zu, die andere aber abgewendet ist.

38. Wenn man ein Schwein gekauft hat, muß man ihm nimmerlei Körner zu fressen geben, um es vor dem Behexen zu sichern.

39. Kauft man Milch, so muß der Verkäufer einige Körner Salz hineinstreuen; die Milch kann dann nicht behext werden.

40. Sieht man vor Walpurgis eine Kröte, so sticht man sie an, räuchert sie und hängt sie in den Stall; dann kann das Vieh nicht behext werden.

41. In Gestalt eines feurigen Heubaumes kommt der Böse über den Wald gefahren und zieht in den Schornstein einer Hexe.
Umgerend von Tausend.

42. Einer Hexe darf man bei Leib und Leben auf keine ihrer Fragen mit Ja oder Nein antworten.

43. Hexen pflegt der Haus des Nachts nicht selten zu besuchen. Er nimmt seinen Weg als ein mit einem Feuerchein umgebener schwarzer Klumpen durch den Schornstein.

44. Hexen, welche weinen wollen, können keine Thränen hervorbringen.

45. Die sogenannten Federkränzchen in den Bettflissen sind das Werk der Hexen.
Weininger Oberland.

46. Drei Tage nach dem Kalben einer Kuh darf der Hexen wegen nichts verborgt werden. Desgleichen darf während dieser Zeit Niemand in dem Stall pissen, weil sonst die Kuh während des Melkens ihr Wasser lassen.
Weininger Oberland.

47. Montag und Freitag darf nichts verborgt werden, die Hexen bekommen sonst Macht über den Verborgten.

48. Leht man einen Ofen verkehrt an eine Thüre, so daß der Griff auf dem Boden steht, so können Hexen weder in das Haus hinein noch wieder heraus, falls sie schon darin sind. Zennsch. 14.

49. Spricht man am Freitag oder Montag von einer Hexe, so hört sie es. Um das zu verhindern, sagt man, wenn man an diesem Tage von Jemand redet, den man für eine Hexe hält: „Drack for ärn ooren.“

50. Wenn man beheutes Vieh schlachtet, das Herz mit Nadeln besticht und in den Schornstein hängt, so leidet die Heze entseßliche Pein und verwelkt, sowie das Herz verrodnet.

51. Wenn sich eine Heze in irgend ein Thier, z. B. in einen Hasen, in eine schwarze Rage u. verwandelt hat, so muß sie ihre vorige Gestalt wieder annehmen, wenn man einen Gegenstand über sie hinwirft.

52. Ist ein Stüd Vieh behert und es soll durch Räuchern mit Kräutern wieder hergestellt werden, so verschließe man Thüren und Fenster; die Heze muß dann kommen, um Einlaß bitten und etwas zu leihen verlangen.

53. Willst du die Herzen zweier Liebenden trennen, so nimm Urath von dem Einen und lege ihn in des Andern Schuh, so werden sie einander Feind werden. Oder nimm ein Ei von einer ganz schwarzen Henne, loche es und schneide es in zwei Hälften, besetze eine jede mit deren Namen nebst drei Kreuzen in des Teufels Namen und gib die eine Hälfte einem schwarzen Hunde, die andere einer schwarzen Rage zu fressen.

54. Mitteltst eines Gürtels von Menschenhaut kann man sich in einen Wolf verwandeln und dann den Schafheerden großen Schaden thun. Eine solche Frau, die dies gethan, lebte vor Zeiten in Stadt Lengsfeld.

55. An den Drachen glauben noch viele Leute, und zwar an einen, der bringt und an einen, der nimmt. Der Drache, welcher bringt, wird in Gestalt eines schwarzen Huhnes oder Rabens von den Leuten mit guter Kost gefüttert, in einem großen zugedeckten Topf aufbewahrt und in einer finsternen Kammer, zu der nur der Hausherr und die Hausfrau Zutritt haben, gehalten.

56. Wenn man Zweige vom Eibenbaum (*Taxus haccata*) in das Korn oder Stroh steckt, so geht keine Maus oder Ratte daran.

Rmt Eaub.

57. Wer mit Eibenholz in einem Zimmer räuchert, vertreibt alle unreinen Geister daraus.

Chaub.

58. Rothen Dost und Eibenkraut in den Ställen aufgehangen, gestattet den Hexen dort keinen Zutritt. Abend.

59. Die Pfoten des Maulwurfs, in einem leinenen Säckchen um den Hals der kleinen Kinder gehängt, schützen diese gegen das böse Auge (Blick) der Hexen.

60. Einen Mansfeldischen Thaler mit dem Ritter St. Georgen und der Ueberschrift: „Bei Gott ist Rath und That“, bei sich getragen, bewahrt im Kriege und sonst vor feindlichem Geschoss.

Gefürgete Modenphilosophie.

61. Wer einer Rake Schaden thut oder dieselbe gar umbringt, dem stehet ein großes Unglück bevor.

„Ein Bauer aus Thüringen hat mir und anderen Leuten mehr, oft ohne Scheu erzählt, daß er hätte seine Stiefmutter in Gestalt einer Rake in seinem Hofe erschossen. Das Dorf, wo es geschehen, liegt zwischen Arnstadt und Ilmenau.“ *Gefürgete Modenphilosophie.*

62. Soll ein junges Stüd Kindvieh bald das Riehen lernen, so muß stillschweigend aus der Krippe desselben eine handvoll Häcksel oder aus der Küche der Spüllappen genommen und dem Thiere unter das Joch gebunden werden.

63. Wegen Milchzauber. Nimm neunerlei Holz und Holz von der Krippe, woraus die Kuh frist, ränchere die Kuh damit und nimm einen Büschel Haare von der Kuh dazu.

64. Wenn eine Frau keine Butter machen kann und spürt, daß dies nicht mit rechten Dingen zugeht, so darf sie nur die Milch in einem neuen Topfe an's Feuer setzen und kochen, dann eine Erbschaufel und eine Erbsichel nehmen, von der kochenden Milch etwas auf die Schaufel schütten und mit der Sichel darin hacken, dabei aber das Haus fest zuhalten, damit Niemand hereinkommen kann, etwas zu borgen. Das muß dreimal hinter einander gethan werden.

65. Wegen den kalten Brand.

Christus der Herr ging über Land,

Es begegnet ihm ein kaltes Gesicht;

Christus sprach: „Wohin willst du, kaltes Gesicht?“

Es sprach: „Ich will in den Menschen fahren.“

Christus der Herr sprach: „Was willst du in dem Menschen thun?“
 „Sein Bein brechen, sein Fleisch essen, sein Blut trinken.“
 Christus der Herr sprach: „Kalt's Gesicht, das sollst du nicht thun;
 Aischelskneife mußt du essen,
 Erbsen mußt du brechen,
 Aus einem Brunnen mußt du trinken,
 Darin mußt du versinken.“

† † †

66. Gegen den kalten Brand. Es ritten aus drei Herren
 zwischen zwei Seen; der eine heißt St. Lucas, der zweite heißt
 St. Marcus, der dritte heißt St. Johannes. Sie strecken aus ihren
 Arm, segnen das Gesicht so warm; sie strecken aus alle ihre Händ',
 sie segnen das Gesicht beidend; sie strecken aus alle ihre Daumen, sie
 segnen Sodoma (?) † † †. Dreimal und das Vater unser.

67. Gegen den Wurm in allen Gliedern, er mag
 sein, wo er will.

Wurm, ich beschwör' dich bei dem heiligen Tag,
 Wurm, ich beschwör' dich bei der heiligen Nacht,
 Wurm, ich beschwör' dich bei den fünf Wunden,
 Wurm, ich beschwör' dich bei den heiligen drei Königen,
 Wurm, ich beschwör' dich bei der Kraft Gottes,
 Du siehst gleich grün, blau, weiß, schwarz oder roth,
 Daß du liegst in dem Finger todt.
 Daß sei dir zur Buße gezählt. † † †.

Dreimal gesprochen und bei jedem der höchsten Namen darüber
 weggeblasen.

68. Gegen die Wärmer im Leibe. Gott ging zu Ader,
 auf einen rothen Ader, er that drei Furch', fand drei Wärm'; der
 erste war schwarz, der andere war weiß, der dritte war roth; hie-
 mit sind dem N. N. alle seine Wärmer todt. † † †. Dreimal
 gesprochen und mit dem Finger um den Nabel gefahren, wenn man
 die drei höchsten Namen nennt.

69. Gegen das Fieber.

Außbaum, ich komm' zu dir,
 Nimm die 77erlei Fieber von mir,
 Ich will dabei verbleiben
 Im Namen Gottes des Vaters †, des Sohnes † und heil. Geistes †.

Man muß diese Worte auf ein Bettelchen schreiben, vor Sonnenaufgang zu einem Nußbaum gehen und einen Zafam (Zplitter) davon herausschneiden, das Bettelchen hineinlegen, obiges dreimal sprechen und die Zafam wieder hineinlegen, damit es verwächst.

70. Den Bruch eines jungen Menschen zu verpflanzen. Schneide ihm drei Püschelchen Haare auf dem Scheitel ab, binde sie in ein reines Tüschelchen, trage es in eine andere Markung und grabe es in einen jungen Weidenbaum, daß es verwachsen kann. † † †.

71. Den Wind vertreibt man auf folgende Weise: Wenn Jemand begraben wird, geht man zu einem fließenden Wasser, schöpft stromabwärts mit der Hand Wasser auf den Kopf und wenn man das Wasser auf den Kopf bringt, spricht man jedesmal: „Auf mich ab, wie den Todten in's Grab! + + +.“ Es muß dieses während des Lautens geschehen, ununterbrochen, und man muß so lange schöpfen, als geläutet wird.

72. Wer von dem Kraut, Sonnenwirlbel genannt, das im Monat August, wenn die Sonne im Zeichen des Löwen steht, wächst, ein wenig in ein Vorbeerblatt wickelt, dazu einen Wolfeszahn thut und diese drei Dinge bei sich trägt, ist bei Jedermann wohl daran und wird die besten Worte bekommen. Wer dieselben drei Dinge sich über den Kopf legt, sieht, wenn er bestohlen worden ist, den Dieb in lebhaftester Gestalt.

73. Den Stein Actorius findet man in alten Capannen; wer selbigen am Hals trägt, soll beständig lücheln sein und von allen Menschen geliebt werden.

74. Wer das Ohr einer schwarzen Kage in der Milch von einer schwarzen Kuh siedet, sich daraus einen Däumling macht und an den Daumen steckt, wird von Niemand gesehen.

75. Um die Wicht los zu werden, geht man vor Sonnenanfang zu einer Richte, faßt einen Ast an und spricht:

Guten Morgen, Mutter Aiche,
Ich hab' das reißende Gicht;
Ich hab' es gehabt dieses Jahr,
Du sollst es haben immerdar.
Im Namen Gottes + + + Amen

Das muß dreimal gesprochen werden, aber auf Kirchentagen.
Das letztemal Amen.

76. Die Wegmart, am Peter und Paulstage gegraben, schützt den, der sie bei sich trägt, gegen jede Verwundung durch Waffen, auch sprengt sie alle Stride und Banden, womit Jemand gebunden und gefesselt wird.

77. Wenn ein Mensch oder Vieh von Unholden geplagt ist, so gehe an einem Charfreitag oder goldenen Sonntag vor Sonnen-
aufgang zu einem Haselnußbusch, schneide mit drei Schnitten einen Steden darauf gegen Aufgang der Sonne in den drei höchsten Namen, trage den Steden unbeschrien in dein Haus und verbirg ihn, daß ihn Niemand bekommen laun. Wenn nun ein Mensch oder ein Vieh von bösen Leuten gepeinigt wird, so gehe dreimal hinter-
rücks um den Menschen oder das Vieh herum in den drei höchsten Namen, alsdann lege deinen Hut ab und schlage darauf mit dem Steden, so schlägst du den bösen Menschen.

78. Gegen die englische Krankheit. Hat dein Kind diese Krankheit, so gehe zu einem guten Freund des Morgens vor Sonnen-
aufgang; du mußt aber vorher erst mit demselben sprechen und sagen:
„Gib mir um Gottes willen für mein Kind N. N. eine Hand voll Haser, drei Körnchen Salz, drei Stückchen Brod.“ Dieses Alles nimmst du nun stillschweigend, wie du es bekommen hast, und gehst unter eine Dachtraufe und machst ein Loch, zuvor theilst du es aber in drei Theile und nimmst den ersten Theil und sprichst die Worte:

„Kennst du nicht den alten Vater und die alte Mutter?

Hier bring' ich dir und deinem Pferd ein Futter;

Du sollst meinem Kind N. N. helfen aus seiner Noth!

Im Namen † † †.“

Es muß dreimal gesprochen werden, bis die drei Theile eingegraben sind; zum letztenmale spricht man „Amen“ und betet noch ein Vaterunser.

79. Gegen allerlei Krankheit. Vor Sonnenanfang und bei abnehmendem Mond gehe zu einer jungen Eberesche, fasse einen Ast an und sprich: „Hier ergreif' ich diesen wilden Ast, der soll mir abnehmen meine schwere Last, all' mein Nichten und Reizen und

alle bösen Seuchen sollen von mir N. N. in diesen Akt einkreuchen, im Namen Gottes des Vaters †, des Sohnes † und des heil. Geistes †.“ Dieses wird dreimal gesprochen und zuletzt „Amen“ hinzugefügt.

80. Gegen die Micht. Der Kranke muß an ein fließendes Wasser treten und sprechen: „Der Storch ohne Zunge, der Wolf ohne Lunge, eine Turteltaube ohne Gall, daß meine 77 Fieber in's Wasser fall'. Im Namen Gottes † † †. Amen.“

Dieses muß am Charfreitag, und zwar dreimal gesprochen werden, und jedesmal, wenn man die drei höchsten Namen nennt, muß man eine handvoll Wasser über sich werfen und beim Zurückgehen sich nicht umsehen.

81. Wenn ein Fieberkranker den Wein trinkt, womit ein Scharrichterschwert entweder begossen oder in welchen es getaucht worden ist, so verläßt ihn das Fieber. Mit dem Schwerte muß aber bereits ein armer Sünder gerichtet worden sein.

82. Von der Johanniswurzel. Wer diese Wurzel bei sich trägt oder in seinem Hause hat, kann nicht bezaubert werden.

Wer einen Zauberer erkennen will, er mag sein bei einer Hochzeit oder in einer anderen Gesellschaft, der nehme diese Wurzel und lege sie unter das Tischtuch, daß es Niemand sieht; ist nun ein Zauberer vorhanden, so wird derselbe ganz bleich werden und vor Aengsten nicht sitzen können und gleich weggehen müssen.

Wenn Ochsen, Pferde und anderes Hausvieh von bösen Leuten beehrt sind, so theile man diese Wurzel zur Zeit des Vollmondes und thue sie in Wasser, besprenge damit das Vieh oder lege ein Stück Tuch in solches Wasser und wische das Vieh damit ab, es wird bald wieder zunehmen. Es kann diese Wurzel auch dem Viehfutter beigegeben werden.

Diese Wurzel blüht dreimal: am Weihnachtsheligenabend, am Osterheligenabend, an Johannis des Täufers Tag; sie muß gegraben werden, wenn die Sonne in das Zeichen des Löwen geht.

11. Allgemeiner Aberglaube.

(1—17 aus dem Buch vom Aberglauben. Leipzig 1790.)

1. Zum Bier legt man beim Gewitter Brennesseln und die dazu gebrauchten werden Donnernesseln genannt.

2. Der feurige Drache fliegt den Leuten, welche er begünstigen und durch Zutragen reich machen will, in den Schornstein und bringt ihnen Butter, Eier, Würste und Speck.

3. Der Volksglaube schreibt dem Regenbogen die Erzeugung der sogenannten Regenbogenschüsseln zu. Sie sind wie große tiefe Pfennige gestaltet und man sieht darauf allerlei Zeichen: Laub, Köpfe, Sterne, Schlangen, Vögel, Ringe u. s. w. In dem Hause, wo eine solche Schüssel aufbewahrt wird, soll Glück sein, das aber sofort weicht, wenn man sie verkauft. Sie heilen auch Krankheiten, wenn man sie dem Kranken in's Getränk wirft.

4. In dem Hause, auf dem ein Storch sein Nest gebaut hat, schlägt der Blitz nicht ein, oder es kommt kein Feuer aus, oder wenn es auskommt, so löscht es der Storch.

5. Diebsdaumen sind zu vielerlei Dingen gut. Wenn ein Fuhrmann die Theile der Diebsfinger, woran die Nägel sitzen und womit die Diebsgriffe geschnitten sind, sich in den Handgriff seiner Peitsche einnähen oder einstecken läßt, so können die Pferde, wenn sie mit dieser Peitsche getroffen werden, den Wagen aus dem tiefsten Morast ziehen. Spieler tragen einen Diebsdaumen bei sich, weil sie dadurch Glück im Spiel haben, und Wirthskleute und Weinschanker ziehen, wenn sie im Besitze eines solchen Daumens sind, Gäste damit in ihr Haus.

6. Wer Grabschriften liest, verliert das Gedächtniß.

7. Garn von einem Mädchen unter sieben Jahren gesponnen, hat allerlei Kraft und heilsame Wirkung. Die daraus gewebte Leinwand ist gut gegen Wicht, schützt vor Hexereien und macht den, der sie am Leibe trägt, schuß- und stichfest.

8. Wenn ein Fremder in die Stube kommt, darf man ihn ohne Niedersehen nicht weggehen lassen; er nimmt sonst die Ruhe mit.

9. Wer früh niest, erfährt desselbigen Tages eine Neuigkeit oder bekommt etwas geschenkt.

10. Wenn Jemand in eine Wochenstube mit einem Tragkorb kommt, so muß man einen Span von dem Korbe abbrechen und in die Wiege stecken, sonst wird der Mutter oder dem Kinde die Ruhe genommen.

11. An wem früh Morgens eine Spinne herumkriecht, der wird am Tage glücklich sein.

12. Wenn eine Magd in ein neues Haus zieht, soll sie bei ihrem Anzuge gleich in's Ofenloch guden, damit sie bald sich eingewöhnt.

13. Wer aus einer Birke, die in einem Ameisenhaufen steht, Hähne drehen läßt und Wein oder Bier dadurch zapft, der wird geschwind ausshenken.

14. Wer ein vierblättriges Kleeblatt findet, der soll es aufheben und bei sich tragen, denn so lange er es hat, ist er glücklich.

15. Wer ein Hufeisen oder ein Stück davon findet, hat Glück. Daher das Sprichwort von dem, der stets eine lächelnde Miene hat: „Er zieht das Gesicht wie ein Bauer, der ein Hufeisen gefunden hat.“

16. Wer eine Kage oder einen Hund behalten will, daß sie nicht entlaufen, der führe oder treibe sie dreimal um den Herd herum, dann bleiben sie.

17. Wenn ein Fuhrmann eine Otter- oder Schlangenzunge in seine Weische schiebt, so werden seine Pferde ohne Schaden die größten Lasten aus einem Graben ziehen und sich auch nicht übersaufen.

18. Wenn die Weiber oder Mägde Sade waschen, so regnet es bald darauf.

19. Wenn des Sonnabends der Koden nicht abgesponnen wird, so wird aus dem übrigen Flachse kein gutes Garn und bleicht sich nicht weiß.

20. Wer das Salzsaß umwirft, hat Hader, Streit und Verdruß zu erwarten.

21. Ein Engel steigt durch's Zimmer, wenn in einer Gesellschaft plötzlich die Unterhaltung stockt und ein allseitiges Schweigen eintritt.

22. Nicken während eines Gesprächs oder einer Erzählung bezeugt die Wahrheit des Gesprochenen.

23. Ein Jude stirbt, wenn Zwei über's Kreuz pissen.

24. Wenn eine Frauensperson zu gewisser Zeit eine Bräuerei betritt, so schlägt das Gebräude um; das von ihr Eingemachte verdirbt, ebenso Essig, Bier und Wein, wenn sie dieselben abzapft.

25. Kauft man ein Stüd Vieh, so muß man ihm Heu entgegentragen, es wird dann besser fressen. Auch lasse man dasselbe, damit es gut gedeihe, mit dem rechten Fuße zuerst in den Stall treten.

Weininger Oberland.

26. Um Vieh auf dem Markte los zu werden, muß man seinem Nachbar einen Lappen stehlen und das Vieh damit abspugen.

Weininger Oberland.

27. Wird eine Kuh zum Ochsen geführt, und es begegnet ihr zuerst ein Mann, so bekommt die Kuh ein Stierkalb und umgekehrt ein Kuhkalb, wenn ihr eine Frau begegnet.

Weininger Oberland.

28. Drei Tage nach dem Kalben der Kuh oder Gebären sonstigen Viehes darf kein Fremder in den Stall. Ebenso darf innerhalb dieser drei Tage nichts verborgt werden.

29. Räder, die gefalbt haben, fährten in Thüringen die Bauern über dreifach Eisen.

Grimm, Mythol., I, p. 45, Nr. 444.

30. Wenn der Metzger das Kalb von der Kuh wegführt, so muß das Kalb rückwärts durch die Thüre gebracht werden, sonst wird die Kuh zu sehr brüllen.

31. Von einer frisch melkenden Kuh verkaufe man die drei ersten Male keine Butter, sonst wird die Kuh verhext.

Weininger Oberland.

32. Kalbt dir eine Kuh, so darfst du unter neun Tagen nichts wegnehmen, denn sonst kann die Kuh behext werden.

33. Wenn eine Kuh nach ihrem geschlachteten Kalbe arg thut, so lege man ihr das Schlachtbeil in die Kause, worauf sie sich beruhigen wird.

Meininger Oberland.

34. Wenn ein Kalb den Durchfall hat, so nehme man ein Beil, trete auf die oberste Stufe der Treppe und sage: „Nest haue ich dem Kalb den Kopf ab,“ worauf Jemand von unten antworten muß: „Lass' den Kopf d'ran, morgen macht das Kalb harten Dred.“

Obend.

35. Damit die Kühe bei Tage kalben, muß man sie das letzte mal vor dem Kalben des Abends melken.

Obend.

36. Nach dem Kalben erhalten die Kühe drei Butterbrode mit Knoblauch, worauf sie reichlich Milch geben sollen. Aus demselben Grunde darf angeschnittenes Brod nicht wieder aus der Stube getragen werden. Desgleichen wird deshalb der Hirt, wenn er zum erstenmal mit dem Vieh von der Weide kommt, und die Ragh, wenn sie mit dem ersten Gras aus dem Felde zurückkehrt, aus einem Versted mit Wasser begossen.

Obend.

37. Wenn ein Schwein zum Beert geführt wird, so muß, wenn man männliche junge Schweine erzielen will, ein Mann bei der Zurückkunft die Stallthüre wieder verschließen.

Obend.

38. Damit ein frisch gekauftes Schwein gut gedeihe, bringe man es rückwärts in den Stall.

Meininger Oberland.

39. Stroh. Wer Ferkel kauft, nimmt Stroh aus dem Koben der Mutteran mit, weil die Jungen dann besser gedeihen. Wer eine Kuh kauft, steckt etwas Stroh aus dem Stalle, wo sie stand, in die Taschen seines Kittels oder bindet es an die Hörner, und wer Frucht in einem Hause kauft, muß von dem Stroh des Verkäufers etwas auf den Wagen bekommen, „damit der Käufer Glück im Wieder- verkaufe habe“. (In der Gegend von Sonderhausen.)

Verhandlungen des Vereins zur Beförderung der Landwirthschaft.
25. Jahrg., Sonderhausen 1884, S. 360.

40. Will man bei jungen Hunden wieder die Farbe der Hündin erzielen, so lasse man diese während der Begattung in den Spiegel sehen.

Meininger Oberland.

41. Wenn eine junge Kuh zum erstenmal kalbt, ergreifen zwei Männer das Kalb an den Beinen, heben es über die Kuh und bestreichen deren Rücken dreimal mit demselben. Die Kuh wird dadurch beim Melken in Zukunft nicht schlagen. *Weininger Oberlauf.*

42. Junge Stiere sollen an Fastnacht angeschirrt werden. Der zum erstenmale angespannten Kuh wird das Kopfstuch der Hausfrau unter das Stirnblatt gelegt; schlägt eine Kuh, während sie gemolken wird, so soll man ihr mit einer aus fremdem Baune geschnittenen Verte drei Schläge geben oder einen Topf hinter ihrem Rücken zerschmettern.

43. Damit das zur Waldweide gehende Kind sich nicht verlaufe, wird ein Feuerstahl auf die Stallschwelle gelegt; ein verirrtes Thier wähet man durch einen an die Hausenfette gebundenen Besen zurückzuloden.

44. Vor dem ersten Austreiben streut man den Kühen Salz auf den Rücken.

45. Der, welcher in einen fremden Viehstall tritt, muß sagen: „Unberufen“ oder „Glad herein!“

46. Wer ein Zugthier lobt, muß seinem Lobe ein „Unberufen“ hinzufügen.

47. Ist ein Thier beschrien, so muß es mit Kustrand-Ablochung besprengt werden.

48. Aus Furcht vor dem Beschreien wird von der Milch einer frischmelkenden Kuh nicht eher weggegeben, bis einmal davon gebuttert ist, weil „man sonst das Glad weggibt“.

49. Der Milch, die über die Gasse versendet werden soll, fügt man einige Körner Salz zu.

50. Wer für empfangene Buttermilch dankt oder das Prob in eine Milchaltischale schneidet, statt es zu broden, kommt in Verdacht, der Kuh die Milch abschneiden zu wollen.

51. Wenn man eine Kage bekommen hat und man wünscht sie an's Haus zu fesseln, so muß man sie in einen Spiegel blicken lassen und dreimal um ein Tischbein herumfahren.

52. Vedt sich die Kage, so deutet es auf einen Besuch. Vedt sie sich anhaltend, so ist es ein angenehmer.

53. Pferde haben die Gabe, Gespenster zu sehen oder doch zu wittern.

54. Wer eine Kage tödtet, verliert das Glück.

55. Ein Gurt, über den eine Unke gekrochen ist, ist gut beim Mahen des Viehes.

56. Um das Vieh vor Räufen zu bewahren, bohrt man in die Stallthür ein Loch, thut in dasselbe drei lebende Räuse und verschmiert sodann die Oeffnung vollständig.

57. Um Räuse zu vertreiben, fange man drei Stück derselben und werfe sie, in ein Papier gewickelt, in ein frisches Grab; die andern laufen davon.

Weininger Oberland.

58. Man soll nichts berufen oder dreimal „unberufen“ dazu setzen. Wird ein Stück Vieh berufen, so muß der Eigentümer sagen: „Ved's im Arsch und beruf's nicht!“

59. Ein kleines Ei von einem Huhne ist ein Unglückskei; dasselbe muß zwischen den Beinen hindurch über das Dach geworfen werden.

60. Um Tauben an den Schlag zu fesseln, muß man Gründonnerstag vor Sonnenaufgang stillschweigend Brombeersträucher holen und dieselben in das Gegitter stecken.

61. Um Hühner vor dem Weier zu schützen, muß man an demselben Tage eine Ruthe vom Hainbutterstrauch holen und sie über dem Hühnerstall befestigen.

62. Wenn die Hühner krähen, so bedeutet es Unglück.

63. Um eine Henne an's Haus zu binden, muß man sie dreimal um das Tischbein herumsteden und in den Spiegel sehen lassen.

Weininger Oberland.

64. Damit gekaufte Tauben nicht wieder wegsiegen, steckt man sie dreimal um's rechte Bein und wirft sie rückwärts in den Schlag.

Weininger Oberland.

65. Alle sieben Jahre legt der Kichelhahn ein Ei, welches man als ein Unglückskei über das Dach werfen muß. *Weininger Oberland.*

66. Gänse müssen am Freitag gelaufen werden, dann bekommen sie früher vollständige Federn, wenn sie zuvor gerupft waren. *Weininger Oberland.*

67. Wenn Gänse gestohlen werden, so kann der weise Mann den Dieb oder den Ort des gestohlenen Gutes angeben aus seinem Erdspiegel, sobald der Gegenstand nicht über ein fließendes Wasser geschafft ist.

68. Wenn eine Elster dem Jäger in's Feuerrohr sieht, so ist's mit dem Jagdglück vorbei; desgleichen wenn man dem Jäger Glück wünscht.

69. Die beim Kämmen ausgehenden oder beim Schneiden herabfallenden Haare darf man nicht wegwerfen. Die Vögel bauen sie in ihre Nester und man bekommt Kopfweh oder es gehen die Haare aus.

70. In Wünschendorf zwischen Militz und Großdrehendorf war es üblich, daß fast jeder Nachbar eine Hausotter hielt und dieselbe mit Milch fütterte, die in kleinen Rapschen hingestellt wurde.

Wachstein, Thür. Sagenbuch, II, p. 72.

71. Ein Mensch, von der Otter gebissen, stirbt nicht, wenn er eher als die Otter über das nächste Wasser springt.

Von Schlangenk., p. 208. Grimm, Mythol., 553.

72. Wer einen Gräniz (*Saxia curvirostra*) im Hause hat, da schlägt das Wetter nicht ein. Das Wasser aus ihrem Sauggeschirr getrunken, heilt Gicht und fallende Sucht. Sie ziehen Rothlauf und andere Entzündungskrankheiten an sich.

Thür. Volksfreund, Jan. 1879, Nr. 11, p. 80.

73. Bekommst du Blasen auf der Zunge, so bist du verlaumbet worden.

74. Krabbelt es dich an der rechten Seite der Nase, so bedeutet dies eine angenehme Neuigkeit; an der linken, so ist das Gegentheil der Fall.

75. Wegen den Rothlauf entwende Jemandem ein Stückchen Seife, nähe es ein und trage es bei dir. Auch darfst du dann keinen alten Ofen verbrennen.

76. Wenn Diebe die Hand von einem ungetauften Kinde besigen, so sind sie im Stande, Thüren und Schösser damit zu öffnen und sich selbst unsichtbar zu machen.

77. Geht Jemand zum heil. Abendmahl, so trägt man demselben auf dem Heimwege irgend eine Speise entgegen, von der er genießen muß. Ein Mittel gegen das Zahnweh.

78. Um sich vom Zahnschmerz zu befreien, steche man auf dem Gottesacker ein Stüd Nasen aus, hauche dreimal in das Loch und setze sogleich den Nasen wieder ein, indem man spricht: „Im Namen Gottes des Vaters †, des Sohnes † und heil. Geistes †.

79. Man verböhrt das Zahnweh, wenn man das Zahnfleisch am schmerzhaften Zahne mit einem Hölzchen blutend macht und dieses blutige Hölzchen in ein Loch steckt, das man in einen Baum gebohrt hat. Dieses muß schweigend geschehen unter dreimaligem: „Im Namen x.“

80. Die drei ersten Kornähren, welche man blühend findet, ziehe man, ohne etwas zu reden, durch den Mund und verschludt den Blütenstaub, der sich abstricht. Das bewahrt das Jahr hindurch vor Rothlauf, an anderen Orten gegen Zahnweh.

81. In den Gipfeltrieb einer jungen Fichte schlingt man in der Johannisnacht vorsichtig einen Knoten, daß der Trieb dadurch nicht beschädigt wird und weiter wachsen kann. Mit der Zeit wird aus dieser Schlinge ein fester Knoten, Hellsknoten genannt; diese Knoten hängt man an, um Helle auf den Augen damit zu vertreiben.

82. Um die Gicht zu vertreiben, schlingt man in den Gipfeltrieb einer jungen Fichte einen Knoten mit den Worten:

Gott gräß' dich, edle Ficht',
Ich bringe dir mein siebenundsiebzigerlei Gegicht;
Du will ich einen Knoten wind',
Und das siebenundsiebzigerlei Gegicht 'nei bind.
Im Namen x.

83. Wenn Jemand über Land geht und, weil er etwas vergessen hat, wieder umkehren muß, oder ihm über den Weg eine schwarze Kage oder ein Haase läuft oder er einer alten Frau begegnet, dem bedeutet dieser Gang Unglück.

84. Am Freitag darf man nicht verreisen; er ist ein Unglückstag.

85. Unglückstage sind diejenigen, deren Kalendername drei gleichlautende Buchstaben hat, z. B. Eleonore.

86. Wer auf die Wanderschaft geht, muß Vormittags den Ort verlassen. Er bekommt sonst das Heimweh.

87. Wer den Stod von dem ausziehenden Wanderburschen unversehens fallen läßt, bekommt bald Arbeit.

88. Wenn bei seinem Ausgange oder auf einer Reise Schafe begegnen, dem bedeutet es Glück; Schweine dagegen bedeuten Unglück. Jäger haben kein Jagdglück, wenn ihnen eine alte Frau begegnet.

89. Wenn Jemand in's Holz geht und es begegnet ihm eine alte Frau, so hat die Person Unglück.

Weininger Oberland.

90. Wenn man irre gegangen ist, so wechsele man das Schuhwerk und man wird sich sofort wieder zurechtfinden.

Weininger Oberland und Berragau.

91. Muß man in Streitsachen vor Gericht, so tritt man, um Recht zu behalten, mit dem rechten Fuß zuerst in das Gerichtlocal.

Weininger Oberland.

92. Hast du ein Unternehmen, und du siehst dich in demselben durch ein altes Weib gestört, so stehe davon ab, denn es führt zu keinem guten Ausgang.

93. Diensthoten dürfen weder am Montag noch am Freitag anziehen, sonst laufen sie bald wieder davon. Auch müssen sie, um besser bleiben zu können, beim Umzug sich zuerst auf einen kleinen Stuhl niederlassen.

94. Wenn der Geburtstagsstuden mißrät, so bedeutet es dem, für welchen er bestimmt ist, Unglück oder gar den Tod in demselben Jahre.

95. Wird alle Speise auf dem Tische rein aufgegessen, so gibe es gutes Wetter.

96. Wird ein Thier geschlachtet, so darf man es nicht bandern. Es kann sonst nicht sterben.

97. Wenn der Brodteig gemacht ist oder Brod angeschnitten werden soll, werden drei Kreuze darüber gemacht. So kommt Segen hinein.

98. Das Brod darf nicht da angeschnitten werden, wo es aufgebackt ist. Der Laib wird sonst durchaus fest werden.

99. Ist Jemand ertrunken und man kann die Leiche nicht finden, so wirft man einen Laib Brod in's Wasser; er bleibt über der Leiche stehen.

100. Werden Klöße gekocht, so darf man diese nicht zählen, weil sonst die Holzfrauen, die gerne miteffen, sich keine davon holen könnten und sterben würden, was zur Folge hätte, daß auch der Wald nach und nach abstürbe. Deshalb wird auch beim Brod- oder Kuchenbacken etwas Mehl und Wasser in den Ofen auf die Kohlen gespritzt und dabei ausgesprochen, daß dies für die Holzfrauen sei.

Ebertrauten.

101. Wenn man eine neue Wohnung beziehen will, so ist es gut, dorthin vor allen anderen Gegenständen einen Laib Brod, ein Stück Geld und einen neuen Besen zu bringen.

102. Erwinnere dich an den Namen dessen, der dir das erste neue Brod gereicht, wenn dich der Tod brennt; er wird sogleich aufhören.

103. Nimm die ersten drei Gänseblumen oder auch Weiden, bestreiche damit die Augen, so bekommst du keine bösen Augen.

104. Wer im Traume helles Feuer sieht, hat Glück zu erwarten, besonders Geld. Rauch ohne Feuer zeigt Verdruß und Unangenehmes an.

105. Wenn man im Traume einen hohen, steilen Berg zu ersteigen hat, bedeutet es Unglück.

106. Wenn man von Eiern träumt, gibt es Bank im Hause.

107. Wenn man von Käsen träumt, bekommt man Geld.

108. Wenn man im Traume Fische fängt, bedeutet es Unglück.

109. Wenn verschlossene oder verriegelte Thüren von selbst auf- und zuschlagen, bedeutet es eine unangenehme Nachricht.

110. Wenn im Ofen das Feuer mit Geräusch auseinanderfällt, oder wenn sich die Kase pupt, kommt Besuch.

111. Ist Jemand von deiner Familie abwesend und du wünschst seine schnelle Rückkunft, so stecke dessen Schlüssel in das Salz.

112. Wenn beim Kupferschmied der Hammer auf die Erde fällt und auf der breiten Seite stehen bleibt, so kommt gleich darauf ein Fremder.

113. Ein Stückchen Buder unterm Arm getragen und dann einem Mädchen in's Getränk gethan, bewirkt Gegenliebe.

114. An manchen Orten im Kreise Schmallalder wird bei öffentlichen Versteigerungen oder Verpachtungen ein Endchen Pech angezündet, und so lange dies noch nicht ausgebrannt ist, werden Gebote angenommen. Verlöscht aber dasselbe, so erfolgt augenblicklich der Zuschlag auf das höchste Gebot und kann nicht wieder zurückgenommen werden.

Dorfster, p. 114

115. Wenn die Waschfrauen ihren Waschläubel (Klopfen) nicht wieder abwaschen, wenn die Arbeit vorbei ist, so werden ihre zukünftigen Kinder rosig.

Weininger Oberland.

116. Wenn Jemand beständig in's Bett pißt, so brate man ihm beim Schlachten die vulva des Schweines und gebe sie ihm zu essen. Das Uebel wird sich verlieren.

Weininger Oberland.

117. Wenn ein paar Thurmuhren zusammenschlagen, so ist dies ein Vorzeichen von einem bald ausbrechenden Brandunglück im Orte.

Sche, a. a. O., p. 614.

118. Eine blaue Kornblume am Frohnleichnamstage mit der Wurzel ausgeraut, stillt das Bluten der Nase, wenn man sie so lange in der hohlen Hand daran hält, bis sie erwärmt ist.

119. In Mähra stürzen die Bauern, wenn sie Korn gemessen, das Fruchtmaß um, damit der Teufel die Frucht nicht holen und einem Andern zutragen kann.

Wade, Sagen, I. p. 179.

120. Um sich gegen die Wassermenschen, welche die Kinder der Menschen rauben und ihre Wechselbälge oder Wasserkinder dafür hinlegen, zu sichern, bindet man im Schmalkaldischen Abends die Thüre mit einem blauen Schürzenbände zu.

Wade, Sagen, I. S. 48.

Quaten, Hess. Sagen, p. 71.

121. Unter den Bewohnern des Saalufers, besonders unter den Fischern in Jena lebt noch immer der Aberglaube, daß die Saalnixe alljährlich ein Opfer fordere.

122. Bei einer Sonnen- oder Mondesfinsterniß wurden die stehenden Brunnen zugedeckt und das Vieh von der Weide entweder nach Hause oder in die Stallung (Halteplatz) auf dem Felde getrieben, damit es nicht fresse, weil die Finsterniß dem Futter nachtheilig sei. Auch das Vieh im Stalle wurde fortgebunden. Besonders nachtheilig soll eine Finsterniß am Mittwoch sein.

123. Das zufällige Finden eines vierblättrigen Kleeblattes bringt Glück, eines fünfblättrigen Unglück.

124. Wer an einem Sonntage strickt oder näht, wird in dem Jahre noch vom Blitze erschlagen.

125. Solche, die zum erstenmal Bier schenken, geben etwas zum Besten. Dafür muß jeder Gast auf den Ofen steigen und dabei wird er wacker mit Schenkern gepeitscht. Dieses heißt das Ofenbesteigen.

Werge Meisgenfeld.

(126. 124 aus M. Gelefiel. Frau Schach Regine, Bd. I. S. 185 ff.)

126. Die gewöhnliche Brennessel ist ein gar mächtig Kraut. Wer es mit Schafgarbe zusammen in die Hand nimmt, ist sicher vor aller Furcht und Phantasie.

127. Wer Fische fangen will, salbe sich mit Kesselblatt und Saft von Hauswurz die Hand; die Fische kommen ihm dann von selbst in die Hand.

128. Kesselwasser ist auch gut für Frauen bei allerlei Vorfällen.

129. Nimm Pirtentäschchen oder Taschenkraut, wie's überall wächst, und Saft von der Mandragorawurzel und gib's einer Kuh zu fressen, so wird sie von selbst trächtig ohne Stier. Das ist aber schwer, denn Taschenkraut ist wohl häufig, die Mandragorawurzel aber selten zu bekommen.

130. Ein besonders starkes Kraut ist die Schelwurz. Wenn dasselbe mit dem Herz eines Maulwurfs zusammen auf das Haupt eines Kranken gelegt wird, dann fängt er an stracks zu singen, wenn er an der Krankheit sterben soll; bleibt er aber am Leben, so weint er laut.

131. Das trockene Kraut von Immergrün mit Erdwürmern zusammengepulvert, bringt Reid und Unfried zwischen Mann und Frau, wenn man es ihnen in's Essen thut.

132. Nimm Saft von Eisenkraut, koch ihn mit Honig in Wasser und gib ihn einem jungen Gefellen zu trinken, so kann er nicht von dir lassen und ist in Liebe entbraunt zu dir neun Tage und neun Nächte; so du aber ein Gefelle bist, so mußt du ihn dem Mägdlein bei steigender Sonne geben, sonst ist der Trank nicht kräftig. Auch mußt du das Eisenkraut sammeln vom dreiundzwanzigsten bis zum dreißigsten des Monats, sonst ist der Trank nicht kräftig.

133. Der Magnetstein ist eisenfarben und wird im indischen Meere gefischt. Legt denselben unter das Kopfkissen deines Weibes, so wird es dich, wenn es keusch ist, zärtlich umfassen, ist sie aber unfromm, so fällt es vom Bett.

134. Wickle den Stein Ophthalmius in ein Vorbeerblatt und nimm ihn in deine Hand, so bist du unsichtbar. Deshalb wird dieser Stein auch der Mörderluchth genannt.

135. Wenn du einen Achates, einen weißen Stein mit schwarzen Atern, der auf der Insel Creta wächst, an dir trägst, so bist du gemacht, allen Schaden zu ertragen und zu überwinden, wirst wohlgefällig und lieb gehabt von allen Menschen.

136. Wer das rechte Auge eines Wolfes in seinem rechten Ärmel trägt, hat von Wölfen und anderen Thieren nichts zu fürchten.

137. Wer eines Hundes Herz trägt auf der linken Seite, den bellt kein Hund an.

138. Nimm die Federn von dem rechten Flügel einer Drossel und hänge sie mit einem rothen, noch nie gebrauchten Faden auf in einem Hause, so kann in demselben Niemand schlafen, bis die Federn wieder weggethan sind.

139. Die Wurzel der gelben Königsterze, welche in der 12. Stunde der Johannisnacht stillschweigend mit einem Ducaten aus der Erde gegraben und in Feinwand genäht auf der bloßen Haut getragen wird, gewährt Schutz gegen Schlaganfall.

140. Ein Hölzchen, das am Tage Petri, Pauli, den 29. Juni, Morgens vor Sonnenaufgang stillschweigend von einem Eschenbaume mit einem Messer, das aufwärts gezogen wird, auf einen Schnitt abgeschnitten wurde und das man unter Nennung des Namens Gottes mit † † † versah, bewirkt Stillung des Blutes und verhindert das Schwären der Wunden, die damit dreimal über Kreuz unter Nennung des Namens Gottes bedrückt werden.

141. Brandwunden werden heil, wenn man sofort nach geschehenem Verbrennen mit der Hand wegwärts über die Wunde streicht und dabei in einem Athem dreimal die Worte spricht: „Brand wachse über sich und nicht unter sich im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“

142. Gegen Leibes-schaden. Nimm bei abnehmendem Monde ein Stückchen Schwarzwurzel zwischen Daumen und Zeigefinger und gehe damit früh vor Sonnenaufgang stillschweigend zu dem Kranken, drücke mit der Wurzel † † † auf den Schaden und sage bei jedem † N. N. (vollen Namen) im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Ist dies geschehen, so gehe an einen Ort, wo der Patient so bald nicht hinkommt, mache ein Loch in die Erde, halte die Wurzel in's Loch und sage: N. N. hier stecke ich die Wurzel in das Loch, davon vergehet dir dein Bruch im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Dies sprich dreimal. Ist dies geschehen, so lasse die Wurzel im Loch stecken, mache das Loch zu und gehe stillschweigend nach Haus. Hilst es das

erstmal nicht, so kann man es dreimal ausführen, aber jedesmal bei abnehmendem Monde. Die Wurzel muß an einem Orte vergraben werden, wo sie bald und gut versauft.

143. Schätze unter Zauberformeln vergraben, liegen verborgen in den Feldrainen, den Steinhofen und unter alten Gebäuden. Sie zeigen sich dem, der unbewußt den Zauberschlüssel hierzu bei sich trägt in der Gestalt:

a) von brennenden Feuern, die doch Nichts verzehren (die glühenden Kohlen sind Goldstücke).

b) von goldgelben Klabenoten oder

c) dergleichen Weizen. Kloten und Weizen liegen dann auf Tüchern, wie zum Trocknen oder Aufhängen ausgebreitet. Zuweilen sieht man dabei auch ein Mädchen oder ein altes Mütterchen.

d) von todtten, schwarzen Kohlen.

Der Glückliche, der zur rechten Zeit sich erinnert, was die Erscheinung am ungewöhnlichen Orte zu bedeuten haben möge, eignet sich stillschweigend von dem Erblitten so viel als möglich an und geht dann seinen Weg ruhig weiter. Zu Hause angekommen, findet sich sein Reichthum. Gewöhnlich beachten die Menschen aber die Erscheinung nicht, oder können es nicht verwinden, ein Wort zu sprechen, und haben dann das Nachsehen.

144. Die drei ersten reifen Kornähren, die Jemand im Sommer auf dem Acker findet, können ihm die beste Herbstausaat verleihen. Er muß sie nämlich stillschweigend abbrehen und so in die Erde einlegen. Kommt aus der ersten Ähre der kräftigste vollste Wuchs, so hat er frühe mit der Ausaat zu beginnen; ist dieß aber mit der zweiten oder dritten Ähre der Fall, so wird die spätere Ausaat am besten gedeihen.

145. Einen Dieb zu bannen, daß er stillstehen muß. Dieser Segen soll am Donnerstag Morgen, früh vor Aufgang der Sonne, unter freiem Himmel gesprochen werden.

Das walt' Gott der Vater, Gott der Sohn und der heilige Geist. Amen. Wohl 33 Engel bei einander saßen, mit Maria kommen sie pflegen. Da sprach der liebe Herr Daniel: Traut liebe Ehefrau, ich sehe Dich' hergehen, die wollen dir dein liebes Kind stehlen, das

laun ich dir nicht verhehlen. Da sprach unsere liebe Frau zu St. Peter: Bind' St. Peter, bind'! Da sprach St. Peter: Ich hab gebunden mit einem Band, mit Christi seiner Hand. Also sind meine Dieb' gebunden, mit Christi selbsteigenen Händen, wenn sie mir wollen stehlen das Wein im Haus, im Kasten, auf Wiesen und Aedern, im Holz oder Feld, im Baum-, Kraut- und Kuegarten, oder wo sie das Wein wollen stehlen. Unsere liebe Frau sprach: Es stehle wer da wolle, und wenn einer stiehlt, so soll er stehen als ein Bod, und stehen als ein Stod, und zählen alle die Stein, die alle auf Erden sein, und alle Sterne, so am Himmel stehn, so geb' ich dir Urlaub. Ich gebiete dir alten Geist, daß er aller Dieb ein Meister weiß, bei St. Daniel zu einer Hirt, zu einer Bürde zu tragen der Erden Gut. Und das Angesicht muß dir werden, daß du nicht von der Stelle magst kommen, dieweil dich meine Augen nicht sehen und dir meine fleischliche Zunge nicht Urlaub gibt. Das gebiete ich dir bei der heiligen Jungfrau Maria Mutter Gottes, bei der Kraft und Macht, da er erschaffen Himmel und Erden, bei aller Engelschaar und bei allen Gottesheiligen im Namen Gottes des Vaters und Gottes des Sohnes und Gottes des heiligen Geistes. Amen.

Willst du ihn aber des Bannes entledigen, so heiß ihn im Namen St. Johannes fortgehen.

146. Kanerpfesser, auch Prophezeikraut genannt, gilt als ein sicheres Mittel, zu erfahren, ob ein Kranker im Hause sterben oder von seiner Krautheit genesen wird. Man hängt ein Bündelchen dieses Krautes an einem Faden an die Stubendecke; wächst und blüht es fort, so wird der Kranke wieder gesund, wird es aber dürr, so stirbt er.

*Waldheim, angetrocknete Heilkräuter im Wetzehause zu Klingheim.
Klumburg, 1796—1802 IV, S. 91, 10.*

147. Wenn es auf dem Gottesacker läutet, so geht man stillschweigend an's Fließwasser, greift mit der einen Hand in's Wasser und wäscht die Wurzeln, sie mögen liegen, wo sie wollen und spricht dabei:

Dies Gewächs wach' ich obr,
Daz verstarre man im Grabe.

Waldheim, Wetzehaus, IV, 27.

148. Wenn ein Baunkönig in ein Haus oder in die Scheuer, einen Stall, Schuppen oder sonst in ein zum Hofe gehöriges Gebäude sein Nest baut, so ist das ein Glück für's Haus. Das erste Nest und die erste Brut lassen die Leute ausfliegen, damit sich der Baunkönig nicht gewöhnt; dagegen nehmen sie die zweite Brut oder das zweite Nest aus, wenn die Jungen einige Tage alt, aber noch blind sind. Man darf sie aber nicht mit bloßen Händen nehmen, sondern muß Handschuhe anziehen. Diese Jungen füttern sie dann lebendig in einen Brodteig, backen den Teig und geben ihn allen Hausthieren: Tauben, Pferden, Gänsen, Kühen, Schweinen, Hühnern und allem Vieh, selbst den Stubenvögeln zu fressen. Dadurch gedeiht das Vieh nicht nur besser, sondern es wird auch vor allen Krankheiten, besonders aber auch vor Pesten bewahrt. *Rechtsen a. a. O. S. 291.*

149. Johannesstecher. Abergläubische Leute binden sich kleine Sichel an die Füße und gehen in der Johannisnacht damit durch's Getreide und schneiden Wege durch das Feld in dem Glauben, daß sie das ganze Jahr dann ohne Brodsorgen sein können.

Rechtsen a. a. O. I. S. 72.

150. Der Drache. Steisschen — so nennt man in vielen Orten in Thüringen den Teufel — bringt denen, die sich ihm mit ihrem Blute verschrieben haben, besonders wenn sie alt werden, das, was zur Lebensnahrung und Nothdurft gehört. Vorzüglich ist er vor den hohen Festtagen geschäftig, Rahm, Butter, Rosinen und andere Dinge, die zum Kuchenbacken gehören, zu bringen. Er fliegt in Gestalt einer Feuerkugel zum Schornstein herein; viele Leute haben ihn in derselben Gestalt wieder herausfliegen sehen.

151. Hinter dem Schlosse Altenstein am Fuße des Gerbersteins, da, wo man's die Wallfahrt oder Walper nennt, blüht am Johannistage dem Glüklichen die große goldgelbe Schlüsselblume, die zu den verborgenen Schätzen die Pforte öffnet. Auch läßt sich dort von Zeit zu Zeit ein weißverschleiertes Fräulein sehen und tritt mit den Leuten in Verkehr.

Reber die Wälderwälder bei Schmollfelden I. Wälder, I. 471.

152. Wer kleine Kinder mit in's Feld nehmen muß, soll sie ja nicht unbewacht an die Kreuze seines Ackers hinglegen, denn dort

haben die bösen Geister Macht über sie und tauschen sie um gegen ihre Wechselbälge.

Wode, I. 2. 177.

153. Bauern, welche bei ihren Fehzeiten einem ihrer Anlieger einen Theil des Ackers weg- und sich zupflügen, müssen für diesen Diebstahl nach dem Tode büßen. Sie stehen in der Gespensterstunde allnächtlich auf der früheren richtigen Grenze der beiden Acker und segnen mit einem Besen in der Hand den gestohlenen Erdboden längs des ganzen Stückes wieder hinüber auf den Nachbaracker.

154. Die Leute erzählen, daß der tolle Fuhrmann vor Alters zur Strafe in einen Raben verwandelt worden ist. Er wurde früher von Vielen gesehen und gehört, wenn er in der Dunkelheit an der Spitze einer Rabenschaar unter Lärm vom Fensfeld der Walde her quer über den Werragrund hinstrich. Es gab dann jedesmal in der Umgegend von Tiefenort ein gutes Jahr.

Der tolle Fuhrmann ist wie das wüthende Heer auch in der Umgegend von Salzungen bekannt. Beide nehmen ihren Weg vom Fleß auf den Sorggrund über Wildpredtode, Dorf und Kloster Allendorf und ziehen hoch in der Luft dem Moorgrunde zu. Den tollen Fuhrmann erkennt man an dem Rollen der Räder, dem Knallen der Peitsche und an seinem Rufe: „Ju! hott! heer!“ während es beim wilden Jäger in der Luft mehr braust und faust.

Wenn sich ein Bauer in jener Gegend auf schlechtem Wege festgefahren hat, so hört man die Redensart: „Der ist in des tolln Fuhrmanns Fleiß gekommen.“

Nicht weit vom Dörscheu Bigerode bei Bach wird ein Platz im Walde die „Gschworneneiche“ genannt. Dort lassen sich des Nachts unheimliche Gestalten blicken, so in der Johanniennacht und zu Weihnachten ein Reiter in weißem Mantel mit Schlapphut auf einem Schimmel ohne Kopf.

155. Der See bei Salzungen verlangt jedes Jahr sein Opfer, sonst braußt er auf.

156. Ein Feuer kann man besprechen, wenn man mit einem Laib Brod in der Hand das brennende Haus umgeht, dabei gewisse Worte spricht und bestimmte gewisse Zeichen mit der Hand auf das Brod schreibt und zuletzt das Brod in die Flammen wirft. Es muß

aber ein solcher Hexenmeister so schnell als er nur kann, davonreiten, denn die Flammen zißen ihm nach und wollen ihn verderben.

157. Freilugeln können sich die Jäger auf folgende Art verschaffen. Sie nehmen beim Abendmahle die geweihte Hostie wieder aus dem Munde und heben sie auf. Nachher gehen sie an einen Baum, kleben die Hostie daran und breiten darunter auf der Erde ein weißes Tüchlein aus. Alsdann schießen sie mit ihrer Büchse nach der Hostie und sogleich fallen drei Blutstropfen aus der Hostie auf das Tuch; dieselben raffen sie vorsichtig auf, verbrennen es in einem irdenen Topfe und rühren die Asche unter das geschmolzene Blei beim Kugelgießen. Damit ist aber auch des Jägers Seele dem Bösen verfallen.

158. Vom Reibelberg, einer südlich von Rosdorf gelegenen Waldhöhe, erzählen die Leute, daß es jedesmal vor einem Gewitter in seinem Innern arg brausen und toben soll.

159. Im Werrathal glauben die Leute, daß zuweilen Einer mehr als Brod essen und, wenn er will, sich und Andere unsichtbar machen und die Diebe, die ihn bestehlen wollen, fest machen kann. Solche Leute reden die Arme über sich aus und brummen dabei allerlei unverständliche Worte.

160. Von der Stoffelskuppe macht die Geisteskutsche ihre nächtliche Fahrt durch das Töllfeld. Sie wird zuweilen auch vom wüthenden Heere begleitet. Ihre Fahrt geht über Georgenzell bei den zehn Buchen auf dem Hengstberge vorbei durch das Schwarzbacher Thal nach dem Memelser Grunde über den Salzer Weg beim rothen Stein im Schneller, von da nach den zehn Buchen auf Rappberge und wendet sich beim Knoppfage über die Werra nach der hohen Straße. Kutscher und Pferde haben keine Köpfe, die Damen in der Kutsche aber ganz verschimmelte Gesichter.

161. Die Bernshäuser Rutte hat ein schauerlich schönes, dunkelgrün gefärbtes Wasser. Darin zeigt sich alle sieben Jahre ein gewaltiger Kirsenfisch.

162. Das „wuthenunge“ Heer zieht oft unter gar lieblichem Gesang von der Weba her über Oberlach nach dem Werragrund hin. Die Spuren seines Zuges sieht man ganz deutlich auf der Kampfseller am Wäuschberg. Wehe dem, der sich nicht vor ihm niederwirft und ein Vaterunser betet, denn Jeder in dem Zuge führt ein Beil im Gürtel und hant Demjenigen, der sich ihm entgegenstellt, das Kreuz entzwei. Reigt sich das Heer, so gibt es ein fruchtbares Jahr.

Wach, 11, S. 191.

163. „Nicht alle Menschen können Erscheinungen sehen, sondern nur solche, die im Reichen geboren sind.“ So der Volkemund.

164. Wer früh beim Aufstehen mit dem linken Fuße zuerst aus dem Bette tritt, hat den Tag über ein Unglück zu erleben oder es geht ihm Alles verkehrt.

165. Borgt man von Jemand eine Nadel und gibt sie nicht zurück, so scheidet das die Liebe entzwei.

166. Ruht sich die Kaze, bevor sie gefressen hat, so kommt Besuch in's Haus.

167. Wenn eine glühende Schnuppe am Lichte zubrennt, der hat einen Brief zu erwarten.

168. Wenn einer Spinnerin am Roden viele Lotten und Fugen herabhängen, so sagt man von ihr: „die hat viele Freier“.

169. Leucoisensamen säet man gern unter dem Zusammenkläuten aller Gloden. Damit werden die Blüthen gefüllt.

170. Wenn ein Bissen aus dem Munde, der Hand oder von der Gabel fällt, dem ist er nicht gegönnt.

Segensprüche.

171. Zum Blutstillen:

Es gingen drei heilige Frauen,
die wollten das Blut beschauen.
Die eine sprach: „es ist roth“,
die andere sprach: „es ist todt“,
die dritte sprach: „es will stille stehn
und nicht weiter gehn!“

172. Wider den Brand:

Jesum ging über Land,
 trug einen Brand in seiner Hand.
 Brand, brenne aus und ein!
 Gott der Herr lasse mein Brennen sein!

Mein: Jahrbuch, III, p. 254.

173. Kinder, die beim Holzholen den Waldhüter fürchten,
 legen unter einen in der Hölle stehenden Topf ein Halbtuch oder sie
 werfen ihr Kopftuch bergabwärts und sagen dazu:

Herr, wend,
 Herr, blind,
 Daß mich kein Hörher und Jäger nit lennt!

Eigismund, Landerstunde, I, p. 22.

174. Die Kinder in Meura sprechen, ehe sie in den Wald
 gehen, damit sie nicht von Kreuzottern gebissen werden:

Atter, Atter, biß mich nich,
 Ich bring der o viel Peetre mit!

und legen bei der Heimkehr einige Beeren als Dankopfer auf einen Stein.

Letzte.

175. Wer in dem Jahre die ersten drei Hollunderbüschel kocht
 und diesen Thee trinkt, ist im ganzen Jahre vor Rothlauf gesichert.

176. Will Jemand, der am kalten Fieber leidet, von diesem
 Uebel befreit sein, so muß er zu der Zeit, in welcher für einen Ver-
 storbenen „hingeläutet“ wird, mit einer Hand voll Salz an ein
 fließendes Wasser gehen, dasselbe, mit dem Laufe des Flusses langsam
 fortgehend, mit dem Arme in's Wasser streuen und sich dabei
 bekreuzen.

177. In den Apotheken kaufen die Leute am liebsten für eine
 ungerade Zahl Geldes Heilmittel ein, in dem Wahne, daß auf
 solche Weise die Krankheit geheilt werden müsse, z. B. für fünf
 Pfennige Campher, für sieben Pfennige Wurm Samen u. a.

178. Wenn es für einen Verstorbenen „hinläutet“ und eine
 Glockenruhr dazu ertönt, so zeigt dieser Umstand an, daß in Kürze
 im Orte ein Todesfall vorkommen wird. So sagen sie, wenn sie
 dieses hören und Jemand im Orte bedenklich krank ist: „Sept
 „schlägt es“ für R. N.“

12. Volksfeste.

1. Der Sommergewinn in Eisenach.

Zu den althergebrachten, durch ganz Deutschland gekannten Frühlingsgebräuchen, die, unter verschiedenen Namen und Formen vollzogen, dem Scheiden des Winters gelten, oder dem Einzuge der sommerlichen Zeit gewidmet sind, zählt auch das sogenannte Tobaustragen oder Tob austreiben, eine symbolische Verbannung und Vernichtung des Winters und Einführung des Sommers. Die Sitte ist uralte; ihr Ursprung geht zurück bis in die vorchristliche Zeit und wurzelt in altheidnischer Anschauung. Als Heimat derselben sind vorzugsweise Länder und Gegenden slavischer Bevölkerung, Böhmen, Mähren, Schlesien, die Lausitz, Sachsen und das Voigtland bekannt, wo sie noch in vielen Ortschaften unter dem Volke lebendig ist, früher aber gewiß in einem weit größeren Umfange geübt und gepflegt wurde. Doch auch in Franken und Thüringen war der Brauch zu Hause, und eine allerdings dürftige und modern gestaltete Erinnerung an das vormalige Tobaustragen lebt, gleichsam versprengt und vereinsamt, in Thüringen in der Stadt Eisenach und wird dort unter dem Namen „Sommergewinn“ alljährlich am Sonntag Vatare erneuert und aufgeführt.

Wenn der Himmel diesem Tage nur einigermaßen hold und gewogen ist, so bietet die Georgenvorstadt, der herkömmliche Festplatz, Nachmittags noch dem Schlusse des Gottesdienstes ein überaus belebtes Bild dem Auge des Zuschauers dar, dem nur das vormalige alte Georgenthor jetzt fehlt, um Faust's Worte auf seinem Spaziergange am Osternachmittage darauf überzutragen und anzuwenden:

Som Eise befreit sind Strom und Tüde
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick;
Im Thale grünet Hoffnungsglück:
Der alte Winter, in seiner Schwäche,
Ist sich in rauhe Berge zurück.
Von dorthier sendet er, flüchend, nur
Ohnmächtige Schauer kühnen Eises
In Streifen über die grüne Aue;
Aber die Sonne duldet kein Weißes.
Überall trägt sich Bildung und Streben,

Alles will sich mit Farben beleben;
 Doch an Blumen fehlt's im Meier,
 Sie nimmt gepuzte Menschen dafür.
 Aus dem hohlen, kühnem Thor
 Tringt ein buntes Gewimmel hervor.
 Jeder sonnt sich heute so gern.
 Aus niedriger Häuser dämpfen Gemächern,
 Aus Handwerks und Gewerbes Banden,
 Aus dem Trud von Wiebeln und Dächern,
 Aus der Straßen quetschender Enge,
 Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
 Sind sie alle an's Licht gebracht.

Und in der That, aus allen Theilen und Straßen der Stadt und von den umliegenden Ortschaften — denn auch die Leute vom Lande wollen in Eifenach den Sommer gewinnen — kommt eine bunte Menschenmenge in der breiten Vorstadt zusammen, spaziert auf und nieder, oder drängt sich um einige Buden und Tische, die der einen Häuserreihe entlang aufgestellt sind. Bunte Eier, aus allerlei farbigen Pappchen zusammengesetzt und mit dem weißen Lack von Pinseln und Holunder überzogen, sogenannte „Sommervögel“ oder „heilige Geister“, aus denselben Stoffen gefertigt, kleine Blumen-scherben mit künstlicher Flora und buntgefiederte Videlhähne sind neben allerlei Eßwaaren und Getränken die stereotypen Verkaufsgegenstände, die an dem Tage feilgeboten und eifrig gekauft werden. Die genannten Sommervögel zumal sind unter der ganzen Frühlingswaare die wunderbarsten Gebilde, welche die Phantasie für dieses Fest erdacht hat: buntfarbige, breitgestülpte, langgeschwänzte Vogelgestalten aus Pinselwerk, an deren Köpfen zierliche Korbchen, Eier oder andere, kleinere Vögel herabhängen. Die Landleute, aber auch die Bewohner der Stadt, bei denen aus alter Zeit der Sommergewinn noch in Ehren und Ansehen steht, laufen diese „heiligen Geister“, um sie in der Wohnstube am Quertballen und Deckenträger aufzuhängen und schwelgen zu lassen, denn es ist gut, einen solchen Sommer das Jahr über in seiner Behausung zu haben. Die Häuser der Vorstadt und Georgenstraße, von denen das eine oder andere vielleicht nach alter Sitte mit grünen Tannenreisern verziert ist, sind guten Freunden, Bekannten und Verwandten, vormal's auch ohne besondere Einladung, noch Brauch und Herkommen gastlich geöffnet;

Kaffee und Schmelztröpfel, das unvermeidliche Gebäck des Tages, werden den Besuchenden überall freigebig gereicht, denn man ist an diesem Sonntage überall auf Besuch und Kaffeegäste eingerichtet, und von manchem Hause lebt noch aus früheren Tagen der gute Ruf und Ruhm, zum Sommergewinn eine nicht gewöhnliche Hospitalität entfalten zu haben, im treuen und dankbaren Gedächtniß der Leute. Aus allen Fenstern schauen Gäste, besonders Frauen und Mädchen, froh des gewonnenen Sommers, auf die unten hin- und herwogende Menschenmenge im Sonntagspuß. Und diesen Frohsinn vermag auch ein Schneegestöber, das zürnend und grollend ob seiner Verbannung der ausgetriebene Winter auf seiner Flucht dem jungen Sommer in's Gesicht schüttet, nicht zu mindern, oder dem Feste sonst Abbruch zu thun. Man lacht nur des närrischen, ohnmächtigen Winters.

Ganz unberührt aber von diesem Streit und Hader, den Winter und Sommer draußen miteinander führen, bleiben im Hintergrunde des Zimmers unweit des wärmenden Ofens eine Anzahl älterer Herren, des Hauses gute Freunde und alte Bekannte. Am wohlbestellten Kaffeetisch, selbst in dichten Wolken sitzend, halten sie beim Trank aus der Levante eifriges Gespräch miteinander, sei es, daß sie die Ereignisse und Erlebnisse des letzten Kriegs repetiren oder das Regiment der Stadt und die Interessen der Gemeinde ihrer Kritik unterziehen. Inzwischen hat der Kaffee einer kalten oder warmen Lowie Flay gemacht, und von den „Steuern und Gaben“, die sich ganz unabweisbar in diese Unterhaltung mit eindringen, geht man nach und nach zur Tagesordnung und höhern Politik über, zu den Verhandlungen des deutschen Reichstages oder zur Lösung der orientalischen Frage und ihrer Wirren, kurz und gut, nichts Besseres weiß man hier an diesem Sonn- und Feiertage

Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgefahr,
Wenn hinten weit in der Türkei
Die Büller aufeinanderstießen.
Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus,
Dann lehrt man abends froh noch Haus
Und segnet Fried' und Friedenszeiten.

Das Fest ist seinem Ursprunge und seiner Bedeutung nach eine Art Frühlingsfeier, ein Dank- und Freudenfest über den Weggang

des unfreundlichen Winters und über die Ankunft des lieben Frühlings. Daß es im Mittelalter ziemlich allgemeine Sitte gewesen, die Ankunft des Sommers oder, wie wir sagen würden, des Frühlings festlich zu feiern und zu begehen, dies können schon die von Jacob Grimm (Deutsche Mythol. S. 438) für denselben Nachweis beigebrachten Ausdrücke: „die zit empfahen, den Sumer empfahen“ zur Genüge darthun. Diese Ankunft war aber nicht gerade auf einen bestimmten Tag des Jahres festgesetzt und anberaumt, sondern sie wurde an zufälligen Erscheinungen, besonders an ausblühenden Blumen und eintreffenden Vögeln wahrgenommen. Wer die erste Sommerblume „den ersten Viol“ erblickte, zeigte diese Entdeckung an. Das ganze Dorf kam herbei, man steckte die Blume auf eine Stange und tanzte darum. Eine solche Feier hat Hans Sachs (IV, 3, 49) beschrieben, wie wir von J. Grimm angemerkt finden; und auf dieselbe Frühlingsbegrüßung, durch die ersten Blumen veranlaßt und begangen, möchte ich das Kindertlied beziehen, welches nach Zell's Mittheilung (Heringshr. I, 71) in der Pfalz von Knaben gesungen wird, indem sie von Haus zu Haus gehen und nach Kinder Art Gaben einsammeln. Das Lied aber lautet so:

Strich, Strach, Stroh,
Der Summertag ist do.
Die Weilen und die Blumen
Die bringen uns den Summer.
Wir hören die Schläftelein klingen,
Sie werden uns was bringen,
Nothen Wein, Brekeln drein,
Alle guten Sächtelein.
Dem Herrn wünsch'n wir 'nen goldnen Tisch.
Trauf sollen sein gebadene Fisch.
Wir wünsch'n der Frau zu gutem Lauf
Soll sein Gespinnß den ganzen Schrauf.
Der Tochter einen Bräutigam gut,
Der sie von Herzen lieben thut.
Strich, Strach, Stroh,
Genue aber's Jahr sind wir wieder do.

Auch die erste Schwalbe, der erste Storch, waren Frühlingsboten, die festlich empfangen und begrüßt wurden. Ein Schwalbenlied, welches ehemals die Kinder auf der Insel Rhodus beim Beginn

des Frühlings herumziehend und Schwaaren einsammelnd abfangen, bezeugt, daß schon die alten Griechen auf die Rückkehr der Schwalbe achteten. Athenäos (VIII, 15. p. 360) hat uns dies Vied aufbewahrt und Aell (Herienschr. I, S. 68) in folgender Weise übersezt:

Die Schwalbe ist wieder,
 Ist wieder gekommen,
 Sie bringet den Frühling
 Und liebliche Tage.
 Weiß ist sie am Dache,
 Schwarz ist sie am Rücken.
 Wie? gibst du nicht eine Krüge
 Uns aus dem reichen Haus?
 Eine Schale mit Wein,
 Ein Körbchen mit Käs und Mehl?
 Vierfemmelchen auch
 Verbet die Schwalbe.

Nun sollen wir was kriegen, oder soll'n wir gehen?
 Dein Glück, wenn du uns gibst, wir lassen dich sonst nicht;
 Wir schleppen dir die Thüre mit der Schwelle fort,
 Oder auch die Frau, die drinnen sitzt, die holen wir.
 Klein ist sie ja, leicht holen wir die kleine Frau.
 Doch bringst du etwas, bringe nur recht viel und gut.
 Mach' auf die Thür'; der Schwalbe mach' die Thüre auf:
 Nicht Alte sind wir, sind ja junge Knaben noch

Diese Sitte lebt noch jetzt unter den Kindern in Griechenland.
 Am ersten März laufen die Kinder auf den Straßen zusammen, ziehen von Haus zu Haus und tragen dabei eine aus Holz geschnitzte Schwalbe in der Hand, die sie beständig auf einem Gestelle herum-
 drehen. Dazu singen sie:

Die Schwalbe, die Schwalbe, sie kommt,
 Sie kommt vom weißen Meere,
 Sie setzt sich nieder und singt:
 O März, o März, mein Schöner!
 Du lauer Februar!
 Regen schneien auch und regnen,
 Nießt doch noch Frühling schon.

Daß man aber auch bei uns in Deutschland schon frühzeitig die Rückkehr der ersten Schwalbe beachtete, zeigt deutlich die im Mittel-
 alter vorkommende Gewohnheit, bei ihrer Erscheinung Kohlen aus der

Erde zu graben. „Wer Frühlings die erste Schwalbe sieht, heißt es, stehe alsbald still und grabe unter seinem linken Fuß mit einem Messer in die Erde, so findet er eine Kohle, die ist das Jahr gut für das kalte Fieber.“ Klassische Erwähnung findet dieser Aberglaube in Hans Bintler's Blume der Tugend, ged. im Jahre 1411.

„Und eillich wellent loht graben
wenn sie den ersten Schwalme sehen.“

Mit dem größten Jubel aber wurde in manchen Städten, ich glaube hauptsächlich in Süddeutschland, früher der erste Storch begrüßt. Ein Correspondent aus Frankfurt schreibt im „Journale von und für Deutschland“ 1784, Bd. I, S. 423: „Einen andern Beweis, daß unsere Väter hierin ganz anders dachten daß sie nämlich nicht ohne Mitgefühl und Theilnahme aus einer Jahreszeit in die andere übergingen — gibt uns der in einigen Gegenden Deutschlands geübene Gebrauch, daß der Thurmwächter die jährliche Ankunft des ersten Storchs mit einer Trompete verkündigte und dafür aus dem gemeinen Beutel eine Ergößlichkeit erhielt. So habe ich eine Bescheinigung vom 1. März 1704 in Händen, worin es heißt: daß aus herrschaftlicher Begnadigung uns beiden unten benannten bei Ankunft des Storches der Herr Oberkellner N. zu vertrinken zugestellet. Einen Reichsthaler, wird hiermit bescheinigt. N. N. der Thürmer. N. N. Schloß Corporal.“ Eine recht anmuthige Schilderung einer solchen Frühlingsverkündigung hat der Volksdichter Usteri in seinem Gedichte: „der Frühlingsbote“ geliefert und darin gewiß eben so getreue und wahre als lebendige und gemüthliche Bilder aus dem wirklichen Leben gezeichnet. Leider gestattet der beschränkte Raum uns nicht, diese interessante und lebensvolle Darstellung weder vollständig noch auch in Auszügen hier aufzunehmen, doch können wir es uns nicht versagen, wenigstens eine beziehungsvolle Stelle hier auszuheben:

„Was schallt durch alle Straßen? hoch!

Der Storch! der Storch! der Storch! der Storch! —

Und stattlich tritt auf dem Altan

Der Stadttrompeter und läßt da an

An blasen aus wahrer Herzenslust,

Daß fast zerpringen Lust' und Krust.

Nicht müßig bleibt sein treues Weib.

Wenn schon betagt und schwer von Leib,

So eilt sie doch im schnellsten Sprung
 Zu holen den köstlichen Ehrenkrant,
 Den der Stadtkellner seit aller Zeit
 Ihr für die frohe Volkshast bent."

Ueber diesen Sommergewinn stehen mir keine älteren Mittheilungen zu Gebote als die Nachrichten, welche Schuhmacher in seinen „*Werkwürdigkeiten der Stadt Eisenach*“, erschienen im Jahre 1777, gegeben hat. Und diese Nachrichten liegen jedenfalls auch allen anderen Beschreibungen zum Grunde, die in der neueren Zeit hier und dort gegeben worden sind. Nachdem Schuhmacher in ein paar Worten der irrigen Meinung gedacht hat, welche in dem Sommergewinn „ein Denkmal des zerstörten Heidenthums“ zu erblicken pflegte, entstanden und gleichsam gegründet durch einen Befehl des Kaisers Otto aus der Mitte des zehnten Jahrhunderts, daß nämlich alle in seinen Ländern noch hier oder dort befindlichen Götzenbilder weggeschafft und vernichtet werden sollten, ein Befehl, der eben am Sonntage Ytare einst vollzogen worden sei, fährt er in seiner Nachricht dann fort: „Daher soll es nun gekommen sein, daß nachhero die jungen Leute zur Erneuerung des Andenkens einer so merkwürdigen Begebenheit alle Jahre auf Ytare Götzenbilder, die vorher mit einer häßlichen Todten- gestalt versehen worden, aus den Städten unter Anstimmung besonderer Gesänge hinausgetragen und solche mit großem Geschrei in's Wasser geworfen; dagegen aber junge Tannenbäume oder Zweige von großen Tannen, mit allerhand Bierrathen ausgeschmückt, mit sich mit nach Hause genommen und mit großer Sorgfalt aufbewahrt hätten. Zeit- hero sind nun zwar auch hier beinahe alle Jahre auf Ytare sehr viele Tannenzweige von den Einwohnern vor dem Georgenthore, für welche jener Sonntag ein sehr festlicher Tag ist, mit vielerlei Bierrathen ausgeputzt und nebst verschiedenen anderen Dingen nicht allein zum Verlaufe aufgestellt, sondern auch häufig für Kinder gekauft und zu Hause sorgfältig aufgehoben worden. Da aber in Thüringen das Christenthum schon in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts eingeführt worden ist, so scheint unser Sommergewinnen mehr eine Beziehung auf eine andere alte Gewohnheit zu haben, wobei man unter der Figur eines ungestalteten Kindes den Winter gleichsam aus den Städten hinaus trug und eine Procession um die Felder herum

hielt, um einen glücklichen und fruchtbaren Sommer zu gewinnen. Dieses geschah nun im Märzmonate beim Frühlingsanfange oder zu Ende des alten Jahres; denn das neue Jahr hat sich vor Zeiten in vielen Ländern mit dem 25. März angefangen. Auf diese Gewohnheit scheinen auch die Lieder eine Beziehung zu haben, welche Diejenigen, die den sogenannten Tod in der Gestalt eines schmutzigen Stroh- und Pumpenbildes ausgetrieben und in's Wasser geworfen hatten, bei ihrer Zurückkunft ehemals zu singen pflegten; denn eins von denselben sing sich dergestalt an:

Nun han wir den Tod ausgetrieben
Und bringen den lieben Sommer wieder;
Hätten wir den Tod nicht ausgetrieben,
So wär' er dies Jahr wohl hinne blieben.

Herner war es „auf Vätare auch Mode, daß die jungen Burschen und Mädchen vor dem Georgenthore unter einem großen Zulaufe von Leuten aus der Stadt und vom Lande bis an die Höhe des Mittelsteins — ein Berg zwischen Eisenach und der Wartburg gelegen — ein Rad trugen, an welches ein strohenes Mannsbild gebunden war, das sie den Tod nannten, anzündeten und mit dem Rade den Berg hinunterlaufen ließen. Hierauf holten sie eine hohe Tanne, welche sehr glatt gemacht und mit bunten Bändern geschmückt auf einem freien Plage in der Absicht eingegraben wurde, damit die jungen Burschen nach den Bändern steigen und sie herunterholen sollten. Weil aber diese beiden Gebräuche ehemals zu vielerlei Ueppigkeiten und Unglücksfällen Anlaß gaben, so sind sie durch obrigkeitliche Befehle schon längst aufgehoben, die unschuldigen Ergötzlichkeiten der Kinder aber bisher an diesem Tage noch verstattet worden.“

Auf diese Weise wurde also noch vor 100 Jahren der Winter oder Tod in Eisenach ausgetrieben und der Sommer gewonnen. Und dieser Sommergewinn stimmt ganz zu dem Tobaustreiben, wie es seit uralter Zeit in Böhmen, Mähren und Schlesien noch immer besteht und vollzogen wird. Wir wollen hier nicht auf das Detail der Ausübung in jenen Ländern eingehen, sondern nur die allgemeinen und charakteristischen Merkmale der alten Sitte zu einem Gesamtbilde kurz zusammenfassen.

Der Tag des Festes ist auch dort fast überall der Sonntag Vätare, der deßhalb auch der Todsonntag genannt wird. Man macht

einen Strohmännchen oder Puppen aus Lumpen, trägt ihn nicht ohne Geschrei und Lärm gewöhnlich auf einer Stange aus dem Orte hinaus und wirft ihn entweder in ein Wasser, oder verbrennt ihn an einem bestimmten Orte. Zuweilen wird er auch von der Schaar der Begleiter zerrissen, oder man sucht ihn über die Flurgrenze in eine fremde Gemarkung zu werfen. Dabei entspinnt sich gewöhnlich ein Streit und Kampf mit den Nachbarn, welche den Tod oder Winter nicht annehmen wollen, bis man sich einigt und gemeinsam dem häßlichen Winter im Feuer oder Wasser seinen Untergang bereitet. Dann geht man in den Wald, haut dort einen schönen jungen Tannenbaum ab, schmückt ihn mit bunten Bändern, gefärbten Eierschalen und anderm Puz, womit man die erwachte Vegetation andeuten will, und trägt ihn unter fröhlichem Gesange heim. Die Pieder und Reime, welche dabei gesungen werden, sind mannigfaltig; in allen wird des ausgetriebenen Todes und des zurückgeführten Sommers gedacht. Diese Gegensätze kommen überall vor. Zugleich werden bei dieser Heimkehr mit dem gepuzten Sommer, von den Slaven Vito genannt, allerlei Gaben und Geschenke, Eier, Speck, Würste, Mehl und dergleichen eingesammelt, die man auch wohl schon beim Austragen der Strohpuppe einfordert. Hier und da läßt man den Puppen den Leuten in die Fenster gucken. An dieser Rederei haftet nämlich der Glaube, daß aus einem solchen Hause der Tod das Jahr über Jemanden abholen wird. Man kann sich aber mit Geld lösen und die schlimme Vorbedeutung zeitig und kräftig genug abwenden.

Diesen Angaben, welche allerdings nur die Hauptmomente der Sitte in jenen slavischen Ländern berücksichtigen, ließen sich allerlei Einzelheiten und Besonderheiten aus dieser und jener Gegend und Ortschaft hinzufügen. Allein der beschränkte Raum gestattet nicht, diese Schnörkel und Arabesken als Rahmen der Schilderung noch beizugeben, auch bedürfen wir derselben nicht nothwendig, um die völlige Gleichheit des Eisenaacher Sommergewinns in älterer Zeit mit dem noch unter Slaven üblichen Tobastragen wahrzunehmen.

Wenn der Sommergewinn sich jetzt nur auf die Stadt Eisenach beschränkt und dort allein gekannt ist, so hat die Sitte doch früher auch in Thüringen eine weitere und vielleicht ziemlich allgemeine

Verbreitung gehabt. So wurde in Gotha im Anfange des gegenwärtigen, oder doch zu Ende des vorigen Jahrhunderts am Sonntag Latare eine Puppe oder ein Strohmann von einem nahen Berge in die Leine getragen. In Jena erschien im Jahre 1699 ein Pfarrer vor dem Consistorium mit dem Berichte, er habe zwar oft schon seine Gemeinde von der Kanzel ermahnt, den Tod nicht auszutreiben, weil es oft Mord und Todsschlag dabei gegeben hätte, dennoch hätten viele dießmal wieder die alte Sitte beobachtet, weswegen sie zu bestrafen wären. Daraus wurden verschiedene Mitglieder der Gemeinde vorgefordert, welche aus sagten, einige hätten auf einem Berge gefessen und gesungen: „Nun treiben wir den Tod hinaus“ u. s. w., andere hätten Bündel Stroh verbrannt und dabei gesungen: „So treiben wir den Tod hinaus in unsers Nachbarn Hirtenhaus.“ Den Schuldigen wurde Kirchenbuße und drei Tage Gefängniß zuerkannt. In Frankenhausen wurde „der Aufzug mit dem Strohmann und die damit verbundene Vettelei besonders von den Rappenburschen betrieben“, aber um die Mitte des 17. Jahrhunderts polizeilich verboten. In derselben Zeit berichtet auch der Amtschöfher von Volkenroda an den Grafen Ludwig Günther nach Ebeleben: „Kann denenselben bei dieser Gelegenheit ich uneröffnet nicht lassen, welcher Gestalt dero Untertanen und Inwohner zu Großwehler jährlich auf den Sonntag Latare ein ziemlich abergläubisch phantastisch Werk begehen, indem sie von Stroh und alten Lumpen ein Bild machen und mit nachfolgendem jungen Böbel im Ramen des Todes austreiben und in der Flur des hiesigen Amtsdorfs Oberwehler aufstecken.“ Er bittet dieses abstellen zu lassen, da darüber schon oft großes Unglück zwischen beiden Gemeinden hätte entstehen können. — Zwischen Weißenfels und Raumburg in der Flur von Leisling wurde noch im Anfange dieses Jahrhunderts der Tod auf die Felder einer Nachbargemeinde getragen, und im benachbarten Voigtlande versammelten sich noch vor etwa 10 Jahren in Debschwig bei Gera die Dorfburschen am 1. März, machten aus Stroh eine Puppe zurecht, bekleideten sie mit Lumpen, die andere Leute im Orte dazu hergaben, und trugen ihren Strohmann zum Dorfe hinaus in die Elster. Bei ihrer Rückkehr in das Dorf zeigten sie den Einwohnern die Vermuthung des Todes an und erhielten dafür Eier und andere Victimien, die sie im

Wirthshausc gemeinsam verzehrten und den Tag in Fröhlichkeit verlebten.

2. Der Milchtanz zu Kleingeschwende im Amte Leutenberg.

Der Pfarer zu St. Jacob, Anton Christian Schäg, erzählt im seinen 1750 von diesem Kirchspiele aufgeschriebten Nachrichten Folgendes: „Der zu demselben gehörige Ort Kleingeschwende feiert alle Jahre am Johannistage ein Fest, welches der Milchtanz genannt wird. Nach geendigtem Nachmittagegottesdienste geben die Dorfmusikanten auf dem Herrenhofe mit Blasinstrumenten dreimal das Zeichen dazu. Hierauf versammeln sich die Einwohner mit Frauen und Kindern, denen sich auch andere aus dem Pfarrspiele zugesellen, in der oberen großen Stube. Dort werden den Kindern einige große Schüsseln mit Milch und Semmeln vorgesetzt, die diese, auf dem Fußboden gelagert, unter Musik verzehren. Nach geendeter Mahlzeit und gesprochenem Dankgebet entfernen sich die Kinder und die Erwachsenen fangen an zu tanzen, die Verheirateten zuerst, jeder mit seinem Weibe. Jedes Paar tanzt drei Reigen, der Schultheiß singt an und der Hirte beschließt. Nach ihnen bekommen erst die ledigen Personen Erlaubniß, sich den Rest des Tages mit dem Tanze zu belustigen.“ Der genannte Geistliche geht nun auf die Veranlassung dieser Gewohnheit über, die er in Ereignissen des dreißigjährigen Kriegs entdeckt zu haben glaubt, wenn er hinzusetzt: „Während dieses für unser Vaterland so verhängnißvollen Zeitraums wurde auch in hiesiger Gegend von den Truppen alles Vieh theils aufgezehrt, theils weggetrieben. Besonders geschah dies im Jahre 1627, in welchem durch die Streifereien, Einquartirungen und Plünderungen der Kaiserlichen im Amte Leutenberg der Preis des Viehes so hoch stieg, daß man eine Kuh mit 110 Rthl. bezahlte. Der Landmann mußte deswegen nicht nur seine damals vorzüglichste und gewöhnlichste Kost, die Milch, entbehren, sondern sah sich auch außer Stand, um solchen Preis eine Kuh anzuschaffen. Als nun der Besitzer des Ritterguts zu Kleingeschwende, Heinrich von Wajdorf, zuerst wieder Rühc gekauft hatte, erquidte er die Kinder daselbst mit der so sehr gewünschten Milchspeise und machte zugleich eine Stiftung, vermöge welcher von nun an jährlich auf den Johannihtag von dem Ritterhofe die Erwachsenen Bier, die Kinder aber Milch erhalten und ein

Tanz angestellt wird.* Am Schlusse seiner Erzählung klagt Schütz darüber, daß die Absicht des Stifter, „welche keine andere gewesen sei, als dadurch Gelegenheit zu geben, dem gütigen Schöpfer auch für den Viehsegen zu danken und zu bitten, daß er denselben nebst den daher rührenden Speisen nicht wieder entziehen, vielmehr vor Krieg, Viehsterben und anderen Vandalen in Gnaden behüten wolle“ — schlecht beobachtet werde.

Gegen diese Erklärung des Wirtstanzes lassen sich viele gewichtige, namentlich historische Gründe geltend machen. Dagegen spricht die Aehnlichkeit mit anderen Gebräuchen sehr für einen aus dem Lehnewesen sich herschreibenden Anlaß und Zweck desselben. Es war nämlich eine dem deutschen Alterthume eigene Sitte, die Entrichtung der Zinsen und Abgaben zu mildern und durch kleine Gegengesälligkeiten zu vergüten. Zuweilen wurden die Zinsleute und Frohner dafür durch Musik und Tanz erheitert. Dies scheint nicht selten in verschiedenen Gegenden Deutschlands vorgekommen zu sein. Zur Bestätigung unserer Behauptung erinnern wir nur an den Frohntanz in der Pflage Langenberg im Geralschen, welchen die Bauern von mehr als acht Dörfern, wozu auch noch Angehörige des Amtes Eisenberg kommen, am dritten Pfingstfeiertage auführen. Sie waren bei Strafe eines neuen Schodts verpflichtet, Paar und Paar, ungeboten, bei der eingegangenen Linde sich zu versammeln, der hier sitzenden Herrschaft ihre Namen anzugeben und hierauf zu tanzen, indem der Landknecht (Frohn) den Tanz eröffnete. Auf Kosten der Herrschaft werden Kuchen zu dem Werthe von drei Gulden vertheilt, Bier und Musik besorgen die Tänzer für ihr eigenes Geld. Der Tanz dauert so lange als Bier vorhanden ist. Ausführlichere Beschreibungen dieser Belustigung, in welcher berühmte Alterthumsforscher eine jährliche Erneuerung der Unterthanenrolle und im Tanzen selbst ein symbolisches Bekenntniß der Gerichtsobrigkeit, womit sie das Knie im Weisthum Krainfeld in Hessen vergleichen, finden wollen, liefern, außer einigen älteren Werken, z. B. Haltius, *Glossarium Germanicum*, unter dem Wort Frohntanz.

3. Die Meyer'sche Bräde. Ein Rinderspiel in der Gegend von Frankenhausen.

Die Rinder bilden zwei Reihen in gerader Linie einander gegenüber. Die Hände werden angefaßt und beständig schwankeud erhalten.

Der erste Chor sangt also zu singen an:
Wir wollen über :: die Meyer'sche Brücke.

Darauf antwortet der zweite Chor:
Sie ist zerbrochen :: die Meyer'sche Brücke.

Der erste Chor:
Wer hat'sie zerbrochen :: die Meyer'sche Brücke?

Der zweite Chor:
Der Goldschmied :: mit seiner jüngsten Tochter.

Der erste Chor:
Wir wollen sie machen :: die Meyer'sche Brücke.

Der zweite Chor:
Womit denn :: die Meyer'sche Brücke?

Der erste Chor:
Mit Eisen, mit Gebein, mit rothem Goldblein.

Der zweite Chor:
Was für Leute seid ihr? aus welchem Lande kommt ihr?

Der erste Chor:
Wir sind die Herren von Schwarzburg, wir ziehen durch die Mothenburg.

Der zweite Chor:
Köset die Herren walten, den lezten wollen wir behalten.

Ist dieser Gesang zu Ende, so singt der erste Chor an, bei dem anderen zwischen den Händen schlangenweis durchzuliechen. Die letzte Person davon wird behalten und an die andere Abtheilung angeschlossen und damit so lange fortgeführt, bis Niemand von dem ersten Chore mehr übrig ist.

Dieses Spiel wird ebenso auch von den Kindern in Wäldhäusern, gespielt, und zwar am Kirchweihfeste eines jeden Kirchspiels. In mehreren Straßen wird ein Baum, gewöhnlich eine Birke, auf-gepflanzt und davor ein gedeckter Tisch, mit Kuchen und Bier besetzt, hingestellt. Der Baum ist mit allerlei kleinen Bildern, Bändern und ausgeblasenen Eiern geziert. Das Spiel ist daselbe.

Wegm. Tshz. Vaterlandsk. 1882, p. 212, 220.

4. Die Frankenhäuser Vornfeste.

Die Frankenhäuser Vornfeste, welche zu Maria Verkündigung (25. März) und Maria Himmelfahrt (15. August) begangen zu werden

pflegen, verdienen eine ausführliche Erwähnung. An denselben wird in der Unterkirche mit besonderer Beziehung auf den Zoolbrunnen gepredigt und nach geendigtem Vormittagsgottesdienste den Geistlichen, Schullehrern und Schülern ein bestimmtes kleines Geschenk gegeben, auch den Armen im Vorhause aus dem Vorbeutel Almosen gereicht. Früh vor der Kirche um 8 Uhr erscheinen sämtliche Meister, Pfleger, Untersteder in ihrer eigenthümlichen Tracht, weiß geschürzt, vor der Quelle, wo gewöhnlich der Zollbeamte eine der Feier des Tages entsprechende Rede hält. Hierauf führt er mit dem Salzschreiber, wenn dieser das Vorgebet und ein dreifaches Vaterunser verlesen hat, die Nappenteute in die Unterkirche. Die Fahne des Salzwerks wird dem Zuge vorgetragen, dann folgen die Vorherren, von denen einer ebenfalls einige Worte an der Quelle zu sprechen pflegt, mit den Kunstaussehern und Wärlern nach abermaligem Verlesen des Gebets in die Kirche nach. Ist der Gottesdienst vollbracht, so begibt sich der Zug nochmals zum Brunnen, wo den versammelten Kindern und den Armen Geld gespendet wird.

Vor der Lutherischen Kirchenverbesserung waren die zu gehöriger Feier dieser Feste getroffenen Anstalten noch weit zahlreicher und mannichfaltiger. Die ganze Pflännerschaft wurde zu denselben förmlich eingeladen und die Gegend um die Salzkunst sorgfältig gesäubert. An dem festlichen Tage selbst versammelte sich die Pflännerschaft in N. Y. Frauenkirche auf dem Berge, um die hohe Messe anzuhören, und begab sich hierauf zu der Salzkunst. Den Zug eröffnete die Schule, nach Ordnung der Classen, mit ihren Lehrern; hinter ihr wurden die Fahnen der Jungfrau Maria und des heiligen Wolfgang's getragen, den man als einen vorzüglichen Beschützer des Salzwerks verehrte. An diese schlossen sich ferner die Geistlichen mit dem Propste des dasigen Nonnenklosters, den Caplänen, Vicarien und Bruderschaften, besonders des heiligen Zeichens Christi, und zuletzt die Pflänner an, welche brennende, zu diesem Zweck gegossene und geweihte Wachsfkerzen trugen und von allen Salzarbeitern und vielen andern Bürgern begleitet wurden. Unter dem Geläute der großen Glocke auf der Frauenkirche und unter andächtigen Gesängen ging der Zug um die Salzkunst herum, bis wieder zu der Capelle des heiligen Wolfgang (einem der ältesten geistlichen Gebäude der Kunststadt), wo Messe

gelsen und geopfert wurde. Das Gefinde erhielt hierzu von der Pflännerschaft ein gewisses Opfergeld, und daher scheint auch die noch heut zu Tage am Vorneste gewöhnliche Geldvertheilung an Kinder und Gefinde zu kommen. In allen übrigen Kirchen in und außer der Stadt wurde gleichfalls Messe gehalten, und dabei pflegte man den Heiligen Wolfgang, Petrus, Nicolaus, Martin, Severus und der Jungfrau Margaretha Gaben darzubringen, in dem Brunnen selbst aber Almosen auszuspenden. Ähnliche Aufzüge fanden auch an anderen Sonn- und Festtagen statt.

5. Der Flämingische Kirchgang in Thüringen.

S. Wieders in den „Neichenmalen aus Thüringen“.

Dass es in unserem Thüringen auch noch hie und da allerlei sonderbare Gewohnheiten und Feiertlichkeiten gibt, die ihren Ursprung aus dem grauen Alterthum herleiten, beweiset unter Anderem auch der Flämingische Kirchgang in Heringen, einem bekannten, in der guldnen Aue im Schwarzburg-Rudolstadtischen, unweit Nordhausen gelegenen Städtchen, den wir kürzlich erzählen wollen. Gewisse Districte dort herum, theils Wiesen-, theils Aderland, haben ihre besonderen Aufseher, die nach dem District Ellersschulzen, Hornschulzen &c. genannt werden, und ihr besonderes Recht, welches das flämische heißt. Wer nun dort Güter besitzt, ist gehalten, sobald er sich verheiratet hat, dieselben durch einen freierlichen Kirchgang gleichsam in Lehen zu nehmen. Nachdem der Besitzer sein Vorhaben dem Schulzen gemeldet und den Tag des Kirchgangs bestimmt hat, an welchem eben in Heringen Wochenpredigt ist, geht dieser zum Oberpfarrer und den beiden Diaconen, um sich Erlaubniß dazu anzubitten. Drei Rathskämmerer, als verordnete Fläminger, werden dazu bestellt und müssen den Tag in schwarzen Kleidern und Mänteln in der Kirche erscheinen. Sonst mußte der Kirchner Mod 7 Uhr dazu ankünften, oder er wurde um ein Stübgen Wein gestraft, welches auch die Gäste geben mußten, die nicht längstens unter dem ersten Viede: „Komm, heiliger Geist &c.“ in der Kirche waren, dieses aber ist abgeändert. Nach Beendigung des Gottesdienstes wird noch ein Lied gesungen, unter welchem der Schulze den Anfang macht und aus seinem Stande heransgeht; ihm folgen die drei Fläminger.

Das Ehepaar opfert ein Geldstück für den Oberpfarrer, welches nicht unter einem Kopfstück sein darf, der Schulze aber und jeder Fläminger legt einen Pfennig auf. Nun gehen sie zur Kirche herans, die Begleiter wünschen dem Ehepaar Glück und Jedes begibt sich nach Hause. Sobald aber die Glocke zehn schlug, mußte sonst des Kirchgängers Tisch gedeckt und mit gekochten Hühnern besetzt sein, zu welcher Zeit sich die drei Herren Geistlichen, der Schulze, die drei Fläminger, der zeitige Rector, Cantor und Kirchner bei Strafe an Wein einsinden mußten, sowie andere erbetene Gäste, unter denen aber kein Frauenzimmer sein durfte, alle schwarz gekleidet in schwarzen Mänteln. Der Oberpfarrer mußte vor und nach der Mahlzeit beten und der Schulze vorlegen. Die Mahlzeit bestand aus Suppe oder sonst einem warmen Gericht, Fischen, Braten, Gebackenem und Brekeln. Nach dieser Mahlzeit steht der Kirchner auf, der Kirchgänger und seine Frau müssen in Mänteln vor den Tisch treten, wo ihnen der Kirchgänge-Brief vorgelesen wird, welcher anzeigt, „daß heut an dem unten gesetzten Dato N. N. mit dessen Frau Ehe liebsten N. N. das Ins observiert und uraltem Gebrauch nach ihre sämtliche Fläminger Grundstücke an allbenannten Orten mit dem sogenannten ganzen Flämingschen Kirchgang bei Gott Lob gefunden Tagen zur Kirche und Straßen verkirchgangel und die gewöhnliche Kirchgangspflicht allseits völlig beobachtet und realiter prästiret haben u. im Beisein derer Herrn N. N. u.“ Dieses müssen bloß der Rector, Cantor und Kirchner als Zeugen unterschreiben, worauf dann der Schulze diesen Brief den Kirchgängern mit einem Glückwunsch übergibt, wofür diese wieder den beiden anderen Geistlichen und dem Kirchner ein Stück Geld geben. Hierauf setzt sich die Gesellschaft wieder zu einer Ruskel oder einem lustigen Gespräch nieder. Hat Einer in mehreren Gegenden Güter, z. B. in Horn und Ellern zugleich, so muß er einen ganzen Kirchgang halten, das heißt, er muß zwei warme Essen, zweierlei Fisch, zweierlei Braten und jedem Gast eine Brekel, 1½ Pfund schwer, wie auch eine Abendmahlzeit geben. Nun können zwar die Gäste nach der Mittagsmahlzeit sich nach Hause begeben, doch muß wenigstens Einer da bleiben, denn wenn sie Alle fortgehen, so ist der Kirchgänger nicht schuldig, ihnen ein Abendbrod zu geben. Wenn ein Verheirateter diesen

Kirchgang nicht gibt, und es stirbt unter der Zeit der eine Theil, so fällt die dritte Furche oder der dritte Theil der Länderei an die Herrschaft, von welcher sie erst wieder um eine Taze gekauft werden kann. Ebenso muß der Kirchgang wiederholt werden, wenn der übriggebliebene Gatte wieder heiratet. Bei Streitigkeiten der Besitzer dieser Grundstücke versammeln sich die sämtlichen ältesten Fläminger aus allen Gegenden, wo solche Güter liegen, auf einem grünen Wiesenplatz vor der Mumühle und halten ein feierliches Gericht, in welchem sie die Irrung entscheiden und abthun.

Ebenso wird es in Gersbach, einem Dorfe über dem Helmsfluß nach Nordhausen zu, gehalten, wo 46 Häuser nebst verschiedenen in der dortigen Flur liegenden Gegenden Flämingsches Recht haben, wo auf obige Art Kirchgang gehalten wird. Hier haben die Versammelten das Recht, zuvor das Bier zu kosten, und wenn dieses tadelhaft ist, gehen sie davon und dem Kirchgänger hilft der ganze Kirchgang nichts. Wenn der Kirchgänger die Abendmahlzeit nicht geben will, so gibt er dafür einen Thaler und einen Kuchen, welches unter die Gäste vertheilt wird. Auch die Frau des Kirchgängers bekommt vom Kuchen ihren Theil, welcher ihr nebst einem Dreier und einem Glückwunsch überreicht wird. Ebenso wird es in Berge, einem Orte unweit Kossel, gehalten, wo sehr viel Flämingsche Güter liegen. Wer in mehreren Gegenden dergleichen hat, muß oft drei Mahlzeiten, den ersten Tag zwei und den folgenden eine geben, nebst noch zwölf Pfennigen, weil der Kirchgangsbrief mit acht Pfennig aus den Gerichten zu Kellbra gelöst werden muß. Uebrigens darf bei nachstehenden Strafen an Wein bei diesen Mahlzeiten und Kirchgängen nicht gestrichet, geschworen, gelästert, noch geschimpft und gezankt werden. In neueren Zeiten ist zwar Manches von den Nebendingen abgeändert worden, doch die Hauptsache noch geblieben.

Aller Wahrscheinlichkeit nach schreiben sich diese Gerechtsame aus den ältesten Zeiten her, wo Niederländer, besonders Flandrer, welche Fläminger genannt wurden, sich hier niedergelassen und diese Gegenden bewohnt haben, in welchen sie denn eben die Rechte und Gewohnheiten beibehalten, die, wie aus alten Nachrichten erhellet, in ihrem Lande Sitte waren. Es sei nun, daß diese Niederländer in medio saeculo um die Zeit des zwölften Jahrhunderts unter dem Kriegs-

heere des Herzogs Heinrich, mit dem Zunamen der Löwe genannt, sie besaßen und bei Eroberung des Landes sich in der goldenen Aue niedergelassen, oder daß sie vielleicht selbst von manchen Fürsten in das Land gezogen worden, weil sie treffliche Anbauer waren, die an der vortrefflichen Anlage des vormalig so sumpfigen Hollands und der Niederlande ihre Geschicklichkeit und Fleiß bewiesen, oder daß sie durch häufige Ueberschwemmungen ihres Landes in diese Gegenden Deutschlands zurückgedrückt wurden. So ist wenigstens aus der alten Geschichte bekannt, daß viele Holländer, Flandrer und andere Niederländer sich um diese Zeit im Brandenburgischen, besonders in der Friedländer Mark, im Holsteinischen, Anhaltischen, Magdeburgischen, in der Lausitz, um Weissen, in der goldenen Aue, bei Raumburg u. a. angesiedelt haben.

6. Das Kirschesfest zu Raumburg.

Reimann, deutliche Beschreibung, S. 110 ff.

Die Feier dieses Festes, das eines der größten und am zahlreichsten besuchten ist, fällt um Jacobi und wird auf folgende Art begangen.

Vor dem Schießhause zu Raumburg ist ein großer Platz, auf beiden Seiten mit einer schönen Lindenallee umgeben, dem Schießhause gegenüber ein kleiner Berg, welcher bepflanzt ist und auf welchen Spazierwege führen. Schon einige Tage vorher werden rings um den Platz Zelte geschlagen, wo die meisten Familien ein eigenthümliches haben. Da, wo keine Zelte sind, stehen Tische und Stühle für Fremde. Im Schießhause selbst sieht man aus allen Anstalten, daß Tage der Freude dem Volke bevorstehen.

Den Montag Nachmittag sammeln sich die Schüler der verschiedenen Schulen mit ihren Hohnen auf dem Markte, ziehen von da in die Kirche, wo einige Lieder gesungen werden und wo der Prediger mit einfachen, ruhrenden Worten der Jugend sagt, welche Veranlassung sie jetzt im Tempel zusammengeführt hat. Von da ziehen sie wieder auf den Markt, wo sie einen großen Kreis bilden und unter Begleitung der Musik wieder einige Lieder singen. Dann ziehen sie hinaus auf die Vogelwiese. Voran gehen zwei Trommelschläger in Begleitung von zwei Mann der alten Stadtsoldaten; hierauf kommen die verschiedenen

Schulen mit fliegenden Fahnen. Vor jeder Schule geht andere Musik her. Auf der Wiese angekommen, wird von Neuem ein Kreis geschlossen; sodann geht Jeder seinem Vergnügen nach. Dieses zu befördern, hat jede Classe ihren eigenen Vogel von Holz, welchen sie anschießen. Jetzt wird es auch in den Zelten lebendig, und der Anfang des später kommenden Mädchen-Kirschfestes ist gemacht. Dieses ist der eigentliche gefeierte Tag. Die Mädchen versammeln sich den Donnerstag auf dem Markte, ziehen von da in die Kirche, wo ein schönes Lied gesungen wird; dann ziehen sie Alle, in weißen Kleidern, voran die Musik, auf die Vogelwiese, wo ein Kreis gebildet wird, in welchen, wenn der Gesang vorüber ist, einer der Schullehrer tritt und einige Worte der Bedeutung zu den Mädchen spricht. Sodann bekommen die Kinder in reichlichem Maße Kirschen, woran die Jahreszeit und die dasige Gegend so reich ist. Hierauf belustigen sich die Kinder, unter Aufsicht der Lehrer, mit Tanz, Gesang und frohen Spielen. Unter die verschiedenen, der Verschiedenheit des Alters angepaßten Belustigungen gehört der altherkömmliche Tanz der kleineren Knaben nach dem sich immer gleichen Tacte der unaufhörlich wirbelnden Trommel — ein vermuthlich ganz localer und auch hier nur bei dem jährlichen Kirschfeste üblicher Gebrauch, der den Kindern aber unaussprechliches Vergnügen macht und ganz vorzüglich zur Charakteristik des Kirschfestes gehört. Gegen Abend kehrt der Zug mit Musik und sonst wie bei dem Auszuge in die Stadt zurück, nachdem unter die Kinder vorher grüne Zweige, welche aus dem auf den mittägigen Höhen vor der Stadt gelegenen Buchholze herbeigebracht werden, ausgetheilt worden sind, mit welchen sie unter dem steten Wirbel der sie begleitenden Trommel ihr fröhliches „heißa victoria!“ ausstimmen.

Von allen Dörfern der Umgegend sind die Bauern heringekommen; die angesehensten Gutbesitzer bereisern sich an diesem Tage in Raumburg nicht zu fehlen. Auf dem Schießhause ist Ball und großes Essen, und in den Zelten ist ein buntes Gewühl. Auf dem Berge dem Schießhause gegenüber wird ein Feuerwerk losgebrannt, und spät bis in die Nacht dauert das Vergnügen. Die meisten Familien essen in ihren Zelten zu Nacht und beim Klange der Bläser schwindet ein Theil der Nacht dahin. Der andere Tag wird auf dieselbe Weise verlebt und an den übrigen Tagen lebt man in der freudigen Zuerück-erinnerung der vergangenen.

Man gibt diesem Feste allgemein folgenden Ursprung:

Im Hussitenkriege lag ein Anführer derselben, Namens Prokopius, nachdem er ringsumher die kleinen Städte und Dörfer zerstört hatte, vor Raumburg, voller Wuth, daß sich diese Stadt ihm nicht ergeben und seiner Macht trogen wollte. Endlich aber, da der Hunger in der Stadt zu wüthen anfang und die Einwohner einsahen, daß sie sich nicht widerhalten können (manchen Sturm hatten sie schon abgeschlagen, aber immer mehr geschwächt durch Hunger, hatten sie doch erliegen müssen), beschloßen sie eine Gesandtschaft an den Anführer zu schicken mit dem Versprechen, die Stadt zu übergeben, wenn er mild und freundlich mit ihnen verfahren würde. Der Anführer aber, wüthend über den langen Widerstand, schwur, wenn er in die Stadt käme, sollte kein Stein auf dem andern bleiben und er würde auch des Säuglings nicht schonen. Die Bürgerschaft zog hinaus und bat fußfällig um Gnade, — kein Erbarmen; die Geistlichkeit ging voran, das Zeichen des heiligen Kreuzes vor sich hertragend, beschwor ihn im Namen Jesu, die Stadt nicht zu verderben; — aber vergebens; Da ergriffen die Einwohner der armen Stadt das letzte Mittel. Sie zogen ihren Kindern weiße mit schwarzen Bändern besetzte Kleider an; jede Mutter brachte so ihren Kleinen mit Thränen auf den Markt, und unter Anführung eines Viertelmeisters, mit Namen Wolf, welcher sich freiwillig dem Tode weihete, zogen die Kinder paarweise zur Stadt hinaus, während die Mütter auf der Stadtmauer standen und in Verzweiflung ihre Geliebten hinziehen sahen, um von dem Grausamen vielleicht geopfert zu werden. Noch einmal blickten die Kinder zurück und sagten weinend dem Mutterherzen Lebewohl. Es waren 238 Knaben und 321 Mädchen. Zweihundert Bürger-Püschenschützen mußten zum Jacobsthore hinaus, bei den Feldern am Schießanger halten und die Kinder vorbeilassen, damit sie desto beherzter gingen; denn viele Kinder weinten und wollten nicht fort; daher sollten die Schützen halten, bis man sah, wie es ablaufen würde. Den Kindern hatte man eingeprägt, sobald sie in's Lager kämen, ein jämmerliches Geschrei zu erheben, zu weinen, die Hände gen Himmel zu halten, niederzufallen und „Gnade, Gnade!“ zu schreien; sie sollten nicht eher aufhören, als bis sie sehen würden, daß man ihnen freundlich zuredete; sollten aber die Feinde grausam sein, so möchten sie sich Alle gutwillig

umbringen lassen, ihre Halsklein und Schleier willig aufmachen und hinhalten. Sie gelangten endlich zum Lager, wo sie von den Officieren zu dem Bette des Protopius geführt wurden. Protopius stand mit vielen Anderen vor demselben und wußte anfangs nicht, was das bedeuten sollte; als aber die Kinder jämmerlich zu schreien und zu weinen anfangen, auf die Knie fielen und „Gnade, Gnade!“ riefen, sah er die Umstehenden, die die Kinder umringt hatten, und dann diese nach einander an, befahl ihnen still zu sein und aufzustehen. Darauf berathschlugte er sich mit den übrigen Befehlshabern eine halbe Stunde lang, alsdann kam er wieder aus dem Bette und versicherte den Kleinen, daß ihnen kein Leid widerfahren sollte. Hierauf ließ er die in seinem Lager befindlichen böhmischen Musikanten kommen, um den Kindern zum Tanze aufzuspielen. Da aber diese, voller Furcht, nicht tanzen wollten, ließ er Wein, Kirschchen, Birnen und Schoten bringen, wodurch sie endlich beherzter wurden. Er selbst ließ sich nebst den andern Befehlshabern Sessel herbeitragen und setzte sich mitten unter die Kinder, welche nun ganz fröhlich um ihn herumsprangen. Abends um 7 Uhr ließ er die Kinder wieder fort, befahl ihnen, stille in die Stadt zu ziehen, und wenn sie an das Thor kämen, sollten sie sagen, die Stadt hätte Gnade, bliebe mit allen den Ihrigen verschont, morgen würde kein Mann von den Hussiten mehr da sein, er wolle Raumburg nicht ein Fuhn nehmen lassen. Dies geschah den 28. Juli 1432. — Protopius hielt Wort; um 3 Uhr Morgens des andern Tages war nichts mehr von den Hussiten zu sehen.

Diesen Tag konnte die Alles zerstörende Zeit nicht aus dem Gedächtnisse der Mütter verwischen; ein Geschlecht erfuhr es vom andern und jedesmal, wenn dieser Tag im Laufe der Zeit wiederkehrte, besam die Jugend Raumburgs Kirschchen, und in der Kirche wurde Gott gebaukt für das Große, was er an ihnen gethan hatte.

7. Die Räuberbraut.

Um Johannis Baptisti Tag — in der Regel in den ersten Wochen nach demselben — finden im Merseburger Kreise verschiedene Volkstheaterspiele statt, „das Jungfernstechen, die Räuberbraut wieder holen, die im Wald versteckte Braut suchen“ und anders benannt, mit mehr oder minder modernen Einmischungen. Der Räuberhauptmann

entführt „die Braut“ (am weißen Kleid, Schleier und Kranz kenntlich) mit Hilfe seiner Gefellen in eine einsame (Wald-) Hütte von Stroh, wird von sorgfältig dazu eingerückten „Soldaten“ verfolgt und gefunden, die Hütte wird in Brand gesteckt, die Braut wird gerettet, der Räuberhauptmann muß sich ergeben und wird vor Gericht gestellt. Er erklärt, à la Carl Moor, die Schlechtigkeit der Menschen habe ihn, den nur auf Edles bedacht Gewesenen, zum Räuber gemacht; es soll der Stab über ihn vor dem aufgerichteten Schaafot gebrochen werden, aber ein Adjutant ist zum König geritten und bringt die Begnadigung, ehe der Stab gebrochen ist. Tanzlustbarkeit schließt das Ganze.

In einem andern Spiel hat die weißgekleidete, verschleierte und mit einem Blumenkranz geschmückte „Braut“ sich in einen geheimen Busch versteckt, die jungen Burschen suchen sie und nehmen sie mit dem Kuße: „wir haben die Braut gefunden und sie ist gerettet“ in die Mitte und führen sie zum Tanz. Ein „Handwurst“, in rauhes Kalbfell oder in einen umgekehrten Pelz gekleidet, hat bei der ganzen Lustbarkeit, neben den jungen Burschen einhergehend, die Kinder zu necken.

In einem dritten liest „der Abt“ einem jungen Mädchen, das von den Burschen geführt wird, die Moral, worauf sie ihm sein eigenes Sündenregister vorhält.

In einem vierten suchen die jungen Leute beider Geschlechter „den Juden“, führen ihn aus seinem Versteck in's Dorf, die Mädchen lassen sich alsdann die Augen verbinden und schneiden ihm so den Bart ab; wollen sie ihm auch die Haare abschneiden, so flieht der Jude, die Anderen gehen zum Tanze.

Statt der „Braut“ wird in einigen Dörfern „die Prinzessin“ geraubt.

8. Nachricht von dem Schäfertanze zu Stadt Ilm, im Jahr 1733 aufgesetzt.

Allgem. Liter. Vaterlandsk. 1823, S. 202 f.

Zu Stadt Ilm ist der sogenannte Schäfertanz bekannt, da auf dem Kirchjahrmarkt und vorheriges Aufschreiben der Stadt Ilmer Schäfer bei sechzig und mehr Schäfer von den benachbarten Orten

zum Theil mit ihren Mädchen zusammenkommen, und wenn sie vorher in einem besondern Aufzug dem Beamten einen guten Widder, mit vergoldeten Hörnern und Bändern geziert, überreicht, hernach auf dem Markte und in besonders dazu gemachten Schranken um einen aufgerichteten Tannenbaum zu tanzen und die Vortänzer dabei jedesmal einen blauen Säbel zu führen pflegen. Mit solcher Kurzweil wird fast die ganze Woche zugebracht, und wird dabei kein Schafstnecht von solchen Orten, wo Schmiervieh befindlich ist, gelitten. Dieser Tanz ist etwa vor 16 Jahren wieder aufgebracht worden, nachdem er, wegen eines vor geraumer Zeit dabei vorgekommenen Todtschlags abgekommen war. Zu Magdala soll dergleichen Tanz ebenfalls gebräuchlich sein. Den Schafherren, welche diese Zeit über mit anderen Leuten Haus halten müssen, pflegt dieses sehr unangenehm zu sein, sie können es aber nicht ändern.

„Auf den Montag ist der St. Margarethen Ablass, morgen früh müßt ihr in's Paulinzeller Holz und für unsere Schäfer die schönste Fichte holen, die euch dort angewiesen werden wird“, sprach der Hofmeister des ehemaligen Cistercienser-Klosters zu seinen Knechten.

Den Sonnabend sehr früh vor obgedachtem Montag wurden also nebst der schönen Fichte noch mehrere andere kleine Tännchen und Rainen auf den ehemaligen Hauptwappplatz zu Stadt Ilm angefahren, und ein Plan oder Kreis von 20 bis 30 Schritten lang und breit, mit Einschluß einer großen Hütte, angelegt, in dessen Mitte die Fichte, mit seidenen Bändern und Tüchern am Gipfel, aufgerichtet wurde.

Auf erwähnten Montag, zu Margaretha, früh, versammelten sich alle in den Dorfschaften der fürstlichen Ämter Ilm, Paulinzelle und Ehrenstein und sonstigen benachbarten fremden Ortschaften angestellten Schäfer in der Schäferci unterhalb Stadt Ilm, und nach 10 Uhr begann der feierliche Zug. Voran ging der älteste Schäfer mit bloßem Säbel, dann folgten sechs oder mehr Musilanten mit Schalmeyen und einem Dudelsack, hinter diesen wieder zwei Schäfer und nun kam ein mit vielen seidenen Bändern und Glitterkränzen gepugelter fetter Hammel, von einem Schäfer an einem langen mit messingenen Platten verzierten Riemen geführt; diesem folgte nun der ganze ost

auf 30 bis 40 Schäfern bestehende Zug paarweise, die Schäferstabe auf der rechten Schulter hoch tragend. Abwechselnd wurden verschiedene Schäferstücker geblasen und nach diesen von sämmtlichen Schäfern auf den Fingern gepfiffen.

So ging der Zug durch's Unterthor in die Stadt über den Markt zu ihrem Schäfersplane hin. Der Hammel wurde nun dreimal unter Musik und im Gefolge der sämmtlichen Schäfer um die Richte geführt, worauf der ihn führende Schäfer an der Richte halt machte.

Nun begann ein feierlicher Tanz, wo der älteste Schäfer mit seinem bloßen Säbel voran hüpfte. Mit den nämlichen Wendungen und Sechspielen, die er mit seinem Säbel im Tanzen machte, mußte jeder Schäfer, mit seinem Stabe ebenso sechspielsend, einzeln hinter ihm her tanzen. Bei den seltsamen Schlangenwendungen, die augenscheinlich darauf hingingen, daß von dem ersten der letzte und jüngste Schäfer wieder erreicht werden konnte, kam derselbe niemals ohne eine ziemliche Tracht Schläge davon. Dieser Tanz dauerte ungefähr eine kleine Viertelstunde, dann ging der Zug sammt dem Hammel wieder paarweise und unter fortwährender Musik in den Schloßhof; hier wurde der nämliche Tanz wiederholt. Von da ging der Zug in die Pachterwohnung, wo dieser Tanz abermals durchsprungen wurde. Während dem wurde der ganzen Schäfersgesellschaft aus dem Pachtershause eine große Schleiflanne Bier gereicht, und so wie dieses verzehrt war, ging der Zug wieder paarweise sammt dem Hammel die Schloßgasse herab, durch den Plan hindurch und vor die Wohnung des Herrn Amtmanns. Hier wurde mehrgedachter Schäferanz zum letztenmal durchsprungen und nach demselben der gepuzte Hammel dem Herrn Amtmann als ein Geschenk übergeben. Dann ging der Zug wieder paarweise zurück auf den Plan und in ihre Hütte, wo nachher einer nach dem andern zum Mittagmahle sich verlor. Nachmittags kamen die Schäfers- und Hirtentöchter und Weiber angezogen, und da wurden denn die gewöhnlichsten deutschen Tänze durchgetobt. War die Witterung nicht günstig, so wurden gleichwohl die ersten Ceremonien nicht unterlassen, der Nachmittagetanz aber auf dem alten Kellerfalle vor der Stadt gehalten.

Der Schluß dieses Schäferfestes wurde gewöhnlich schon auf den folgenden Dienstag Nachmittags gemacht, wo der erste Schlangen-

tanz noch einmal mit bloßem Säbel und mit den Schäferstäben durchgesprungen wurde, wobei der letzte aber, mit einem scharfen Beil versehen, während des Tanze der Fichte immer einen Hieb um den andern versetzte, die anderen Schäfer aber mit ihrem Säbel und ihren Stäben die kleinen Tännchen, Maien und den ganzen Plan zusammenhieben. Mit dem Fall der Fichte hörte alsbald der Tanz auf. Einer von den Schäfern sprang hinzu und brach den mit seidenen Bändern gepuzten Gipfel ab. Der nun der beste Springer zu sein vorgab, bekam den gepuzten Gipfel und stellte sich ungefähr 15 Schritte voraus, welcher unter den anderen Schäfern ihm denselben in einem bestimmten Bezirk durch die Gassen der Stadt bis zum Nichtenstod wieder abjagen konnte, der hatte den Preis als der beste Käufer unter den Schäfern errungen, und die Bänder und Tücher waren sein; konnte der erste aber nicht eingeholt werden, so blieb es auch sein. Und Jeder ging wieder nach Hause.

Dieser Schäfertanz hat im Jahr 1800 aufgehört.

9. Kirchweihgebräuche.

Das Kirchweihfest (Kirchweih, Kirmes, Kirmeser) wird in den Dörfern zur Erinnerung an die Einweihung der Kirche, jetzt aber vorzugsweise als ländliches Fest nach Beendigung der Feldarbeiten im Herbst gefeiert. Im Katholischen unterscheidet man noch eine Klein- und Großkirmes. Beide beginnen den Sonntag, jene als eigentliches Kirchweihfest an dem Tage der Einweihung der Kirche, diese als ländliches Fest im Herbst. Im Protestantischen sind beide miteinander verbunden, doch fallen die Kirmesen im westlichen Thüringen vorzugsweise in den Herbst, von Michaelis an (zu Ruhla und Broterode schon zu Jacobi), während im östlichen Thüringen in den Sommer und Herbst. (Kirmesen, die als eigentliches Kirchweihfest in den Frühling fielen, z. B. in Herda zu Pfingsten, sind jetzt in den October verlegt.) Im Weimarischen beginnen dieselben Montags und dauern drei Tage, im Eisenachischen und anderen Ländern früher Dienstag und dauerten die ganze Woche hindurch, jetzt an den meisten Orten den Donnerstag, bis zum Sonntag dauernd.

Unter den Kirchweihgebräuchen sind folgende hervorzuheben, die an den meisten Orten bestanden haben und zum Theil noch bestehen.

1.

Etwa 4 Wochen vor der Kirmeß veranstalten die beiden vorjährigen Platzmeister in einem Wirthshause einen Tanz, wozu alle Burschen, welche ehrliche Junggesellen sind, eingeladen werden um die Kirmeß zu arrangiren. (In Mikhla erscheinen den Sonntag nach Michaelis die Bursche, welche Kirmeß halten wollen, in einem bestimmten Wirthshause ungeladen, wohin sie auch ihr Mädchen, bei welchem sie zu Abend gespeist, Abends zum Tanze führen.)

Die erschienenen Burschen wollen als Kirmeßburschen die Kirmeß unter der Linde halten und verpflichten sich die dabei nothwendigen Kosten für Bier, Branntwein, Musikanten, Miethe des Gelages und etwaiges Schlachten zu tragen. In einigen Orten des Amtes Tiefenort (Frauensee) gibt es neben diesen eigentlichen Kirmeßburschen, die „Gesamnten“ genannt, auch noch „Veidinger“, gewöhnlich ältere Bursche, die sich mit jenen zum Mitmachen der Kirmeß mit einer gewissen Summe von einigen Thalern abfinden und obige Kosten daher nicht mitzutragen haben. Die nächste Aufgabe der Platzmeister ist nun, zwei neue Platzmeister aus den Erschienenen für die nächste Kirmeß zu wählen. Oft geschieht dies schnell, indem Mancher es der Ehre wegen gern wird, oft aber auch nur mit Mühe, ja nicht selten gehen sie auseinander, ohne welche gefunden zu haben. Die Platzmeister haben nämlich für die Anordnung der Kirmeß zu sorgen und das Risiko für die während derselben entstandenen Kosten zu übernehmen. Haben sich zwei Platzmeister gefunden, so wird ihnen von den Burschen und Musikanten ein Hoch gebracht, ein Aubiß genommen und getrunken, was auf Rechnung der neuen Platzmeister geht. Nach dem Tanze um Mitternacht ziehen die Burschen nebst Musikanten in das Haus des jüngsten neuen Platzmeisters, um ein Mahl von Hammelfleisch mit Kartoffelsuppe einzunehmen.

2.

Am Sonntage vor der Kirmeß erscheinen die Kirmeßburschen mit den Mädchen zu einem Tanze im Wirthshause, um die Musikanten zu dingen, d. h. mit ihnen über den Preis der Musik zu unterhandeln. Dieser Tanz ist in Marktsuhl abgestellt, da die Musici alljährlich mit einer bestimmten Summe von den Platzmeistern abge-

funden sind.) Nachts ziehen die Bursche nebst Musikanten zum altern neuen Platzmeister zur Verspeisung eines Gerichtes von Hammelfleisch und Kartoffelsuppe.

3.

Etwa 14 Tage vor der Kirmes muß der Bursche die Gerste (gewöhnlich 2 Megen) zum Kirmesbier liefern. Nachdem dieselbe von einem kundigen Manne des Dorfes gemalzt worden, versammeln sich 8 Tage vor der Kirmes die Bursche zum Brauen des Bieres. Da dies die Nacht hindurch dauert, entschädigen sich dieselben für ihre Arbeit dadurch, daß sie Hühner und Hähne den Leuten (Wünschenfuhl) oder nur den Häusern, wo Kirmesmädchen sind (Marksfuhl) entwenden, um sich ein leckeres Mahl zu bereiten. (Man hat nie gehört, daß wegen dieser Entwendung Anzeige bei der Ortspolizei gemacht worden wäre.) Am nächsten Tage tragen die Kirmesmädchen das Bier in Butten in die Fässer, entweder in einen von der Gemeinde in dem Gemeindewirthshause dazu reservirten Keller (Marksfuhl) oder in den des von den Burschen einem Privatmanne abgemieteten Locales „Gelage“ genannt, wo auch der Branntwein, oft ein ganzes Faß, aufbewahrt wird, worüber die Platzmeister zu wachen haben.

Das Gelage ist das Absteigequartier der Bursche und Mädchen, worin bei schlechtem Wetter am Tage und überhaupt die Kirmesabende gefeiert wird. Im östlichen Thüringen wird der Tanz nicht unter der Linde, sondern auf dem Tanzsaal des Gemeindewirthshauses oder in einer in der Nähe der Kirche erbauten bretterneen Halle abgehalten. (In den meisten Dörfern wird jetzt das Kirmesbier aus Brauereien bezogen.)

4.

Die Kirmes begann früher an den meisten Orten und noch jetzt an vielen den Dienstag. Der Montag ist für das ganze Dorf der Bad- und Schlachttag. Auch die Kirmesburschen schlachten im Gelage oft ein Schwein und machen Wurst. Am Abende wird die Kirmes angeblasen, indem die Burschen mit Musik vom Gelage aus im Dorfe umherziehen. In Marksfuhl besteht der Gebrauch, daß schließlich dem Mädchen des jüngsten Platzmeisters (Vorreihenmädchen) ein Ständchen gebracht wird. An anderen Orten (Wünschenfuhl)

bekommen die Nacht hindurch alle Kirmesmädchen Ständchen. In Dönges bei Frauensee werden die Nacht hindurch Ständchen von Haus zu Haus gemacht, widrigenfalls die Bewohner andern Tags die Verabfolgung des gebräuchlichen Kuchens verweigern.

5.

Kirmes ist für die Dorfbewohner, für Jung und Alt ein Freudenfest. Man ladet sich gegenseitig zum Frühstück zc. und auch Freunde und Bekannte aus der Umgegend ein, und Küche und Keller müssen das Beste hergeben.

Am Kirmesdienstage versammeln sich die Burschen mit den Musikanten Morgens im Gelage. Die Platzmeister erscheinen (Marcksuhl) in Rod und schwarzseidenem Hute, auf der rechten Schulter des Rodes vier lange Bänder, zwei rothseidene und zwei blau seidene, als Ehrenzeichen geheftet, welche den Rücken herabhängen. An anderen Orten haben die Platzmeister ein Bouquet aus gemachten Blumen an der Mütze, von welcher zwei kurze seidene, rothe Bänder herabhängen. Die übrigen Burschen sind ohne Abzeichen, mit Rod oder auch kurzer Jacke und Mütze gekleidet. (Kurze Hosen, lange Zwickelstrümpfe, Schnallenschuhe und mit Gold verbrämte Fetzbartel sind nicht mehr Mode.)

Am ersten Kirmestage ist Gottesdienst. Nach dem dritten Läuten, etwa um 10 Uhr Morgens, ziehen die Burschen vom Gelage mit Musik zur Kirche; voran die Platzmeister, dann die Musici, die Instrumente mit rothseidenen Bändern geschmückt, und einen Marsch blasend, dann die Burschen, nach dem Alter in Reihen geordnet, in die Kirche. Eine Kirchenmusik wird aufgeführt und eine entsprechende Predigt gehalten. Im östlichen Thüringen wird die Kirmeskirche sehr besucht, indem eine Gastpredigt von einem entfernten Geistlichen gehalten wird, im westlichen Thüringen nur spärlich, da die Frauen gewöhnlich noch im Hause beschäftigt sind. Nach beendigtem Gottesdienste zieht die Kirmeschaar in der obigen Ordnung unter Musik nach dem Gelage, um sich hier zu trennen und Jeder zu Hause das Mittagsmahl zu genießen. Sind die Musikanten nicht aus dem Dorfe, so müssen entweder die beiden Platzmeister dieselben die ganze Kirmes hindurch verköstigen, oder die Burschen nach der

Reihe, jeder einen Tag. Nachts schlafen die Musilanten im Gelage auf der Streu. Sind die Musici aus dem Dorfe, so wird ihnen die Selbstverköstigung von den Flaggmeistern oder auch den Burschen vergütet. In manchen Orten (Mihla) wird der Kirmeisbursche bei dem von ihm zur Kirnse geholten Mädchen die ganze Kirnse hindurch verköstigt, erhält Frühstück, Mittagsbrod, Pesper- und Abendbrod und auch wohl ein Gänselein für die Nacht in den Kof gesteckt.

Die Kirchweihpredigt wird dem Pfarrer aus der Gemeindecasse besonders bezahlt, auch gehört ihm das Klingelgeld (Marktsuhl). Außerdem bestanden für Geistliche und Lehrer manche Observanzen, daß ihnen von dem gebrauten Kirmeisbier etwas verabfolgt werden mußte, daß die Heiligen-Meister (niedere Kirchendiener, Altardecker) ein Frühstück mit Gänsebraten gewähren und eine fetze Gans überschicken mußten. (In vielen Orten des Amtes Herstungen.)

Nachmittags ziehen die Kirmeisburschen mit Musil, woran die Flaggmeister, eine weiße hölzerne Bierkanne, worauf die Anfangsbuchstaben des Vor- und Zunamens nebst der Jahreszahl eingebraunt sind, in der Rechten haltend, zu den Honoratioren des Dorfes: dem Bürgermeister, Pfarrer, Lehrer u., um ihnen Ständchen zu bringen, wofür sie tractirt werden. (Das etwa geschenkte Geld gehört den Flaggmeistern.) Die Flaggmeister schenken aber nicht selbst ein, sondern haben zwei Einschenker (entweder Schulknaben oder die jüngsten Burschen). Ist Zeit übrig, so wird vielleicht auch noch zum Tanz unter die Linde gezogen und Abends im Gelage getanzt. An vielen Orten ist es Sitte (Eisenacher Oberland), daß vor dem Gelage besondere Tänze und Fangspiele aufgeführt werden, so oft in dasselbe eingezogen wird.

6.

Am zweiten und dritten Tage Vormittags (Mittwoch und Donnerstag) ziehen die Kirmeisburschen mit den Musilanten im Dorfe umher, den übrigen Bewohnern Ständchen zu bringen. Die Hausbesitzer erwarten die Kommenden in der Hausthüre, die Flaggmeister trinken ihnen eine Gesundheit zu, die Musil macht einen Tusch. Dafür empfangen die Burschen von jedem Hause einen ganzen Kuchen (in Marktsuhl in Geld verwandelt, je nach dem Vermögen, das

den Platzmeistern gehört, womit sie die Musikanten für die denselben entzogene Verköstigung mit sechs Thalern bezahlen). Sind Kirnesmädchen im Hause, so wird eingekehrt, von den Bewohnern aufgetafelt, was die Küche Bestes enthält und die Tafel zu tragen vermag.

Nur der Arme erscheint nicht in der Hausthüre und riegelt vielleicht dieselbe zu. Die empfangenen Kuchen werden in ein Sieb gethan, das auf einem von dem Gemeindediener gefahrenen Schiebekarren oder auf einer von Schulknaben getragenen Bahre steht, und in das Gelage gebracht, wo Burschen, Mädchen und Musikanten davon verzehren. Ist ein Kuchen schlecht, so sind die Burschen im Stande, ihn mit der Bezeichnung des Gebers zur Schande im Gelage anzunageln, daher überall gute Kuchen gegeben werden.

Am zweiten Tage Nachmittags ziehen die Bursche (an manchen Orten mit, an anderen ohne Mädchen) mit Musik unter die Linde zum Tanz. Anfangs wird Blasmusik, später Streichmusik gemacht. Wo die Mädchen von den Burschen nicht zum Tanze geholt werden, finden sie sich von selbst unter der Linde ein (Amt Tiefenort). In Marktsuhl aber ist folgender Gebrauch. Von der Linde aus holt nun der jüngere Platzmeister sein Kirnesmädchen in ihrem Hause ab, welche ihn mit einem Strauß von natürlichen Blumen, um einen polirten Griff gewunden, den der Bursche dem Mädchen Tags zuvor übersendet, und mit einem werthvollen bunten Tuch beehrt, welches, auf der linken Schulter befestigt, den Rücken herabhängt. So geschmückt, das Mädchen am rechten Arm, den Strauß in der linken Hand, kehrt er unter die Linde zurück, wo er mit einem Tische empfangen wird und die Ehre hat, mit seinem Mädchen einen Reichen allein zu tanzen, weshalb auch sein Mädchen Vorreihensmädchen genannt wird. Den Strauß übergibt dasselbe den Musikanten zur Aufbewahrung, und wenn ein Bursche einem Mädchen eine Ehre beim Tanz erweisen will, so holt er den Strauß und tanzt mit demselben hoch in der Hand mit ihm, wofür er an die Musici eine Abgabe (von 1 Groschen) zu erlegen hat.

An vielen Orten (Amt Tiefenort) holen weder Platzmeister noch Burschen Mädchen, sondern diese stellen sich von selbst unter der Linde ein. Die Tracht der Kirnesmädchen im Amte Tiefenort

ist bemerkenswerth. Um den Hals eine Perlschnur oder Koster und einen weißen breiten Spitzenträger, der auf der Brust durch eine Schleife zusammengehalten wird, wovon eine Schnur mit einer Quaste lang herunterhängt, den Oberkörper mit einem Tuchleibchen ohne Ärmel geziert, die weißen Hemdärmel hoch emporgeschlagen, so daß die Arme entblößt und auch bei der kaltesten Witterung bleiben, die Hemdärmel oben mit blauen und rothen Einnähtungen verziert, auf dem Kopfe die bänderreiche Krone mit einem Goldmuster — den kurzen Tuchrock mit hundert Falten, an den Füßen Awißelstrümpfe mit Verblämmungen auf beiden Seiten — so erscheint die Jungfrau unter der Linde.

An anderen Orten holt der Bursche ein Mädchen zum Kirmestanze und erhält von ihm entweder ein theures buntes Tuch, das, auf der Schulter befestigt, den Rücken herabhängt (Metteroda bei Eisenach, Großlupnig und in den katholischen Dörfern), oder auch keines (Mihla); ja der Eigennützigte holt sogar mehrere (Metterode), um recht viele Tücher zu empfangen, die von den Schültern herabhängen und durch eine Schärpe um den Leib zusammengehalten werden.

Die Ordnung und Buht beim Tanze unter der Linde und im Gelage hält ein Pritschenmeister, welcher den dieselbe Störenden die Pritsche fuhlen läßt.

An jedem Tage, sowohl unter der Linde als auch im Gelage, hat sich der Bursche, und falls er ein Mädchen geholt hat auch diesem, wenigstens eine Gesundheit machen zu lassen, wofür er an die Musikanten zahlt (Marktsuhl à Gesundheit fünf Groschen). Bierfuß und Schwapselung sind unter der Linde und im Gelage. Dem vorübergehenden Fremden wird gleichfalls ein Trusch gemacht, wofür das Geld gleichfalls den Musikis gehört. Dieselben haben auch freien Trunk, und die Einschenker stehen stets bereit.

In Mihla, wo die Kirmes den Dienstag beginnt, ist der Haupttag für das Mädchen, wo es seinen Staat sehen lassen kann, der Donnerstag. An diesem Nachmittage ziehen Burschen und Mädchen vom Gelage aus unter Musik unter den Änger (Linde) und von da durch das ganze Dorf und schließlich wieder unter den Änger. Der Bursche, den hohen Hülshut mit dem Bouquet seines

Mädchen auf dem Kopfe, das Mädchen die Perlenkette oder goldene Schaumünzen um den Hals, die an seidenen Bändern reiche theure Mütze auf dem Kopfe, den Tuchrock mit Seide bis zur Taille besetzt und mit schwarzem Sammt eingefast, mit schwarzer verbräunter Tuchjacke angethan. Unter dem Anger angekommen, trennt man sich, um sich zu Hause umzukleiden und den Tanz unter dem Anger zu beginnen.

Am dritten Kirmestage ist es auch Sitte (Marktsuhl), daß die Männer unter die Linde geblasen werden. Die Platzmeister mit den Musikanten ziehen im Dorfe umher und vor jedes Wirthshaus. Erstere laden die Gäste unter die Linde ein und führen sie unter Musik dahin. Hier steht auf einer Tafel ein bieder Butterkuchen, mit Zucker bestreut, welchen die Platzmeister auf ihre Kosten haben backen lassen, nebst Eiqueren, Brantwein, Bier, wovon die Männer essen und trinken, sich eine Gesundheit machen lassen und vielleicht auch ein Tänzchen versuchen. Das Geld für den Tusch legt man auf einen Teller, an manchen Orten steckt man daselbe auch in den Paß.

In Bacha, wo in hiesiger Gegend die letzte Kirmes gefeiert wird (Martini), halten die Honoratioren Felle, das Dienstpersonal seinen Tanz in einem Wirthshause, hat aber das Recht, durch die Stadt zu blasen und den Dienstherrschaften Ständchen zu bringen, wofür es tractirt wird.

7. Das Hammelreiten.

Am vierten Kirmestage, an vielen Orten auch schon am zweiten (Mihla, Großlupnig, Metteroda) wird der Hammel geholt. Die Kirmeschaar zieht vom Gelage aus, voran die Burschen zu Pferde, dann die Musik, die Jungfrauen nachfolgend unter Vortragen einer Fahne, welche aus Tüchern gemacht ist, die die Mädchen geben, und unter Zulauf von Jung und Alt, zu dem Schafhirten auf der Weide. Der zum Schlachten erlorne Hammel wird von den Mädchen mit Bändern geschmückt und in's Dorf gebracht. Unterwegs, wo die Burschen umherreiten und der Hammel von den Mädchen geführt wird, suchen die Männer denselben zu rauben. Gelingt es, so müssen die Burschen ihn durch Schnaps und Bier wieder eintösen. Im Dorfe wird das Opfer umhergeführt, namentlich vor die Häuser der

Honoratioren, wo Kuchen, Bier und Prantwein gereicht wird, und schließlich entweder unter die Linde geführt, wo er unter Trauermusik erstochen wird (Körtha), oder gleich in das Gelage gebracht, geschlachtet, gekocht oder gebraten, wozu die Mädchen Suppe und Salat machen, und verzehrt. Der etwaige Rest wird den nächsten Tag gegessen. Vor etwa zwanzig Jahren wurde in Karlsruhl der Hammel dem Schäfer wieder zurückgebracht.

In Folge des Unfugs beim Hammelreiten, wobei Mann und Roß stürzen und sterben, auch in Folge des Mangels an Werden durch Einführung der Separation, ist dasselbe an vielen Orten abgeschafft. Im Eisener Oberlande ist es wegen Pferdemangels nie gebräuchlich gewesen.

Die Burschen reiten darauf auch gern noch auf andere Dörfer, um sich sehen zu lassen. In Kieselbach bei Tiefenort nehmen die Mädchen die Fahrentücher wieder zurück, an anderen Orten verbleiben sie den Burschen.

An einigen Orten (Mihla, Großlupnig) besteht am zweiten Tage am Mittwoch zwar noch das Reiten, auch Hammelreiten genannt, es wird aber kein Hammel mehr geholt. Es sei erlaubt, das Hammelreiten zu Mihla zu schildern.

Hier wird die Kirmes noch großartig gefeiert und jeder ehrliche Bursche hält darauf, dieselbe mit seinem Mädchen mitzumachen. Unehrliche und Gefallene müssen den Anger (Linde) scheuen und sich mit dem Wirthshause begnügen. Der Reittag ist für die Burschen der interessanteste Kirmestag. Reich und Arm streut sich darauf, und mancher Arme wird Schnitter auf einem der Güter daselbst, um von der Herrschaft zur Kirmse ein Pferd zu erhalten, ja stellt dies mit als Bedingung seiner Arbeit. So ergibt sich eine Reiterchaar von 70 bis 80 Mann, die unter militärischer Führung von Major, Hauptmann, Lieutenant steht, wobei beim Ausrücken selbst der Doctor mit dem Pflasterkasten im Falle eines Unglücks nicht vergessen ist. Die zu diesen Chargen außersehenen reichen Burschen sind mit der rothen Husarenuniform weimarischen Landes gekleidet, welche jedem etwa 24 bis 30 Thlr. kostet, und haben auf dem Kopfe einen hohen Filzhut mit Bouquet und weißem Federbusch aus Hahnsedern, an der Seite einen Säbel. Diese Husaren werden keine Flakmeister, können aber Jahre-

lang Husaren wieder werden. Die übrigen Bursche sind in der gewöhnlichen Tracht, ohne Sabel, aber auf dem Kopfe einen Filzhut mit Bouquet und weißem Federbusch. Am Dienstag Abend sendet der Bursche seinen Hut zu seinem Mädchen, um ihn am Mittwoch früh mit jenen geschmückt abzuholen. Am Mittwoch Morgen 5 Uhr wird vom Trompeter zum Füttern der Pferde geblasen, um 6 Uhr zum Satteln. Hierauf reitet der Bursche zum Mädchen seinen mit dem Bouquet geschmückten Hut abzuholen. Der Ritt geht auf die benachbarten Dörfer Lauterbach, Bischofroda und Berka $1\frac{1}{4}$ Stunde weit. Dahin ist bereits eine Deputation geritten, die Schaar anzu-melden. Mit Musik reitet die Schaar aus Mihla, der Fahnenträger eine schwarzrothgoldne Fahne schwenkend, die chargirten Husaren sprengen vor- und rückwärts. Auf dem nach Lauterbach sich hin-ziehenden Wiesengrunde wird nun um die Wette geritten. Vor den Dörfern ordnet sich die Schaar wieder, zieht mit Musik ein und vor die Güter daselbst, wo sie, ohne abzustiegen, tractirt wird. Nachdem von einem der Husaren dem Hausherrn seiner Familie und den etwa anwesenden Gästen ein Hoch angebracht und der Dank für die Be-wirthung abgestattet ist, zieht die Schaar weiter. Während dessen ist eine Deputation nach Mihla zurückgekehrt, den Honoratioren an-meldend, daß um Mittag die Reiterei vorsprechen werde. Dies ge-schieht Nachmittags in der oben beschriebenen Weise. Nach Beendigung reitet Jeder nach Hause, sich und das Pferd der Ruhe überlassend. Für manchen der Husaren stehen für diesen Tag mehrere Pferde bereit, die er benutzt und unter denen das Hauptpferd schon während der Saatzzeit geschoont wird und besseres Futter erhält.

In Großlupnitz verläßt das Hammelreiten auf ähnliche Weise. Man reitet entweder auf benachbarte Dörfer, oder auch bis Eisenach zum Gasthof zum Schwan.

In Berka an der Werra war vor 50 Jahren an die Stelle des Hammelreitens das Fahrenreiten getreten, das auch abgekommen ist. Dasselbe fand Freitags statt. Schon am Donnerstag Abends wurden die berittenen Burschen, Soldaten gleich, in der Stadt ein-quartirt und von ihren Wirthen solenn bewirthet. Freitag's Morgens wurde vom Trompeter von 5 Uhr früh an nach einander zum Füttern der Pferde, Satteln und Ausrücken geblasen. Voran in den Wiesen-

forst war bereits eine Lanzenschaar mit einer aus drei werthvollen Tüchern gefertigten Fahne gezogen, welche von der nachfolgenden Cavallerie erobert werden mußte. Jedem Herausprengenden wurden die Lanzen entgegengehalten, bis endlich einer das Glück der Eroberung hatte, worauf die Cavallerie mit der Fahne die Infanterie gefangen mit sich führte. Da die Thore der Stadt des feindlichen Ueberfalls von Seiten der Cavallerie wegen geschlossen worden waren, so hatte letztere Zimmerleute, verkappt und mit langen Bärten, bei sich, welche durch Werkzeuge das Thor erbrechen mußten, worauf sie im Triumph in die Stadt einzog. Der Fahneneroberer blieb im Besitze derselben, mußte sich aber durch einen Schmaus revanchiren.

8.

Am Sonntag Morgens während der Kirche wird von den Flammmeistern den Durschen die Rechnung gestellt. Nachmittags wird unter der Linde und Abends im Gelage bis zum frühen Morgen getanzt.

9.

Am Montag Morgens ziehen die Durschen verkleidet und geschwärzt, einen Korb auf dem Rücken tragend und allerlei Narrentheideinge ausführend, im Dorfe umher, besonders bei den Mädchen, Eier, Speck und Wurst zur Bereitung eines pikanten Mahles einzusammeln, das im Gelage bereitet und verzehrt wird. Die Flammmeister lassen sich bei der Einsammlung durch die Einsammler betheiligen.

Gegen Abend zieht nochmals die Kirmesgesellschaft mit Musik unter die Linde, die Kirmes zu begraben. Unter Trauermusik, wobei auch die Mädchen einige Thränen vergießen, wird ein Loch gemacht und Bier und Brauntwein hineingeschüttet, oder auch eine Bouteille mit Brauntwein begraben, worauf das Loch zugeworfen, ein lustiges Lied gesungen, Freudemusik gemacht wird und die Schaar unter Jubel nach dem Gelage sich begibt, wo man sich nach einigen Stunden trennt.

10. Die Kirmes in Wolfschringen.

Das Dorf Wolfschringen liegt vier Stunden von Gotha und ebenso weit von Eisenach. Um das ganze Dorf lief sonst ein tiefer Graben, dessen Aufwurf nach dem Dorfe zu, d. h. einwärts, gleichsam einen Wall bildet. Mitten im Dorfe beim Kirchhofe auf

einem kleinen Hügel ist ein mit Linden besetzter Platz, ringsherum mit großen Steinen eingefast, damit Niemand darüber fahren oder reiten kann. Er heißt der Gemeinde-Anger. In dessen Mitte unter der Hauptlinde ist ein großer Stein als Tisch, den vier kleinere Steine tragen. Auf diesem Plage versammelt sich die Gemeinde zu öffentlichen Verathungen, hier werden die herrschaftlichen Verordnungen vorgelesen und die Hochzeits- und Kirmestänze gehalten, wo man sich paarweise um den mittleren Baum und Stein fortwälzt. Zur Kirmes wählen die jungen Burschen aus ihrer Mitte einen Platzmeister, bestimmen ein gewisses Haus zur Herberge, wo sie sich versammeln und den herkömmlichen Geseßen unterwerfen, deren Vollziehung der Platzmeister zu beaufsichtigen und deren Uebertretung nach der festgesetzten Weise zu strafen hat. Nach feierlichem Kirchzug unter klingendem Spiele zieht der Platzmeister mit dem Platzknecht und einigen Dorfburschen mit Musik von Haus zu Haus. In der einen Hand hält er ein Glas, mit Bier gefüllt, in der andern einen Rodmarinstengel. In jedem Hause bringt er dem Hauswirth aus dem Glase eine Gesundheit zu, das der Hauswirth mit den Seinigen auf aller Burschen Wohlsein austrinkt und gefüllt wieder zurückgibt. Der Platzmeister und sein Knecht bitten um einen Ehrentanz, der in der Stube mit der Tochter oder Frau vom Hause gemacht wird und empfängt bei seinem Abziehen einen großen runden Kuchen. Ein Knecht sammelt alle Kuchen in ein Sieb und führt sie auf einem Schubkarren hinter dem Zuge her. Beim Pfarrer wird der Anfang gemacht, wenn er und seine Gäste bei Tische sitzen, und so geht es dann weiter zum Schulmeister u. s. w. Nachmittags beginnt der Tanz unter den Linden. Unter Vortritt der Spielleute mit Ruthen in den Händen ziehen sie unter die halbgrünen Linden, hüpfen nach einer gewissen Melodie einigemal im Kreise um den großen Stein herum und theilen sich dann, um einzeln aus dem Dorfe die Mädchen zum Tanz abzuholen. Jedes Mädchen heftet ihrem Tänzer an die linke Schulter ein seidenes Tuch, geht in weißen Hemdärmeln und Nieder hinter ihm auf den Gemeindeanger zu, wo sie am Steintisch, worauf große hölzerne Kannen, auch Eimer voll Bier stehen, mit dem Festglas empfangen und ihr zugetrunken wird. Nachdem sie daraus Allen Bescheid gethan, beginnt der Tanz. Der Platzmeister

hat den Vorreihen. Die Freude dauert bis 10 Uhr. Am folgenden Morgen versammeln sich die Burschen zu einem Morgenimbiss, der aus Warmbier und Kuchen besteht. Des Vormittags und Nachmittags wird wieder getanzt. Der dritte Tag aber ist der feierlichste. Mit Goldpapier werden Hüte und Röcke besetzt, Jedermann bewaffnet sich mit Degen und Pistolen. Man bindet einige seidene Tücher und Bänder an einen Stock, den der Platzknecht als Fahne trägt. Alle besteigen ihre Pferde und reiten mit den Spielteuten auf's Feld zur Heerde, um dort einen Hammel abzuholen. Unter Musik wird derselbe mit rothen Bändern geschmückt, von dem Wexger auf's Pferd genommen und mit Feierlichkeit nach dem Dorfe unter die Linden auf den großen Stein gebracht und dort unter Tanz und Jubel geschlachtet. Abends gibt es einen Schmaus, man spielt um Äpfel und Rüsse. Der Hammel und ein Gericht Schweinefleisch beschließen die Kirmes.

Kennigsch in *Ortters Vögel*, III, p. 111.

Vögel Nord. Reichthums, S. 669.

Zeichn. f. deutsch. Vögel, III, S. 103.

II. „Der Erbsenbär“ in Schwarzburg-Sondershausen.

Am dritten Kirmestage versammelten sich die jungen Burschen in den Ortschaften von Schwarzburg-Sondershausen nach vorher geschehener Verabredung und Erlaubniß in der Scheuer eines Bauern, wo einer der Burschen, der sich zum Bär hergab, über und über im Erbsenstroh eingebunden wurde. Man verlängerte sein Gesicht durch Erbsenstroh zum Bärengeichte und band ihm einen Schwanz desselben Strohes an, setzte ihm Ohren an und gab ihm auch einen Stod in die Hand, an welchem er, wenn er nicht auf allen Vieren kroch, unter Gepfeife, Rufen und Schlägen sich aufzurichten, zu gehen und zu tanzen hatte. Ein anderer Bursche in schlechter ärmlicher Kleidung, mit verschabtem Hute, einer Peise oder Geige, war der Führer des Bären, der an einer Kette geführt in Bärenweise bald auf zwei, bald auf vier Füßen gehend furchtbar brummte und brüllte, zumal wenn er bei angenommener Widerspenstigkeit Stodschläge erhielt, sich auch grimmig schüttelte, auf seinen Führer lossprang, sich niederwälzte und nicht weiter gehen wollte. Die Schaar der Begleiter ließ bei diesen Sprüngen, Streichen und Wendungen Jubel und Lachen erschallen, besonders aber, wenn der Bär sich losriß oder die Kette

nachgelassen wurde, so daß er unter das Volk springen und ein junges hübsches Mädchen erfassen, in seine Arme schließen und es mit seiner gräßlichen Schnauze küssen konnte.

Der Barentreiber hatte an seiner Seite eine Frau, die meist ein verkleideter Bursche war und in ärmlichster Tracht, mit einem Korbe auf dem Rücken oder einem Sack an der Seite versehen, unter lauterwelschen Worten Geld, Brod, Kuchen, Eier, Fleisch vor den Häusern einsammelte und sich unverständlich mit ihrem Manne, dem Bärenführer unterhielt. Der Umzug ging von Haus zu Haus und zuletzt wieder in die Schenke, von der er ausgegangen war, zur Abmachung zurück. Ein Tanz und ein gemeinsames Verspeisen der Collation machte den natürlichen Schluß.

Verhandlungen 10., p. 251 f.

12. Die Kirmes begraben.

Zu den bei der Kirmes üblichen Vergnügungen gehört in Schmalkalden auch die Sitte, sich in allerlei Thiere oder sonst zu verkleiden und in solchen Aufzügen auf den Straßen herumzuziehen.

Wagner, Schmalkalden, p. 374.

Vergl. Galetti, Gesch. Thüringens, Bd. I, S. 157.

In Kursedorf und Hengelbach wird nach Ablauf der Festtage „die Kirmes begraben“. Die Burschen tragen eine in einer Schachtel verschlossene Puppe durch das Dorf und verbergen sie in eine Grube, um sie im nächsten Jahre wieder auszugraben und bei Laternenchein in's Dorf zu holen.

Vergl. Kuhn, weisl. Gebr.

13. Das Klöppel- oder Keulenspiel

wird in dem nördlichen Theile des Orlagaues, namentlich an den Ufern der Werra und Saale bei Orlamünde, Heiligen und Schmitten unter den dortigen Landleuten gespielt. Man befestigt nämlich eine feste Schnur an dem Träger der Stube und bindet eine starke hölzerne Keule an dieselbe, doch so, daß diese Keule den Boden der Stube nicht berührt, sondern eine Viertelelle ohngefähr von demselben entfernt ist. Unter diese Keule stellt man hierauf einen hölzernen Teller und setzt auf diesen ein mit Bier gefülltes Glas. Während nun ein junger Pauer diese mächtige Keule in Schwung bringt, lüet der andere, welcher den Freudenbecher ausleeren soll, geschwinde nieder und versucht, das mit Bier gefüllte Glas anzutrinken, welches aber selten

gelingt. Erreicht der junge Bauer seinen Zweck nicht, so muß er es von Neuem versuchen, bis er es ausgekostet hat.

Wörter in der Parödie, Bd. IV, p. 49.

14. Das Ziegenschleppen oder Bodenspiel.

Eine Leine wird an den Träger der Stube befestigt und zwar so, daß diese Leine eine große Schlinge bildet. Hierauf legt sich ein junger Bauer mit dem Bauche in diese Schlinge und schaukelt sich hin und her. Die Ziege, welche aus einem Erdbäpel gemacht wird, in welchem vier hölzerne Leine eingestochen sind, wird unter den Bauch des Bauers gesetzt. Hierauf schaukelt er sehr geschwind, bis er mit dem Munde die Ziege ergreift und so hin und her schleppt. Dieses Spiel ist im Orlagau sehr gewöhnlich.

Derselbe a. a. O.

13. Verschiedenes.

1. Wie sonst zänfische Frauen bestraft wurden.

„Wenn sich zwei Weibes Personen mit einander schlagen oder raufen, die verbüßen solches dem Rathe mit einem Nick gutes Schreibepapiers, und vor einen Schilling grün Siegel Wachs, welche Strafe sie selbst eigener Person auf's Rathhaus überantworten sollen: Schelten, schmähen, schänden sie aber, oder handeln sonst einander übel an, wird eine jede mit fünf Schillingen gestraft.“

„Welch Weib ihren Ehemann raufft oder schlägt, die soll nach Befindung und Umstände der Sachen, mit Gelde oder Gefängnis gestraft werden, oder da sie des Vermögens, soll sie des Rathes Dieners einem zum Kleide Wullen gewandt geben.“

„Da aber ein Exempel gefunden werden sollte, daß ein Mann so weibisch, daß er sich von seinem Weibe rauffen, schlagen und schelten ließ, und solches gebührlicher Weise nicht eifert oder klaget, der soll des Rathes beyde Stadtschlichter mit Wullen gewandt kleiden oder da ers nicht vermag, mit Gefängnis oder sonsten willkürlich gestraft, und ihm hierüber das Dach auf seinem Haupte abgehoben werden.“

Ständeburger Statuten v. J. 1574 (Waltz, Beiträge, V, 87 f.)

„Schlagen sich Weibes Personen, so sollen sie an das Hals-Eisen treten, oder jede einen Sad voll Haser mit einem rothen Bande

zugebunden zur Straffe vor den Rath bringen, davon die Helfte An-
 Obrigkeit zu liefern."

"Läßt sich ein Mann von seinem Weibe verschimpfen, reißen
 und schlagen, soll Er den Rathsdienereu kleiden, Sie aber an das
 Hals-Eisen treten und dem Manne öffentliche Abbitte thun."

Statuten des Städtichen Rathes v. J. 1611. (Wolz, 1614. p. 125 f.)

2. Glodentaufe.

Wurde eine neue Glode gekauft, so mußte Geld da sein. Da
 wurden so viele Gevattern dazu ersucht, die da wascher spendiren mußten.
 Der Stadtrath zu Schmalkalden wurde 1512 nach Schleußingen
 zur Glodentaufe invitirt, da denn die Deputirten des Rathes 3 fl.
 wegen gemeiner Stadt verehrten. Ich will hier gedenken, was bei
 solcher Glodentaufe absorbiert worden.

Die Gloden durften nur die Weihbischöfe oder Unterbischöfe
 und sonst keine Andern taufen, und man sagte, es könnte eine solche
 getaufte Glode den Teufel, Gespenster und große Gewitter vertreiben,
 ja wenn sie geläutet würden, wären sie den Seelen der Verstorbenen
 gar gut. Daher wurden so viel Leute, die bei Mitteln, zusammen-
 gebeten, als man haben konnte, so als Pather an ein langes, an die
 Glode gebundenes Seil neben einander greifen und dem Weihbischof
 den Namen der Gloden nachsprechen mußten. Darauf wurde der ge-
 taufte Glode, nachdem man um dieselbe herumgegangen, solche mit
 Weihwasser und Salz besprenge gewaschen und dieselbe geschmiert,
 mit Kreuzen bemerket, veräuchert und gewisse Gebete dabei gethan,
 ein Westerkreuz wie getauften Kindern angelegt; der Weihbischof mit
 seinem Caplan und Dienern wurden köstlich tractirt, der Weihbischof
 noch dazu mit einem Geschenke versehen und dabei alle geladenen
 Pather der Gloden so gespeiset, daß ofters in einem schlechten Dorfe
 etliche 100 fl. aufgegangen (Paulini Zeitt. Lust. III, 282. Olearii
 Syntagma p. 364). Vergl. Horkleder de bell. Germ. Tom. I. lib.
 I c. I. Fol. 17.

Wolff Weiskopf, histor. Schmalkaldica, 3. Buch, 3. Cap., §. 12. Abs.

Als Beispiel eines Gevatterbriefes, durch welchen zur Gloden-
 taufe eingeladen wurde, führen wir folgenden an, welchen der Kirchen-
 patron und die Kirchenvorsteher von Groß-Margula im Jahre 1516
 an den Rath zu Tennstädt schickten:

Unsere freundliche Dienste zuvor.

Chrsame, weise Herrn. Wir seind Willens, wills Gott, unsere Mochen auf den Sonntag Exaltationis S. Crucis nechst kommende nach Ordnung der heil. Christl. Kirchen zu weihen und taufen zu lassen: Ist unsre gütliche Bitte, wollet auf vorermeldete Zeit um Gottes Willen bei uns sampt andern unsern guten Freunden erscheinen, und Gros Pathe mit seien. Wollet das Lohn von dem Allmächtigen Gotte und dem Patrono S. Sixto und der H. Jungfrauen S. Juliane nehmen. So wollen wirs willig gerne verdienen.

Datum Sonntag nach Egidij anno 1516.

Curt und Claus Bizthum von Elßed
samt den Altarleuten.

3. Das Fahnenrecht.

Das Fahnenrecht in Broterode besteht in Folgendem: 1. Beim Kirchweihfest wird auf dem Kirchthurm, wie auch an der Schenke eine Fahne, darin das Bergwappen — der Rül und das Schlagreiß — befindlich, unter dem Geläute der Mochen aufgesteckt, welche acht Tage unabgenommen bleibt, in welcher Zeit jeder Einwohner Freiheit hat, fremdes Geträuf zu schenken, von welchem der Gemeinde nichts, dem Landgrafen nur die Trunksteuer entrichtet wird. 2. In den gemeinen Wässern um den Ort herum dürfen die Inwohner fischen. 3. Diejenigen, so ein crimen capitale begangen und ausgewichen, können in dieser Zeit bei den Ahrigen sich wieder einfinden. Nach dieser achttägigen Zeit wird diese Fahne unter dem Geleit wieder eingenommen und das besondere beneficium hört sodann wieder auf. Ueberdies hat die Gent auch das Blut- oder peinliche Halsgericht, worin die Appellation an das Oberamt in der Stadt nicht stattfindet, sondern die verschickten und remittirten Acten müssen ohne Promulgation nach Kassel zur Revision geschickt werden, worauf der Executionsbefehl von dort an den Beanten in Broterode ergeht.

Diese Privilegien sollen von Kaiser Carl IV. herrühren. Zum Andenken dessen ist bei dem Broteroder Gericht ein großer Stein zu sehen, den man den Carlstein nennt.

Verfähet a. a. O., 2. Band, 14. Cap., §. 5 (um 1720 geschrieben).

4. Feuerzeller.

Der Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar befehlt, daß hölzerne Zeller mit einem Feuerpfeil versehen in allen Städten und Dörfern angeschafft werden, welche als Löschmittel bei Feuerbrünsten gebraucht werden sollen.

Wir von Gottes Gnaden Ernst August Herzog zu Sachsen &c. &c. &c. fügen hiermit allen unsern nachgeordneten fürstlichen Beamten, adelichen Gerichtshaltern und Räthen in deren Städten zu wissen; wasmaßen Wir aus tragender Landesväterlichen Fürsorge alles was nur zur Conservirung unserer Landen und getreuen Unterthanen gerreichen kann, sorgfältig vorsehen zu verordnen. Wenn nun durch Brandschäden viele in großer Armuth gerathen können, daher dergleichen Unglück zeitig zu steuern, Wir in Gnaden befehlen, daß in jeder Stadt, und in jeden Dorf verschiedene hölzerne Zeller, worauf schon gegessen und mit der Figur und Buchstaben, wie der beigezeichnete Abriß besaget, des Freitags bei abnehmenden Monde, Mittags zwischen 11 und 12 Uhr mit frischer Tinte und neue Feder beschrieben vorrathig seyn, sodann aber, wenn eine Feuerbrunst (wofür doch der große Gott hiefige Landen in Gnaden bewahren wollte) entstehen sollte, ein solcher aus bemelteter maßen beschriebener Zeller mit jenen Worten im Namen Gottes in's Feuer geworfen, und wofern das Feuer dennoch weiter um sich greifen sollte, dreimal solches wiederholt werden soll, dadurch dann die Muth ohnsehlbar gedämpft wird, dergleichen Zeller nun haben die regierenden Bürgermeister in denen Städten, auf dem Lande aber die Schultheißen und Schöpffen in Vorrath auf zu behalten, und bei entstehender Noth, da Gott für sei, beschriebenermaßen zu gebrauchen. Hiernächst aber weil dieses ein jeder Bürger und Bauer zu wissen nicht nöthig ist, solches bey sich zu behalten, hierinnen vollbringen dieselben unsern gnädigsten Willen, gegeben in Unserer Residenz Stadt Weimar den 24. December 1743.

Ernst August H. z. S.

5. Eideckleistung in Burgau.

„Wenn Einer hiebevor im Amt Burgau den Eid ablegen sollte, mußte er auf genugsame Caution etliche Heiligen zu Prüfniß auf seine Unkosten nach Burgau schaffen, da gemeiniglich die Land-

gerichte zu der Zeit gehalten wurden. Dasselbst mußte er sich vor Gericht barfuß ausziehen, und also barfuß die Heiligen auf den Schindanger tragen, sie auf ein seidenes Tuch legen, und bei einem brennenden Wachlicht knieend den Eid ablegen; daher die Spruchwörter entstanden sein mögen: ich will dir nicht alle Heiligen hertragen; ich will dir nicht bei allen Heiligen schwören. Dieser Gebrauch ist aber anno 1529 durch Johann Friedrichen, Churfürsten zu Sachsen abgeschafft worden."

Normann, die Reichsgrafen und Burgrafen von Kirchberg, p. 68.
 Nator, Geogr. Jon., p. 318. Idem in Archib., Jon. p. 258 ed. 1681.
 Schillingen.

6. Riegenhain.

„Es hat Herr Friederich von Wensau (der vor wenig Jahren verstorben), bei Aufführung eines neuen Hauses auf seinem Gut in gedachtem Riegenhain eine kupferne Münze in der Größe eines harten Thalers gefunden, worauf eine Kiege bis an den halben Leib auf einem Postament, ganz frei an einem leeren Flecke, rund herum in Form eines Grenzes, mit Wald umgeben, geprägt gestanden, um das Bild herum sind unterschiedene Figuren knieend vorgestellt, auch an dem Rande eine alte unleserliche Schrift zu sehen gewesen."

Normann, ebenk., p. 68.

7. Tracht der Weiber in Proterode.

Die Weiber verhüllen das Haupt mit einer Haube von Pelz, auch mitten im Sommer, mit unterlegter weißer Leinwand, das Gesicht mit einem weißen Schleier, daß nichts als die Augen, Nase und Mund frei ist. Den Oberleib bedecken sie mit einem sehr kurzen Brustwamschen zugeschnitten. Sie tragen einen sehr langen, gefalteten, etwas aufgeschürzten Rock, den sie Särkes nennen. Ihre Beine sind von der Kniescheibe an bis an die weit aufgeschnittene Schuhe mit dicker, von weißer Wolle verfertigten Strümpfen, die sie Hosen nennen, versehen, so daß Derjenige, welcher dergleichen Bild am ersten erblickt, meinen sollte, er sähe einen Papanz. Obgleich die Mannspersonen sich nach der Mode richten, so bleiben die Weiber meistens unveränderlich bei ihrer Tracht.

Geißhöfer, histor. Schminkebilder, 2. Buch, 14. Cap. 4. d.

8. Kleidertracht im Rudolstädtschen.

Sonderbar nimmt sich die Tracht vermögender Bürgerfrauen am Sonntage aus. Ein großer blauer, feiner Tuchmantel, dessen ausgezackter kleiner Kragen mit handbreiter Goldborte besetzt ist, umschließt den Körper in weiten Falten und auf dem Kopfe sitzt eine ellenhohe, von Gold strogende Grenadiermütze, die hinten einen mächtigen Busch von kostbarem Bande hat. Dieser Anzug soll oft über hundert Thaler kosten. Vaterlandsfreund, Wahlst. 1841, p. 400.

9. Alte Kleidertracht zu Kreuzburg an der Werra.

Paulini, geistföhrnde Fuß. II. 670.

„Wenn wir die Tracht der damaligen Stadt jago sehen sollten, würden wir darüber lachen, und wenn die Verstorbenen unseren Plunder sähen, würden sie sich kreuzigen und segnen. Die reichen Leute hatten Teufel um; war ein silberner Gürtel, da hingen Glöcklein an, wenn einer ging, so schellte es um ihn her. Das Mannsvolk hatte Kappen, da waren wollene Traddeln (Trod-deln) daran, Ellen lang, und legten die über eine Seite (schief). Ihre Schuhe waren vorne spizig, fast Ellen lang, und auf den Seiten geschnürt mit Schnüren, und Holzschuhe mit Schnäcken (Schnäbel), auch ellenlang. Ja, Einige machten vorne an die Spitze Schellen. Auch hatten die Männer Hosen ohne Gesäß, bunden solche an die Heenden. Die reichen Jungfrauen hatten Röde, ausgeschritten hinten und vorne, daß die Brust und der Rücken fast bloß waren. Die adlichen Frauen hatten geschwänzte Röde, vier oder fünf Ellen lang, so die Knaben nachtrugen. Die Frauen und Mägde hatten an Röden doppelt dicke Säume, Hand breit; die reichen Weiber silberne Knäufe (Knöpfe) oder breite silberne Schalen an Röden, von oben bis auf die Schuhe, die Mägde trugen Haarbänder von Silber und verguldeten Spangen, und hangende Blammen zum Geschnud auf den Häuptern. Die Weiber trugen auch lange Mäntel mit Falten, unten weit, mit einem zwiefachen Saum, handbreit, oben mit einem dicken, gestärkten Kragen, anderthalb Schuh lang, und hießen Kragenmäntel. Die Kriegerrüstung war eine Armbrust mit einem Stegreif. Oben das ward, wenn man's spannte, eingetreten mit einem Werkzeug, das hieß ein Krid, gemacht von starken Riemten oder Seiden und einem Haken.

Auch war ein Kleid, das hieß *Neyle*, gemacht von doppeltem Parchent, mit Baumwolle gefüllt und durchstepppt, so daß nicht leicht ein Pfeil durchdringen konnte; auch ein hölzernes Schild, oder ein Bruststücken, oben breit, mitten rund und etwas erhaben, unten fast spitzig, auswendig gemalt, inwendig mit einem Riemen, da man's konnte bei tragen. Auch hatten sie Hämmer von Parchent; mitten waren doppelte Kragen von Lach, mit Leig zusammengekleistert, und kurze Röcke mit zweien Hüften; kaum wurde der Hinterste damit bedeckt. Das war damals die Kreuzburg'sche Kleidermode." Die Zeit geht aus dem Zusammenhange nicht genau hervor, doch muß es vor dem sechszehnten Jahrhundert gewesen sein.

10. Kleiderluzus in der Vorzeit.

Unser Kleiderluzus scheint eine Kleinigkeit oder ein glänzendes Stend zu sein im Vergleich zu einem Statut, welches der Rath zu Erfurt im Jahre 1420 gab. „Männer und Weiber sollen weder goldene noch silberne Tücher, Sammet- und seidene Kleider und die Frauen in Allen nur 4 Mark Silber an allen ihren Kleidern und 8 Loth Perlen tragen. Gestirte und goldene Bänder sollen ab sein. Sie sollen auch keine Krone, Halsband, Haargefäßen, Haarband, Kränze noch Fassungen mehr tragen. Die Junter und Männer sollen nur 4 Mark Silber am Gürtel und 4 Mark an allen übrigen Kleidern tragen. Weder Mann noch Frau soll mehr als 3 Kleider gefüllt mit Hundwerk als mit Hundwerkstücken, Wäunern, Wädern und Ermel tragen. Niemand soll auch über 4 Schlingen und Yaden an einem Kleide tragen. Alle Frauen, jung und alt, sollen geschleiert zur Kirche gehen, auch in Schleiern oder Bügeln zur Hochzeit kommen. Keine Krämerin noch Dienstmagd soll Perlen zum Kranze oder Haarband tragen; doch dürfen sie ein silbernes Haarband für ein halb Mark haben.“

1420. Statutenb. 1893. p. 290.

11. Die Prantschan in Schföhlen.

In dem Dorfe Schföhlen, drei Stunden von Naumburg, fand in alten Zeiten alljährlich eine Wallfahrt statt, die mit dem eigenthümlichen Namen „die Prantschan“ bezeichnet wurde. Der Zusammenfluß vieler Menschen bei dieser Gelegenheit veranlaßte

Kramer, dahin zu ziehen und es entwickelte sich daraus eine Art Jahrmart, zu dem es aber an der landesherrlichen Concession fehlte. Im Jahre 1649 ward daher gebeten, die Braunschan in einen ordentlichen Jahrmart zu verwandeln.

Wachsmuth und Weber, Archiv f. d. Sächs. Gesch., I. Bd. S. 178.

12. Der Freipsennig in Erfurt.

Von den Fleischbänken in Erfurt mußte dem Erzbischof jährlich der Freipsennig gezahlt werden. Dabei war es Gesetz, daß dieser Freipsennig den nächsten Freitag nach St. Martinstag vor Tage, und zwar ehe man die Ränze vom Scheine des Tages erkennen konnte, entrichtet werden mußte. Derjenige, der dieses verabsäumte, war zur Buße verfallen. Diese Buße bestand in einem Schweinebraten, den der Erzbischof in der Fleischbank von dem besten Schweine und aus dem ganzen Schweine konnte schneiden lassen. Jeder Freipsennig galt einen Braten.

13. Zu Hscheiplig bei Freiburg, wo die Grenzlinie mitten durch die Scheuklube lief, mußte bei dem fünfjährigen Hurengang jedesmal ein Bürgersohn rückwärts zum Stubensfenster hineingehoben werden, um die Thür von innen zu öffnen, und man unterließ nicht, seinen Namen in das Protokoll aufzuzeichnen, damit die alte Gerechtsame unverbrüchlich gewahrt bliebe.

Helenfranz, near Zelliker, I. B. p. 4.

Primm, Rechtsalterthümer, p. 126.

14. Die Vielröder tanzen.

Wer früher Pänderei in der Gemeinde Vielrode erwarb, mußte seinen Eintritt in dieselbe mit einem festlichen Schmause feiern und alljährlich, wenn die Gemeinderrechnung vorgelegt werden sollte, bekränzten die Vielröder Gemeindeglieder den derzeitigen Schulzen und führten ihn im feierlichen Auge nach dem Rathskeller, wo man bei Ruzil und freiem Bier bis tief in die Nacht hinein fröhlich war. Jetzt ist Alles anders geworden. Der in die Gemeinde Eintretende gibt keinen Schmaus mehr und der Schulze wird auch nicht mehr bekränzt in den Rathskeller geführt, aber noch vor wenigen Jahren „tanzen die Vielröder“, d. h. sie hielten beim jährlichen Abschluß der Gemeinderrechnung bei Ruzil und freiem Bier einen Tanz.

Pupal, das Gießfeld, p. 100.

